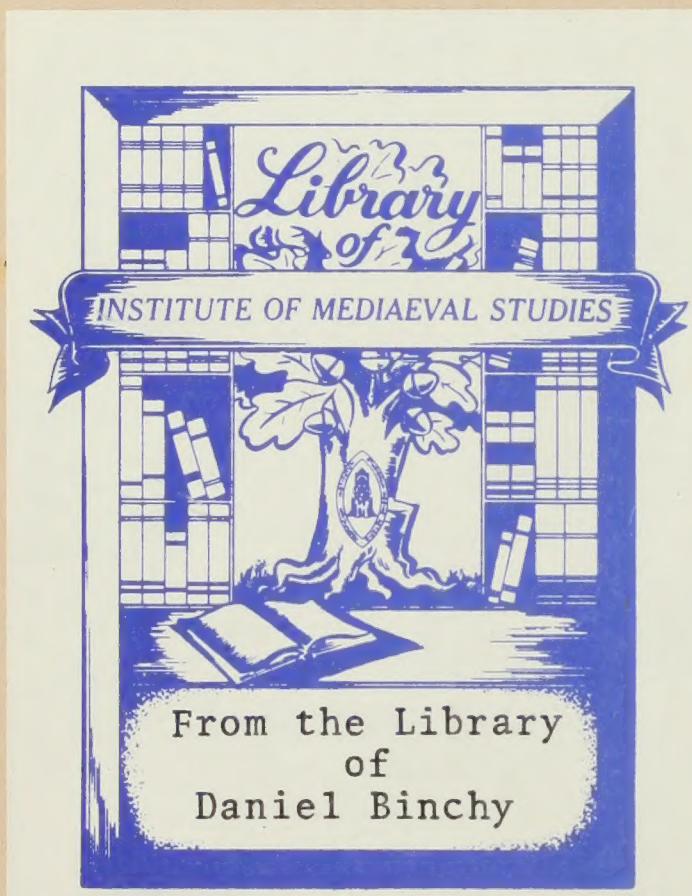

Library of
INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
From the Library
of
Daniel Binchy

The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
Toronto, Ontario

Deutsche Geschichte

Deutsche Geschichte

Volk, Staat, Kultur und geistiges Leben

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

In drei Bänden

Erster Band

Mit 11 Abbildungen in Farbendruck, 277 Abbildungen im Text und 5 Karten

Bielefeld und Leipzig 1905
Verlag von Velhagen & Klasing

Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

The Institute of Mediaeval Studies
LIBRARY
FEB 6 1987
Toronto, Ontario

http://www.archive.org/details/deutschegeschich01heyc

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Einleitung. Das Land 1

I. Vorgeschichte 6
1. Prähistorie des Bodens 6
2. Prähistorie des Volkes 16

II. Die geschichtliche Wanderzeit 24
1. Der römische Gegenangriff 24
2. Eroberung des weströmischen Reiches durch die Germanen 69

III. Zustände der alten Deutschen 109
1. Begriffskreise 109
2. Volksart 111
3. Verfassungsentwicklung 117
Die Familie und die Sippe 118
Hundertschaft und Völkerschaft 127
Adel, Fürstentum und Königtum 129
Bünde und Großvölker 132
4. Arbeit, Wirtschaft und Häuslichkeit 135
5. Geselligkeit und Krieg 146

IV. Die Reichsgründung durch die Franken 157
1. Der Bund 157
2. Die Merowingen 159
3. Die älteren Karolingen 178
4. Karl der Große 187

V. Verfassung und Kultur der fränkischen Zeit 217
1. Das Heidentum der Deutschen 217
2. Mission und Kirche 233
3. Staats- und Rechtswesen 244
4. Die sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen 251
5. Bildung und Unterricht 255

VI. Das mittelalterliche Imperium 262
1. Der Ausgang des fränkischen Reiches 263
Kaiser Ludwig I. der Fromme 263
Der Krieg der Brüder 270
Ludwig der Deutsche und seine Söhne 271
Arnulf 280
Ludwig das Kind 282
Konrad I. 284

Seite

2. Die sächsischen Herrscher 287
Heinrich I. 287
Otto der Große 292
Otto II. 308
Otto III. 312
Heinrich II. 324
3. Die fränkischen Herrscher 333
Konrad II. 333
Heinrich III. 344
Heinrich IV. 355
Heinrich V. 382
4. Das staufische Zeitalter 389
Lotar 391
Konrad III. 404
Friedrich I. 415
Heinrich VI. 454
Philipp von Schwaben und Otto IV. 467
Friedrich II. 477
Der Ausgang der Staufer 500

Anhang. Vorgeschichtliche Ausbreitung der Germanen 509

Alphabetisches Register 516

Das Land.

Die Deutschen vor 1900 Jahren hielten sich für Urbewohner. Sie konnten sich nichts anderes denken, als daß auch alle ihre Vorfahren mit dem von ihnen bevölkerten Lande verbunden gewesen seien. Dieser Irrtum — denn in Wirklichkeit sind die Deutschen Einwanderer im heutigen Deutschland — gibt uns ein wertvolles Zeugnis frühzeitigster Heimatliebe unseres Volkes.

Die Empfindungen ursprünglicher Völker haften, wie die der Kinder, am Gegenständlichen, am Persönlichen; erst indem sie reifer und älter werden, knüpfen sie ihr Interesse und ihre Begeisterung an Abstrakta, an die Welt der Begriffe und Ideen. Die Römer um die Zeit der Geburt Christi besaßen hochentwickeltes Nationalbewußtsein und die stolze Sicherheit, das Herrenvolk vor allen anderen und über alle anderen zu sein; der Germane hatte noch nicht einmal Vorstellungen von Nationalität und von gemeinsamem, umgrenztem Vaterlande, sein Herz hing an dem Wesen seiner Heimat und ihrer Natur. Nicht etwa aus Landschaftssinn, denn dieser ist jünger, entsteht erst durch das dem Gebildeten wohltuende Gefühl, aus der gewohnten Umgebung städtischer Steinhaufen hinauszuflüchten und das Auge an der Freiheit und den wechselnden Bildern der Natur zu erquicken. Der Germane liebte die Natur um ihn her aus der einfachen Ethik des Behagens und der Dankbarkeit, als seine All-Ernährerin, deren Spenden, ob er sie vom Felde, von der Weide, aus dem Walde herbeitrug, den kürzesten Weg auf seinen Herd fanden. Und er hing an ihr, weil seine Phantasie die örtliche Umgebung, Wiese, Busch und Hain, den Bach im Talgrund, den Hügelhang und die Heide, den Wolkenschatten, der darüber ging, mit seinen Göttern, mit elfischen Wesen und mit den Geistern seiner abgeschiedenen Toten bevölkerte. Insofern gab es einen deutschen Heimatsinn, und aus ihm ist schließlich erwachsen, was von Vaterlandsliebe der Deutschen bestanden hat und

besteht, er ist noch heute ihr innerster Kern und ihre beste Kraft. Denn auch heute sind wir, als Ganzes, ein jung gebliebenes, langsam wie die Eichen heranwachsendes Volk, stehen immer noch in der Erziehung zum Begrifflichen und zum Nationalverstande.

Derjenige Anteil an Europa, der durch die Bewegungen und Ereignisse der Vorgeschichte und Geschichte schließlich als deutsches Volksgebiet festgelegt worden ist, hat keine von selbst ins Auge fallenden natürlichen Grenzen, wie Italien oder auch nur Frankreich. Das Gebiet der Deutschen weist vielmehr eine eigenartige und wichtige Wechselwirkung von trennenden und vereinigenden Naturbedingungen auf. Dies ist die Ursache von so vielen Hemmungen und Widerständen in der deutschen Entwickelung zur Nation, aber auch von segensreichen Verlangsamungen, Vermannigfaltungen und von vermehrter Kräfteausbildung.

Da haben wir zunächst im Norden ein trotz kleiner Unebenheiten im ganzen einheitliches Gebiet, das Tiefland. Breit von Osteuropa her zieht es sich, ohne daß die Natur Schranken aufgestellt hat, in das deutsche Volksgebiet hinein und verschmälert sich, einem liegenden Keil vergleichbar, immer mehr nach dem Westen zu. Seine Nordseite bilden die Meere, seine Südseite die wie eine Mauer von Südosten nach Nordwesten streichenden Mittelgebirge, Sudeten, Riesengebirge, Lausitzer Bergland, Harz und Wesergebirge. Gleichwie um die Breschen und Senken dieser Mauer zu decken, ist schräge dahinter eine zweite aufgerichtet: Böhmerwald, Fichtelgebirge, Thüringerwald, Meißner, Teutoburger Wald. Wo im Südost beide Mauern noch sehr breit voneinander stehen, da sind die Querwände des Mährischen und des Erzgebirges verbindend von der einen zu der anderen herübergezogen.

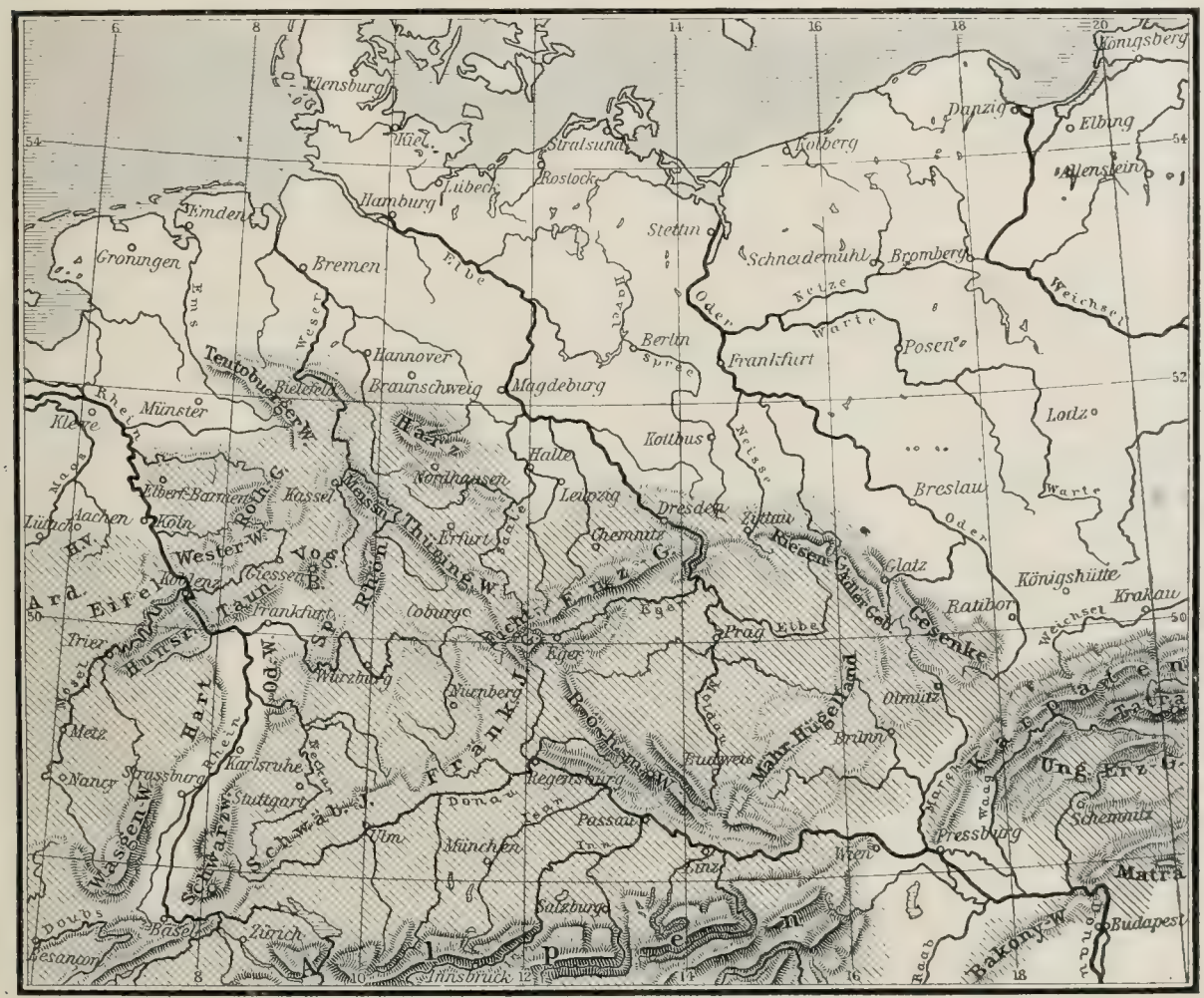
Und blicken wir weiter auf die physikalische Karte, so finden wir diese nordwestliche und nordöstliche Doppelrichtung quer gegeneinander gestellter Gebirgszüge in Mittel- und Oberdeutschland so vielfach ausgeprägt, daß letzteres sich förmlich in ein Netz von Vierecken und Gittermaschen auflöst. Wenn auch keine so umfänglich und auffallend ist, wie die große Naturfestung Böhmen. Nirgends die freie Weite des niederdeutschen Flachlandes. Dabei zeigt sich auch innerhalb der Maschen alles Land aufgehöht, die Bergketten sind durch Vorhügel und Hochflächen verbunden. So entstehen viel reizvolle, anheimelnde Landschaften im Wechsel der geschwungenen Linien, der Berghänge, Wälder, Täler und gewundenen, oft tief eingeschnittenen Flußläufe. Aber für die ersten Urbarmacher der Vorzeit war das ein mühseliges, spärliches Land. Schon längst hatten die Deutschen ansässig auf den Ebenen Niederdeutschlands gewohnt, ehe sie sich zu einer ernstlichen, als endgültig gemeinten Niederlassung im Gebiet der deutschen Mittelgebirge bequemen mochten.

Eine zweite Eigentümlichkeit des Mittelgebirges sind die gleichmäßigen Kammhöhen und deren Wirkung als geschichtliche Binnenmauern und Völkerscheiden. Vor den übrigen haben Bedeutung erlangt als solche Völkermauern die böhmischen Randgebirge, die Kammscheide des Thüringerwaldes und die der Vogesen. Nur zum Teil können diese trennenden Wirkungen durch die Senken und Lücken an den seitlichen Enden der Kammgebirge abgeschwächt werden. Als solche verdienen besondere Erwähnung diejenige zwischen dem Thüringerwald und Meißner, ferner die zwischen Sudeten und Karpathen von der Oder und Weichsel ins March- und Donaugebiet führende Mährische Pforte und die beiden Vogesensenken, die nördliche von Zabern, die südliche von Belfort. Diese und andere Senken haben zwar dem Durchmarsche der Wandervölker und der Heere oder dem Verkehr von Nachbar zu Nachbar gedient, dagegen die stärkere völkerscheidende Wirkung der Kammhöhen niemals völlig aufgehoben.

Ein drittes, abermals anders geartetes ist das südlichste Gebiet, das der Alpen. Trotz all ihrer hinter- und nebeneinander getürmten Felskolosse mit ihren steinernen Rosengärten und schimmernden Eisfeldern sind die Alpen keine Völkermauer auch nur in dem Maße, wie die vorhin erwähnten freundlichen Waldgebirge. Zwar scheiden sich heute in ihnen Deutsche und Italiener, indessen keineswegs an bestimmenden geographischen Punkten, vielmehr nach rein geschichtlichen Ursachen jüngerer nationaler Sonderung. Die alten Bewohner der Alpen saßen alle im ganzen Gebiete und gleichzeitig zu beiden Seiten der Alpen, so die Räter-Etrusker, die Kelto-Gallier; auch die bajowarische Einwanderung von Norden her ist über die Wasserscheiden ungehemmt hinausgegangen, bis sie vor den Sitzen der befreundeten Langobarden Halt machte. An geographisch zufälliger Stelle des breit-

geräumigen Etschtals, auf ebener Landstraße zwischen Bozen und Trient, enger gesagt zwischen Neumarkt und Salurn, geht heute die deutsche in welsche Zunge hinüber. — Als der einfache Praktiker der Urzeit zuwandernd das Alpengebiet betrat, mochte er staunend ihre grandiosen felsigen Abstürze und ihre Gipfelzacken bewundern, aber indem sich ihr scheinbares Gedränge immer aufs neue vor dem Nahenden entwirrte, zog er mühelos in die breiten, grünenden Täler hinein und hinauf, die ihn an ihrem oberen Ende über ebenso mühelose, weil verhältnismäßig niedrige Pässe in neue lockende Talgefilde führten. Man muß über ein Kammgebirge, nicht über die Alpen. Letztere sind daher nicht nur überhaupt sehr früh, sondern auch von den Deutschen um Jahrhunderte früher besiedelt worden, als die deutschen Mittelgebirge. Als zum Beispiel der Harz, der noch zu Zeiten der sächsischen Kaiser herrenloses und deshalb vom königlichen Fiskus an sich genommenes Waldgebirge war, oder der Schwarzwald, an dessen Besiedelung sich erst die Klöster des ausgehenden 11. Jahrhunderts gemacht haben.

Das ist die große natürliche Teilung Deutschlands: Tiefland, aufgehöhtes Mittelland (Oberdeutschland), Alpen. Aber indem sie geeignet scheint, Verschiedenheit,



Geographische Anstalt von Velhagen & Klasing, Leipzig.

Abb. 1. Topographische Übersicht.

Trennung zu verursachen, so steht ihr wiederum anderes, was durch alle drei Teile hindurch verbindet, gegenüber.

Erstlich hat ganz Deutschland im großen und ganzen dasselbe Klima. Es hat kein Paris und Cannes, kein Mailand und Sizilien. Die Breitengradverschiedenheit von Nord nach Süd wird durch den Anstieg vom Meere zum Hochland und durch die nach den Alpen hin zunehmende Menge der kalt-regnerischen Tage wettgemacht. Denn anders als der Mensch wandern die Wolken nicht drunten in der Talsohle und lassen sich von den Alpenketten noch weit mehr hemmen, als von den oberdeutschen Waldgebirgen. München, 520 m hoch auf weiter Ebene vor den Alpen gelegen, hat um eine Kleinigkeit kälteren Temperaturdurchschnitt als Mecklenburg.

Das zweite, noch viel wichtiger Verbindende sind die deutschen Ströme, die die westöstliche Dreiteilung quer durchbrechen: diese wichtigsten Verkehrsstraßen von Urzeiten her, deren gewisse Entlastung durch die Eisenbahnen nur eine Episode war; gerade in unserer Gegenwart drängt der Verkehr über das Maß des von den Eisenbahnen leicht und billig zu Bewältigenden wieder hinaus und zu den (verbesserten) Wasserstraßen zurück. — Von den Alpen herab strömt der Rhein und bahnt sich seinen Weg vom äußersten Süden des Deutschtums nach Norden zu den westlichsten Niederdeutschen. (Ich spreche natürlich hier überall von Deutsch-Land, deutschem Volk und seiner Geschichte, nicht von der Schöpfung von 1866 und 1870.) Prachtvolle Nebenflüsse des Rheins greifen nach seitwärts aus und geben der südnördlichen Verbindung, die er bildet, verstärkende Breite und Fülle. Weit in die Hochlande Oberdeutschlands hinauf reichen Weser und Elbe; Oder und Weichsel haben mit ihren Stromläufen wichtigste deutsche Völkerbewegungen älterer und ganz alter Zeit gelenkt. All diese genannten Flüsse und Nebenflüsse, von Mosel und Neckar bis zu den großen Ostströmen, sie verkünden dem Oberdeutschen, der ihre jungen Wasser davonwirbeln sieht, seinen eigenen unmittelbaren Anteil an Nord- und Ostsee, die natürliche süddeutsche Schicksalsverbundenheit mit Niederdeutschland und daß über die Häfen von Rotterdam, Bremen, Hamburg, Stettin auch sein Weg in die Welt hinaus, in den großen Wettbewerb der Nationen geht.

Aber, wie schon vorhin gesagt, die deutsche Geographie ist nicht so einfach, daß sie jemals uns Deutschen eine genügsame, leicht erfüllte geschichtliche Aufgabe, eine von Anfang an klarliegende, nur einseitige Richtung gegeben hätte. Aus Gebieten, wo seit alters werktätige Deutsche wohnen, strömen die Etsch zur Adria, die Rhone zum Tyrrhenermeer; auch mit ihren graugrünen Gebirgswassern sind deutsche Gedanken in die Ferne geeilt, und freudige deutsche Kaiser sind mit Eroberertat gefolgt. Sodann: unter den Kammhöhen eines deutschen Mittelgebirges, des südlichen Schwarzwaldes, laufen auf sanften grünen Matten die Wasser zusammen, welche Brigach und Breg und nach deren Vereinigung die Donau bilden. Sie ist von allen deutschen Flüssen der weitaus merkwürdigste, und insbesondere ist es ein wunderliches Spiel von sich lieben, nähern und necken, das zwischen der jungen Donau und dem jungen Rhein geschieht; man könnte fast meinen, sie wollten in parodistischem Kinderspiel und geographischem Mummenschanz etliche Perioden deutscher Volksgeschichte symbolisch vorweg nehmen.

Mitten im ureigensten Flußgebiet des Rheins nimmt die Donau, gleichwie Eva aus Adams Rippe ward, ihren Ursprung, um ihm dann auf 2860 Kilometer davon zu laufen. Aber doch so, als wäre es nur Eigensinn und unlieb-trotziges Verfehlen. Alles um die Donau herum geht zum Rhein, ja ihr ältester und bester Ursprung selber, die Wutach vom Feldberg, hat sich im Laufe der geographischen Jahrtausende anders besonnen, macht bei Blumberg eine eckige Abschiedsbeugung und wendet sich rechtsum zum Rhein. Sie, mit stiller, nachdenklicher Flut, große Schlingen durch das Donaueschinger Ried schlagend, als bekenne sie selbst, sie möge nicht gerne voran und weiter, zieht auf einsamer, melancholisch-großartiger Hochebene nach Ost. Da plötzlich, noch ehe sie die württembergische Grenze erreicht, gibt sie ihrem trotzigen, aber ehrlichen Schwarzwaldherzen nach und stürzt sich in die unterirdischen Kalkhöhlen des Juragebirges, um zwei Meilen südlich als gewaltiger Quellborn wieder zu Tage zu schießen und als Ach mit raschem Lauf in die Arme des Rheins zu eilen. Er aber macht sich nicht viel daraus, und ihr spätes Nachgeben wirkt überhaupt nicht mehr: sogar die sonst auf dergleichen so neugierige allgemeine Mitwelt hat für diese unterirdische Berg- und Liebesfahrt der Donau bis heute wenig Aufmerksamkeit und Anerkennung gehabt, und viele wissen gar nichts davon. Da ist's kein Wunder, wenn das Restchen, das nicht mitgemacht hat und durchs Schwabenland als Donau und für diese verantwortlich weiterzieht, nun eine großartige und wahrhaft brunhildische Rache unternimmt. Das Werk, das wie keiner der heldenhafte junge Rhein zu unternehmen berufen gewesen wäre, die Schneeschmelze,

die Wasser und die Baumriesen-Flöße der Alpen zum deutschen Nordmeer zu führen, gräbt ihm die Donau ab. Sie entreißt ihm alles weiter östliche Alpengebiet, in dessen Nähe sie sich begibt; schmeichelnd, geduldig und systematisch wie ein kluges Weib zieht sie ihren Lauf quer vor den ganzen Gebirgsrand entlang, und Iller, Lech, Isar, Inn, all die starken, frischen Alpensöhne zaudern denn auch gar nicht, sich an ihre Brust zu werfen. Alles was nach Nord und Ost, bis zu Drau und Save hin, den deutschen Alpen entströmt, zieht sie an sich und reißt es weit mit sich von dannen ins Schwarze Meer, kein bloß deutscher Fluß mehr, sondern jetzt die stolze Königin Europas. So demütigt und übertrumpft sie „ihn", das wandernde Schwarzwaldkind den größten männlichen Strom. Sonst freilich meint sie's mit uns anderen Deutschen nicht schlecht und hält's doch mit uns. Herrlichste Großtaten der Deutschen haben ihre Ufer gesehen, mit aller Romantik von Landschaft, Geschichte und epischer Poesie umgibt sie ihre Höhen von Passau bis Wien; nur mit Wein und Liedern ist es da nicht viel, denn das ist ja „seine" Spezialität. Von Preßburg, wo das Deutschtum ihres Weges lückenhaft wird, sendet sie freundliche Botschaft, womit sie die March betraut, in die Mährische Pforte hinauf, um die Oder und die deutsche Ostsee zu grüßen, und immer noch wieder freut es sie, ob auch in fernem Madjaren- und Serbokroatenlande, den Landmannsfleiß versprengter deutscher Landsleute an ihrem Uferstrande zu grüßen, Donau und Deutsche haben auch weiterhin ihre besonderen stillen Freundesbeziehungen in der Fremde. Und von der anderen Seite wir Deutschen in der Heimat, schon in alten, guten Zeiten und hoffentlich in Zukunft auch, haben sie zumeist ganz richtig begriffen, daß sie ob ihres Weges zum Schwarzen Meer doch alles eher als von uns vergessen und geschieden sein will und wir ihr nur mit Treue und dem richtigen Verständnis nachblicken sollen.

So will die Natur des deutschen Landes und hat es von je in unserer Geschichte gewollt, daß der Recke der deutschen Volkskraft Arbeit und Aufgabe genug für zwei gleich starke Arme habe und daß jede seiner beiden Hände für sich so fest fasse und so tüchtig schaffe, als sonst eines gewöhnlichen Mannes ganze Stärke vermag. Rhein und Donau werden im Verlauf dieses Buches immer wieder zu nennen sein. Über die Ufer des Rheins und der Donau trieb der Deutsche das Keltentum vor sich her; an ihrer Flut stand er, als er sich Roms erwehrte, dem der Erdkreis diente; von beiden Strömen zugleich ging er vor, als er sich entschloß, ein Ende zu machen mit der römischen Ausbeutung germanischer Demut und selber in den Provinzen des Weltreichs der Herr zu werden. Alle mittelalterliche und neuere deutsche Geschichte ist Wechselwirkung, gleichzeitige Vereinigung und Trennung, Versöhnung, Wiederabstoßung und abermalige Versöhnung von Rhein und Donau, West-nord und Südost; wir in der Gegenwart stehen mitten darin, und auch fernerhin wird keine Zukunft auf diese Doppelgestaltigkeit der Kräfteaufnahme und Kräfteanstrengung des Deutschtums leichtfertig verzichten dürfen, ohne die unsere Volksentwickelung bisher nie gewesen ist und durch die allein alles, was ist, hat werden können. —

Unzweifelhaft war Deutschland am Anfange unserer Volksgeschichte, ehe seine ungeheuren Wälder gutenteils weggeräumt, seine sumpfenden Wasser von der Hand des Menschen geleitet waren, ein noch nebligeres und feuchteres Land als in der Gegenwart. Es bedarf, um aus jenen Ursachen auch diese Folge abzuleiten, nicht erst der unablässigen Versicherungen der Römer über die Sonnenscheinarmut Germaniens. Auf den alles überziehenden, erst vasenhaft gelichteten Waldbestand, der die Niederschläge fesselte, und auf die geringere Verdunstung im Gebiet der obersten Zuflüsse ist der erheblich größere Wasserreichtum des Landes zurückzuführen, den die Berichterstatter erkennen lassen. Mit ihren Nordseeflotten sind die Römer die Weser und Ems weit hinauf gefahren, und auf Rhein und Donau haben sie starke Kriegsflotten gehalten, auf solchen Strecken, die heute um flacher Lastkähne willen künstlicher Nachhilfe bedürfen.

Den Baum- und Waldbestand des altgermanischen Deutschland bildeten vor allem Eiche, Esche, Ulme, Erle und Espe, alles Nässe verlangende Bäume, dazu die Buche, die nicht

bloß in den Wäldern der Ebene, sondern auch über ganzen Mittelgebirgen rauschte, ferner die Linde, der von allen anmutigste und klarste Baum, der Liebling der deutschen Phantasie. Seltener erscheint Nadelholz, es hat erst später die Buche von manchem Berghang verdrängt; am häufigsten noch trifft man in der Vorzeit den Namen der Feuchtigkeit verlangenden und festhaltenden Tanne. Und wo nur die Deutschen urbar gemacht haben, auch da klingt überall in den nach dieser Arbeit entstehenden Orts- und Flurnamen auf ach (mit aqua urverwandt), bach, brunn, born, bruch, lach oder loch (mit lacus urverwandt), ried usw. die sumpfige Feuchtigkeit des Talgrundes nach, an Orten, die heute meist vollkommen trocken sind. Unter solchen Umständen war Deutschland kälter als heute, zumal wenn obendrein eine allgemeine Temperaturverschiebung Europas, wie die Erdgeschichte sie zahlreich kennt, hinzugekommen ist. Eine solche aber läßt sich annehmen, wenn um die Zeit der ersten Römerkriege der Soracte mit tiefem Schnee stehen konnte, was heute ein Phänomen wäre, damals aber dem Römer nur ein gewohntes Zubehör strengerer Winterstimmung war, und wenn Horaz die Flüsse seiner Heimat zur Winterzeit „in hartem Frost erstarrt" sehen konnte.

Vorgeschichte.

Prähistorie des Bodens.

An dem Lande, am Boden, an dem, was er gesehen und getragen und was er uns an geschichtlichen Funden geschenkt hat, nicht bloß an unserer Rasse allein, haftet, wie unser Heimatgefühl, auch unsere Liebe zu deutscher Geschichte. Darum beginne ich sie mit dem nachweisbaren Auftreten des Menschen überhaupt auf dem Schauplatze des späteren Deutschland. Eine Aufgabe, die uns mindestens bis in die Diluvialperiode der Erdgeschichte zurückführt.

Damit soll nicht unbeachtet gelassen werden, daß neueste Funde und Forschungen den früher abgelehnten Menschen der Tertiärzeit wahrscheinlich gemacht haben: ein Lebewesen, welches, anders als das Tier, schon Verstand und Geschicklichkeit genug besaß, um die Steine, die es als Gerät benutzte, in roher Weise für diesen Zweck künstlich zu verbessern. Man hat solche Geräte aus unzweifelhaft tertiären Erdschichten entnommen, wenn man auch, wenigstens bis heute, Skelettreste dieser Tertiärmenschen selber nicht hat. Somit erscheint gesichert, daß der homo sapiens nicht erst eine Spezies der Diluvialzeit war, innerhalb derer er für uns schon deutlicher wird.

Der Ausdruck Diluvium stammt aus jener Zeit, da man noch an große Weltkatastrophen und allgemeine Überschwemmungen glaubte, noch nicht wußte, daß auch in der Erdgeschichte alles Übergang, allmähliges Werden und Vergehen und Neuwerden ist, abgesehen von einzelnen örtlichen Gewaltkatastrophen. Man hat ihn beibehalten für die große Periode der Bildung von Schwemmland, soweit sie vor dem Alluvium, der Schwemmlandbildung durch die heutige Wasserverteilung, liegt. In die Diluvialzeit fallen die erdgeschichtlich letzten, in ihren Wirkungen zutage liegenden Abkühlungs- und Eiszeiten der nördlichen Halbkugel, zwei Eiszeiten, um nicht in Subtilitäten einzugehen. Diese Abkühlung hat zwar im Mittel nur einige Grade betragen können, aber sie reichte hin, um gewaltige Eismassen von den Gletscherbergen Skandinawiens her in fächerförmiger Ausbreitung über Nordeuropa vorzuschieben. Sie stauten sich erst an den erheblicheren Mittelgebirgen des Kontinents, so daß die südliche Eisgrenze von den Karpathen und Sudeten um das Erzgebirge herum zum Harz, zu den Wesergebirgen und von da zur Rheinmündung lief. Das Werk dieser Vergletscherung war es, durch ihre Modellierarbeit über uralt abgetragenen und versunkenen Gebirgen die für die südlichen Küstenlande der Ostsee charakteristischen „Moränenlandschaften" herzustellen, mit ihrem malerischen, regellosen Durcheinander von Hügel und Niederung, ihrem Mangel an wirklichen Tälern, ihren großen und kleinen Seen bis zum Dorfteich herab in den fast stets kesselförmigen Vertiefungen, die eben diese Gletscherbewegung ausgeschaufelt hat. Sie auch verstreute über das niederdeutsche Tiefland die von den skandinawischen Bergen herabgetragenen erratischen Blöcke, alle jene großen und kleinen Findlingsteine, die dem steinbruchlosen Tieflande seit lange ein köstliches, wettererprobtes Material für den Steinbau liefern, ohne welches diese Gegenden auf den Holzbau und daneben auf den seit dem Mittelalter dort angewendeten Backstein, den Ziegel, angewiesen geblieben wären. — Nun schoben sich jedoch nicht bloß die Gletscher der skandinawischen Gebirge vor, sondern ebenso die der

Alpen; weithin streckten sie sich auf der Nordseite über das schwäbische und bayrische Hochland, trugen auf dieses die losgeriebenen und mit dem Eise wandernden Blöcke aus Hochalpengestein herab und schufen auch hier eine Moränenzone mit Seen, Mooren und allen sonstigen charakteristischen Eigentümlichkeiten in Landschaft und Pflanzenwuchs, weswegen die den Alpen nördlich vorgelagerten Landschaften und die Ostseegegenden eine auffällige Ähnlichkeit miteinander aufweisen.

So war denn während der Vergletscherung nur noch ein Gürtel Landes zwischen beiden Eisrändern, nämlich das mittlere und ein Teil des südlichen Deutschland, für die meisten Lebewesen bewohnbar geblieben. Manche Arten verließen damals das kälter gewordene Land überhaupt, unter ihnen der Löwe, den man nur in Fossilien ausgräbt. Die großen Dickhäuter waren im allgemeinen standhafter, sie paßten sich durch dichte Behaarung dem veränderten Klima an, wie der riesenhafte Mammutelefant. Dagegen rückten vor dem Eise her als neue Bewohner das Renntier und andere nördliche Gattungen ein.

Endlich war der Höhepunkt überschritten, eine allmähliche Wärmezunahme trat ein, und das Eis ging zurück. Wir stehen nun in der Zeit zwischen den beiden Vereisungen, oder um den

Abb. 2. Doppel-Wall von Findlingsteinen in Niederdeutschland.

Fachleuten ihr schönes Fremdwort nicht zu verschmähen, in der Interglazialperiode. Und aus dieser haben wir gesicherte Spuren des diluvialen Menschen auf deutschem Boden. Solche Datierungen ältester Funde sind sehr vorsichtig zu behandeln, auf jeden Fall muß sehr vieles „stimmen" und muß andere Erklärbarkeit wegfallen. Der wichtigste Fundort bleibt vorläufig der von Taubach im Weimarischen. Hier sind zu unzweifelhaft interglazialer Zeit eine Anzahl Menschen zusammengekommen und haben ihre Mahlzeiten gehalten; ihre eigenen Gebeine haben wir wiederum nicht, aber Mengen von Überbleibseln der von ihnen verspeisten Tiere und von deren um des leckeren Marks willen zerschlagenen Knochen. Diese Menschen lebten nahezu in denselben Temperaturverhältnissen wie wir. Ihre vierfüßigen Mitbewohner des damaligen Thüringen waren Reh, Hirsch, Wildschwein, Auerochs, Biber, Wolf, Höhlenbär, Höhlenhyäne, Mammut und Diluvialnashorn. Sie fanden sich mit ihnen ab, indem sie sie, soweit es in ihrer Macht lag, mit ihren immer noch sehr rohen Steinwaffen erschlugen und anscheinend wahllos von ihnen lebten. Sie verstanden auch schon, Feuer zu machen, denn zwischen den Speiseresten von Taubach liegen Kohlen und angeglühte Steine. Sie waren nach obigem Jäger, die aber noch nicht den Hund benutzten; sie hatten nach Ausweis dessen, was die Funde nicht enthalten, keinerlei Kenntnis von Ackerbau und Feldfrüchten, noch von Töpferei. —

Noch einmal schob sich das Eis vor. Und seltsamerweise vernichtete diese zweite Eiszeit, obwohl sie die gelindere war, die großen Diluvialtiere, den Höhlenbären und die Nashornarten, ja selbst das Mammut, welches sich doch in der Interglazialzeit über den ganzen hohen Norden der Halbkugel verbreitet hatte. Dagegen verharrten die in der ersten Eiszeit aus dem Norden gekommenen Tiere im mittleren Europa und blieben noch, als auch die zweite Eiszeit ihren Rückzug nahm. Das Renntier erfüllte damals in Mengen das ganze Festland. Erst als die „postglaziale" Temperatur in unser heutiges Klima überging, beschränkte sich das Renntier wieder auf den hohen Norden. Andere Eiszeittiere, wie Steinbock, Gemse und Murmeltier, zogen sich mit den Gletscherrändern auf die Hochalpen zurück.

Wie alle diese, hatte sich auch der Mensch über die Zeit der zweiten Vereisung in die der Wiederabnahme herübergefristet und hielt sich dabei für seine Lebensführung vor allem an das Renntier. Dieser Zustand bietet sich in der höchst bedeutsamen Fundstätte von Schussenried auf der oberschwäbischen Hochebene dar. Am Rande des zurückweichenden Gletschers hat hier eine Anzahl von Menschen eskimoartig gelebt, gejagt und gegessen. Man gewinnt durch Vergleichung der dortigen Funde mit denen von Taubach einen Einblick, wie überaus langsam die Anfänge der Kultur vorangeschritten sind. Denn zwischen Taubach und Schussenried müssen ganz erkleckliche Zeiträume liegen, und doch ist hier im großen und ganzen alles noch wie dort. Vor allem ist die paläolithische (nur zugeschlagene und zurecht gesplitterte, nicht geschliffene) Form der Steinwerkzeuge die gleiche. Was die Schussenrieder voraus haben, sind der Gebrauch des Kerbholzes, d. h. einer Renntiergeweihstange mit Einkerbungen zu ganz offenbaren Rechnungzwecken, und mit Fett angemachter Rötel, „Farben, um den Leib zu malen," um mit dem berühmtesten späteren Landsmanne dieser alten Oberschwaben zu reden. Ferner trugen letztere unzweifelhaft Kleidung und zwar aus Fell, worauf gefundene Ahlen und Nadeln aus Knochen, sowie Schabgeräte hindeuten, während wir solche Andeutungen für die in etwas milderem Klima lebenden Taubacher nicht besitzen. —

Außerdeutsch kennt man den Diluvialmenschen aus dem ganzen mittleren und südlichen Europa, aus Nordafrika, Asien und Nordwestamerika, und hat auch Skeletteile von ihm. Alle Funde zusammengenommen beweisen, daß diese Diluvialmenschen einer Menschengattung waren, und insofern sind sie trotz ungelöster Einzelfragen die geschichtlichen Zeugen der Einheit des Menschengeschlechts. Ferner stimmen diese Schädelreste „nach Größe, Form und Kapazität mit dem homo sapiens überein, sind durchaus wohlgebildet". In die zoologische Vorentwickelung des Menschengeschlechts blickt, so oft auch der homo primigenius, wozu man den Bonner Schädel aus dem Neandertal bei Düsseldorf rechnet, und zeitlich vor ihm der „Pithekanthropus", der Menschenaffe, in der Erörterung der Anthropologentage aufzutreten pflegen, die methodisch gesicherte prähistorische Altertumsforschung vorläufig erst nebelhaft hinein.

Nun lebt sich der auf der postglazialen Seite des Diluviums angelangte Mensch allmählich ins Alluvium hinüber. In dieser postglazialen Abschmelzungzeit bekamen unsere großen Ströme ihre Richtung. Schon hatte der Rhein seine jetzige Mündung, die ihm die Eisgrenze angewiesen hatte, während Elbe, Oder und Weichsel mit all ihren Wassermengen noch geraume Zeit am Rande des sich zurückziehenden Eises entlang ihre nordwestlichen oder westlichen Wege suchen mußten und ihr vereinigter gewaltiger Unterlauf zuletzt in den Gegenden von Hamburg die See gewann. Erst danach konnten Oder und Weichsel östliche kürzere Wege zum Meere erlangen und zweigten sich von jener Vereinigung zu voller Selbständigkeit ab. Aber von dem alten Zustande zeugen noch heute die — für die geschichtlichen Kanalbauten so wichtigen und bequem verbindenden — Niederungen von der Weichsel zur Netze und damit zur Oder, von der Oder zur Spree und Havel und somit zur Elbe hinüber. — Während der Alluvialzeit beginnt man von einer neolithischen Steinzeit zu sprechen. Die Steingeräte sind nicht mehr bloß zurechtgesplittert, sondern glatt geschliffen und dadurch viel „eindringlicher" und brauchbarer geworden, ferner versteht man sie zu durchbohren, um sie besser an Stiele zu befestigen. Allerdings zuweilen gibt man ihren Oberflächen, besonders bei Feuersteindolchen und Speerspitzen, auch noch eine feingemusterte, sehr zierliche Splitterung, aber diese ist nicht mehr ein Zeichen roher

Technik, sondern eher eine zweckbedachte und ästhetische Kunst. Neben all diesen neuen schönen Steinwerkzeugen erhalten sich die Knochen- und Geweihgeräte und werden ebenfalls zunehmend verfeinert. Auf dieser neolithischen Kulturstufe stehen übrigens noch jetzige Völker. Das Zeitalter der Entdeckungen traf vielfach die Naturvölker in ihr, und trotz allerhand seitheriger Händlerzutat ist sie bei ihnen noch heute die heimische Grundlage der Verhältnisse; so auf der Inselwelt des Stillen Ozeans, bei Indianern Südamerikas und in den Polarländern. Ganz und völlig abgetan haben auch wir die neolithischen Geräte nicht, noch wir kennen knöcherne Häkelnadeln, Griffe aus Geweih, steinerne Netzsenker und viel derartiges. Wir haben nur eben sehr vieles Jüngere dazu bekommen und erfunden.

Wo das Wasser verbindet und erzieht, da sind Verkehr und Kulturentwickelung lebhafter, als wo es gilt, neue Anschauungen und Erzeugnisse gewerblichen Fleißes durch ungelichtete Wälder zu tragen. Und zumal am Meere. Hier die Sitze zu nehmen und festzuhalten, hatten von früh an schon die reich vermehrten Nahrungsgelegenheiten locken müssen: der Reichtum an Muscheltieren und an Eiern der in dichten Schwärmen nistenden Seevögel, dazu die unbegrenzte Fischerei. Auf den Zusammenhang von Küstenwohnsitz und menschlicher Frühentwickelung kann nicht genug hingewiesen werden. — Wir haben an den Küsten, nicht bloß bei uns, in Japan z. B. ebenso, die Kjökkenmöddinger, die allgemein mit diesem dänischen Ausdrucke benannt werden, weil sie auf den dänischen Inseln besonders ansehnlich sind und dort zuerst untersucht wurden. Es sind ganze Wälle und Hügel von „Küchenabfällen" und Speiseresten der angedeuteten Art, darin aber auch massenhaft Gräten der Hochseefische. Mit anderen Worten, diese Menschen waren schon tüchtige und kecke Seefahrer des Meeres. Daß uns die sehr frühe Schiffahrt nicht verwundern darf, vielmehr die Keckheit des menschlichen Seefahrertums bei fortschreitender Kultur eher ab- als zugenommen hat, darüber vergleiche man den Anhang zum ersten Bande dieses Buches.

Abb. 3. Meißel und Schaber der jüngeren Steinzeit, in Horngriffe eingefügt.

Zu den Kulturerrungenschaften der jüngeren, d. h. neolithischen Steinzeit gehören das Formen und Brandhärten von Tongefäßen, das Spinnen und Weben, das Zähmen von Haustieren.

In geradezu idealer Weise erfüllt den Haustierberuf der Urzeit der Hund, er dient zum Jagen, Hüten, Tragen, Ziehen, gibt Fell und wird gegessen — wer weiß, ob, ehe man Besseres hatte, nicht auch gemolken!! Zunächst nach dem Hunde werden verschiedene Rinderarten als gezähmtes Vieh gehalten. Aber nicht die altheimischen Bewohner Deutschlands aus der Gesamtgruppe bos: der große Ur, der dort noch zuzeiten der Römer vorhanden war und in den ersten christlichen Jahrhunderten allmählich ausstarb, oder der Wisent, Bison, die stolze Beute der mittelalterlichen Jagd, noch heute im östlichen Europa lebend,

in Deutschland aber zum letztenmal 1755 erlegt. Vielmehr ist das zahme europäische Rind, aus Kreuzungen und Zucht entstanden, überwiegend asiatischer oder doch östlicher Herkunft, ist von dort durch die europäischen Frühvölker mitgebracht oder übernommen worden. Die jüngere Steinzeit hat ferner die Hausziege gehabt. Schafe gab es im alten Deutschland, aber die Fragen der Herkunft und der Züchtung des eigentlichen Hausschafes liegen noch in Halbdunkel. Sicher hat die jüngere Steinzeit begonnen, das Pferd zu zähmen, und hat neben dem in Deutschland altheimischen Wildschwein ein gezähmtes, das kleine hochbeinige sogenannte Torfschwein gekannt. Das Gesamtergebnis näherer Forschungen ist: diese Haustiere sind ihren Arten nach östlicheren Ursprungs, sie haben bis auf die Ziege zwar alle auch deutsch-einheimische Verwandte, aber letztere bleiben Wildtiere. Diese Sachlage beweist als sicher eine Einführung der Haustiere und der an sie geknüpften Kultur aus dem Osten. Nicht zweifellos beweist sie, daß auch ihre menschlichen, neolithischen Herren Zuwanderer, daß sie somit keine Abkömmlinge der deutschen Diluvialleute waren. Das Renntier ist neolithisch verschwunden; Esel, Katze, Hausgeflügel kommen noch nicht vor. Sicher ist ferner, schon der gefundenen Hack- und Lockerungsgeräte wegen, daß die Neolithen eine gewisse Bodenbearbeitung kannten. — Nicht überall ist das Bild der neolithischen Kultur ganz gleichartig, nur die Grundlagen sind es. Wenn in der niederdeutschen Tiefebene der Feuerstein in zahllosen Findlingen umherlag, und Rügen, überhaupt die Klippenränder der Ostsee für ihn ein unerschöpfliches Bergwerk sind, so brauchte man dies besonders geeignete Material nicht sparsam im Wert zu halten wie in Mitteldeutschland, wohin er als hochgeschätztes Tauschobjekt kam. Ebenso beruht die Art des Wohnens auf den praktisch nächstliegenden Verhältnissen. Man wohnte nicht grundsätzlich in Höhlen, und es gibt keine allgemeine Höhlenperiode, aber man nahm diese Einladung der Natur da an, wo sie geboten wurde, d. h. in unserem Vaterlande vornehmlich in den Juragebirgen sowohl Schwabens wie Frankens. Anderswo höhlte man die Erde künstlich zu sogenannten Wohngruben aus, die man mit Reisigflechtwerk innen sicherte und weiterhin auch mit Lehmbewurf auskleidete. Ebenso sind die Pfahlbauten keine allgemeine Durchgangsperiode.

Die Pfahlbauten errichtete man, teils weil sie einen natürlichen Schutz boten, teils und nicht zum wenigsten darum, weil sie am bequemsten ermöglichten, den Regen ablaufen zu lassen, den Fußboden trocken zu halten und alle Abfallstoffe sehr einfach zu entfernen, indem man sie ungeniert ins Wasser fallen ließ. Es gibt die Pfahlbauten überall da, wo es stehende Binnengewässer mit nicht steil abfallenden

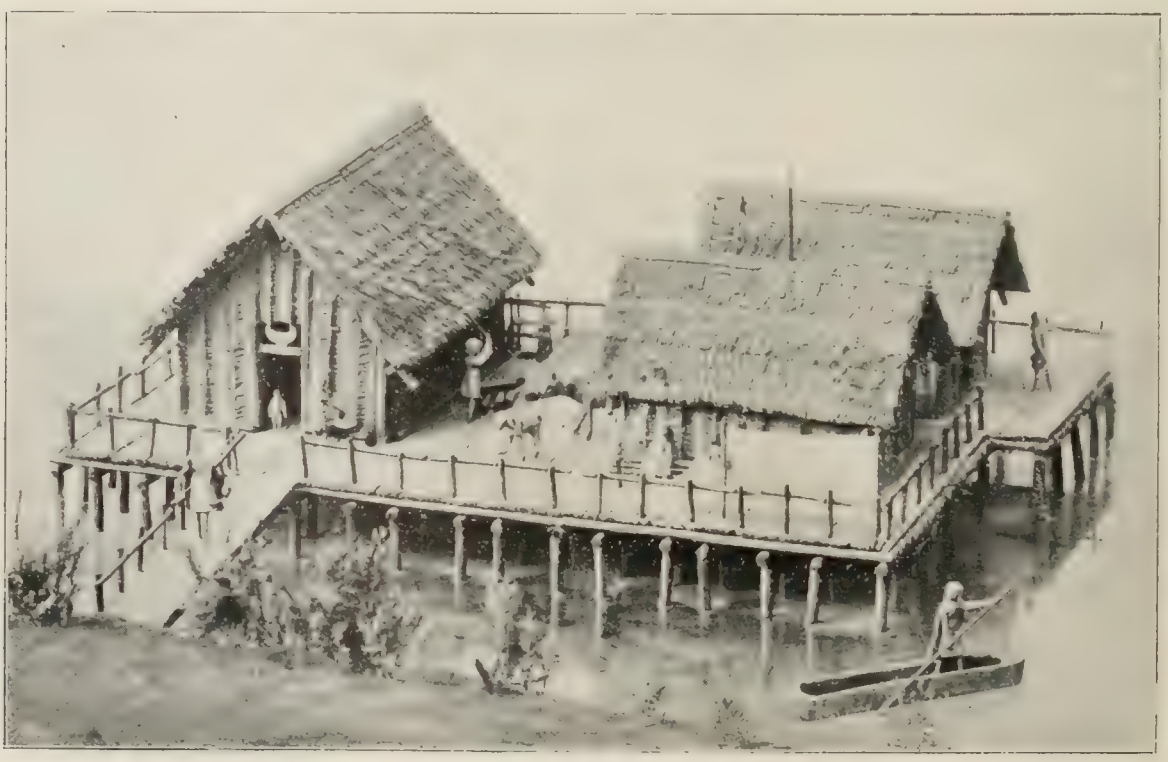


Abb. 4. Modell eines Pfahlbautengehöftes, in den Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe. Etwa i. J. 1875 nach Anleitung des Pfahlbautenforschers Dr. Ferd. Keller in Zürich hergestellt.

Erklärungsblatt.

Waffen und Gebrauchsgegenstände der Steinzeit.

(Aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

a. Spinnwirtel von Fernewerder;
b. Dolch aus einem Pfahlbautendorf vom Attersee;
c. Meißel von Baabe;
d. Harpune von Fernewerder;
e. Beil von Patzig;
f. Steinperlen von Bodman;
g. Angelhaken von Fercheſar;
h. Steinamulette von Bodman;
i. Beil von Brödelwitz;
k. Pfeilſpitzen aus Feuerſtein von Borreby;
l. Werkzeug von Laucha;
m. Dolch von Gobbin;
n. Lanzenſpitze von Rügen;
o. Durchlochtes Beil von Albersroda;
p. Schaber von Seelitz;
q. Topfſcherben von Tordos;
r. Säge von Gobbin.

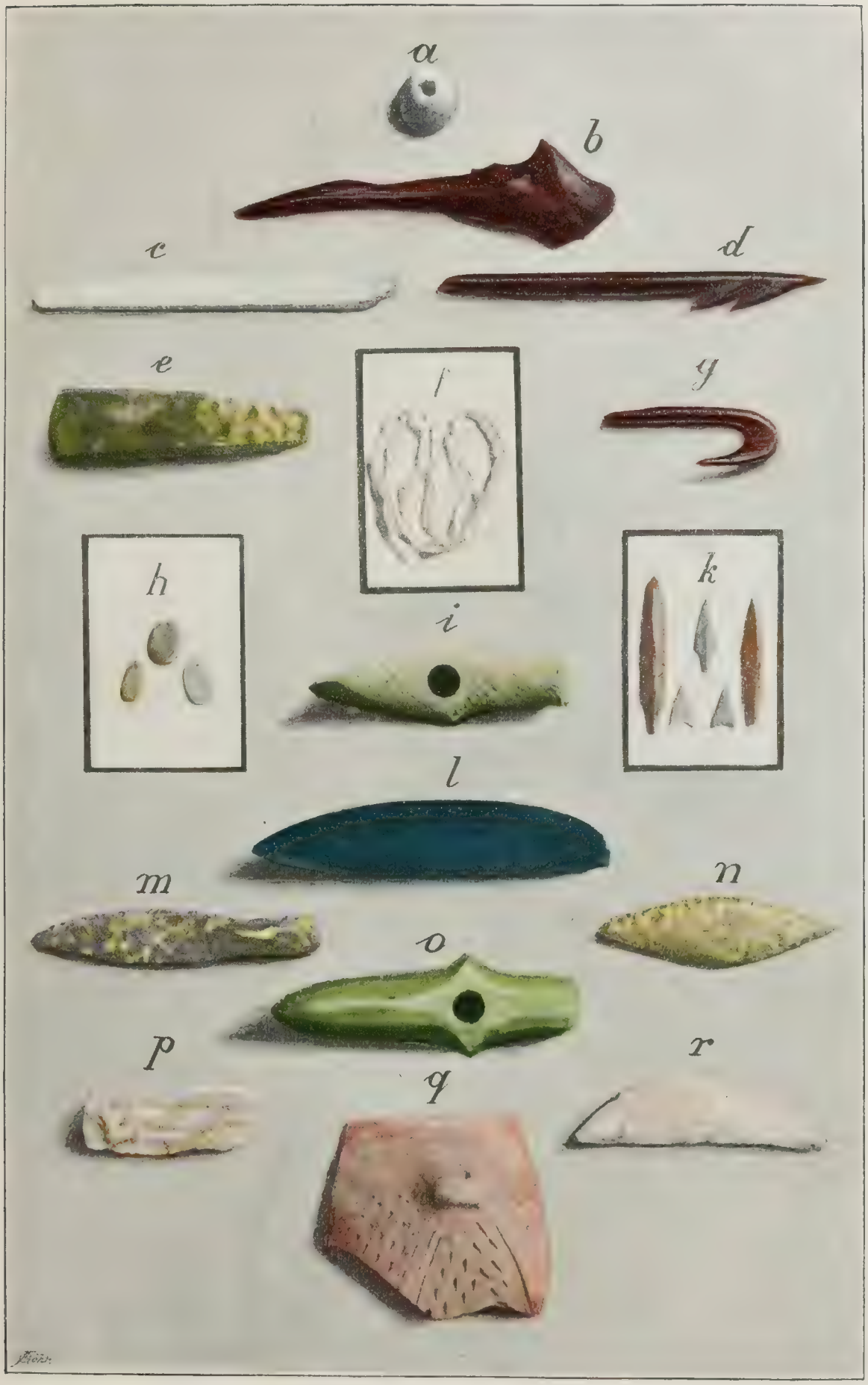


Abb. 5. Waffen und Gebrauchsgegenstände aus der Steinzeit.

Abb. 6. Steinhaus bei Fallingbostel in der Lüneburger Heide.

Ufern gibt, daher in unserem Gebiete vorzüglich in den Seen der Alpenränder und in denen der „Seenplatte" Mecklenburgs und der übrigen baltischen Küstenlande. Aber man hat sie auch in oberschwäbischen und sonstigen Sümpfen gefunden, deren früheren Zustand wir uns noch seeähnlich vorzustellen haben. — Diese seit der neolithischen Periode vorkommenden, bei Naturvölkern bis an die Gegenwart fortdauernden Pfahlbauten waren ganz ebenso errichtet, wie heute die ins Wasser vorgebauten Badeanstalten. Eingerammte Pfähle, das mühselige Werk altgenossenschaftlicher Arbeit, trugen einen wagerechten Rost als Plattform, worauf die Holzhütten standen und Menschen nebst Vieh als Bewohner bargen; eine Pfahlbrücke verband das Gehöft mit dem Lande. Der Luftabschluß durch Wasser und Sandboden hat uns die Pfahlstümpfe getreulich aufbewahrt, aber auch überraschend viel von alledem, was jene Pfahlleute in den See geworfen und verloren haben. Daher sind, wenn auch natürlich keineswegs alle Neolithen auf Pfahlbauten wohnten, letztere doch die beste Quelle für die allgemeine Kultur dieser Periode. Wir erfahren, teils durch Abfälle und Reste ihrer Erzeugnisse, teils durch die dafür gebrauchten Geräte, daß die fortgeschrittene Steinzeit Butter und Käse bereitet, Hirse, Weizen, Gerste, Erbsen und Flachs gebaut, Bast- und Leinenstoffe gewebt, Stricke und Schnüre gedreht, Netze geflochten, Korn zu grobem Schrot vermahlen, Holzäpfelschnitze als Dörrobst aufbewahrt, daß sie Matten und Körbe geflochten und daß sie sich eifrig mit Schmuck behängt hat. Wir haben Reste ihrer Bänke und Tische und haben — Kinderspielzeug.

Wir sind noch nicht in der Lage zu sagen, wer diese jüngeren Steinzeitmenschen Deutschlands waren; eine versuchte Gleichsetzung mit der ältesten Stufe der Indogermanen ist alsbald von überlegener Kritik bitterlich abgetan worden. Festzuhalten ist vor allem eines: Völkergruppen und Kulturstufen sind voneinander unabhängige Dinge. Auch die deutschen Neolithen haben wundervolle Werkzeuge aus den harten und zähen grünen Jadeit- und Nephritgesteinen Birmas, Turkestans und Sibiriens als hochgeschätzte Raritäten besessen, aber wir können nicht sagen, ob ihre Vorväter sie mitgebracht oder sie selber sie durch Verkehr erhalten hatten.

Noch eines haben uns diese Steinzeitmenschen sichtbar hinterlassen: Grabbauten aus mächtigen Steinen, die sie für ihre bestatteten Toten oder für einen Teil von diesen errichteten. Am anziehendsten sind diejenigen Grabkammern, in welche ein steinerner Gang hineinführt. Die ägyptischen Pyramiden sind nichts anderes als die großartige Ausgestaltung dieser Gräberform durch ein früh herangereiftes Kulturvolk. Aber nicht minder erstaunlich, als das Werk der Pyramiden, sind in ihrer Gewaltigkeit die wennschon viel roheren Steinaufstürmungen, welche im prähistorischen steinzeitlichen Europa über Toten errichtet worden sind. Deutschland steht an solchen „megalithischen" Riesenbauten allerdings zurück; jedoch Steingräber mittleren und mäßigen Umfangs, darunter auch Ganggräber, in der Regel durch Erdüberschüttung zu Hügeln erhöht, besitzt es als Hünengräber und unter anderen Bezeichnungen genug. Alle Leichen der Steinzeit, als solche an den beigegebenen Waffen und Geräten kenntlich, sind unverbrannt beigesetzt; die Skelette sind nicht größer und nicht kleiner, als die unserer Zeitgenossen, die Schädel nicht schlechter.

Eine Sache wiederum für sich sind die einzeln aufgerichteten hohen, schmalen Denksteine, „Hünensteine", „Bautasteine", welche man hier und da in Deutschland und besonders zahlreich im südlichen Skandinawien, in Jütland und auf Bornholm findet.

Dann gestaltet das Metall, einer der mächtigsten geschichtlichen Kulturträger, alle prähistorischen Verhältnisse um, die Metallzeiten der Menschheit beginnen. Und während sich bisher, neolithisch, in Europa, Nordafrika, Asien und Nordamerika eine und dieselbe gleichartige Urkultur gezeigt hatte, werden mit dem Metall nun Entwickelungsunterschiede, rasche Fortschritte der einen, langsamere der anderen ersichtlich. Das Kupfer, welches man zuerst im Orient benutzen gelernt und von da aus verbreitet hatte, ist als unvermischtes Gebrauchsmetall schon wieder überwunden worden, bevor nur alle es überhaupt kennen gelernt hatten. Die schweizerischen Pfahlbauten haben Anteil an der Periode des reinen Kupfers gehabt und legen ein genaues Bild aller Übergänge von der Steinzeit durch das Kupfer zur Bronze vor. Dagegen ist der Norden Europas mit Einschluß Niederdeutschlands direkt von der Steinzeit zur Bronze, d. h. der Mischung aus neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn übergegangen.

Erst in Form dieses weit verwendbaren Bronzegemisches erlangt das Metall eine durchschlagende Wirkung, breitet sich mächtig aus, gestaltet das Dasein um.

Abb. 7. Querschnitt eines Hünengrabes bei Vasbye (Angeln). Modell im Germanischen Museum zu Nürnberg.

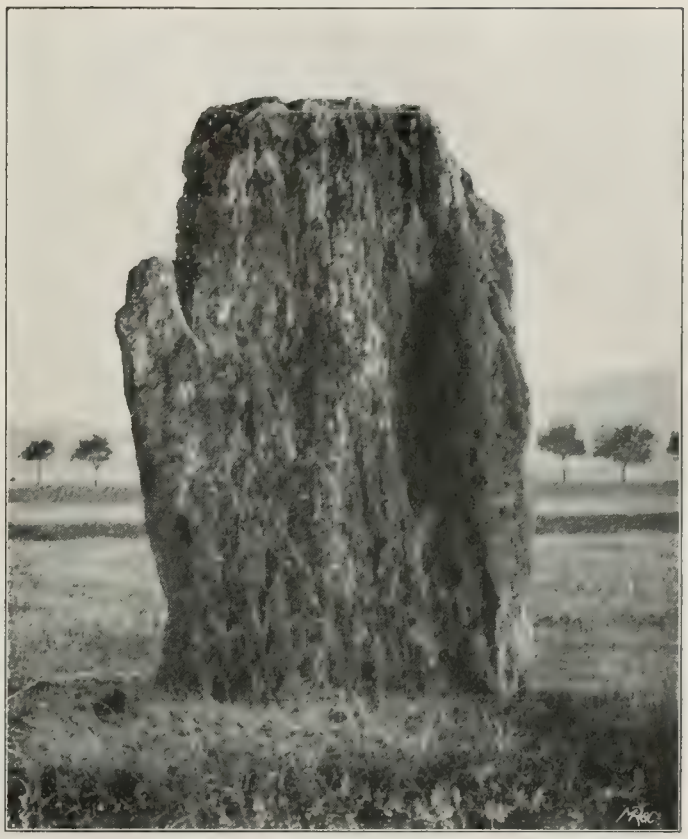


Abb. 8. Hünenstein zwischen Derenburg und Benzingerode am Harz.

Der Mensch fühlt sich deutlicher als Herr über die irdische Natur und ihre Wesen, seine ganze Lebensführung wird breiter, stattlicher, luxuriöser. Und diese Kräfte und Neigungen heben sich in der Wechselwirkung mit zunehmendem Verkehr. Gold, Glas, Elfenbein gehören allerorten zum eifrig begehrten Schmuck; im Austausch für sie vermag man an deutschen Nordküsten Bernstein zu geben, den wiederum die Südgebiete aufs höchste schätzen. Von Ostasien bis ans Atlantische Meer dehnt sich ein weites Gebiet ungefähr derselben Lebensführung und ausgetauschter Anregungen. Freilich ist die Lebhaftigkeit der Austauschungen und Anregungen ungleich. Südwestasien und in seinem Kulturgefolge die Länder am Mittelmeer eilen dem Norden rasch voran und gelangen früh zu historischer Zivilisation, historisch insofern, als sie beginnen, uns in Schriftdenkmälern Kunde ihres Daseins und ihrer Geschicke zu hinterlassen. Trotzdem entwickelt sich auch der Norden in anziehender Weise. Der Unterschied ist der, daß seine Kenntnisse und Fähigkeiten minder mannigfaltig und vielseitig bleiben, er aber einzelne davon unübertroffen entwickelt. Seine Bronzeerzeugnisse in Guß und Schmiedearbeit sind wundervoll. So schöne Funde aus jüngeren Pfahlbauten der Alpenseen die dortige Bronzezeit vertreten, vermögen sie doch weder stilistisch, noch in der technischen Kühnheit die des Nordens, d. h. der Gebiete um die Ostsee zu erreichen. Freilich ist in Betracht zu ziehen, daß hier die Verwendung der Bronze eine längere Dauer in jüngere Zeiten erlebt hat.

Endlich erscheint das Eisen, das härteste, beste Metall. Mesopotamisch und ägyptisch tritt es in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends vor Christus auf. Seine Verbreitung ist nicht allzu rasch, denn so wertvoll es ist, so kostbar und nicht leicht zu gewinnen und zu bearbeiten ist es auch. Bezeichnenderweise verziert man zuerst wohl bronzene Schwerter am Griff mit ein paar Eisenstücken: noch macht seine Kostbarkeit das Eisen zum Schmuckmetall, womit man Ansehen gewinnt. Zunächst dringt es in Südeuropa vor, von da aus, spät und im ganzen spärlich, erreicht es den prähistorischen Norden.

Man teilt die Eisenzeit in Hallstatt- und La-Tène-Periode, beides nach besonders berühmten Fundorten. Am Hallstatter See im Salzkammergut lockte Salzgewinnung eine zahlreiche Ansiedlermenge herbei, welcher das große Toten- und Gräberfeld entspricht, das sie hinterlassen hat. Die Hallstattperiode bezeichnet, wieder ganz entsprechend dem vorhin (S. 11) Gesagten, kein bestimmtes Volk, sondern eine gleichartige Kulturstufe. An dieser haben Anteil die Balkan- und Apenninenhalbinsel und auf dem Kontinent die südlichere Zone vom Kaukasus bis ans Atlantische Meer

und an die Pyrenäen; von Deutschland gehören durchaus dazu Böhmen-Mähren, das Alpen- und Donaugebiet, die Schweiz. Wir sind berechtigt, einen Teil ihrer Träger auch anders zu bezeichnen: Griechen, Illyrier, Italiker, Etrusker und Räter, Kelten. Ihr Charakteristikum ist die hauptsächliche Verwendung jüngerer, mit technischer Überlegenheit verarbeiteter Bronze, bei gleichzeitiger Kenntnis und Mitverwendung des Eisens. Entsprechend dem allgemeinen Fortschritt haben Töpferei und andere Künste, die dem täglichen Bedarf und dem Schmuck dienen, weitere Ausbildung und Verfeinerung erlangt. Im Süden geht die Hallstattperiode direkt in die antike Kultur der Hellenen, Etrusker, Römer über; im Alpengebiet und um dieses herum bleibt sie noch länger prähistorisch, und dort folgt, als zunächst ebenfalls prähistorisch, auf sie noch die La-Tène-Zeit.

Abb. 9. Hünenstein zwischen Derenburg und Benzingerode am Harz.

In Einzelheiten strahlt die Hallstattkultur ihren Einfluß bis in die altertümlichere nordeuropäische Bronzewelt hinein. Aber nicht umgestaltend. Dagegen wird im Norden ein Umschwung ersichtlich, der bemerkenswert ist. Jedoch in Übergängen, so daß wir nicht sagen dürfen, ein anderes Volk sei aufgetreten und habe ihn herbeigeführt. Man ging von der Leichenbestattung zur Verbrennung über. Und damit zur Beisetzung der Asche in Urnen, die man zuerst noch in die herkömmlichen Steinsetzungen, schließlich in die bloße Erde stellte. In dieser gleichen Zeit, der jüngeren Bronzeperiode des Nordens, werden die Metallgeräte und Schmucksachen leichter, gewandter, minder massiv hergestellt. Soweit sie dazu geeignet sind, sind sie mit Vorliebe spiralisch gearbeitet; die Spiralwindung, die früher das Ornament beherrscht hatte, wird jetzt zu einem Hauptmotiv für die Form.

„Hallstatt" wandelt sich in „La-Tène" hinüber, nach einer Örtlichkeit am Nordende des Neuenburger Sees so benannt. Gegenüber der älteren zeigt diese Periode: Bedeutende Vermehrung des Eisens und dessen Verwendung überall da, wo es zweckmäßig ist, Kenntnis des Emaillierens und nunmehr auch der Töpferdrehscheibe. Die Verwendung von Pfahlbauten war schon in der Hallstattperiode zurückgegangen, nun wurde sie bis auf vereinzelte Ausnahmen aufgegeben. — Zum Bereich der La Tène-Kultur gehören Norditalien (wo sie offenbar am frühesten ihre Eigenart ausbildete), das ganze Alpengebiet, Westungarn, Böhmen und Mähren, Oberdeutschland, das östliche und nördliche Frankreich; um diesen Kern und Körper ihres Gebietes zieht sich eine nördliche Ausstrahlungsphäre, die an die Ostsee und

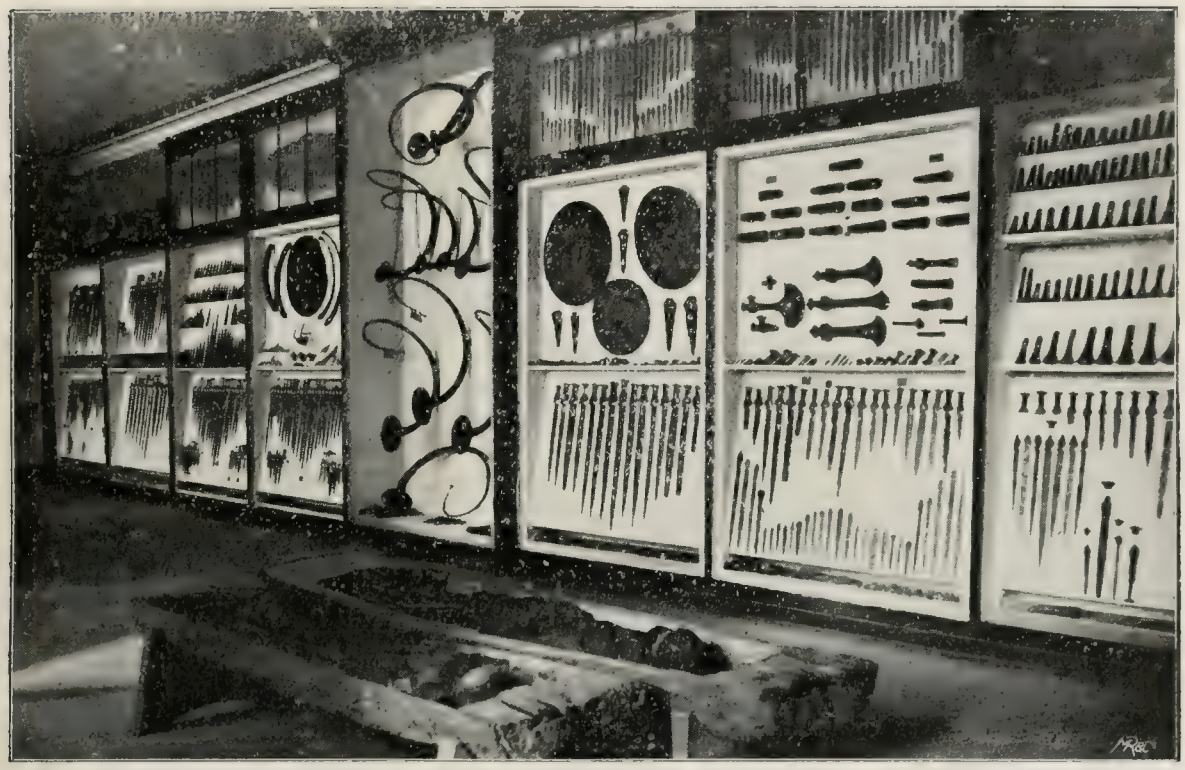


Abb. 10. Ein Blick in die Altertümersammlung zu Kopenhagen: Funde der Bronzezeit; im Vordergrunde zwei Leichen in Totenbäumen.

nach Britannien hinüber reicht. Die hauptsächlichsten, wenn auch nicht alleinigen Träger der La-Tène-Kultur sind die Kelten. Die Germanen des Kontinents haben nur an ihrer Ausstrahlung als Empfänger teilgenommen. Zeitlich fällt sie in die Jahrhunderte vor Christi Geburt; zwischen La-Tène-Funden liegen datierbare antike Importwaren und Münzen. Cäsars Erscheinen in Gallien bedeutet für sie den Anfang vom Ende, d. h. von ihrer Ablösung durch die römische Provinzialkultur.

Die Kelten haben in vorchristlichen Jahrhunderten im ganzen heutigen Süddeutschland nebst Böhmen, Mähren und karpathisch-ungarischen Gegenden gesessen, aber auch in Thüringen und im westlichen Norddeutschland. Thüringen scheinen sie nicht lange nach 500 v. Chr., das Gebiet zwischen Elbe und Weser spätestens 300

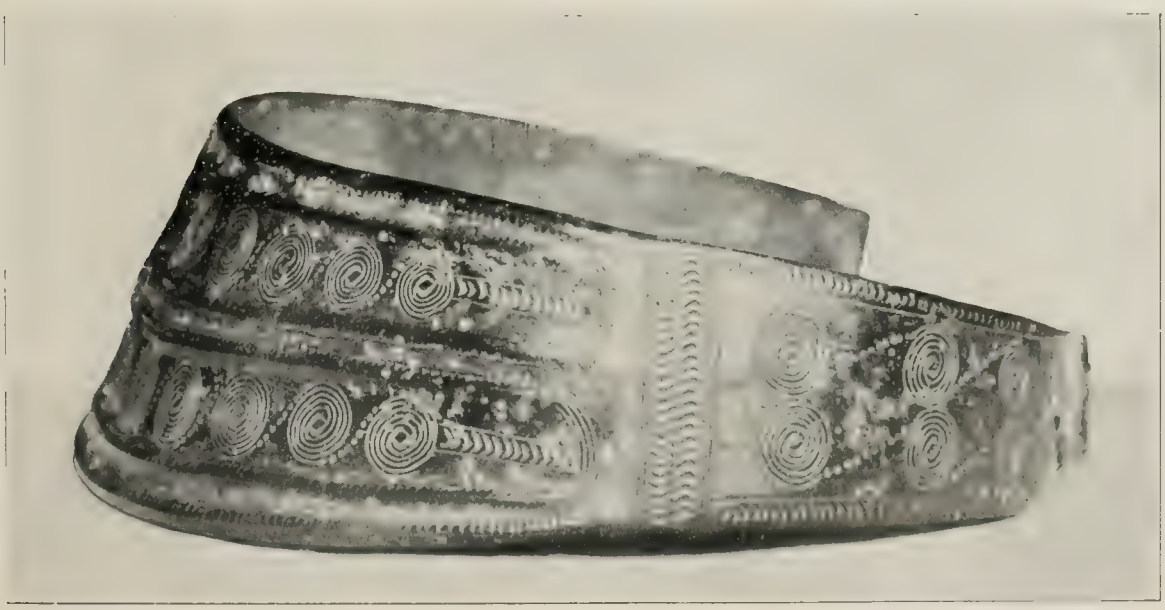


Abb. 11. Halskragen (fälschlich sogen. Diadem) von Alt-Sammit bei Krakow. Bronzezeit. Im Museum zu Schwerin.

v. Chr. aufgegeben zu haben, während sie die genannten südlicheren Gebiete noch hielten. Man vergleiche über diese Dinge und die von der keltischen Vorbesiedelung nachgebliebenen örtlichen Namen den Anhang zu diesem Bande.

Ebenso für die älteste Ausbreitung der Germanen. Will man für die letzteren auf Grund der Ausgrabungsfunde einen geographischen Schwerpunkt ihrer Kultur in den Jahrhunderten vor Christi Geburt feststellen, so sind dies die dänischen Inseln und Mecklenburg. Denn die Germanen sind die Träger der nordeuropäischen Bronzekultur. Von dem genannten Zentrum strahlt die sogenannte „schöne Bronze" aus und schwächt sich in ihrem Reichtum konzentrisch ab. Von der anderen Seite her stufen sich ebenso konzentrisch die in die Germanenwelt hinein von Süden vordringenden Hallstatt- und La Tène-Einflüsse ab.

Prähistorie des Volkes.

Bisher haben wir die Prähistorie des deutschen Landes gegeben, wobei die Funde und Ausgrabungen als Hauptquelle dienten. Wenn wir nun zu der volklichen Vorgeschichte der Deutschen übergehen, treten die anderen Quellenarten in den Vordergrund.

Die Deutschen sind ein Teil der Germanen und diese ein Teil der Indogermanen. Mit letzterem gelehrt-künstlichen Ausdruck bezeichnet man die Ursprunggemeinsamkeit und engere Verwandtschaft folgender Völkergruppen: der Arier (d. h. Inder und Perser), der Armenier, der Thraker und Illyrier, der Griechenvölker, der Italiker, der Kelten, der Germanen und endlich der Slawen, zu welchen noch die Litauer zu stellen sind.

Jede einzelne Gruppe der Indogermanen steht je zu zwei anderen in näherem Verwandtschaftsverhältnisse. Die Italiker z. B. haben nähere Beziehungen zu den Griechen und den Kelten, die Germanen zu den Kelten und den Slawen. Indem man diese Doppelverwandtschaften als doppelseitige Nachbarverhältnisse auffaßte, ward die Zerdehnungstheorie gefunden und der unhaltbaren Verzweigungsdarstellung, dem früher allein maßgeblichen Schema des Stammbaums entgegengesetzt.

Eine bestimmte Menschheitsabteilung, die der Indogermanen, erweist sich als im allgemeinen sprach- und kulturgleich. Absolut war ihre Sprachgleichheit, wie gesagt, nicht; man mag auf die Kontinuität und die dialektischen Übergänge in dieser sprachlichen Fühlung und Zusammengehörigkeit das Bild des durch ein Prisma ins Breite zerlegten Lichtes, des Spektrums, anwenden. Dieses Indogermanentum wuchs stetig an und dehnte sich räumlich aus. Dabei blieb die indogermanische Urmitgift überall als Grundlage der Weiterentwickelung erhalten, aber die Fühlung Aller mit Allen ging verloren, nur noch die Nachbaren hielten solche wenigstens in gewissem Maße fest. Diese jüngeren Nachbargemeinsamkeiten und Übergänge blieben, vergleichbar in der Mitte abgebrochenen Brücken, auch dann stehen, als bei noch weiter fortschreitender Zerdehnung sich gesonderte Gruppen bildeten, die nicht mehr so nach den Seiten den Anschluß festhielten, sondern deutlicheren Zusammenschluß nach innen suchten. Oder, anders gesagt, in ihrer sprachlichen und sonstigen Entwickelung nach innen gravitierten, übrigens ohne es mit einer wirklichen Uniformierung irgendwie eilig zu haben. — Die Kennzeichen der alten Nachbarlichkeiten und Übergänge beschränken sich keineswegs auf die Sprache, sondern finden sich ebenso auf dem Gebiete der ältesten Verfassungsformen, Rechts- und Weltanschauungen und sonstigen ältesten Kulturbesitzes.

Wie der Begriff der indogermanischen Urzeit keinen bestimmten Endtermin hat, auch die indogermanische „Einheit" nur cum grano salis zu verstehen ist, so ist letzteres auch mit der „Heimat der Indogermanen" der Fall. Immerhin ist ein einigermaßen umschriebenes Gebiet zu suchen, auf dem sie sich, als sie noch alle miteinander Fühlung hatten, bewegten und von wo sie sich allmählich weiter auseinander dehnten. Man erkennt soviel als gewiß, daß es ein Viehzucht begünstigendes, nicht

Erklärungsblatt.

Waffen, Schmuck und Gegenstände der Bronzezeit.

(Aus dem Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

a. Tierbildchen von Hohenwalde;
b. Halsschmuck von Kallies;
c. Armring von Tangendorf;
d. Gewundener Halsring von Sommerfeld;
e. Armspirale von Riesdorf;
f. Schwurring von Gnewin;
g. Bronzefunde von Seddin: Schwert, Hohlaxt, Messer mit Kettchen, doppelteilige Pinzette, Kamm, Teil eines Gefäßes, Nadeln;
h. Hohler Ring von Zarnowitz;
i. Armspange von Thale;
k. Hängebecken von Oranienburg;
l. Spange von Schwarz-Colmen;
m. Messer von Liebenfelde;
n. Sichelmesser von Guscht;
o. Aufsatz eines Amtstabes von Spandau;
p. Celt (Beil) von Halle;
q. Kurzes Sachs (Dolch) von Spandau;
r. Lanzenspitze von Spandau;
s. Langschwert von Spandau.

Abb. 12. Waffen, Schmuck und Gegenstände der Bronzezeit.

allzu kaltes, aber noch weniger allzu warmes Land war. Es gab dort Schnee, denn alle Indogermanen haben hierfür und für „schneien" dasselbe Wort, wenn auch die Inder später, da sie keinen Schnee mehr zu sehen bekamen, die Wurzel von „schneien" für „feucht werden, zerfließen" anwandten. Es gab dort keine Palmen und keine Kamele, gab auch keine Löwen mehr, dagegen Bären, Wölfe und die Baumwelt der kälteren gemäßigten Zone. Für diese (späteste) indogermanische „Heimat" hat man mit guten Gründen auf die südrussischen und transkaspischen Steppen gedeutet. Genau dagegen sehen wir die Wegziele, welche die einzelnen Gruppen infolge der Zerdehnung und Zerstreuung erreicht haben.

Die Arier drangen in der Richtung von Norden auf den Indischen Ozean vor und erfüllten als Inder den Norden Vorderindiens, als Iranier die Länder am Persischen Golf und von dort westlich. Die Armenier reihen sich westlich hieran; sie weisen die deutlichen Anzeichen ältester Nachbarlichkeit zu den Slawen hinüber auf. Die ganze weite, viel größere Welt des asiatischen Ostens und Nordens überließen die Indogermanen also Anderen, besetzten nur einen Teil des westlichen Südens. Die Griechenvölker nahmen ihren Weg nach dem Ägäischen Meer, die Italiker nach dem Zentrum des an Küsten so reich gestalteten Mittelmeeres. Im Nachtrab beider setzten Thraker und Illyrier sich auf der Balkan- und im Norden der Apenninhalbinsel fest; die heutigen Albanesen werden als Überbleibsel dieser Gruppe angesehen. Auch der Weg der Kelten verzichtete keineswegs auf diese Halbinseln, sie erzwangen sich in Oberitalien Sitze und machten noch im 3. Jahrhundert vor Christus von Thrakien aus eine partielle Ostbewegung nach Kleinasien, wo es seitdem „Galater" gab. Ihre alte Hauptrichtung zieht sich jedoch mit westlicher Ausbreitung durch den europäischen Kontinent bis nach Frankreich, „Gallien" hinein, von wo sie auf die britannischen Inseln gelangten. Ebenso kamen sie zu Schiff nach Spanien, wobei sie jedoch, wie vorher schon in Südwestfrankreich, auf den hemmenden Widerstand der nicht-indogermanischen Iberer stießen; nur einzelne keltische Völkerschaften drangen ein und verschmolzen mit den Iberern der betreffenden Gegenden zu „Keltiberern". So erblicken wir in den Kelten ein Volk gewaltigen und langdauernden Ausdehnungs- und Wanderungsbedürfnisses, was wesentlich darin seine Ursache findet, daß sie später als Griechen und Italiker und niemals in dem Maße, wie diese, zu intensiver, dichtsiedelnder Kultur gelangten. Die Germanen sind unbedingt diejenige indogermanische Gruppe, welche sich am weitesten nach Norden gewandt hat. An ihrer südöstlichen Rückfront befanden sich die Slawen nebst Zubehör, wovon der nordwestliche Vortrab, die Litauer (dazu Altpreußen und Letten) am nächsten an das Wanderungsgebiet der Germanen heranreichten. — Alle diese Genannten waren keineswegs die einzigen Ansprecher Europas; allerdings sind die Fragen der vorindogermanischen Bevölkerung unseres Erdteils, wovon die Iberer soeben schon erwähnt wurden, sehr schwierig. Erst durch die Kelten oder Gallier sind die Ligurer auf das Gebiet um den Busen von Genua zusammengedrängt worden. Ebenso haben die Gallier ihre Einwanderung in Oberitalien z. T. auf Kosten der durch sie eingeengten Etrusker vollzogen, deren volkliche Zugehörigkeit noch immer ein Rätsel ist. Sie selbst nannten sich Rasennae; durch die Kelten wurden sie von ihrer räumlichen Verbindung mit den anscheinend nahe verwandten Rätern losgesprengt, welche zuerst eben von den Kelten, später noch mehr von den Germanen, von der Nordseite her, in die Alpen hinaufgedrückt worden sind. Ferner begegnen früh an der Ostfront der Germanen die verschiedenen Finnenvölker, die zu der großen ural-altaischen Familie gehören.

Die Germanen sind auch heute die am meisten nördlich sitzenden Indogermanen, denn die Untertanen des russischen Kaisers, welche gleichhohe Breitengrade besiedeln, sind keine Slawen mehr. Von den Germanen sind die Deutschen nur ein Teil. Aber kein rein stammbaummäßig abgezweigter, sondern ein aus historischen, tatsächlichen Zusammenfassungen mühsam zur politischen und nationalen Einheit, sowie zur inneren Ausgleichung gezwungener Bruchteil. Er deckt sich nur bis zu gewissem Grade mit alten Untergruppen und Gruppenteilen der Germanen. Ehe aber zu diesen Untergruppen und Abgrenzungen zu kommen ist, bedarf es eines Bildes, welches Kulturerbe die Germanen als solche bis an die Schwelle ihrer geschichtlichen Zeit mitgebracht haben.

Um mit dem Wertvollsten zu beginnen, so hat man mit freudigem Gefühl darauf hingewiesen, daß die Indogermanen in ihrer Gemeinsamkeit nur an einen Gott geglaubt hätten. Ein edler, nur allzu leicht zerstörter Traum. Die Vielgötterei, d. h. die Zerlegung der übersinnlichen Vorstellung in Einzelgestalten sollte bei den hier zugehörigen Völkern noch erst kommen, gleichviel ob die zu plastischer Schönheit veredelten Hellenengötter entstanden oder die in der Natur, im Winde, in den Nächten gewaltig umgehenden, in der Blitzwolke dräuenden, von Wolf und Raben begleiteten Gottheiten der Germanen. Der vermeintliche Monotheismus der Indogermanen ist nichts anderes als dämmernde Primitivität.

Wenn die Indogermanen für eine Sache dieselben Ausdrücke haben, so deutet das darauf, daß sie jene schon in ihrer Urnachbarlichkeit oder Gemeinsamkeit kannten. Nur muß der Verdacht der nachträglichen Entlehnung solcher Begriffe und Ausdrücke ausgeschlossen sein: durch Nichtbeachtung dessen ist manches auf diesem Gebiete der sprachwissenschaftlichen Altertumskunde gesündigt worden. Die Entlehnungen kennzeichnen sich äußerlich dadurch, daß die Sprachgesetze der Einzelgruppe nicht von Anfang an, sondern erst von einem jüngeren Moment, eben dem der Entlehnung an, Einfluß auf das betreffende Wort gehabt haben.

Die Indogermanen kannten: Stier, Ochs, Kuh; dazu Euter; auch Butter und zwar unter dem für den Germanenkreis nur alamannisch als „der Anke" erhaltenen Worte. Sie kannten ferner das Joch, benutzten also das Vieh auch zum Ziehen. Zu dessen Erleichterung kannten sie schon die Achse, eine der rühmenswertesten Erfindungen, von welcher Lokomotive und Fahrrad nur die glücklichen Weiterbildungen sind. Ferner war ihnen das Schaf (das ursprüngliche Wort, dem lat. ovis entsprechend, ist germ. nur in einigen Dialekten noch erkennbar) und seine Wolle bekannt, dazu Widder in der Bedeutung Jährling, was auf geregelte Schafzucht weist. Ebenso deutet die indogermanische Benennung des Wolfes, des „Räubers", auf Herdenbesitz. Auch Hund ist gemeinsames Wort; für seine Zähmung und Verwendung als Haustier fehlen zwar zufällig die sprachlichen Anhaltepunkte, aber alle Völkerkunde und Knochenausgrabung kennzeichnet ihn als frühesten Helfer des Menschen. Er ist überall das älteste Haustier, die Vorbedingung der übrigen. Roß und Geiß waren bekannt, ob schon gezähmt, ist bei beiden nicht ebenso sicher. Vieh ist ein indogermanischer Ausdruck und Begriff und zwar mit der Bedeutung: nützliches Herdenvieh, nicht bloßes Tier; ebenso Stadel (schriftdeutsch durch Stall verdrängt), worunter noch kein Gebäude, sondern der „Standort" des Viehs gemeint war. Von Wohnungsbegriffen ist Tür vorhanden, aber in minder spezialisierter Bedeutung als bei uns, allgemein als „Durchgangstelle".

Acker kannten die Indogermanen, aber noch nicht als Anbauland, sondern bloß als liegendes Land. Nur möglicherweise kannten sie eine (wilde) Hirseart und den Mohn. Sie waren in ihrer „Gemeinsamkeit" noch keine Völker mit Ackerbaukultur.

Als Gerät kannten sie die Ahle, und da auch nackt ein Wort der Indogermanen ist, müssen diese den Gegensatz, aus welchem heraus von Nacktheit gesprochen werden konnte, d. h. Anfänge von Bekleidung gekannt haben, worauf ja auch die Benutzung von Wolle deutet. Ferner kannten sie den Begriff Furt und den des Obenschwimmens (πλέω, Floß). Sie hatten das Fahrzeug übers Wasser, und das außer Floß hierfür verwendete weitere Wort (ναῦς, navis etc.) steckt wahrscheinlich doch auch in dem deutschen „Nachen". Sie kannten und beachteten Feuer, Schnee, Wind, Mond und Nacht, nach Nächten zählten sie die Zeit, d. h. als 24-Stundeneinheiten; ferner Wald in der Bedeutung: mit Baum oder Busch bestandenes Land, im Gegensatz zu Acker. Ihre Zahlbegriffe reichten bis hundert, dieses eingeschlossen. Für die wichtigsten Körperteile hatten sie gemeinsame Benennungen. Ebenso hatten sie die Vorstellung: Riese.

Von Verwandtschaftsbegriffen sind Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Sohn, Tochter, Schwäher, Schwieger und Schnur, auch Neffe in der älteren Bedeutung nepos, Enkel vorhanden; ebenso die Bezeichnung des „ledig seins", wovon die Wurzel in Wittib steckt. Und dann ist der Begriff Munt (Muntwalt, Vormund; dieselbe Wurzel in lat. manus) vorhanden: für die Gewalt eines Einzelnen über seine Familie oder richtiger über die mit ihm Lebenden, also in jüngerer Daseinsausstattung über seine Hausgenossen.

Wenn es sprachlich und ethnographisch eine eigentliche Zweiteilung der gesamten indogermanischen Völkerfamilie nie gegeben hat, so trat eine solche dagegen auf dem für sich unabhängigen Gebiet der Kultur durch die Praxis des Verkehrs ein. Während die Arier, die Inder und Iranier im Verlauf der Zerdehnung aus dem Gesichtskreise geschwunden waren, hatten die übrigen, die sogenannten Westindogermanen noch einen bemerkenswerten Austausch untereinander. Daher haben diese Westindogermanen eine neue Schicht ihnen gemeinsamer Begriffe und Ausdrücke.

Die Verwandtschaftsbegriffe erweitern sich durch Ahn (Großvater), Muhme und Vetter; beide letzteren, als Koseformen zu Mutter und Vater gebildet, werden für die Mutterschwester und den Vaterbruder angewendet, und ähnlich wird zu Ahn noch Ohm hinzugebildet. — In dieser Periode wird der Ackerbau erlernt und steht alsbald mit zahlreichen westindogermanischen Ausdrücken für Wirtschaftsgegenstände, Tätigkeiten und Erträgnisse auf dem Plan. Auch die Wohnverhältnisse heben sich. An Geräten ist mancherlei Neues da, u. a. die Säge, aber das Wort sagt uns nicht, ob diese Säge eine gezackte Steinschneide oder von Metall war. Zur Kleidung ist das Schuhwerk hinzugekommen. Das Wort Meer ist bekannt, ohne just das Weltmeer bezeichnen zu müssen. Beim Salz gewinnt man keine absolute Sicherheit, ob das Wort altgemeinsam oder spätere, immer noch sehr alte Entlehnung von einer Gruppe zur anderen hinüber ist; so überaus wichtige Stoffe übertragen sich mit raschester Schnelligkeit von Volk zu Volk. Das Gleiche bleibt notwendig zu bedenken bei der Wortwurzel von ehern. Daher ist es, wenigstens vorläufig, nicht geraten, die Prähistorie der Bronze mit Kombinationen aus der Sprachgeschichte durchdringen zu wollen.

Nun ist überhaupt das Wahrscheinlichste, daß die Westindogermanen einen Teil ihrer neuen Kenntnisse, insbesondere Bestellung und Früchte des Ackers, nicht selber erarbeitet, sondern von Nichtindogermanen entlehnt haben. Denn nicht ihnen in ihren Steppengebieten, sondern anderen Völkern in den reichen Tälern großer schiffbarer Ströme, wie die des Euphrat und Tigris und des Nil sind, war es beschieden worden, die ältesten großen Kulturfinder der vorderasiatisch-mittelländischen Welt zu werden.

Im frühesten Morgendämmern der Geschichte hat in Mesopotamien ein weder indogermanisches noch semitisches Volk, das der Sumerer, eine erstaunliche Zivilisation aus sich entwickelt. Auf dieser beruht alle Bildung der bei ihnen zuwandernden Babylonier, welche aus der eintretenden Vermischung zuguterletzt als die volklich Zäheren übrig blieben. Wie diese und die übrigen Semiten, haben auch die Ägypter aus Mesopotamien empfangen. So sind jene Sumerer die mittelbaren Urheber der gesamten, von Phönikern und Ägyptern weiter am Mittelmeer ausgebreiteten Kultur geworden, die eigentlichen Lehrer der Alten Welt. Also auch der Griechen und Römer in ihren späteren dortigen Sitzen. Aber allem Anschein nach haben schon lange vorher auf irgend einer alten Stufe die Westindogermanen, als sie von Norden her Berührung mit den Sumerern hatten, von diesen zum mindesten den Ackerbau erhalten.

Dann geraten die Einzelgruppen weiter auseinander, auch die gewisse westindogermanische Kulturgemeinsamkeit hört auf, die einzelnen isolieren sich und sind auf sich allein angewiesen. Erst indem sie alle an Volkszahl wachsen und sich ausbreiten, geraten sie auf viel späterer Stufe doch wieder in Fühlung miteinander, und die alte Nachbarlichkeit kehrt nach langer Trennung zurück. Aber nun in ganz verwandelten Formen und Maßstäben. Zu dieser Zeit erfüllen und beherrschen diese groß und selbständig gewordenen Gruppen die Landkarte Europas und drücken alles in die Enge oder unterwerfen ihrem eigenen Wesen, was von Urbewohnern sich zwischen sie stellt.

Wie gesagt, zwischen jener alten und dieser neuen Kulturnachbarlichkeit liegt sehr viel unbestimmte Zeit. Dies ist die lange Isolierungsperiode der Germanen, während welcher sie aus der gesamten mesopotamisch-mittelländischen Welt nichts mehr zugeführt erhalten und sich zu ihren besonderen Eigentümlichkeiten zurechtleben, auch sich in Untergruppen scheiden.

Die ethnographischen Vorgänge und Wanderungen innerhalb dieser Zeit des Germanentums sind, wenn sie jemals erheblich geklärt werden können, dies jedenfalls bis heute noch nicht so, daß sich schlechtweg eine Übersicht bieten ließe. Um jedoch dem Leser möglichsten Einblick zu schaffen, gibt zu diesen Fragen der Anhang dieses Bandes etwas näheres Material. An dieser Stelle sei nur das Notwendigste und das Sichere knapp erwähnt.

Den Schauplatz der ältest ausdeutbaren Vorgeschichte der Germanen bilden die ostelbischen Gegenden, die schleswigholsteinisch-jütische Halbinsel, die dänischen Inseln und das südlichere Skandinawien. Für die Bewegungen und Wanderungen, welche sich dort vollziehen, muß nicht allein, ja überhaupt nicht in erster Linie an die Landwege gedacht werden, sondern reichlich so sehr an die Flüsse und die Pfade der See. Wie das Kulturzentrum der Germanen liegt auch das geographische zu dieser Zeit um die westliche Ostsee.

Um das vorhin Gesagte ganz vorsichtig auszudrücken: andere Träger der nordischen Stein- und Bronzekultur als die Germanen sind nicht erkannt worden. Aber dazu ist zweierlei zu betonen. Erstlich, daß die ausgrabende Prähistorik für sich allein bis jetzt gar keine sicheren Merkmale für Rassen- und Völkerunterscheidung geliefert hat. Hier sind bislang nur erst andere Quellen maßgeblich. Zweitens, daß die prähistorischen Funde nur eine relative Chronologie haben. Sie sind untereinander jeweils älter oder jünger, und man kann wohl eine Periodenfolge unter ihnen aufstellen; jedoch Versuche, diese Perioden mit den Jahrtausenden und Jahrhunderten der vorchristlichen Zeitrechnung zu durchbauen, sind, obwohl sie z. T. von hochverdienten Prähistorikern ausgehen, mit allergrößter Vorsicht aufzunehmen und nur dann nicht überhaupt abzuweisen, wenn sprachgeschichtliche und ähnliche Anhaltspunkte hinzukommen. Es sind unanthropologische Anhaltspunkte, die uns beruhigt aussprechen lassen: mindestens die jüngeren Träger der nordisch prähistorischen Kultur waren Germanen.

Ebensosehr wie die Wegelenkung durch das Wasser möchte ich, gleichfalls persönlich von mir aus, betonen, daß bei obigen volklichen Wanderungen nicht immer zunächst an einmalige große Verlegung der Sitze ganzer Volksgesamtheiten zu denken ist. Sondern daß normalerweise vielmehr die Überschüsse, die Veränderungslustigen wandern und zwar in mehrmaligen oder oftmaligen Jahresraten. Wir haben uns die Vorstellung von den vorgeschichtlichen Wanderungen auch nicht anders zu gestalten, als das Bild der Vorgänge um Ariowist oder das der germanischen Besiedelung der großbritannischen Inseln oder als das der Wikingerfahrten der Karolingenzeit. Auch diese wollten keineswegs bloß plündern, sondern neue Heimaten suchen, und haben sie sowohl im russischen Osten wie in Nordfrankreich und Großbritannien, ja in Unteritalien tatsächlich gefunden. Die germanischen Wanderungen der Jahrhunderte vor Christi Geburt sind keine andersartigen als die der nächsten Jahrhunderte danach; es sind auch weder technische noch sonstige Gründe vorhanden, weshalb sie anders gewesen sein sollten. Es müssen schon Umstände, die nicht bloß auf die wirtschaftliche Lage des einzelnen Mannes, auf seine Hoffnung, sich durch Auswanderung zu verbessern, sondern auf das Ganze eines Volkes wirken oder drücken, eintreten, damit ein solches bäuerliches Volksganzes seine Äcker im Stich läßt und mit Sack und Pack davonzieht. Wir haben solche Gesamtaufbrüche allerdings in Beispielen vorliegend, und namentlich kennt sie die im engeren Sinne eines episodischen heftigen Vorganges so genannte „Völkerwanderung" des 4. und 5. Jahrhunderts nach Christi Geburt.

In den schriftstellerischen Quellen für die ältesten historischen Jahrhunderte bekommen wir freilich fast nur von den Ausnahmeverhältnissen, den Wanderungen zu hören, von so vielen, daß man darüber der Stillsitzenden, die an sich viel mehr ausmachen, fast vergessen hat. Denn nicht durch diese ruhigen Leute, sondern eben

durch die Wandernden entstanden jene Unruhen, Ereignisse, Kriegführungen und Schlachten, über denen die Geschichtsklitterung die Aufmerksamkeit für das eigentliche Wesen der Dinge zu verlieren liebt.

Mehrere Beispiele lassen ersehen, daß jene Teilaufbrüche unter Verständigung oder Loswurf innerhalb des Volkes geschahen, und zwar mit Vorbehalt der Wiederaufnahme bei gänzlichem Mißerfolg. Unsere Wissenschaft hat in diesem Zusammenhange noch erst zu begreifen, daß nicht bloß zu ihrem Vergnügen die volklichen Einzelbildungen der alten Germanen so zähe das Gedächtnis von ihrer Herkunft und alten Wanderzeit festhielten und immer wieder bei den politischen Versammlungen diese jahrhundertealten Sagen in sinnfälliger Form vortragen ließen. Sondern daß dies aus ganz ähnlichen Gründen geschah, wie wenn man im Mittelalter die Texte der wichtigsten Urkunden mit ihren ohrfälligen Binnenreimen von Zeit zu Zeit von der Kanzel verlas.

Der allgemeine Grund, der immer aufs neue und überall im einzelnen solche Sonderveranlassungen zur Wanderung schafft, das ist die rasche Volksvermehrung der Germanen, über die sich seinerzeit die Römer nicht genug wundern können. Wohin nur ein erhellender Lichtstrahl durch berichtende oder erschließbare Quellen fällt, erfahren wir: diese germanische Bewegung ist keine einheitliche, sondern stellt sich dar als eine dichte, verwirrte, durch lange Zeit von vielen Punkten aus sich beständig erneuernde Reihe von Einzelaufbrüchen und Einzelstößen, wobei die irgendwo zuviel gewordenen Wanderscharen sich keineswegs scheuen, ihr Glück auf Kosten anderer germanischer Völker zu suchen und sich somit auch gegenseitig beunruhigen. Eine Einzelbeobachtung ist ferner: wenn einmal Völkerteile in Aufbruch gekommen sind, so wollen sie auch nicht notdürftig fürlieb nehmen, sondern gerne etwas Rechtes erlangen. Daher dauert der Wanderzustand der einzelnen Scharen oft längere Zeit und führt sie weit umher.

Aber was sie begehren, ist doch in allen Fällen anbaufähiges Land, um wieder zur Ruhe zu kommen. Denn bloße Viehnomaden sind die Germanen in den Jahrhunderten vor Christi Geburt längst nicht mehr, sie kennen wie gesagt den Ackerbau schon vor ihrer Auslösung aus der westindogermanischen Gemeinsamkeit. Wobei nicht übersehen wird, daß die Anfänge der Ackerwirtschaft sich als wandernder Raubbau vollziehen und die Übergänge vom Nomadentum zur Ansässigkeit allmähliche sind. Aber das liegt nun schon zurück.

Aus dem ganzen vielfältigen Kreuz- und Quergeschiebe der Germanen gehen zunächst zwei große geographisch geschiedene Gruppen hervor, die sich je für sich sprachlich und sonst weiterentwickeln, die Nordgermanen Skandinaviens und die festländischen Südgermanen. Zu letzteren zählt vornehmlich jenes Völkermaterial, das uns viel später als Franken, Thüringer, Alamannen, Bajowaren, sowie als Mitzugehörige im Sachsenbund wieder begegnet. Zwischen den Südgermanen und Nordgermanen steht sprachlich, kulturell und geographisch eine Übergangsgruppe, zu der die Angeln, Friesen und die ältesten Träger des Namens Sachsen zu zählen sind, um hier von anderen abzusehen. Jene Südgermanen und diese anglofriesische Gruppe werden von der Philologie als Westgermanen zusammengefaßt. Die anglofriesische Gruppe vornehmlich hat mit nordgermanischen Bestandteilen zusammen diejenige Blut- und Kräftemischung geliefert, woraus die englische Geschichte hervorgegangen ist; der Hauptteil der Südgermanen und Teile der Anglofriesen in ihrer festländisch-politischen Zusammenkoppelung haben das mühselige Volkstum der Deutschen hervorgebracht.

Von Westgermanen spricht die Philologie im Gegensatz zu den festländischen Ostgermanen. Zu diesen gehören die geschichtlichen Basternen, Goten, Wändalen (denn so ist auszusprechen), Burgunden, Rugier, Turkilingen, Skiren und Heruler.

Diese Ostgermanen sind in Sprache und Recht den Nordgermanen auffällig verwandt, dazu finden zwischen beiden Teilen bis weit in die historische Zeit hinein noch eigenartige Beziehungen des politischen Verkehrs und der Erinnerung, der Sage statt. An einer engeren Gemeinsamkeit in der Herkunft der Ost- und Nordgermanen, gegenüber den ferner stehenden Südgermanen, ist nicht zu zweifeln, über das Nähere der mehrfach erwähnte Anhang zu vergleichen.

Allerdings führen die vollzogene prähistorische Ortsbewegung und die fernere Geschichte jene altverwandten Völker, Skandinawier und Ostgermanen, erheblich auseinander. Jüngere Nachbarberührungen und Beeinflussungen auf breiterer Front bleiben nur für die Bewohner des Kontinents, für West- und Ostgermanen übrig. In den Worten West und Ost liegt auch schon die geographisch-festländische Verteilung enthalten. Die Ostgermanen haben oder richtiger finden erst dort ihre ältesten historisch berichteten Sitze, wo nach Osten hin die westgermanische Besiedelung spärlich wird und aufhört, in den Oder- und Weichselgegenden. Es ist Vermutung, aber naheliegende, daß eine tapfere Selbstbehauptung der Westgermanen gegen die Ostgermanen beigetragen hat, letztere in die östlich-festländischen Sitze zu weisen. Die Westgermanen sind überhaupt, wenn wir nicht von einzelnen Berserkertaten, sondern von dauernden Volkseigenschaften sprechen, die im Vergleich mit Nord- und Ostgermanen härteren, kräftigeren, zäheren und zielbewußteren. Vielleicht hat jene Abwehr dazu beigetragen, sie so zu machen.

Die Ostgermanen machen auch weiterhin in der hauptsächlich sogenannten Völkerwanderung keinen erheblichen Versuch, ihre damaligen Ortsveränderungen auf Kosten der Westgermanen vorzunehmen. Sie wenden sich gegen den nichtgermanischen Süden und Südosten, nach der Donau und dem Schwarzen Meer zu. Die westliche und südwestliche Richtung bleibt den Westgermanen vorbehalten, welche ihrerseits nicht völlig auf östlich gerichtete Unternehmungen verzichten.

Die Westgermanen haben bei ihrer teils vorgeschichtlich, teils geschichtlich vollzogenen Ausbreitung aus dem mittleren Niederdeutschland sich durch lange Zeiten mit den Kelten abzufinden. Also mit den uralt-indogermanisch nächsten Nachbaren, wobei die Kelten nunmehr, wo sich beide Gruppen selbständig als solche zurechtgewachsen haben, als die kulturfrüheren wieder erheblichen Einfluß auf die Germanen gewinnen. Die Germanen haben in ihrer alten Zeit gelernt von den Kelten und haben weitergegeben an die Slawolitauer und Finnen. Diese germanischen Herübernahmen von den Kelten kennzeichnen sich durch Kulturbesitz, Lehnwörter und sprachliche Nachahmungen. Sie reichen bis in so frühe Zeit zurück, daß die damals noch bestehende nordgermanisch-ostgermanische Frühgemeinsamkeit daran Anteil gehabt zu haben scheint. Später beeinflussen die Kelten vor allem die südgermanischen Bestandteile innerhalb der Westgermanen. (Unerheblicher auch die Ostgermanen noch wieder, wozu von den karpathischen Gegenden her einige Gelegenheit war.) Es ist für die germanische Frühkultur erheblich, einiges von diesen Herübernahmen aus dem Keltischen zu verfolgen.

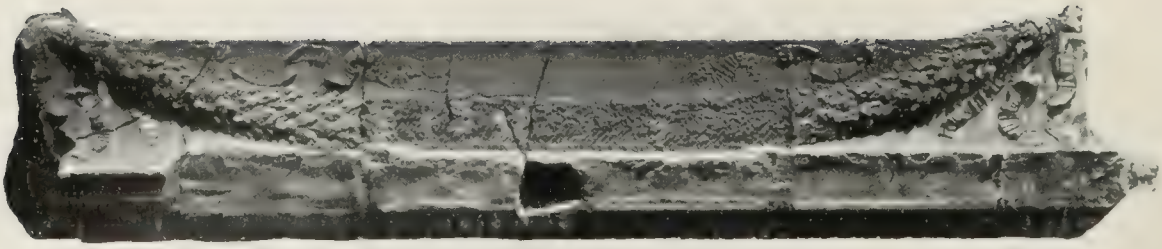
Was die Keltensprache jener Zeit anlangt, so fließt sie uns ja nicht in unmittelbaren Denkmälern, sie muß aus den Lateinisierungen helvetisch-gallischer Ausdrücke und Namen unter Zuhilfenahme der alt-irischen und sonstigen keltisch-britischen Sprachen erschlossen werden. — Die Germanen haben sehr früh sich gewöhnt, alle Kelten „Walchen" zu nennen und mit walchisch, wälsch: keltisch zu meinen. Sie verallgemeinerten damit den Namen einer größeren und altwichtigen keltischen Völkergemeinschaft, der Volker, lat. Volcae, die in historischer Zeit (teils in Südfrankreich um Nimes und Toulouse, teils) in den Donau und Marchgegenden saßen; sie gelten sogar als die alten Hauptträger der La-Tène-Kultur.

West- (und ost-)germanische Entlehnung aus dem Keltischen ist riks, Herrscher, Häuptling. Die Kelten hatten solche schon, die Germanen dagegen waren noch weit davon entfernt, staatsrechtliche Fürsten zu haben, am weitesten die Westgermanen. Aber sie schmückten ihre Eigennamen damit. Daher haben wir dieses riks, lateinisiert rix und ricus, deutsch in jüngerer Form rich bloß als Namenendung. Nur Wulfila verwendet für seine Übersetzung biblischer Verhältnisse ins Gotische auch ein für sich stehendes reiks (sprich riks). — Durfte jeder Vater den Namen des ihm Geborenen so verzieren? Gehen wir alle die unzähligen germanischen riks-Namen durch, von dem Kimber Bojorix, den Friesen Malorix und Kruptorix um Christi Geburt und ihren sigambrischen Zeitgenossen Deudorix, Baitorix an bis zu den Alarich, Friedrich und Theoderich der Völkerwanderung: es sind sämtlich in bevorzugtem Ansehen befindliche Kriegsanführer und Mitglieder führender Sippen, und schließlich dann Fürsten und Könige. Mit dieser Beobachtung müssen wir jedoch zunächst abbrechen und auf das unten folgende Verfassungskapitel verweisen. Nur noch eines: es gab auch eine sachlich entsprechende germanische Endung, walda oder walt. Aber die keltische, wälsche war viel beliebter. Die Fremdtümelei hat unseren vortrefflichen Vorvätern schon damals im Blute gesteckt, entsprechend ihrer zu allen Zeiten lebhaften Lern- und Anpassungsbegier. — Auch altdeutsches ambaht, Amt, ist Lehnwort (kelt.-lat. ambactus), desgleichen sind aus dem Keltischen die Worte Held, Geisel, Eid, Ger entlehnt. Also weitere Begriffe der Verfassungsbildung und des Kriegswesens.

Keltische Fremdworte des Deutschen sind ferner Karren (altirisch carr, gall.-lat. carrus) und eine Anzahl sonstiger Worte, die sich auf die Ausstattung und Verfeinerung des Wagens beziehen. Gallisches rêda, Wagen, und das Wort reiten gehören zusammen, doch ist nicht sicher, ob aus ältester Sprachnachbarschaft oder nachfolgender Entlehnung. Reiten bedeutet ursprünglich „fahren", diese ältere unübertragene Bedeutung steckt noch in dialektischen deutschen Anwendungen. Die Kunst des Reitens ist nämlich überall jung, die homerischen Helden ritten nicht, auch bei den Römern verrät der mühsame Ausdruck equo vehi die Jugend des Reitens. Immerhin ritten die Deutschen, ehe die Römer sie kennen lernten, und zwar so vortrefflich, daß für die römische Reiterei seit Cäsar mit zunehmender Ausschließlichkeit Germanen geworben und weiterhin ausgehoben wurden.

Ein anschauliches und merkwürdiges Beispiel für Wandlungen des Sprachgebrauches ist die Benennungsgeschichte des Pferdes. Es ist, als ob von Anfang an das edle Pferdewesen sich in fremdländischen Ausdrücken nicht genug habe tun können; die Ritter, dann die Sportleute setzen das getreulich fort. Die Bekanntschaft mit dem Pferde ist indogermanisch, das indog. ekwo (indisch açvas, lat. equus, usw.) klingt noch im gotischen aihwa-, in altsächsischen (ehu), angelsächsischen (eoh) und altnordischen Formen, auch in Eigennamen, wie Eo-mer. Andererseits bildet das Germanische aus anderer indog. Wurzel für seinen Sondergebrauch ein neues Wort, Roß. Ferner weist es sehr alt das dem kelt. marka entsprechende Wort Mähre auf. Als aber im römischen Gallien eine tolle Wortbildung, paraveredus, halb griechisch, halb gallisch und die Endung lateinisch, ein kaiserlich römisches „Postbeipferd" bezeichnete, da widerstanden die Deutschen so viel Schönheit nicht und aus paraveredus wurde „Pferd".

Zu den keltischen Lehnwörtern des Germanischen gehört auch Eisen. So geben uns die ausgrabende Altertumsforschung und die Sprachgeschichte, je in ihrer Form, die gleiche Kunde.



Die geschichtliche Wanderzeit.

Der römische Gegenangriff.

Geschichtlich deutliche Streiflichter aus der erzählenden Quellenliteratur fallen auf die Völkerbewegungen der Germanen erst von da ab, wo auch die antiken Kulturvölker das eine oder das andere Mal mitbetroffen und dadurch zur Aufmerksamkeit gezwungen werden. Das in den antiken Quellenberichten Vorliegende gibt daher keineswegs die Geschichte der Germanenbewegung, es gibt nur vereinzelte Beispiele.

Im Beginn des zweiten Jahrhunderts v. Chr. hatten die germanischen Bastarnen oder Basternen, welche schon vorher mit den Skiren zusammen am Schwarzen Meer aufgetreten, ihren Herrschaftsbereich bis an die oberste Weichsel und die Karpathen ausgedehnt. Der Name Basternen deckt eine zusammengeschlossene Mehrzahl von Völkerschaften, wir erfahren auch Einzelnamen, die der Atmoner, Sidoner, Peukiner. Große Scharen von ihnen erschienen im Gesichtskreis der Balkanhalbinsel, erhielten durch das politische Bedürfnis des makedonischen Königreiches Gelegenheit zum Einmarsch, als gegen Rom zu verwendende Hilfsvölker, wurden dann aber, unter Philipp III. und unter seinem Nachfolger Perseus, doch sehr unbequem, bis es gelang, sie zum Teil aufzureiben. Das Hauptvolk saß noch jahrhundertelang an den Karpathen und an ihnen nördlich entlang bis an die Donaumündung, so daß die Römer in ihrer Kaiserzeit, bei Ausgestaltung der Provinzen Mösia inferior und Dakien, oftmals mit ihnen zu tun bekamen. Von ihnen werden die Basternen mit Bestimmtheit als Germanen bezeichnet. Bestätigend hat die Feinhörigkeit der Sprachwissenschaft in den Personennamen germanischen Klang festgestellt; Clondicus, lautgesetzlich auf die Stufe der späteren fränkischen Reichszeit verjüngt, wird zu Hludihho, was also im ersten Namensteil Chlodwig und Hludovicus (Ludwig) entspricht. Die Namensform Basterna weist sie den Ostgermanen zu. — Zur Zeit der großen Ausbreitung der Goten als Herrschervolk in den dakisch-pontischen Gegenden verschwinden die Namen der Basternen und Peukiner in jenen.

Wie hier an der Ostfront der Kelten, können wir die gegen sie geführten germanischen Stöße auch im keltischen Norden feststellen. Die Westgermanen drangen im heutigen Nordwestdeutschland vor und gingen in der Folgezeit über den Rhein hinüber. Sie verdrängten die keltischen Vorbewohner nicht, soweit diese nicht von selber wichen, wie später die östlichen Germanen vor den Slawen taten. Zum mindesten verdrängten die Germanen die Kelten nicht in den äußeren Teilen jenes Gebietes, sondern machten sich die Vorbevölkerung untertänig. Und infolgedessen erlagen sie ihr, wo sie erheblicher war, volklich, wie es oftmals das Schicksal der Herrenvölker über dichtere Vorbevölkerung gewesen ist. In demselben Gallien ist es den Franken noch einmal ebenso gegangen, im Südslawengebiet des Balkans den uralisch-altaischen Bulgaren, in deren Namen die Wolga klingt. Ein kleiner Ersatz nur mag es sein, daß das unterwerfende Volk, dessen Nationalität verschwindet, dem

besetzten Gebiete den herrschenden Adel und den politischen Namen gibt, Frankreich, Bulgarien.

Als 27 Völkerschaften saßen zu Cäsars Zeit, gegen Mitte des 1. Jahrh. v. Chr., von rechts des Rheins gekommene Eindringlinge in Nordostgallien und wurden als Belgen zusammengefaßt. Sie waren die Kriegerischen und Unverweichlichten in Gallien, und nirgends hat der große Römer so heftigen und immer aufs neue erwachenden Widerstand gefunden. Volklich war damals dieses Belgentum eine Zusammensetzung. Ein Teil waren ausgewanderte rechtsrheinische Kelten, andere meinten, daß sie von Germanen abstammten (ortos ab Germanis), darunter Nervier, Trevirer; die näher am Rhein Wohnenden waren auch noch Germanen und bezeichneten sich gemeinschaftlich so: die Eburonen, Condrusen, Segner, Cäräser, Pämanen. Übrigens, so wenig diese vorcäsarischen Besitznahmen links vom Rheine auf einmal geschehen sind, so wenig haben sie ein bestimmtes Ende; bis zum Eindringen der Franken hin haben wir nichts anderes als die Fortsetzung der belgischen Okkupation, nur daß uns die zahllosen Einzelvorgänge, in die sich die Bewegung auflöst, jetzt eben vielfach berichtet werden. Besonders interessant und hierher gehörig ist ein ebenfalls noch vorgeschichtlicher Vorgang: germanische Ankömmlinge nahmen die von Waal und Rhein gebildete große Insel im niederländischen Senklande in Beschlag. Sie nannten sich nach dieser Au (Au ist ein deutscher Ausdruck für das jüngere lateinische Fremdwort Insel), deren durch Wasserveränderungen verkleinerter Rest noch heute in niederdeutscher Form die Betuwe heißt, fortan die Batawer. Aber sie kamen nicht als Batawer, sondern als Chatten, denn von diesen waren sie ein ausgerückter Teil. Deshalb gründeten sie auch noch lange Zeit Ansiedelungen mit Namen wie z. B. Katwijk. Einige andere Völkerschaften, darunter die Kanninefaten, rechneten sich später mit als Batawer.

Freilich durch die ausgiebige Festsetzung der „Belgen" links vom Niederrhein verringerte und verstopfte sich den übrigen Deutschen die vorläufige Aussicht auf weitere erfolgreiche Abmärsche ins nördliche Gallien. Um so mehr galt es nun, in das Gebiet des Mittelgebirges einzudringen. Die höher ragenden Gebirge ließen sie überhaupt außer Weges, diese blieben bis ins Mittelalter große Inseln herrenlosen Gutes. Aber auch sonst war ihnen dort nicht wohl. Sie kommen nicht recht zur Ruhe, bleiben unansässig oder doch unschlüssig, brechen ohne Schwierigkeit im Umfang ganzer Völkerschaften wieder auf (vgl. die Markomannen S. 40). Sie machen wirtschaftliche Rückschritte, vernachlässigen den Ackerbau oder vielmehr wirtschaften nur für Übergangsverhältnisse, wie es Cäsar von derartigen Sweben zu schildern versucht. Ganz etwas anderes ist es, wenn solche Völker in die herrliche obere Rheinebene und dort zur Festsetzung gelangen, denn hier haben sie ein noch besseres Anbaugebiet als im norddeutschen Tieflande. Dies Glück hatten diejenigen Deutschen, welche kurz vor Cäsars Zeit als Triboker im unteren Elsaß, als Nemeter um Speier, als Wangjonen um Worms Sitze zu beiden Seiten des Rheines erlangten und nun um bisherige Keltenstädte herumwohnten.

Auf die Donau zu zogen von Norden her die Kimbern. Wenn die Nachrichten der Römer nicht direkt gegen das gute geographische Wissen sündigen, das sie über die Küsten der von ihren Flotten befahrenen Nordsee besaßen, so brach auch hier nicht das ganze Volk auf, sondern saß das Stammvolk noch im ersten nachchristlichen Jahrhundert, volklich mit den deutschen Nordseevölkern zusammengehörig und von diesen „am nördlichsten", auf der jütischen Halbinsel.

Anschaulich tritt uns dieser Wanderzug in den Schilderungen der berichtenden Römer vor die Augen. Jahr für Jahr weiter umherrückend, ihr Vieh mit sich

führend, ihre Besitztümer, auch das zur fahrenden Habe gehörige Bauholz und die Türen ihrer Häuser auf den ungeschlachten Karren transportierend, so ziehen diese kimbrischen Massen ihren Weg. Wie lange schon, bleibt uns verborgen, aber daß es unter Kämpfen und Kriegen geschah und daß darüber neue Generationen heranwachsen konnten, ist offenbar; ihr Kampf mit dem großen keltischen Volke in Süddeutschland, den Bojern, und ein Erfolg, dessen sie sich rühmen konnten, klingt auch in dem Namen eines der späteren kimbrischen Führer, des Bojorix. In unserer Chronologie tritt ihre Wanderungsgeschichte ein, als sie über die Donau gingen und im Gebiete der keltischen Taurisken erschienen, welche nördlich von den Tauernketten der Alpen im Salzburgischen, Steiermärkischen und Oberösterreichischen wohnten. Damit erschienen jene in der Interessensphäre der Römer, denn Rom hatte die Erwerbung dieser Gegenden als Provinz, wie sie später durch die Einrichtung von Noricum geschah, damals schon ins Auge gefaßt; vorläufig hatte es mit den norisch-taurischen Völkern, welche nach Italien Eisen verhandelten, „Freundschaft" geschlossen.

Den Kimbern lag nichts ferner, als Rom in den Weg zu treten. Ihre ganze politische Weltanschauung liegt in der Erklärung an den gegen sie entsandten römischen Befehlshaber: sie wüßten, daß Rom die Kelten unterlegen seien. Die Kelten, um die dreht sich ihr Denken. Das Keltengebiet ist überall in Süd und West auch die eigene Interessensphäre der Germanen. Aber sie respektieren die Überlegenheit, die Bevorrechtung Roms. Schon hier beobachten wir die achtungsvolle Scheu der Germanen vor der großen, festgeschlossenen Kulturmacht, eine Regung, wie sie nur aus Bildungsfähigkeit und einer gewissen politischen Denkweise entspringt, während barbarische Draufgänger und Plünderer von derlei nichts wissen. Jahrhundertelang haben alle Niederlagen, die sie den Römern beigebracht, den Germanen diese spontane Bescheidenheit und Fügsamkeit des Schülers nicht ausgetrieben, sie stehen vor der geschichtlichen Größe Roms, wie sie in ihren Heiligtümern vor der Gottheit stehen: freiwillig in Scheu gefesselt. Erst als nichts mehr von Bewunderung, nur noch die Kenntnis und Verachtung spätrömischer Zerrüttung übrig war, sind sie dem Reiche ans Leben gegangen. — Die Kimbern sind dem Heeresbeamten Roms gegenüber sogleich bereit, ihre Richtung zu ändern, nehmen die angebotenen Führer an. Und so beginnt hier die römisch-germanische Kriegsgeschichte mit einer deutschen Vertrauensseligkeit und einer römischen Gemeinheit.

Was auch die Römerschriftsteller im Varusärger über deutsche Verräterei gesagt haben, es beseitigt doch nicht das immer gleiche Bild, das sich von Cn. Papirius Carbo im Jahre 113 und von Cäsar, Tiberius an bis zu den Grenzkriegen des 4. Jahrhunderts und bis zu Justinian darstellt. Auf der einen Seite ein Volk mit mancher Rauheit, mancher Grausamkeit, wie z. B. dem Opfern von Gefangenen, das aber nicht ohne weiteres aus Roheit entspringt, sondern den Göttern, von denen das Geschick abhängt, und uralt überlieferten, geheiligten Anschauungen geschuldet wird; mit derben Unarten, aber keinen moralischen Defekten; tapfer, ehrlich, voll Wahrheit und Vertrauen, alles offen heraussagend und alles glaubend, wie edle große Jungen; auch wenn sie zum Kampf schreiten, so soll es nach Recht und Sitte hergehen; wie im Rechtsgang zum Hundertthing, so laden sie den Gegner zur Schlacht und überlassen ihm, daß er Walstatt und Kampfzeit bestimme. Auf der anderen Seite die Römer, in den Ränken und Überlistungen des Partei- und Erwerbslebens erwachsen, an die Ausbeutung des beherrschten orbis gewöhnt, alle Nichtrömer als minderwertig, als foreigners, um eine moderne Parallele zu berühren, als Gegenstand jeglicher Rücksichtslosigkeit betrachtend, gegen fremde Redlichkeit hochfahrend, verächtlich-verständnislos. Nicht alle sind so, es gibt auch die Catonen, aber sie machen Roms Geschichte nicht, sondern kritisieren sie nur. Als Welteroberer wie als Militärvolk kennt die Gesamtheit der Römer längst nur noch den Grundsatz, daß alle Vorteile gelten und es Kunst ist, sie zu gewinnen. Die Varusschlacht ist eine vereinzelte Vergeltung von Gleichem durch Gleiches, vollzogen durch bis aufs Blut gegeißelte und moralisch gepeinigte Völker; ihr Urheber ist der römische Offizier und eques

Arminius, der sein Volk von jener Art von „Überlegenheit" nicht erlöst und gerettet hätte, hätte er sie nicht auch einmal, in einem Falle geübt.

Die Wegweiser, welche Papirius Carbo den abziehenden Kimbern mitgab, führten die Ahnungslosen in schwierige Stellungen, wo er sie überfiel. Aber der so billig erhoffte Triumphzug zerrann ihm dennoch, trotz aller Ungunst siegten die Kimbern. Der Ort befand sich unfern von Noreja, das bei Neumarkt gesucht wird. 113. v. Chr. Ihr Sieg wäre noch vollständiger für die Kimbern und blutiger für die Römer gewesen, aber mitten im verfolgenden Vordringen zog eines der nahezu täglichen oberbayrisch-salzburgischen Gewitter herauf, Donar türmte die Wolken und schleuderte seinen Blitz, Hagel prasselte auf die Schilder der Kimbern, da erkannten sie, daß die Götter zürnten und töteten keinen Römer mehr. Noch bis ins 6. (christliche) Jahrhundert sind Schlachten der Deutschen bei Gewitter abgebrochen worden. — Danach zogen die Kimbern ruhig weiter, westlich, immer am nördlichen Alpenfuße hin, durch die Keltensitze hindurch; in Helvetien schlossen sich ihnen die keltischen Tiguriner und Tugener an, deren Völkernamen, später hochdeutsch lautverschoben, in Zürich und Zug übrig sind. So kamen sie nach Gallien. Daß sie Sitze suchten, ihr Zug keine Raubfahrt war, darüber war Rom von Anfang an unterrichtet, und es wußte, dieses Land Gallien werde das Traumland des germanischen Bauerntums werden. Aber Rom konnte nicht wollen, daß sie in Gallien ansässig würden. Es hatte vor kurzem als Landverbindung mit der spanischen Provinz eine Gallia Narbonensis am Tyrrhenischen Meere entlang eingerichtet und war infolge der agrarisch-sozialpolitischen Gesetzgebung der Gracchen voll verjüngter militärischer Kraft und voll Kolonisationslust. So standen denn die Kimbern zweierlei Widerständen gegenüber. Jahrelang trieben sie sich in Gallien umher mit ihrem Weidevieh, ihren Hofhunden, ihren hölzernen Häusern, es hindert nichts, anzunehmen, daß sie auch gesäet und geerntet haben. Aber mit den gallischen Städten wußten sie nichts anzufangen, die ließen sich nicht auf die freie, gleichverteilte Walstatt fordern. Gleichwie noch um 380 der Gote Frithigern stolze Miene zum bösen Spiel des notgedrungenen Verzichts machte und sagte, mit Mauern führe er keinen Krieg, so mußten auch sie sich aufs platte Land beschränken. Aber schlimmer war, daß Rom seinen Einspruch unablässig aufrechthielt. Vergeblich schlugen sie seine Heere eines nach dem anderen, boten immer wieder zu friedlicher Verständigung die Hand, verhandelten nicht nur mit den Befehlshabern, sondern fertigten auch nach Rom an den Senat eine Gesandtschaft ab.

Wie staunten die Römer die blauäugigen Recken dieser Abordnung an mit den weißen Leibern und den blondroten Haarschöpfen und erzählten sich eifrig, was sie gesagt und getan. Und wie staunten jene selbst, als man sie umherführte und ihnen die Hauptstadt der Welt zeigte. Alles freilich wurde doch nicht recht klar; als man sie auf ein kostbares griechisches Kunstwerk aufmerksam machte, einen realistisch ausgeführten alten Hirten mit einem Stabe — es ist doch nicht am Ende die von einem alten Manne kaum zu unterscheidende bekannte (helleniſtische) Hirtin im Konservatorenpalast? — und einer der Kimbern gefragt wurde, auf wieviel er ein solches Stück schätze, da antwortete er ruhig: den Kerl möchte er nicht umsonst, auch wenn er lebendig wäre. Und dadurch erfahren wir zweierlei: daß bei diesen allerersten deutschen Italienfahrern noch nicht die hilflose Phrase vor Kunstwerken blühte, und zweitens: daß die Kimbern hörige Knechte kannten und zwar auch in der Form von alten Hirten.

Alle diese Verhandlungen blieben umsonst. Die Kimbern hatten inzwischen auch jenseits der Pyrenäen einen Versuch gemacht, dort lag alles noch ungünstiger. Schließlich kamen sie ins nördliche Gallien. Aber hier saßen die starken Belgen, und unter der Berührung mit diesen gaben es die Kimbern überhaupt auf, in Gallien das Gehoffte zu finden. Ein Keltengebiet gab es, wo sie noch nicht gewesen waren, und zwar das schönste von allen, Oberitalien, wo zwar die Herrschaft der

Römer eingerichtet, aber diese noch ziemlich jung und nördlich des Po, in Gallia transpadana, überhaupt nur erst lose war. Es scheint, daß das Zusammentreffen mit einer zweiten großen wandernden Schar, mit der der Teutonen, beide Teile zu energischerem Wettbewerb aufgerufen hat. Die Kimbern ließen in Nordgallien, in den oberen Gegenden der Sambre, einen Teil ihres Gepäcks und ihrer Vorräte zurück, als sie sich auf die Fahrt nach Italien begaben. Später, nachdem dieser Zug so traurig zu Ende gekommen war, haben die bei dieser Habe zurückgebliebenen Mannschaften nach vieljährigen Kämpfen mit den Belgen vertragsmäßige Sitze unter diesen zwischen Maas und Schelde gefunden; als Adwatuker, welche mit den Tungern verschmolzen und nun zu den germanischen Belgen zählten.

Die Teutonen sind Kelten, und zwar der helvetischen Gruppe, die damals noch weit nach Süddeutschland hinein ihre Sitze hatte. Das Germanentum der Teutonen muß nach den neuesten Klarlegungen aufgegeben werden, und hoffentlich brauchen auch einmal die Engländer ein Einsehen, deren Sprachgebrauch uns Deutsche als „Teutonen" von den Angelsachsen zu unterscheiden pflegt.

Die Teutonen, mit ihnen die Tugener und die volklich unklaren, doch wohl keltischen, schon an früheren Ereignissen des Kimbernzuges in Gallien mitbeteiligten Ambronen zogen der unteren Rhone zu; die Kimbern nebst den Tigurinern nach dem Inn (wo sie schon einmal gewesen waren), um über den Brenner zu gehen. Was sie nun eigentlich gewollt haben, bleibt unklar, auch das, ob Kimbern und Teutonen als praktische Verbündete im Ziel zu betrachten sind. Die Römer allerdings in ihrem konsequenten politischen Denken erblickten einen fertigen Plan, von dem sie sich bedroht fühlten: einen kombinierten Angriff auf das Reich und auf seinen eigensten Mittelpunkt, die regierende Hauptstadt. Ein solcher Angriffsplan ist höchst unwahrscheinlich, die Kimbern haben nicht einmal die wirkliche Provinz rechts vom Po, die Gallia cispadana, angerührt. Sie verlangten auch weiterhin immer nur, daß man ihnen irgendwo im Keltengebiet Land zu nehmen zugestehe. Es wäre denkbar, daß sie meinten, dieses Zugeständnis eher zu erhalten, etwa für Gallia transalpina, wenn man sie damit aus Italien wieder los wurde. Auch die Zurücklassung der Habe sieht doch nach derartigem aus.

Wie dem nun war, hinter den Mauern Roms herrschte seit dem Aufbruch der beiden großen Scharen aus den gallischen Gegenden eine Angst, wie man sie seit Hannibal nicht mehr erlebt hatte. Und mehr noch als die Tapferkeit dieser planlosen und halbnackten Krieger, welche in einer Schlacht nach der anderen die römische Kriegskunst und Waffenübung zu Schanden gemacht, schreckte die Römer, was sie sonst von ihnen erfahren hatten. Was waren das für Leute, die nach dem großen Siege von Arausio (Oranje, i. J. 105) alles Gold und Silber, alle Kostbarkeiten und schönen Waffen der Beute als Opfer für ihre Gottheiten in den Rhonefluten versenkt hatten! So etwas begriff der Römer und der Kelte nicht mehr. Und welche ähnliche Gleichgültigkeit gegen das Leben! Sie suchten die Römerschlacht keineswegs, aber wenn sie sein mußte, so gingen sie lachend in das Gefecht und in den Tod. Und statt ihre Gefangenen zu nützen oder zu verkaufen, warfen sie auch deren Leben dahin; am Opferaltar stand der Priester, und feierliche Frauen traten herzu, Greisinnen, aber hoch und stark, wie die Krieger selbst, über der germanischen Kleidung den Bronzegürtel, herumwallend die erbeuteten schneeweißen Galliermäntel; ohne ein Zucken der Hand, als ob sie Hühner töteten, schlachteten diese Frauen die Gefangenen, ließen das Blut rinnen, welches die Anwesenheit der Götter herbeizog, und spähten nach Zeichen von deren Willen in dem blutigen Opferkessel.

Inzwischen aber hatte Rom den Mann schon gefunden, der den „kimbrischen Schrecken" beendigen, wenn auch noch lange nicht vergessen machen sollte. Das war

C. Marius, der in den vergangenen Jahrgängen, zwar zunächst für den eigenen Ehrgeiz, aber doch auch für die Zukunft Roms das römische Heer unter Ausnutzung der gracchischen Reformen auf breitere Grundlage gestellt und als Feldherr in Afrika, gegen Jugurtha, eine neue Heeresgliederung, neue Taktik und Kampfdisziplin eingeübt und erprobt hatte. Ihm, dem zielbewußten, vielverhaßten Emporkömmling der Volkspartei, warf es die Beunruhigung Roms durch die kimbrische Irrfahrt in den Schoß, daß man ihn von 104 ab Jahr für Jahr zum Konsul machte. Er wählte bei der nunmehrigen Zuspitzung der Ereignisse zunächst die Entscheidung gegen die Teutonen und Ambronen.

Beim Einfluß der Isère in die Rhone stand er auf der Wacht in stark befestigtem, wohl verproviantiertem Standlager und deckte den Weg zum Mont-Cénis-Paß. Die Teutonen zogen heran; sie verlangten eine Feldschlacht in der Ebene, aber Marius hielt seine Truppen hinter den Wällen oder vielmehr, er führte sie abteilungsweise auf diese, um sie „den Anblick der Feinde ertragen, ihr fremdartiges, tierisches Johlen und Lärmen aushalten und ihre Bewaffnung und Bewegungen kennen zu lehren". Schließlich warteten die Teutonen nicht mehr und zogen ab; so nahe und seelenruhig am Römerlager vorüber, als ob sie dieses ganz vergessen hätten. Sechs Tage lang soll dieser Vorbeizug gedauert haben, die Römer sahen auch die Frauen, die hoch droben auf den gerätbeladenen Karren saßen, die unzähligen Kinder, die nebenher liefen, und wunderten sich über das kleine und unansehnliche Vieh. (Es ist eine allgemein bekannte Erscheinung, daß das Vieh in der Zähmung zunächst kümmerlich wird, bis erst sorgfältigere und kundigere Zucht es wieder zu verbessern lernt.) — Dann zog Marius hinterdrein und holte sie bei Aix in der Provence, Aquä Sextiä, ein, 102 v. Chr.
wo sie sich's in dem warmen Bade der Quellen wohl sein ließen und keineswegs meinten, daß die herbeigekommenen Römer, die wieder Lagerschanzarbeit machten, sie überfallen würden. Hier ging Marius zuerst mit den völlig ungeordneten Ambronen zum Kampfe und schlug sie. Die ganze Nacht hindurch erscholl die Totenklage der Ambronen und tönte schauerlich an den Bergwänden ringsum zurück. Noch heutige Reisende erzählen von diesen keltischen Totenklagen aus Irland. Erst am zweiten Tage danach kam Marius auch mit den Teutonen zur Schlacht. In der Zwischenzeit erschien einer ihrer Anführer und forderte Marius zum Gottesgericht des Zweikampfes; der große Plebejer ließ heraussagen, der Teutone hätt's einfacher, wenn er sich aufhinge. (Die Gepflogenheit solcher Herausforderungen durch einzelne höher gestellte Krieger, die wir hier keltisch antreffen, ist auch germanisch vielfach bezeugt und dauert bis in junge Jahrhunderte fort.) Als es tags darauf zum Kampfe kam, wurden auch die Teutonen in der Enge des Geländes geschlagen. Unter den Gefangenen war Teutobod, den man von seiten der Sieger als König bezeichnet und der bei seinen Leuten das Ansehen hatte, über mehrere Rosse zugleich hinwegsetzen zu können, allerdings solche, von denen dasselbe wie von den teutonischen Rindern zu gelten hat.

Die Kimbern waren unterdes langsam an den Inn gelangt und gingen in der schlechteren Jahreszeit über den Brenner, der freilich ein bequemer Alpenpaß ist. Der römische Befehlshaber Catulus, der hier Aufstellung genommen hatte, wich vor ihnen zunächst an die untere Etsch zurück, nachdem seine Soldaten gesehen hatten, wie die Germanen des Schnees lachten, der um ihre halbnackten Leiber wirbelte, und wie sie auf ihren Schilden die schneeüberdeckten Mattenhänge hinunter zu Tal sausten. An der Etsch erstürmten die Kimbern die Aufstellungen der Römer, ließen diese aber abziehen und beschworen ihnen Sicherheit, die sie auch hielten. Bei einem Stierbilde aus Bronze ward dieser Eidschwur abgelegt; dasselbe Idol wurde später auf den raudischen Feldern erbeutet, und Catulus bewahrte es erinnerungsvoll in seinem Hause auf. Somit als Sieger in der oberitalischen Ebene angelangt, zogen die Kimbern nicht gegen Rom, obwohl dessen beste Truppen in Südfrankreich standen, sondern blieben nördlich des Po und schoben sich langsam nach Westen. Sobald ihnen Marius, der für 101 wieder zum Konsul gewählt war, entgegentrat, baten sie 101 v. Chr.
um Land, für sich und für die Teutonen. Das kann kameradschaftliche Zärtlichkeit sein, zumal sie den Fremden erwiesen wurde, die der Germane vor sich selber stellt,

aber auch ebenso gut nur bedachte Klugheit, denn sonst gab es ja doch keine Ruhe. Da erst erfuhren die Kimbern das Schicksal der Teutonen; Marius führte ihnen die gefangenen „Könige" in Ketten vor. (Mehrere solche waren, als nach der Schlacht bei Aquä Sextiä die geschlagenen Trupps nordwärts irrten, von den Sequanern gefangen und Marius zugesandt worden.) Dieser ignorierte das absichtlich versöhnende Verhalten der Kimbern seit ihrem Alpenübergang, die Landbitte wies er kurz von der Hand.

Nun begehrten die Kimbern die Entscheidungsschlacht, Bojorix ritt an das römische Lager und wollte Tag und Ort wissen. Mit seiner Neigung zu überlegener Ironie erwiderte Marius, „die Römer pflegten nicht, wenn sie kämpfen wollten, ihre Feinde zu Rate zu ziehen, indessen wolle er den Kimbern auch darin zu Willen sein". Er ging doch recht gern darauf ein. So wurde als Tag der drittfolgende, der 30. Juli 101, als Ort die Ebene der „raudischen Felder" südlich von Vercelli ausgemacht.

Die Schlachtschilderung zeigt die Kimbern, was Taktik und Bewaffnung anlangt, in einem eigenartigen Gemisch von germanischer Weise und keltischer Zutat oder Verfeinerung. Ihre Reiterei hatte Panzer, mit leuchtendem Erz beschlagene Schilder und wirkliche Helme, die aber den natürlichen Tierköpfen nachgeformt waren, welche sie in der Heimat als Krieger getragen hatten, wobei dann das Fell über den Rücken hing; sie führte Speere mit Spitzen an beiden Enden und lange, starke Schwerter. Das minder ausgestattete Fußvolk, die Hauptmasse, war in einen quadratischen Block aufgestellt, und um ihn noch dichter und unbeweglicher zu machen, hatten sich die vorderen Reihen durch Fesseln verbunden, die durch die Gürtel gezogen waren.

Es sollte sich bald zeigen, wer den Vorteil des vereinbarten Schlachtfeldes habe. Mit Marius stritt außer der Hitze des Hochsommers auch die Stellung des Tagesgestirns, welches mit dem intensiven Licht des Südens die Augen der Kimbern blendete, sie hoben die Schilder über den Kopf, statt die Körper zu decken. Marius ward auch hier Sieger. Schließlich kamen die verfolgenden Römer an die germanische Wagenburg. Eng aneinander geschoben standen die Karren, die Deichsel in die Luft gestreckt; an langer Leine waren die Haushunde angebunden und hüteten das Gerät, sie sprangen hinauf und hinunter, bellten und bissen wütend, sobald ein Römer heran wollte, und mußten erst niedergeschlagen werden. Und hier waren die Kinder, die Frauen. Sie hatten auf den aus dürren Fellen bestehenden Planbezügen der Wagen die Trommel zum Kampfe geschlagen, nun beschworen die Kimbrinnen die fliehenden Männer, trieben sie in den Kampf zurück, kämpften selber in Verzweiflung, und schließlich erwürgten sie ihre Kinder und erhingen sich — der altgermanische Weibertod — an den Wagendeichseln. So hatten sich auch in der Nacht nach dem Kampfe von Aquä Sextiä die gefangenen Frauen und Mädchen der Teutonen, da ihnen ihre Ehre nicht gesichert ward, in Mengen erdrosselt. Von Führern fielen Lugius und Bojorix, gefangen wurden Claudicus und Cesorix, deren Namen weniger römisch und gallisch klingen, sobald wir sie als Hludicho und Geiserich verstehen. Dazu ward zahlreiches Volk gefangen. Andere entkamen; sie tauchen in das nordalpine Dunkel zurück. Denn die oft als kimbrisch betrachteten sette communi (sieben Gemeinden) östlich vom Gardasee im Gebiet von Vicenza haben nichts mit jenen zu tun, sprechen vielmehr, wie früher auch die jetzt verwälschten „13 communi", ein verdorbenes Bayrisch-Tirolisch und sind ein Überrest sehr viel jüngerer Zuwanderung. — Die Tiguriner waren getrennt von den Kimbern weit in deren Nachtrab geblieben, sie gingen wieder zu den Helvetern heim, zu denen sie gehörten.

Ein großer Triumph wiederkehrender und furchtbefreiender Siegeskraft war für Rom vollbracht. Der Germanenwelt war, so blutig die Niederlage war, doch nur ein Aderlaß geschehen, ein Volk von vielen Dutzenden, richtiger der Wanderzug eines

Volkes, war vernichtet, andere würden dasselbe versuchen. Das sagte sich auch Rom und vergaß die Germanen nicht wieder. Freilich, an irgend welche systematische Germanenpolitik war zunächst nicht zu denken. Rom erlebte seinen Bundesgenossenkrieg in Italien, die erste Periode seiner Bürger- und Parteikriege, die Feldzüge gegen Mithridates, der sich u. a. basternische Hilfsvölker verschaffte, den Fechteraufstand, worin so viel kimbrisches und teutonisches Blut sich gegen die Unfreiheit und Schande aufbäumte, und ward dann auch durch die Unruhen des Catilina noch vollständig beschäftigt.

Unterdessen gab es jenseits der Alpen neue Kimbern. Es wurde eng und üble Zeit in den Keltensitzen nördlich der Donau, die Bojer gaben viel von ihrem Gebiete auf, nur Teile von ihnen hielten noch das Gebirgsviereck des nach ihnen benannten Böhmen (germ.-lat. Bojohemum, Bojerheim), andere drängten zu den norischen Völkerschaften, dann zu den helvetischen hinein. Letztere hatten selber erhebliches rechtsrheinisches Gebiet im heutigen Südwestdeutschland an die Germanen aufgeben und sich zusammendrängen müssen. Andere deutsche Scharen, Absplitterungen swebischer Völker, geführt von Ariowist, gingen über den Rhein, drangen bei den Sequanern ein und verdarben ihnen die Schadenfreude des älteren Geschlechts über die Teutonen.

Die Sequaner saßen als westliche Nachbaren der Helveter am schweizerisch-französischen Juragebirge und am Doubs, östlich über Basel und den Rhein hinaus, westlich zur Saone hinüber. Sie hatten schweren Streit mit den Äduern, ihren westlichen Nachbaren, und betrachteten es in der Kurzsichtigkeit von Spezialfeindschaften als eine Hilfe, durch Ariowist über jene zu siegen. Aber der Preis dieses Sieges 71 v. Chr
war teuer; die Deutschen nahmen ein Drittel ihres Gebietes in Beschlag. Zum erstenmal begegnet hier dieses System der Drittelnahme, der „Terzien", welches noch in der Völkerwanderung angewendet und mit dem römischen provinzialen Einquartierungsverfahren in Einklang gesetzt wurde. Damals haben die Germanen die römischen Provinzen in der Weise besetzt, daß nicht vom Gesamtgebiet, sondern von dem einzelnen Gehöft und Landbesitz das Drittel genommen wurde. Ein ähnliches Verfahren, wodurch also an Ort und Stelle verbleibende keltische Vorbevölkerung und germanische Herren volklich nebeneinander gemischt wurden, haben wir uns auch für die Landnahmen der älteren Zeit vorzustellen, natürlich nur soweit Vorbevölkerung sitzen blieb. Es entspricht dem, wenn die Sequaner bei ihren Anknüpfungen mit Cäsar sich nicht als ein räumlich verkleinertes, sondern als ein völlig beherrschtes Volk geben, und wenn ihre Städte sämtlich in Ariowists Besatzung waren. Aus demselben System würde sich die Keltisierung und späterhin die Romanisierung der Germanen näher erklären, welche S. 24 festzustellen war. Und ist anderseits zu schließen, daß die keltische Vorbevölkerung, welche rechtsrheinisch den Germanen untertänig gemacht wurde, nicht allzu zahlreich gewesen sein kann, da sie nicht ausreichte, deren Volkstum zu verderben.

So war eine zweite, südliche Bresche nach Gallien hinein gelegt, und deutsche Auswanderungslustige säumten nicht, auch an dieser Stelle nachzudringen; Ariowist hatte unter seinem Befehl Mannschaften von mindestens 7 Völkern, darunter von den Markomannen. Als aber 58 v. Chr. 24000 Charuden oder Haruden, welche die spätere römische Geographie sonst im „äußersten Norden" (auf der jütischen Halbinsel) kennt, nachrückten, nahm Ariowist dies zum Anlaß, eine zweite Serie von Landdritteln als unentbehrlich in Beschlag zu nehmen. Dies war der Augenblick, in welchem Julius Cäsar auf dem Plan erschien.

Cäsar ist der großartigere Fortsetzer der Politik gegen die Kimbern und des Werkes seines Großoheims Marius. Sein Gedanke war es, den Entscheidungskampf

um Gallien mit dessen germanischen Ansprechern zu führen, ganz Gallien zur Provinz zu gewinnen und die Germanen, soweit sie schon seit älterer Zeit darin saßen, nämlich als Belgen, mit zu gehorsamen Provinzialen zu machen. Noch waren die Verhältnisse am Rhein unentschieden, bald strömte er durch keltische, bald durch germanische Sitze, noch war es Zeit, ihn zur Grenze zu machen und diese gewaltsam zu schließen. Bis das geschehen konnte, galt es, Ariowist vertrauensselig zu machen. So sandte ihm Rom unter Cäsars Konsulat (59) eine Krone und Schale von Gold und ein elfenbeinernes Zepter; und weil Rom es tat, faßte er sich auch seinerseits
58 v. Chr. als einen befreundeten König auf. Als Cäsar von 58 an die Statthalterschaft in Illyrien und beiden Gallien, d. h. um die gesamten Alpen herum, übernahm, blieb der Germane vollkommen beruhigt. Er sah untätig zu, wie Cäsar die Helveter, die nach vorhergegangenen Kämpfen mit weiter vordrängenden Germanen schließlich ausgewandert waren, schlug und zur Wiederumkehr zwang, um Gallien von ihnen frei, aber sie als dessen Vormauer in ihrer alten Heimat zu erhalten. Dann wandte sich Cäsar, mit den Sequanern, den Äduern, welche an Ariowist Tribut leisten mußten, und anderen Galliern im Einverständnis, gegen den germanischen Völkerführer.

Abb. 13. Julius Cäsar.

Seine Verhandlungen mit diesem hatten nur den Zweck, den casus belli herbeizuführen, welchen der Germane nicht wünschte. Diesem Friedenswunsche wohl ebenso sehr, wie einer allgemeinen strategischen Gepflogenheit der Deutschen entsprach es, daß Ariowist, sobald die Lage in den Zustand der militärischen Maßnahmen überging, von Besançon aus eine langsame Rückwärtsbewegung in die Rheinebene machte. Hier kamen er und Cäsar noch einmal persönlich auf einem Hügel zusammen. Die Dolmetscher übertrugen das Latein des Römers ins Gallische und umgekehrt, denn Ariowist sprach gallisch wie ein geborener Kelte; am Fuße der Höhe hielten die berittenen Begleitmannschaften beider Führer. Vergegenwärtigen wir uns zu dem Gespräch, so wie es von Cäsar wiedergegeben wird, daß nach Auffassung der Römer diesen der Erdkreis zur Eroberung zusteht und anderen überhaupt nichts, so bleibt von der „Anmaßung" des Ariowist nichts übrig, und wir finden nur Selbstachtung, Rechtsbewußtsein und Versöhnlichkeit. Er sei, so legt er dar, eher als die Römer nach dem mittleren Gallien gekommen und betrachte dieses als seine Provinz, so gut wie die Römer, die ihre im Süden hätten. Cäsars eigener Bericht läßt den Germanen voll Bitterkeit von der Römerfreundschaft sprechen, an die er geglaubt habe. Gerne wollen er und seine Leute für Rom Krieg führen, wenn sie Frieden in ihren Niederlassungen behalten. Aus Cäsars Darlegungen ist das Bemerkenswerteste, daß er mit sich reden lassen will, wenn er die Bürgschaft durch Ariowist bekommt, daß keine weiteren Germanen über den Rhein nachkommen werden, d. h. wenn er Ariowists Scharen ohne Sorge in der künftigen Provinz belassen und für diese nutzbar machen kann. Das Gespräch ward durch Cäsar unvermutet abgebrochen, und einen Versuch Ariowists, ein weiteres zu erlangen, vereitelte er in kränkender Weise. — Das Schlachtfeld wird neuerdings bestimmter an dem Flüßchen Andlau gesucht, das aus den Vogesen in die Rheinebene tritt. Die Germanen wollten auch jetzt noch den Kampf hinauszögern, da die Frauen aus dem Loswurf weissagten, eine Schlacht vor neuem Monde werde unglücklich sein; und wenn sie es in der Tat wurde, so hatten die Germanen von vornherein unter dem Eindruck der bösen Vorhersagung gekämpft. Geschlagen flohen die Sweben schwimmend oder in Kähnen, die am Ufer lagen, über den Rhein; auch Ariowist entkam auf einem solchen, seine beiden Frauen und eine Tochter wurden im Lager getötet, eine andere Tochter gefangen.

Was wir von ihm wissen, zeigt einen tüchtigen, klugen, geradsinnigen Mann. Daß er, ehe er an nördlicherer oder südlicherer Stelle über den Oberrhein ging, schon an den Vorgängen und germanischen Eroberungen im rechtsrheinischen Süddeutschland beteiligt gewesen, ist wahrscheinlich, aber doch nicht im einzelnen zu beweisen. Die Achtung, die er weithin besaß, tritt auch darin hervor, daß der keltisch norische König Voktio ihm, als er schon in Gallien wohnte, seine Schwester zur zweiten Frau gab. Er ist kein erblicher König der Sweben überhaupt, noch irgend eines der Völkerteile, über die er befehligt, sondern ein auf volksfremdem Boden durch Tüchtigkeit und militärische Führung zu politischer Leitung emporgekommener Mann, dessen Rolle jedoch mit seinem Unterliegen ausgespielt erscheint. Cäsar hat nie wieder Anlaß gehabt, von Ariowist Kenntnis zu nehmen. Geburt aus einer völkerschaftsführenden Sippe, bei den Germanen ohnedies Voraussetzung solcher Stellung, klingt in seinem mit Hario, Heer = Volk, zusammengesetzten Namen.

Kein germanischer Rachekrieg erfolgt. Diese Völkerschaften haben jede genug mit sich selber zu tun, sind froh, wenn sie da, wo sie vorläufig zu verbleiben hoffen, und voreinander Ruhe haben. Einer solchen Sachlage stand seit den Kimbernzeiten der straffe Reichswille Roms gegenüber. Das politisch in großem Stil geschulte Denken der Römer wußte und verstand gar nicht einmal sogleich, daß man immer nur mit einzelnen, mehr oder minder in Ausnahmeverhältnissen befindlichen Bruchteilen zu tun habe, dachte immer an die allgemeine Gegnerschaft einer ganzen Nation und war darum verschiedene Male in so furchtbarem Germanenschrecken. Allerdings standen schon diese einzelnen Völkerschaftsteile den römischen Heeren als gleiche Kämpfer gegenüber, und die Entscheidungen schwankten herüber und hinüber. Ebenso unwillkürlich hat man auf römischer Seite die stete Vorstellung germanischer Angriffslust gehabt, insofern ganz mit Unrecht, als die Germanen bisher lediglich die Kelten ausersehen hatten, die Kosten ihrer Landnöte zu tragen. — Die Wirkung des Vorgehens Cäsars gegen Ariowist beschränkte sich auf die Ermutigung der mit ihren Sitzen zufriedenen germanischen Völkerschaften gegen sie bedrohende, unstetere Swebenscharen. Solche wurden z. B. von den Ubiern überfallen und erlitten große Verluste. Diese nicht fest ansässigen, in Süddeutschland sowohl wie am Rhein sich für die Römer bemerkbar machenden Sweben, darunter eben auch die Leute des Ariowist, sind die in Wandern und Unruhe geratenen Bestandteile eines großen Völkerschaftsbundes, der seinen Kern in Norddeutschland hatte. Aber der Bund kümmerte sich nicht um sie, und überhaupt bedeuten diese Bünde, von denen in Kapitel III, 3 zu handeln sein wird, immer nur für einige Zeit ein geschlossenes Vorgehen, im besten Falle schwankt ihre Zweckerfüllung zwischen viel Lässigkeit und gelegentlicher Aufraffung hin und her.

In acht Jahren hat Cäsar seinen großen Plan durchgeführt und davon im bellum gallicum Bericht gegeben, diesem bewundernswerten Meisterwerke kluger Phrasenvermeidung und einer durch alle Feinheiten künstlicher Mache hindurchfiltrierten scheinbaren Objektivität. Gänzlich rottete er den Anspruch der Belgen auf die gallische Herrschaft doch nicht aus, er ist noch nach hundert Jahren wieder aufgelebt.

Als im Jahre 55 die Usiper und Tenkterer, deutsche Völker, die wieder einmal von Sweben aufgestört waren, bis an den Rhein kamen, den sie überschritten, und gleichzeitig die deutschen Ubier in den Lahngegenden Cäsar um Beistand gegen die Sweben baten, da meinte dieser zuerst, die Ubier könnten als solche Hilfe jene Usiper und Tenkterer bei sich aufnehmen. Während letztere diese wenig wahrscheinliche Lösung von der Entscheidung der ubischen Landsgemeinde abhängig machten, kam es zu einem Gefecht zwischen 5000 römischen Reitern und 800 solchen der Usiper und Tenkterer. Daraufhin erschienen andern Tags deren Führer und Angesehene „in alter Treulosigkeit und Verstellung" bei Cäsar im Lager, um sich als unschuldig an dem Zwischenfall zu rechtfertigen und den Frieden wieder herzustellen. Er nahm sie gefangen, dann warf er sich mit seiner ganzen Macht auf das 8 römische Meilen 55. v. Chr.

entfernt lagernde, vollkommen ahnungslose und seiner Führer entbehrende Volk. Cäsar selbst rühmt, daß die greuliche Metzelei ihm keinen einzigen Soldaten gekostet habe. Im Senat zu Rom beantragte Cato, als der Bericht kam, man solle diesen Prokonsul fesseln lassen und ihn an die Reste der Usiper und Tenkterer ausliefern. —

Gebirgskämme trennen, Flüsse verbinden. Von keltischen Menapiern wie deutschen Ubiern erfahren wir, wie sie so reichliche Schiffe und Kähne auf dem Rheine hielten, daß damit Tausende übersetzen konnten; ebenso läßt sich erkennen, daß auf dem (elsässisch-badischen) Oberrhein die Schiffahrt lebhafter als heute war. Überhaupt saßen die einzelnen Rheinvölker, keltische wie nachrückende germanische, hüben und drüben am Fluß; im einzelnen bezeugt ist dies für die Sequaner, die Mediomatriker, die Triboker, die Trevirer, und schließlich für die Menapier im äußersten Unterlaufe. Die Notwendigkeit, auch am rechten Ufer seinen Befehl geachtet zu sehen und die Hinauserstreckung der römischen Autorität über den Talweg des Stromes vorzubereiten, war durch jene neue Invasion von 55 für Cäsar um so dringlicher nahe gerückt.

Als Kraftprobe forderte er von den deutschen Sigambrern, die an Sieg und Lippe saßen, daß sie die bei ihnen aufgenommenen Usiper- und Tenkterreste wieder ausstoßen sollten. Auf ihre Weigerung setzte er über den Rhein. Hierbei geschah der berühmte erste Brückenbau Cäsars über den mächtigen, rasch strudelnden Strom,
55 v. Chr. 55 v. Chr., nachdem die Schiffe der allzeit dienstbeflissenen Ubier abgelehnt worden waren. Die Sigambrer zogen sich vor dem Herannahen der Römer in die Tiefe der Bergwälder mit ihren Familien und ihrem Viehbesitz zurück. Dorthin folgte ihnen Cäsar nicht nach, sondern brannte ihre Gehöfte nieder und ließ ihr Getreide auf grünem Halm abmähen. Die Völkerschaften der näher am Rhein befindlichen Sweben hatten Landsgemeinden gehalten und Botschaften ausgetauscht, wie von den Ubiern getreulich an Cäsar gemeldet wurde. Auch diese Sweben schafften alles in die Wälder, während ihre waffenfähige Mannschaft sich an einem Platze „etwa in der Mitte des (d. h. dieses) swebischen Gebietes" vereinigen und dort die Römer erwarten sollte. Demnach nahmen die Deutschen rechts am Rhein die Expedition Cäsars als einen sie ernstlich bedrohenden, planmäßigen Angriff. Sie schätzen dessen Möglichkeiten günstiger ein als Cäsar selbst, der schon nach 18 Tagen wieder links vom Rhein stand und seine treffliche, in allem wohlversehene Pfahlbrücke nach so kurzem Gebrauch wieder abbrach. Fast ebenso vollzieht sich der Rheinübergang von 53, gegen die Sweben.
53 v. Chr. Sie zogen sich weit nach Osten zurück, an das Gebirge „Bacenis", welches sie wie eine natürliche Mauer, pfadlos und unbegangen, von den Cheruskern schied. Damit scheinen die Waldgebirge im oberen Stromgebiet der Weser gemeint zu sein. Abermals zog Cäsar überraschend bald wieder ab. Doch hat er eine Anzahl wertvoller Erkundigungen über die Germanen im allgemeinen und die Sweben im besonderen im 6. Buche niedergelegt. Diese Rheinübergänge waren Anläufe zu größeren Plänen, wobei Cäsar jedoch beide Male, drüben angelangt, rasch wieder bedenklich wurde. Beide Rheinbrücken sind dem Anschein nach in dem Talbecken bei Neuwied zu suchen; an sonstigen und näher bestimmenden Hypothesen ist kein Mangel. Das zweite Mal ließ Cäsar zwar die Hälfte der Brücke befestigt stehen, aber es ist nichts mehr unternommen worden. Im gleichen Jahre 53 noch erlebte er, daß im Angesichte dieses besetzten Brückenkopfes 2000 Sigambrer samt ihren Pferden auf Schiffen und Flößen über den Rhein setzten. Sie hatten gehört, daß auf Cäsars Aufforderung, die freilich an sie nicht gerichtet war, die für vogelfrei erklärten Eburonen ausgeplündert wurden, und kamen aus diesem Anlaß, aber tatsächlich plünderten sie statt dessen römische Lager und Trainabteilungen.

Es wird uns damit zum erstenmal in den Quellen von einem nur auf Beute ausgehenden deutschen Streifzuge berichtet, wie sie in den folgenden Jahrhunderten häufiger hervortreten. Sie sind von den landsuchenden Wanderzügen zu unterscheiden und stellen sich als blitzschnelle, oft unglaublich weit vordringende, rasch wieder beendete Vorstöße dar, welche nicht nach Volksbeschluß, sondern als Privatunternehmung berittener Gefolgschaften geschehen. Freilich darf man auch nicht allzu pedantisch unterscheiden: wir erkennen alle Übergänge von den Streifscharen bis zum Aufbruch der Gesamtheiten, wobei die unter Vorbehalt der Wiederaufnahme geschehenden Teilauswanderungen in der Mitte stehen.

Im nächsten Jahre, 52, als der Aufstand unter Vercingetorix fast ganz Gallien ergriff, ist Cäsar der Gedanke gekommen, solche tatenlustigen Scharen seinerseits zu verwenden und somit Nachteil in Vorteil zu verwandeln. Er sandte über den Rhein, und mehrere hundert deutsche Reiter kamen nebst den zugehörigen Mitläufern zu Fuß, die dem germanischen Kriegswesen eigentümlich waren. Da ihm ihre Pferde, für die das oben (S. 29) über geringes Vieh Gesagte ebenfalls gilt, nicht gut genug waren, brachte er andere für sie bei seinen Offizieren und den vornehmen Schlachtenbummlern im Lager, woran es ihm nie fehlte, zusammen. Hiermit also beginnt der Ersatz der durch den Aufstand verlorenen gallischen Reiterei im Römerheere durch deutsche Hilfsvölker — als Auxiliaren, nicht als Legionäre —, überhaupt der Eintritt der Germanen in römischen Dienst. Und damit beginnt auch die Geschichte der friedlichen Beziehungen beider Nationen, welche neben den kriegerischen hergehen, so daß schließlich die einen Germanen Rom bedrängen, die anderen als dessen hohe Beamte und als seine Krieger ihre ehrliche Kraft an seine Verteidigung setzen. Cäsar verdankte nicht zum wenigsten diesen bald noch von ihm vermehrten deutschen Hilfsscharen die glückliche Niederwerfung des Aufstandes, und so hat man sie in den Schlachten des nachfolgenden Bürgerkrieges schon auf beiden Seiten verwendet.

Abb. 14. Grabmal eines deutschen Sklaven in Rom. Im Jahre 1875 in der Nähe der Porta Maggiore gefunden. Dieser Stein verschloß den loculus, der die Asche des namenlosen Sweben enthielt. Jetzt im Museo Kircheriano zu Rom.

Wir hören, daß auch nach Cäsars zweitem Rheinübergange die Deutschen nicht aufhörten, die belgischen Trevirer zu bedrängen, welche noch am Rhein und von dort zur Mosel hinüber wohnten, wo in der römischen Militärstadt Augusta Trevirorum, Trier, ihr Name erhalten ist. Die althergebrachten Bedrängungen dauerten denn auch die folgenden Jahrzehnte hüben und drüben fort. 37 v. Chr. oder etwa erst 19 v. Chr. wurden die Ubier, die sich nicht mehr zu halten vermochten, gänzlich auf das linke Ufer übernommen und saßen nun von Andernach bis Neuß. Immerhin trug der Grenzschutz Roms dazu bei, die halbnomadische Unschlüssigkeit der Swebenteile am rechten Rhein zu beendigen. Wir finden ansässige Völker im rechtsrheinischen Berglande von der Ruhr bis zum Taunus aufwärts, sowie im Hinterlande davon. Bezeichnenderweise hören die Römer jetzt selten mehr die allgemeine Bezeichnung Sweben; die zur Ruhe gekommenen und fester eingerichteten Völkerschaften oder Völkerschaftsbruchteile betonen die selbständigen Namen. Im Rheingau saßen die

Mattiaker, deren Name auch in „Mattium" enthalten ist, das weit rückwärts in der Gegend der Eder lag; sie rechneten sich zu dem großen Volke der Chatten, das nordwärts vom Taunus und an der Lahn bis weiter zu den Cheruskern hin saß und Auswanderer bis an den unteren Rhein (S. 25) entsandt hat. Die Markomannen waren in den Maingegenden ansässig geworden.

Kaiser Augustus ist der entschlossene Fortsetzer von Cäsars Germanenpolitik, unter ihm sind mit aller Zuversichtlichkeit die Feldzüge rechts des Rheins und die Bestrebungen, zur Gallia eine römische Germania hinzuzufügen, wieder aufgenommen worden. Geographische Vorstellungen spielten mit; man dachte sich diese nördliche Welt viel zu klein und hielt Nord- und Ostsee für einen Teil des das Festland der Erde umfließenden Randmeeres, auf dem man in gar nicht langer Fahrt zu den Indern und Parthern herumfahren könne und worin Skandinawien nur als große Insel liege, gleich Britannien. Die beabsichtigte Ausdehnung des Reiches führte zunächst dazu, daß man von Gallia belgica die Striche am linken Rheinufer absonderte und, als Heeresbezirke, in Germania I oder superior und Germania II oder inferior einteilte, die Domitian später zu Provinzen machte. Beide grenzen unterhalb Bingen aneinander und umfassen in der Tat die Völker deutscher Nationalität auf der gallischen Stromseite: Obergermanien die Wangionen und ihre südlichen Nachbaren; Untergermanien just den von Cäsar als germanisch bezeichneten Teil der Belgen, wodurch es seine eigentümliche Gestalt erhält. Die Trevirer, beim gallischen Belgien belassen, schieben sich wie ein trennender Keil zwischen beide Germanien vor. Nun auch eine Germania III rechts vom Rhein zu gewinnen, das war die Aufgabe der Zukunft. Wie zu Lyon der Altar der Roma und des Augustus für die drei Gallien errichtet wurde, so entstand bei den Ubiern die Ara Ubiorum für die drei Germanien an deren künftigem Mittelpunkt, nämlich zu Köln. Letzterer Name (Colonia Agrippina) löste allerdings erst in der Mitte des ersten Jahrhunderts den älteren (oppidum Ubiorum) ab, Kaiser Claudius' Gemahlin, der jüngeren Agrippina zu Ehren, die dort als Tochter des Germanicus geboren war und ihre Geburtstadt mit Mauern und Toren ausstattete.

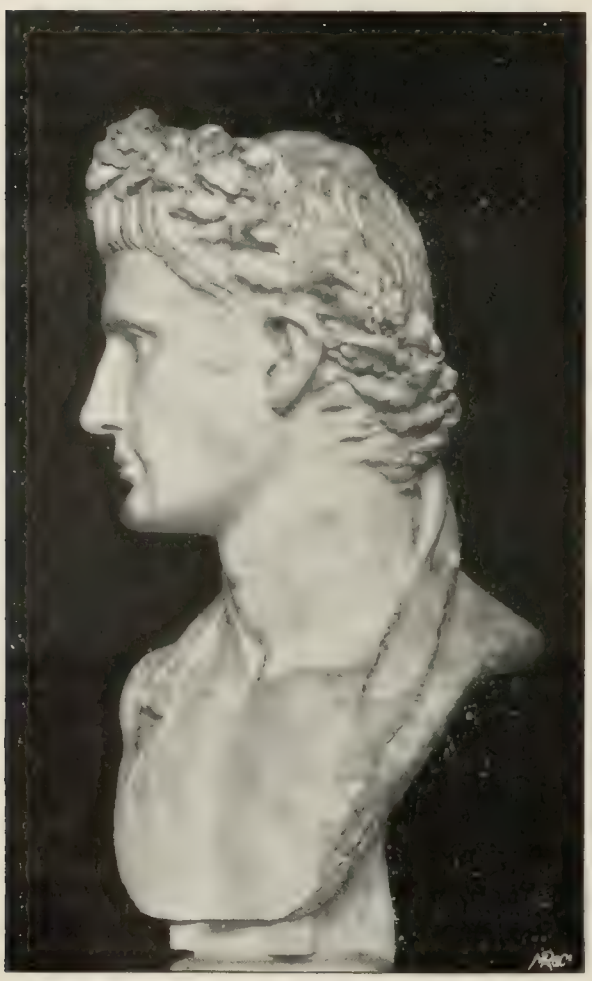


Abb. 15. Kaiser Augustus.
Marmorbüste in der Glyptothek zu München.

Mehr durch Verkehr als durch die Waffen begannen die Römer das Gebiet rechts vom Rhein in ihre Herrschaft hinüberzuleiten; wir hören gelegentlich von getöteten Kaufleuten und daß von den Sigambrern gefangene Römer ans Kreuz geschlagen wurden. Dieses völlig ungermanische Verfahren ist eine Form der römischen Strafvollstreckung gegen Unfreie und geringer geachtete Provinzialen und ist daher unbedingt als eine Vergeltung von Gleichem mit Gleichem aufzufassen. Unmittelbar

Maßstab 1:7000000
50 0 50 100
Kilometer
Friesen
Amsivarier
Chauken
Langobarden
Angrivarier
Cherusker
Semnonen
Rugier
GOTEN
VANDALEN
Burgunder
Lugier
Brukterer
Tubanten
Menapier
Cugerner
Marser
UNTER
Franken
Sugambrer
Tungrer
Ubier
Chatten
GERMANIEN
Tenkterer
Usipeter
Chamaver
Ampsivarier
Moriner
Nervier
Eburonen
BELGICA
Treverer
Mediomatriker
Remer
Vangionen
Nemeter
Markomannen
Hermunduren
Quaden
SARMATEN
Lingonen
Sequaner
OBER-
GERMANIEN
Alamannen
Helvetier
Vindeliker
Augsburg
Regensburg
Passau
Lorch
RAETIEN
NORICUM
PANNONIEN
Jazygen
Borkum
Hemmoor
Elbe
Weser
Ems
Rhein
Donau
Main
Mosel
Saale
Oder
Weichsel
Neiße
Warthe
Netze
Havel
Spree
Harz
Taunus
Vogesen
Schwarzwald
Alb
Bodensee
Alpen
Trier
Köln
Mainz
Worms
Speyer
Straßburg
Augsburg
Regensburg
Passau
Wien
Carnuntum
Trient
Aquileia
Paris
Reims
Metz
Sens
Troyes
Autun
Besançon
Lyon
Aduer
Loire
Seine
Marne
Saône
Rhône
Maas
Scheldt
Ems
Weser
Elbe
Oder
Havel
Spree
Warthe
Netze
Neiße
Bober
Saale
Mulde
Elbe
Donau
Rhein
Main
Mosel
Saône
Rhône
Loire
Seine
Marne

danach schlugen die Sigambrer den Legaten M. Lollius, einen Vorläufer des Varus und „in allen Dingen mehr bedacht, Geld zu sammeln als recht zu handeln". Augustus nahm diese Einbuße des bisher Gewonnenen so schwer, daß er selber nach 16 v. Chr. Gallien ging und drei Jahre lang die Unternehmungen, die nun im größten Stil angepackt wurden, aus der Nähe überwachte. Zu diesem planmäßigeren Vorgehen gehörte es, daß zuvor das Gebiet in den Alpen und von da bis zur Donau unterjocht wurde. Hierdurch ward nicht nur eine empfindliche Lücke zwischen Gallia cis- und transalpina geschlossen, sondern auch von dieser Seite eine feste Grenze und Operationsbasis gegen die Deutschen gewonnen.

Diese Feldzüge von 15 waren zugleich die Gelegenheit, die Stiefsöhne des Augustus, Tiberius und Drusus, als Feldherren einzuführen. Drusus ging über den Brenner, Tiberius drang von Gallien her über den Bodensee vor, andere Befehlshaber vervollständigten die Unternehmungen, und Horaz sang zu den Ohren seines Kaisers die Siegescarmina (IV, 4 und 14). Das Ergebnis war die Unterwerfung des Landes bis an die Donau mit 46 rätischen und keltischen Völkerschaften und die Errichtung der Provinzen Noricum und Rätia, welche der Inn scheidet. Rasch entstanden in den neuen Provinzen Straßen und Römerorte, an der Donau Stationen für die römische Stromflotte, im Gebiete der Vindeliker das bald erblühende Augusta (Vendelicorum, das Augustburc und schließlich Augsburg der späteren deutschen Eroberer). — Als man in der Folge den Limes zog, wurde Rätien etwas über die Donau vorgeschoben, und dort lebt der Name bis auf den heutigen Tag im schwäbisch-bayrischen Rieß; die berühmten Rießgänse lobt schon Plinius als gantae raeticae. Dieser Rätien und Obergermanien verbindende „Limes" wurde nötig, weil Donau und Rhein zusammen keine überall befriedigende Grenze gaben, sondern einen spitzen Winkel nach Basel zu übrig ließen, welcher unbedingt ins Reich einbezogen werden mußte. Vorläufig freilich, zu Augustus' Zeit, waren Absicht und Hoffnung viel größer: nämlich, daß bald überhaupt nicht mehr von einer Reichsgrenze an Donau und Rhein die Rede sein werde.

Im Jahre 14 v. Chr. erhielt Drusus den Befehl in Germanien und begann 14 v. Chr. seine Aufgabe mit all der Großartigkeit und technischen Monumentalität, die dem Römertume zu eigen war. Eine Kette von Kastellen entstand, als eines der wichtigsten Castra Vetera (Xanten); Mainz, vortrefflich gelegen, ward zum großen Waffenplatze und Haupthafen für die Rheinflotte ausgebaut, weitergeführt wurde das Werk durch die Anlage des Brückenkopfes Castel (i. J. 11) und durch vorgerückte Befestigungen im Taunus. So wurden die Mattiaker fast unvermerkt zu Untertanen. Die Römer der großen Garnisonstadt konnten in sorgloser Sicherheit die heilkräftigen Quellen des Taunus besuchen und ihren Erholungsurlaub dort verbringen. — Bedeutsamer aber noch ging Drusus daran, die Germania II nach Nordosten zu erweitern. Hier wohnten ähnlich friedliche Völker wie die zur Zeit ganz fügsamen, allmählich zu Keltoromanen verwälschenden Belgen, und hier gab es außerdem die bedenklichen Gebirgswälder nicht, vor denen selbst ein Cäsar sich eines Klügeren besonnen hatte.

Abb. 17. Drusus.

Der Rhein mündete damals in weitem Delta, wovon der linke Arm mit dem heutigen Rhein derselbe ist; der rechte Arm ergoß sich durch eine Kette von Binnenseen in Lagunen mit vorgelagertem Lido, wenn man nicht Nehrung sagen mag. Deswegen setzten die Römer die „rechtsrheinischen" Germanen erst östlicher an, als es die heutige Geographie am untersten Rhein uns unwillkürlich macht. Hier schuf Drusus durch seine berühmte Kanalisation (fossa Drusi) einen brauchbaren nördlichen Wasserweg. Fortschreitend gelang auch die Einbeziehung der kanninefatisch-batawischen und friesischen Anwohner, die auf lange hinaus gute Untertanen und Auxiliaren wurden, sowie sich zu einem milden Anerkennungstribut verstanden. Man muß beachten, daß beide Völker gewissermaßen isoliert waren, die Batawer als Einwanderer aus der Fremde, die Friesen als überhaupt keine Südgermanen.

Abb. 18. Eigelstein oder Drususdenkmal zu Mainz (jetzt inmitten der modernen Befestigungen).

28 n. Chr. Die Friesen zahlten diesen Tribut in gegerbten Rindshäuten. Sie haben erst i. J. 28 nach vieler Geduld aufbegehrt. Damals hatte der als Steuereinnehmer amtierende römische Subalternoffizier die Größe von Auerochsenfellen verlangt, „obwohl sich auf ihren Höfen nur geringes Vieh fand" und es das Auerwild nur in den fernen Waldgebirgen gab. Das Ganze war eine Erpressung; aber dieser Mensch brachte es so weit, daß er die Rinder selbst, die Äcker, die Kinder und Frauen der Friesen zum Frondienst in seine Gewalt bekam. Da griffen die Bauern eines Tages nach den Soldaten, welche den unteren Steuerdienst versahen, und hingen sie auf; bei den Germanen weithin pries man jetzt die Friesen, die all die Zeit in römischen Heeren gekämpft hatten, daß sie auch klüger würden. Schließlich halfen doch wieder Kanninefaten und andere germanische Auxiliaren den Aufstand niederschlagen. Es berührt uns eigen, von diesen Friesen, die 7 Jahrhunderte später den Franken als so ungebärdige Naturvölker und den Missionaren als urwüchsige Heiden gegenübertraten, aus ihren römischen Garnisonorten (auch Britanniens) Grabinschriften, Denkmäler und lateinische Gelübdesteine zu haben, ihre germanischen Gottheiten in römischer Garderobe zu finden.

Heute sieht man von jenen Strombauten des Drusus nichts Deutliches mehr, und alles ist verändert. Wechseln doch selbst im Binnenlande die Wasserläufe in historischer Zeit; im 10. Jahrhundert kam Otto I. von Schwaben, ging über den Rhein und belagerte Breisach; ähnlich sind anderweitige Stromversetzungen an Rhein und Donau bekannt und werden z. T. durch den Zug der alten Römerstraßen genau bestimmbar. Wievielmehr konnten Veränderungen im niederländischen Senklande geschehen, wo die Strommündungen unablässig aus mitgeführtem Erdreich aufbauen, das Meer aber von Zeit zu Zeit wieder Buchten reißt. Schon die Geographen des 1. Jahrhunderts melden des Drusus' Werk als durch Fluteinbrüche im unteren Teil zerstört. Ein großer zusammenhängender See, der Flevo, war entstanden, den das Mittelalter als Middel-

see kannte, bis im 13. Jahrhundert die Fluten sein nordwestliches Uferland verschlangen und den Middelsee zur Zuidersee machten. Als oberer Teil des von Drusus kanalisierten Rheinarms gilt die Nieuwe Yssel, mit der sich die aus Westfalen kommende Issel als alte Yssel vereinigt und in die Zuidersee geht.

In die Jahre 12—9 fallen die großen Züge des Drusus tief in das unbekannte Norddeutschland hinein, unter Mitwirkung der die Küsten befahrenden Flotte. Das Verhältnis zu den Friesen ward ausgedehnt; an der Lippe legte man Aliso, im Lande der Chatten andere Kastelle und Militärstationen an. Aliso ist mit ziemlicher Sicherheit in dem jüngst ausgegrabenen großen Römerkastell bei Haltern wiedererkannt worden. Der letzte Zug des Drusus führte bis an die untere Elbe. Auf dem Rückwege brachte ihm ein Unglücksfall, Sturz mit dem Pferde, Siechtum und frühen Tod. So hatte, wird erzählt, ein machtvolles, übergroßes Weib geweissagt, das ihm an der Elbe entgegentrat. Sein Bruder Tiberius eilte auf die schleunige Nachricht herbei, sprach den Sterbenden noch und brachte die Leiche über Mainz, wo dem Feldherrn danach ein Denkmal errichtet wurde (der Eigel-Stein, von aquila), nach Rom. Hier wurde der jugendliche kühne Feldherr im Mausoleum des Augustus beigesetzt. 12—9 v. Chr.

Das Verhalten Deutschlands zu all diesen Dingen ist ruhselige Gleichgültigkeit. Mit nur einem Begleiter konnte Tiberius zu dem Sterbenden durch die Wälder eilen. Die seitens der Römer als immerwährende Feinde behandelten und bedrohten Sigambrer hatten zwar versucht, einen Bund zusammenzubringen und dessen Führung zu übernehmen, aber es kam darüber lediglich zu Eifersucht und Krieg zwischen ihnen und den Chatten.

Tiberius' nunmehrige Nachfolge im Oberbefehl bedeutet einen Systemwechsel im Sinne der Zurückhaltung. Nicht, weil der neue Feldherr die mindere Energie besaß. Wohl ist der spätere Kaiser Tiberius durch früherlebte Zurücksetzungen als Thronfolger, durch bittere Familienerlebnisse und wachsende Verachtung des Roms seiner Zeit einsiedlerisch kalt und hart geworden. Darum ist er doch, ohne viel Triumphe, der größte, erfolgreichste Feldherr gegen die Germanen und ihr klügster Beurteiler gewesen. Er hatte erkannt, daß die Germanen einzig durch römische Feldzüge aus ihrer nationalen Stumpfheit aufgerüttelt werden, daß sie im Frieden dagegen sich wetteifernd an Rom herandrängen und sich, gerne wie die Ubier, oder jedenfalls zufrieden eines Tages als Provinzialen finden würden. Freilich kam noch ein Grund der Zurückhaltung hinzu. Augustus' stillverbergender Sinn hatte unter den Lorbeeren des Drusus giftige Blätter gefunden; Drusus war der Held für die aristokratische Jugend der altrepublikanischen Geschlechter gewesen, ja, er hatte selber mit dem Reiz kokettiert, möglicherweise der künftige Wiederhersteller der Republik zu werden. — Nur die Sigambrer zu züchtigen hielt Tiberius für gut; er verfuhr nach dem bequemen Muster Cäsars, nahm ihre Edlen fest, die zu Verhandlungen bei ihm erschienen, und sandte sie als Gefangene in gallische Städte, wo sie sich in Scham und Erregung töteten. Dann überfiel er das verwaiste Volk, nach blutiger Metzelei wurden ganze Mengen in linksrheinische Ansiedlungen verteilt. Von den ständigen Nachbardrangsalierungen durch andere Deutsche war der Rest des Volkes nun allerdings befreit, und Rom hatte fortan auch sigambrische Auxiliarkohorten.

Abb. 19. Tiberius.

Sonst aber beginnt jetzt die Zeit der ruhigen, friedlichen Gewöhnung der Germanen an Rom, und in der Tat hat dieses System der Einbeziehung der Germania III ganz überraschende Fortschritte gemacht. Desto deutlicher allerdings trat

zu Tage, daß doch noch ein drohendes Hemmnis, viel bedenklicher als die Sigambrer, vorhanden sei, ein ernsthafter Wettbewerber Roms: Marbod.

Marbod war ein vornehmer Markomanne aus dem Edelgeschlecht dieser swebischen Völkerschaft, deren eigentümlichen Namen der „Grenzleute" wir nicht bestimmt deuten können. Auch er war einer von den vielen Deutschen, die bei den Römern im Auxiliardienst gestanden, und hatte seiner Geburt und heimischen Stellung wegen beflissene Ehren empfangen, ein kluger Kopf und an Bildung den Römern gleichstehend. Denn längst hatte das glänzende Rom für diese Germanen alles zurückgedrängt und überflügelt, was ihnen einst die Kelten gewesen waren, sie waren die eifrigsten Schüler der römischen Kultur geworden. — Unter dem Eindruck der lebhafteren augusteischen Angriffspolitik war es Marbod gelungen, sein am Main sitzendes Volk in den Jahren vor oder um Christi Geburt aus dem Bann von Mainz hinwegzuführen, wenn nicht um des Volkes, dann um seiner persönlichen Pläne willen. In einem Teil der verlassenen Gegend erlaubten die Römer i. J. 2 n. Chr. das Einrücken von Hermunduren, die als Hauptvolk an der Elbe und westlich von ihr wohnten, aber neue Sitze brauchten und suchend umherzogen. Derartig griffen die Römer schon überall in Deutschland, vom Rhein wie von der Donau her, ein, und ihr Weg war damals bis über die (mittlere) Elbe ungefährdet; an ihr ward ein römischer Altar errichtet. — Marbod führte die Seinen in das verlassene oder nur noch von bojischen Resten besiedelte „Bojerheim", auf das möglicherweise schon alte Anrechte dieses Volkes aus der Frühzeit des swebischen Vordrängens nach Süddeutschland bestanden. Hier ward er der Augustus der Markomannen und schuf sich ein auf stehenden Waffendienst und Eroberung gestelltes cäsaristisches Königtum, das von Böhmen aus die Obergewalt der Markomannen und die Militärkonventionen mit ihnen weithin stromabwärts über die deutschen Elbvölker erstreckte. Der markomannische Heerbann betrug 70000 Mann zu Fuß, 4000 Reiter. Viel eher dem Muster römischer Prätorianer als germanischem Gefolgswesen entsprach Marbods Leibwache; eine feste Königsburg ward als ständige Residenz erbaut, lebhafter Verkehr römischer Kaufleute entspann sich über die norische Grenze, und flüchtige oder mißvergnügte Römer lebten im Asyl seiner Gastfreundschaft. Im übrigen unterhielt er zu der römischen Weltmacht formelle diplomatische Beziehungen und trat bald als gefügiger Freund, bald auf dem Fuße gleichberechtigter Ansprüche auf. Mochte diese ganze Schöpfung eines klugen und entschlossenen Sweben, der in der Fremde seine Augen und Sinne mit Nutzen aufgetan hatte, in ihrer germanischen Grundlage künstlich und auf die Dauer unhaltbar sein, so stand sie doch vorläufig in Kraft; Tiberius hat noch später gesagt, Marbod sei einer der bedrohlichsten Gegner des römischen Reiches gewesen, welches er doch niemals angegriffen hat. Er war dieser Gegner insofern, als der römische Herrschaftsgedanke niemanden sonst duldete. Gegen diesen Mann hatte die Politik des Einlullens natürlich keinen Zweck, hier wollte Tiberius baldmöglichst Krieg führen und das, was zur Vorbereitung gut war, nicht versäumen.

5 n. Chr. Als solche Vorbereitung war von Nutzen der Feldzug i. J. 5 n. Chr. an die untere Elbe; es galt, die römische Erscheinung den zu Marbods Autorität haltenden Germanen zu zeigen. Dies waren die Langobarden, ein noch ursprünglicheres Volk als die den Römern sonst bekannt gewordenen, die „Wildesten der Wilden", wie sie Vellejus Paterculus, der Geschichtschreiber und Offizier des Tiberius, nennt. (Vgl. den Anhang.) Ferner die Semnonen, weithin rechts an der Elbe und in den Havel- und Spreegegenden gesessen, die alten Führer des großen Swebenbundes, und ob auch dieser ziemlich zersprengt und halbverschollen war, dennoch eifrige Hüter des

eigenen Ruhmes als angesehenstes Swebenvolk und des ihnen gebliebenen Bundesheiligtums. Bei beiden erschien jetzt Tiberius mit Landheer und Flotte, die von der Nordsee her einfuhr.

Tiberius war jahrelang vom germanischen Oberbefehl entfernt gehalten, war aber im vorigen Jahre zum Sohne und Nachfolger des Kaisers Augustus adoptiert worden. Zu keiner Zeit hatten die Germanen einen derartig glänzenden, von altem und neuem Erfolg gekrönten Vertreter der römischen Weltmacht gesehen. Nicht der mindeste dieser Erfolge war, daß sich im gleichen Vorjahre ihm auch die Cherusker geneigt hatten, von deren Stattlichkeit als Volk die Römer seit Cäsar wußten, aber mit denen die Beziehung bis dahin noch unklar gewesen war. Nun waren Freundschaftsbeziehungen angeknüpft. Segimunt, der Sohn des führenden Cheruskers Segestes, ward Priester an der ara Ubiorum, die in ihm also einen Vertreter aus Germania III hatte; zwei andere Jünglinge aus der Edelsippe der Cherusker, Söhne des Segimer, waren ins römische Heer getreten, man hätschelte sie dort mit Ehren und Beförderungen und gab ihnen Römernamen, Arminius und Flavus; ersterer kaum in die zwanziger Lebensjahre eingetreten, trug den goldenen Ring der römischen Ritter. — Während Tiberius den letzten Winter (4./5. n. Chr.) in Rom verbrachte, hatte er im Innern Deutschlands, anscheinend an den Quellen der Lippe, das Winterlager beziehen lassen; Mainz und die anderen Rheingarnisonen lagen kaum noch an der Grenze. Zuletzt, auf der Expedition des Jahres 5, waren auch die Chauken gewonnen worden, die neben und hinter den Friesen an der Küste wohnten; die Römer staunten über ihre prachtvollen, großen Krieger. Und anderseits staunten über die Römer, wohin sie kamen, die Deutschen.

Als man an der Elbe den Semnonen gegenüberstand, da kam, wie der berichtende Vellejus als Augenzeuge erzählt, ein älterer Mann, stattlich und nach seinem Schmuck zu schließen, von Rang, in einem Einbaum, den er rudernd steuerte, über den Fluß gefahren. Er bat um sicheres Geleit und die Erlaubnis, den Cäsar zu sehen; und auf die Zusage stieg er ans Land. Lange betrachtete er den Tiberius schweigend, dann brach er in Worte aus: die jungen Leute seines Volkes seien unsinnig, die die Götter der Römer bewundernd verehrten, wenn diese fern seien, und da sie nahe, sich verlegen zurückzögen, anstatt den Bund mit ihnen zu schließen. Er selber aber, der Sprecher, habe nie einen größeren Tag erlebt, als da er nun diese Götter sehe, von denen er vordem nur gehört. — Wenn man den Römern das alles richtig aus dem semnonischen Uralamannisch übersetzt hat, so waren die Legionsadler die Idole dieser Götter, denn das würde damaligen germanischen Vorstellungen entsprechen, nicht etwa die Göttlichkeit des Cäsar Tiberius Nero. Der Alte streckte diesem die Hand hin — oder vielmehr, um den für Rom bestimmten Bülletinstil beizubehalten: es wurde ihm erlaubt, die Hand des Cäsar zu berühren —, dann kehrte er in seinem Einbaum, sich fortwährend noch umsehend, zu den Seinigen zurück. In der Tat, deutlicher als irgend etwas spiegeln die kleine Szene und jene Äußerungen des Alten das aus Bewunderung, Empfindung eigener Inferiorität, halbem Hinsehnen und halbem Unbehagen und jedenfalls echt deutschem Selbstverzicht zusammengesetzte Gefühl auch dieser entferntest wohnenden Deutschen wieder, welche sich bisher von den Römern nur nach Hörensagen erzählt und in den Meinungsverschiedenheiten der Thingversammlung oder auf der Bierbank beim Götterfest über sie gestritten hatten.

Nun erfolgte der Doppelangriff auf Marbod. Mit den rheinischen Garnisonen 6 n. Chr.
marschierte der erprobte Sentius Saturninus durchs Chattenland auf Böhmen zu, Tiberius selbst wollte sich von Süden, von Carnuntum her, mit ihm im feindlichen

Abb. 20. Triumph des Tiberius. Onyx-Kamee in Wien.

Lande vereinigen. Carnuntum lag bei dem heutigen Deutsch-Altenburg, in der Gegend, wo die Donau zwischen den beiden wundersamen Gebirgspylonen des österreichischen Bergkegels von Hainburg und des ungarischen Felsens von Theben ins tiefe Ungarland hineinwallt.

In diesem Augenblick von geschichtlich-dramatischer Spannung brach in Tiberius' Rücken, in Pannonien, dessen keltische und illyrische Völker Rom seit der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. zu unterwerfen begonnen hatte, ein überaus gefährlicher Aufstand los, der sich bis Dalmatien erstreckte. Es entzieht sich der Kenntnis, ob Marbods Politik dabei im Spiele war. Er selbst war zur Neutralität bereit, schloß Friedens und Freundschaftsvertrag; gegen Rom richteten sich seine Gedanken auch jetzt nicht, er wollte nur neben ihm sein. Die Jahre 6—9 vergingen in Niederwerfung jenes Aufstandes, und gerade als Tiberius ihn aufatmend beendigt hatte, da erlebte er — fünf Tage nach jener kam diese Botschaft nach Rom —, daß im Nordwesten alles zusammenbrach, was bisher für eine Germania III erreicht worden war. Und zwar für immer.

Die Deutschen schienen nicht nur, sondern waren schon derart unbedenklich und fügsam geworden, daß man die Hauptmasse der gallischen und germanischen Besatzungen nach Pannonien hatte führen können. Da erhielt im Jahre 7 n. Chr. P. Quinctilius Varus den Befehl in Germanien, ein Verschwägerter des Kaiserhauses, dessen Tugenden in Rom um so kritischer bezweifelt wurden und von dessen

früherem syrischen Prokonsulat man witzelte; arm sei er in die reiche Provinz gekommen, reich sei er aus der armen gegangen. Ein Gemisch von Selbstsucht und Unzulänglichkeit, kaprizierte er sich auf Juristerei und war vieles eher als Soldat und Feldherr, damit freilich nur ein Typus des römischen Beamtentums. In Germanien, meinte er in der Art eines beschränkten Beamten mit dem Hauptstadtdünkel, „da gäbe es nur Leute, die abgesehen von Sprache und Gliedmaßen keine Menschen seien, und man müßte ihnen mit dem römischen Recht beikommen; mit solchen Vorsätzen kam er in die Mitte von Germanien und verbrachte die Sommerzeiten mit Rechtsprechen und formellen Verhandlungen vor seinem Tribunal." Diese blinde Bureaukratenpraxis richtete er gegen ein Volk, welches strafrechtliche Begriffe nur erst für militärische Feigheit und wenige grobe Delikte kannte, alles übrige der Selbsthilfe durch Fehde oder der Schlichtung nach einem einfach-praktischen Sühne- und Entschädigungssystem überließ; welches ferner bei Rechtshändeln dem Einzelnen jeglichen Beistand durch seine Verwandten zubilligte und es nicht begriff, wenn einer allein vor dem fremden Manne stehen sollte und der römische Gerichtsdiener seine Eideshelfer davontrieb; welches endlich seine starke Achtung des persönlichen Freienstandes und der körperlichen Unverletzlichkeit gerade im Recht und selbst im Strafvollzuge (s. u. S. 132) noch, wenn er je eintreten mußte, wahrte! Allerorten jetzt Schatzungen und Besteuerungen, bisher unerhörte Dinge, Plackereien aller Art, volksfremdes Recht in mühsamer Verdolmetschung, und im Gefolge dieser ganzen Paragraphenwirtschaft verschlagene Sachwalter, dreist-täppische Büttel. Wurde schon die einzelrichterliche Urteilsfindung, deren juristische Logik oft eine ganz andere war, als sie der germanische Gerichtsumstand zu üben pflegte, schwer ertragen, so war es doch das Aufreizendste und Peinigendste, wenn die Erlasse und Urteile über Hab und Gut hinaus an den Körper des freien Mannes gingen. — Noch hielten die Führer bei alledem zu Rom und erschienen an der Tafel des wohllebigen, prachtliebenden Statthalters; gerade wie zu Lollius' Zeit schwoll die Erbitterung und das Racheverlangen langsam aus der Masse des Volkes empor. Aber diesmal war ein Mann vorhanden, der sie zu handhaben und ihren Losbruch nicht, wie damals, auf eine einzelne Tat und eine Völkerschaft zu beschränken wußte.

Abb. 21. Kupfermünze der Stadt Achulla mit dem Bildnis des P. Quinctilius Varus. Im Münzkabinett zu Berlin.
P. Quinctili Vari, Achulla.

Arminius hatte den Römerdienst, worin sein Bruder Flavus auch ferner blieb, verlassen und war zu seinen Cheruskern heimgekehrt. Es ist sein von uns nicht genug zu dankendes Verdienst, durch sein Tun „ohne Zweifel der Befreier Germaniens" (Tacitus) geworden zu sein, der Germania III für alle Zeit ein Ende gemacht, der Hinausrückung der Römergrenze und der Romanisierung ein Ziel gesetzt und, soviel auch unsere Nationalität an den älteren linksrheinischen Germanen früh verloren hat, ihr dafür die rechtsrheinischen erhalten zu haben. Weder dies noch ebensowenig die Größe seiner Persönlichkeit kann es mit dem Hauche der Verkleinerung trüben, wenn wir rein dasjenige wiedergeben, was wir über die Geschehnisse und über ihn mit Sicherheit und Kritik erkennen können. Ihn zu einem Klopstockschen Helden oder auch zu einem Vorkämpfer des Nationalitätsprinzips zu machen, das bedeutet sowohl den Grundton der römisch-germanischen Beziehungen, wie die inneren Verhältnisse der Deutschen verkennen und gewaltsam entstellen.

Wir haben bei den Cheruskern, wie überall, ein führendes Edelgeschlecht, dessen Personennamen, soweit wir die deutsche Form kennen, die Zusammensetzung mit Segi— (Sieg—) bevorzugen, wenn auch nicht ausschließlich. Neben Segestes, von dessen Kindern

wie Segimunt, den Priester an der Ara Ubiorum, und Thusnelda (so der Name in griechischer Form bei Strabo, nur bei ihm; nicht unbestritten gedeutet als Thursinhilda, von Riese und Kampf) kennen, steht sein Bruder Segimer mit seinem Sohne Segithank; ein anderes Brüderpaar sind Segimer, dessen Söhne Arminius und Flavus sind und der wenig hervortritt, obwohl er die große Zeit seines Sohnes erlebt, und sein bedeutenderer Bruder Ingwiomer. — Niemand dürfte dem Armin kleine Beweggründe zuschreiben. Denn dazu ist das Bild zu rein, das er bei den Römern wie bei den Deutschen hinterlassen hat, wo das epische Lied noch lange Zeiten nach seinem Tode von Armin dem Cherusker erzählte. Die deutsche Geschichte ist zwar nicht frei von falscher Beweihräucherung Lebender durch die jeweiligen Zeitgenossen, aber die Helden, denen die deutsche Volkserinnerung auch Nachruhm gewährt, sind alle menschlich edel und groß. Ob Siegfrieds epische Lichtgestalt Züge von Arminius und dessen heimatlichen Namen (Segifrithus) aufbewahrt, wie man schon gemeint hat, gehört in den Kreis jener vielen Hypothesen, die zwar nie ganz triftig zu widerlegen, aber eben auch nicht zu beweisen sind.

Wir wissen das: Armin hat sich emporgebracht, den älteren Segest in der Führung der Cherusker bekämpft, ihn aus ihr verdrängt, und seine Handhabe war der Kriegsgedanke gegen Rom. Aber wir müssen schon schweigen, wenn wir angeben sollen: ob er um der Volksbefreiung willen in dieser Rivalität Sieger geworden ist oder nur durch sie. Dagegen sehen wir wieder mit Gewißheit: sobald Arminius einmal an die Führung gelangt war, ist er unpersönlich in seiner Aufgabe aufgegangen, und niemand hat je gewagt, einen kleinlichen oder unedlen Zug von ihm den Römern zuzurauuen, die überdies den jungen Offizier in Tiberius' Heere persönlich gekannt hatten. Ihr Bild, das sie geben, ist: „adlig, tapfer, von feuriger Empfindung und von geweckterem Geist, als bei diesen bedächtigen Barbaren üblich ist, was schon sein Antlitz und die blitzenden Augen verrieten." — Um durch das vorhin Gesagte nicht irre zu führen: ein cheruskischer Revolutionär ist Arminius deswegen nicht. Den zugestandenen Anspruch auf die praktische Führung des Volkes hat zunächst das Edelgeschlecht gemeinsam. Souverän dagegen ist nur die beratende und beschließende Volksgemeinde. Sie folgt dem, der den besseren Rat vorzuschlagen scheint und die Stimmen für diesen gewinnt Alle Führerschaft ist rein tatsächlich, alle Angehörigen des Edelgeschlechtes haben gleichviel Anrecht darauf, es handelt sich nur darum, wer jeweils das meiste Ansehen gewinnt. Arminius selbst ist noch manches Mal wieder dem Segestes, später dem Ingwiomer in der Anhängerschaft und Beschlußfassung der Volks- und Heergemeinde unterlegen.

Mit Agitation gegen die in Segests Führerschaft verkörperte Fügsamkeit und Römerfreundschaft setzte Arminius ein. Ob ihm dieser Varus nur sehr gelegen kam, wissen wir wiederum nicht; jedenfalls hatte er genug gewirkt, um den jungen Cheruskern zum Ziele zu tragen. „Zuerst gewann er einige, dann weitere für den Gedanken, stellte vor, überzeugte, es sei möglich die Römer zu bewältigen." Zugleich hörte man, Tiberius habe mit Marbod einen Freundschaftsvertrag geschlossen. Das war eine Art Verrat an den Cheruskern, die die Einleitung des markomannischen Krieges durch ihr Verhalten begünstigt hatten, und war die drohende Vereinigung zweier Übermächte. Es gelang bald, auch andere Völkerschaften ins Verständnis zu ziehen, von der Weser bis zum Rhein war man kriegsbereit. Doch blieben die Küstenvölker, Bataver, Friesen, Chauken, den Römern jetzt und weiterhin ergeben. Segestes sah seinen Anhang und sein Übergewicht schwinden, es gab für ihn nur ein Mittel, sich für später möglich zu erhalten: indem er mittat. Öffentlich hat er während der nächsten Zeit zu seinem Volke gehalten, und seinen Sohn, wie seinen Neffen Segithank hat die Begeisterung der Geschehnisse in schrankenloser Weise ergriffen. Heimlich wahrte er dem römischen Prokonsul die Gefolgstreue, die er ihm entgegengebracht hatte, und sorgte dabei freilich auch für sich selbst. Er machte Varus Mitteilungen, die in dem vortrefflich ausgedachten Vorschlag endeten, sämtliche Mitglieder des cheruskischen Edelgeschlechts zu verhaften. Seit Cäsar und Tiberius war diese Verhaftung der Vornehmen in ihrer Wirksamkeit erprobt, und Segestes blieb dann als alleinig berechtigter und durch die Römer doppelt gestützter Führer übrig. Aber Varus wies das, unter Danksagung für gute Gesinnung, ab und meinte, so etwas glaube er doch nicht. Er fühlte sich so überlegen über diesen mit seinem Ansehen bergab geratenen

Cherusker und hielt alles für Eifersucht. Gerade in letzter Zeit hatte er seine herzliche Freude an den angeblichen Ränkeschmieden gehabt, die ihm ganze Reihen von Rechtshändeln vorgetragen hatten: „bald belangte einer den anderen mit ersonnenem Anlaß, bald kamen sie mit Danksagungen, daß jetzt alles mit römischer Gerechtigkeit entschieden und, was sonst mit Händeln und Fehde ausgemacht, nun nach Recht und Billigkeit entwirrt werde." Mitten unter den Barbaren hatte er „Ordnung hergestellt" wie im Stadtgericht auf dem Forum; zu der Befriedigung hierüber paßten ihm solche Mitteilungen nicht.

Auch weiterhin ist die Erhebung mit Verschlagenheit ins Werk gesetzt worden. Hier war eben die Sachlage eine andere, als wenn Ariowist und Cäsar oder die Kimbern und Marius, Heer gegen Heer, widereinander im Felde standen. Hier hing alles von der Heimlichkeit der Vorbereitungen ab, hier drohten die schimpflichen Kreuz- und Todesstrafen durch gemeine Henker, während den germanischen Verurteilten, der als Feind oder als Übeltäter die schützenden Götter der Völkerschaft verletzt hatte, nur der Höchstgestellte in der versammelten Gemeinde, der als Priester amtierende Fürst, zum Sühneopfer darbrachte. Und hier führte Einer, der die Römer kannte, auf dessen Gedankengänge sie eingewirkt hatten. — Die Lagerresidenz des römischen Befehlshabers stand, wie schon seit Jahren möglich und üblich geworden war, mit allem Zubehör von Juristen und Liktoren, sowie von Marketendern und Händlern, die unter dem Lagerwall ihre Buden hatten, mitten in Germania III. Römische Lager waren Festungen, an denen sich die Germanen nur vergeblich versuchen konnten. So empörte sich zuerst, nach dem Bericht, dem wir zu folgen haben, eine weiterab wohnende Völkerschaft, und der dadurch aufgestörte Varus mußte aus dem Lager aufbrechen. Die cheruskischen Führer blieben zurück, um mit ihren Leuten und den Hilfsvölkern, die sie besorgen wollten, in kurzem nachzukommen; auf diese Weise konnte der Aufstand allerdings am ungestörtesten unter die Waffen treten.

Die drei römischen Legionen, dazu drei Reiter-Alen und sechs Kohorten von Hilfsvölkern zogen zuerst auf einer zu jenem Lager führenden Straße, dann ungebahnt mühsamer dahin. Von dem Netz herrlicher Militärstraßen in den römischen Provinzen hatte Germania III eben erst dürftige Anfänge, und im Waldgebirge war böser Pfad. Die Täler waren Sumpf und Gebüsch, die Waldungen dicht und voll von niedergebrochenen Stämmen, um die in dem feuchten Boden abscheuliches Gerank und üppiges Pflanzenwerk emporgeschossen war; es war Anfang August, wo der Waldgrund hoch und dicht mit Kraut und Blüten steht. Die vielen Wagen und Lasttiere sollten auch mit, man mußte liegende Bäume durchsägen, Wege bahnen, Stege und Brücken schaffen. Zu dem Troß des Varianischen Heeres kamen zahlreiche Weiber und Kinder. So mühte sich das Ganze ohne Ordnung und verstreut dahin. Dazu wurde das Wetter schlecht, kalte Regen begannen, der Wind sauste und krachte in den Bäumen, schwere Äste schlugen nieder, der ganze Heereszug geriet in unruhige Eile, immer häufiger stolperten und stürzten die einzelnen über modernde Zweige, über Wurzeln und Baumstümpfe. Schon befällt das Heer ein Gefühl unmutigen Irregehens in der Wildnis. Da saust der erste Wurfspieß durch die Bäume, das Dickicht steckt voller Feinde! Zuerst unsichtbar schleudern sie ihre Schußwaffen, dann, bald hier bald dort, brechen sie heraus, eine lähmende Verzweiflung überkommt das Heer gegen solchen Angriff, an irgend ein Sammeln und Ordnen ist nicht zu denken. Überall wirres Handgemenge, wie's an den einzelnen kommt, mitten im Walde zwischen Wagen, Zugtieren und Waffenlosen.

So geht es drei furchtbare Tage. Nur mit Dunkelwerden wird Ruhe, für die Nacht gelingt es noch, ein schützendes Lager aufzuschlagen; tags geht es wohl oder

übel voran, um nur herauszukommen. Wagen und Gepäck sind schon am ersten Tage aufgegeben worden; am zweiten Tage wird eine größere Lichtung erreicht, aber auch dort gibt es Verluste, und an Dableiben ist nicht zu denken; in dumpfer Ergebung geht's wieder in die Wälder hinein. Viel, viel kleiner ist schon das Lager dieser
3. August 9 n. Chr. zweiten Nacht. Und am dritten Tage kommt's zu Ende. Varus bringt sich selbst um, die Schriftsteller werfen ihm allgemein vor, voreilig früh; von den beiden Lagerpräfekten folgt der eine seinem Beispiel, der andere ergibt sich; nun wehren sich auch die Soldaten nicht mehr, werfen die Waffen fort, lassen sich gefangen nehmen oder niederschlagen.

Auf dem Leichenfelde der letzten Katastrophe hielten die Sieger unter Leitung des Bundesherzogs, Arminius, Versammlung und Opferfest. Die erschlagenen Körper blieben den Göttern liegen, von den Gefangenen wurden die Tribunen und Centurionen erster Ordnung geschlachtet. Es ist ungeschichtliche Willkür, die Menschenopfer der Germanen zu bestreiten; es handelt sich bei dieser Tatsache nicht um „glauben können" oder nicht, sondern um verstehen, aus den maßgeblichen heidnisch-religiösen Vorstellungen und Rücksichten heraus. — Die übrigen Gefangenen, ebenso die Legionsadler und Feldzeichen, verteilte die Thingversammlung auf die siegreichen Bundesvölker. Übel ging es den gefangenen Rechtskundigen; sie entgalten jetzt die schimpflichen Strafen und Torturen, mit denen Varus und seine Leute nach dem Zeugnis der römischen Schriftsteller die Deutschen als Sklaven behandelten und ihren Stolz brechen wollten, den zwar nicht als Ganzes die Nation, die es noch nicht gab, aber der Einzelne desto unantastbarer besaß. Die Leiche des Varus hatten die treuen Soldaten noch während des letzten Kampfes zu verbrennen gesucht, es war nicht gelungen. Die Deutschen erkannten natürlich den Mann, dem die Führer so oft ins Antlitz gesehen hatten, und Segithank, obwohl Segests Neffe und zu seinem Anhang gehörig, trieb Spott mit dem Körper. Man trennte den Kopf vom Rumpfe und sandte ihn, worin die ganze politische Situation zum Ausdruck kommt, an — Marbod.

Mit ihren Gefangenen und Trophäen zogen die Verbündeten von der Stätte ab, die in ihrem grausigen Zustand geweiht liegen blieb. Weithin in den deutschen Gehöften zwischen Weser und Rhein saßen fortan die römischen Offiziere und Legionäre und arbeiteten dem deutschen Bauernkrieger als Knecht. Viele sind bei Gelegenheit der nächsten Kriegszüge mit Glück entlaufen, aber noch im Jahre 51 sind im Chattenlande Greise, die in der Varusschlacht gefangen waren, einer kaum noch wertvollen Freiheit wiedergeschenkt worden.

Über den Ort der Varusschlacht pflegen alljährlich einige Abhandlungen das Licht der Welt zu erblicken, ihre Gesamtmenge beläuft sich in die dreistelligen Zahlen, und meistens sind natürlich die Verfasser von der Richtigkeit ihrer Bestimmungen fest überzeugt. Es ist entmutigend für die jemalige Lösung dieser Frage, daß auch der kühle Scharfsinn eines Theod. Mommsen mit seiner Ortsbestimmung den berechtigten Einwänden nicht vorzubeugen vermocht hat. An sich wichtig ist es, daß wir durch die Römer einen so alten deutschen Gebirgsnamen in der Form saltus Teutoburgiensis erfahren. Aber das Lippische Gebirge und der Osning, die auf unseren Landkarten als Teutoburger Wald mit eingebürgerter Bezeichnung stehen, tragen diesen Namen nur durch gelehrte Vermutung. Der Spielraum der geographischen Möglichkeiten für die Schlacht bleibt ein recht großer.

Mit furchtbarer Wucht traf das Ereignis Rom. Trauer, Bestürzung und Schrecken waren größer, als bei einem Weltpolitik treibenden Volke an sich zu erwarten ist, das auf dergleichen Vorkommnisse gefaßt sein muß. Augustus klagte laut: die rechtsrheinische Germania zerrann vor seinem Blick, der während dieses ganzen Kaiserlebens auf nichts so, wie auf die germanischen Hoffnungen gerichtet gewesen war. Ja, man zitterte für Italien selbst. Die keltischen Fremden wurden ausgewiesen,

Abb. 22. Denkstein des in der Varusschlacht gefallenen Manius Caelius.
Im Jahre 1683 bei Xanten gefunden, jetzt im Museum vaterl. Altertümer zu Bonn.
Die Inschrift lautet ausgeschrieben:

Manio Caelio. Titi filio. Lemonia (tribu)
Dem Manius Cälius, Sohn des Titus, aus der Lemonischen Tribus,
Bononia. legatio legionis duodevicesimae
von Bononia gebürtig, Legat der 18. Legion,
Annorum. quinquaginta trium semis. Ce-
dreiundfünfzig ein halbes Jahr alt. Ge-
cidit bello Variano. Ossa (inferre licebit)* Pub-
fallen in der Varusschlacht. Man darf Gebeine hier beisetzen. Pub-
lius Caelius. Titi filius Lemonia (tribu) frater fecit.
lius Caelius, des Titus Sohn, aus der Lemonischen Tribus hat es als Bruder machen lassen.

die deutschen Soldaten der Leibwache auf Inseln im Tyrrhenischen Meer gesandt, die Stammrollen der Römer nachgeprüft, und da die cives Romani schon begonnen hatten, sich von der Wehrpflicht zu entbinden und sich nicht stellten, wurden Vermögensstrafen vorgenommen und etliche sogar hingerichtet. Was von schon Gedienten und Frei-

* Es ist ein leeres Grab, das mithin bei Gelegenheit als wirkliche Grabstätte benutzt werden darf.

gelassenen ausgehoben wurde, wurde schleunigst unter Tiberius an den Rhein gesandt; in seiner Begleitung war Drusus' Sohn Germanicus. Auch vor Marbod sorgte man nicht weniger. Aber dieser war der letzte, um zu helfen, daß aus den Vorgängen im Westen ein — zweiter Marbod entstehe. Er lehnte alle Gemeinsamkeit dorthin ab und sandte den Kopf des Varus nach Rom, daß man ihn mit Ehren bestatten konnte.

Augustus hatte die Germanen, d. h. deren Willen und Fähigkeit, schon eine deutsche Politik zu führen, doch weit überschätzt. Was konnten diese, für einen dringlichen Einzelfall verbündeten Völkerschaften überhaupt anstreben? Wieder Herren im eigenen Lande zu werden. Das taten sie, in dem sie bis zum Rhein hin das Gebiet von Römern säuberten. Aber, wie gesagt, mit Ausnahme der Küste. Hier reichte das Gebot des Imperiums noch immer bis an die Elbmündung. Politische Eroberpolitik zu führen, dazu gehörte ein politischer König, ein Mann von offensivem Willen und Begehren, wovon bei Armin keinerlei Andeutung begegnet, und von besser gegründeter staatsrechtlicher Stellung und zwar nicht bloß bei einer Völkerschaft. Von alledem waren die deutschen Verfassungszustände noch mehr als bloß eine Stufe weit entfernt. Agrarische Landeroberungen jenseits des Rheins durch ein politisches Bündnis, im Vernichtungskampfe gegen die Belgen und Rom zugleich — alles das sind unerhörte, unmögliche und damals von keinem Deutschen gedachte Dinge. Die Sendung an Marbod war ein der Denkweise halber Naturvölker entsprechendes Zeichen des Tatenstolzes gewesen, mit ein wenig beigemengtem Hohn gegenüber dem Neutralen, der ihnen unter den Deutschen doch am meisten imponierte.

Wer recht behalten hatte, daß man die Germanen nur nicht schwer reizen dürfe, und der jetzt an seinen früheren Erfolgen den Schaden trug, war Tiberius. Er beschränkte sich darauf, im Jahre 11 die römischen Waffen vorübergehend im Lippegebiet zu zeigen; dann kehrte er, da für die Rheingrenze keine Sorge war, nach Rom zurück.

Danach übertrug im Jahre 13 der alte Kaiser die Statthalterschaft in Gallien nebst den beiden Rheinbezirken seinem Liebling Germanicus, der wie sein Bruder Claudius den Ehrennamen des früh verstorbenen Vaters als Erbe trug. Und damit gewann der tote Drusus doch noch einmal die Oberhand über Tiberius, die Zeit der großen Züge nach Germanien hinein kehrte wieder.

Abb. 23. Germanicus.

Bei den Cheruskern hatten Einhelligkeit und Begeisterung für kurze Frist alles andere verstummen machen, auch Segests Sohn Segimunt, der seine Priesterbinden zerriß, war herbeigeeilt und blieb fortan daheim. Nur Flavus, der Bruder Armins, mochte und durfte weiterhin Soldaten römischer Hilfsvölker befehligen. Vorläufig blieb Armins Stellung bei den Cheruskern noch die überragende, dann begann das Ringen um Anhang und Übergewicht von neuem. Zuweilen war Segestes im Vorteil und hielt Armin in Fesseln gebunden, zuweilen dieser den älteren Mann. Wir wissen nicht, wie weit es möglicherweise dem Zweck eines Ausgleichs hat dienen sollen, daß Armin um Thusnelda warb, obwohl sie schon einem anderen, Ungenannten, vom Vater im Verlöbnis zugesagt war, was zu brechen keine leichte Tat war. Jedenfalls Thusnelda liebte Armin, den heldenkühnen, in jungen Jahren ruhmumstrahlten Mann, und ward in der Glut ihres starken Herzens die Seine. Dieser Liebesbund fällt in das Jahr 13, in dasselbe, da durch Germanicus neue Kriege zu drohen begannen, was nicht verfehlt haben kann, Arminius' Stellung zu verstärken. Aber, obwohl dieser in geraubter Liebe der Vater von Thusneldens Knaben ward, ward sie nicht sein übertrautes Weib, der Vater behielt

Abb. 24. Germanicus. Marmorstatue im lateranischen Museum zu Rom.

sie in seiner Muntschaft, und der Name des Knaben, Thumelicus, alliteriert mit der Mutter. Ob Armin sie noch durch Gewalt hat erringen wollen? — es kam zu neuen Waffengängen, und Segestes war in ihnen der Schwächere.

Germanicus hatte unterdessen seine Vorstöße begonnen. Im Jahre 14 über- 14 n. Chr.
fiel er die Marser bei einer Versammlung im Heiligtum der Tanfana, und viele wurden niedergehauen. Brukterer und Usiper überfielen das Heer auf dem Rückmarsch; von den östlicher wohnenden Cheruskern hört man nichts, als daß sie mit ihrem Fürstenstreit zu tun hatten, der augenblicklich — wichtiger als die Römer war. Im Jahre 15 drang der Feldherr tief durchs Chattengebiet ein, auch jetzt 15 n. Chr.

war für einen verbündeten Widerstand nichts geschehen. Die Chatten zogen sich in ihre Wälder hinauf, ihre Sitze wurden verheert und niedergebrannt, darunter die Hauptsiedelung Mattium (o. S. 36). Nach Germanicus' Rückmarsch erschien bei ihm Segimunt mit anderen Boten seines bedrängten Vaters, in begreiflich unbehaglicher Stimmung. Man vermied natürlich, durch seine „Bestrafung" die Segestespartei abzustoßen, aber sandte ihn mit Begleitmannschaft über den Rhein. Germanicus erkannte sehr wohl, daß trotz der alten Freundschaft diese Partei *ihre* Interessen, nicht zunächst die seinen habe, und es gut sei, eine unfreiwillige Geisel zu haben. Er kehrte wieder um, erschien an den cheruskischen Grenzen, und die Vereinigung mit Segest vollzog sich. Dieser mußte förmlich aus der Bedrängung durch Arminius befreit werden, „der jetzt die Oberhand hatte, weil er den Römerkrieg vertrat"; der Alte hatte seine Sache verloren gegeben, und lieber als dem jüngeren Nebenbuhler ergab er sich den Fremden. Mit ihm traten über seine Familie, darunter Thusnelda, weitere Sippenzugehörige und seine Gefolgschaft, die nach germanischer Treusitte mit ihrem Führer geht, wohin er geht: in den Tod, in die Gefangenschaft, ins heidnische oder christliche Jenseits und in das Elend der Fremde.

Der Eindruck solcher Endergebnisse ist im allgemeinen auch der siegenden Partei nicht günstig. Immerhin empfand Arminius eine Befreiung von den bisherigen Hemmungen. Auch sein Oheim Ingwiomer, sonst keineswegs sein demütiger Helfer, unterstützte ihn jetzt. Es gelang, die Nachbaren, darunter die Brukterer, wieder zum Anschluß zu gewinnen. Germanicus war zunächst noch einmal zurückgegangen, um den Angriff aufs vorsichtigste vorzubereiten. Sein Legat *Cäcina* zog zu Lande von der Garnison Castra Vetera (Xanten am Rhein) her, er selbst fuhr mit der Flotte aus der Nordsee die Ems herauf; an dieser trafen beide Abteilungen zusammen. Bei den Brukterern, die dem Kampf auswichen, erbeutete man einen der Legionsadler vom Jahre 9 zurück, sie waren bei den einzelnen Völkern den Göttern in deren Heiligtümern aufgehängt. Von der Ems zog das Heer der Lippe zu und dann auf die *Unglückstätte des Varus*. Man kam zunächst an das sichtlich noch in guter Ordnung hergestellte Lager der ersten Nacht; das zweite Lager zeigte, wie die Truppen sich schon notdürftig behalfen. Auf naher Ebene lagen die Gebeine, Bruchstücke von Waffen, Pferdeknochen, im Walde fand man die eilig hergerichteten Opferaltäre, wo die höheren Offiziere verbluteten. Anwesende alte Soldaten des Varus, die aus der Gefangenschaft entkommen waren, zeigten alles: wo Arminius die Versammlung geleitet und das Beutegericht gehalten, wo man Gefangene in den Boden gegraben, wo sie aufgehängt habe; zu der Erzählung ihres eigenen Schicksals grinsten von den Baumästen die Schädel der Toten herab. Germanicus ließ alle Gebeine in ein Massengrab sammeln; der Totenhügel wurde später von den Deutschen wieder zerstört, da er ja ihr vormaliges Opfergelübde zu Schanden machte, und wird wohl schwerlich mehr zu finden sein.

Zu einer Waffenentscheidung drängte es beide Teile nicht; erst auf dem geteilten Rückmarsche der Römer überfielen die Cherusker den Cäcina. Er hatte böse, verlustreiche Tage, zweimal glaubten die Römer, daß sie ihr letztes Lager am Abend aufwürfen, sie saßen in dumpfem Brüten, jeder mit sich beschäftigt, bei trüben Wachtfeuern, während die Germanen in die Nacht hinein beim Mahle sangen und lärmten. Der greise Cäcina sah im Traume die Gestalt des Quinctilius Varus blutbespritzt aus den Sümpfen aufsteigen und ihm winkend die Hand herstrecken. Arminius verstand sich vortrefflich auf seine Sache. Nicht bloß durch Angriffe, sondern auch durch geschickte Leitung des Wassers wußte er den Römern die Lagerarbeit überaus zu erschweren. Schließlich brachte die germanische Volksfreiheit, die

Eigenwilligkeit der Heeresgemeinde sich selber um den Erfolg. Arminius wollte den Schlußkampf erst nach dem Aufbruch der Gegner aus dem Lager herbeiführen, Ingwiomer befürwortete das Gegenteil: wenn man das Lager angriffe, würde Beute und Zahl der Gefangenen unverkürzt sein. Er hatte richtig gerechnet, daß dies der Ungeduld willkommen sein würde. Sein Rat wurde Vollwort, und daraus schwere Niederlage. Ingwiomer ward verwundet; nun, da es zu spät war, galten wieder Arminius und sein Rat alles. So sehr, daß jetzt auch Segests Bruder Segimer und sein Sohn Segithank zu den Römern zu gehen vorzogen; sie wurden bei den Ubiern untergebracht. Ingwiomer blieb noch.

Im nächsten Jahre (16) wiederholte der Cäsar das Unternehmen. Diesmal 16 n. Chr.
hatte sich ein großes deutsches Bündnis unter Führung Armins als des Herzogs der Cherusker gebildet. Doch kam Germanicus ohne Kampf bis an die Weser. Dort standen die Cherusker und wurden nebst ihren Verbündeten besiegt.

Am rechten Ufer der Weser erscheint Armin und begehrt seinen Bruder Flavus zu sprechen. Dieser kommt, Armin verlangt, daß die drüben aufgestellten verdächtigen Bogenschützen weggezogen werden, dann rufen die beiden die sich seit langen Jahren nicht gesehen, über den Fluß hin und her. Zuerst teilnahmsvolle Fragen und deren Beantwortung, endlich äußert Armin voll Bitterkeit, ob denn Soldzulage, Kette und Dienstauszeichnung, was Flavus ihm aufzählt, es wettmachen können, ein Knecht zu sein. Er solle doch heimkehren, ein Freier, ja Führer, wie es ihm zustehe, unter freien Landsleuten sein. Der andere redet und rühmt dawider; keiner der beiden weicht von seinem Wort, sie erhitzen sich, am meisten Flavus, weil er der in Verlegenheit Gesetzte ist, schließlich ruft er nach Roß und Waffen, will zum Zweikampf mit dem Bruder durch den Fluß, ein hoher Offizier kommt herbei und hält ihn fest. So gibt Tacitus den Gang des Gesprächs; er behauptet auch, Armin habe einen guten Teil des Gesprächs lateinisch geredet, und denkbar wäre eine solche mehr als zarte Beflissenheit ja. Wenigstens gibt es ähnliche Beispiele deutschen Mangels an Selbstachtung, und der eques Romanus, der mehr der Befreier Germaniens war, hatte auch so lange keine Gelegenheit mehr zu lateinischer Konversation gehabt.

Inzwischen waren die Bundesvölker angelangt, und in einem Hain des Donar ward Versammlung gehalten. Die Römer sahen die Lagerfeuer dieser Scharen, und Späher, die sich näher schlichen, hörten das Schnauben der Pferde und das dumpfe Geräusch einer großen, ordnungslosen Menschenmenge. — Am rechten Weserufer, auf der Talebene zwischen dem Fluß und den begleitenden Höhen kam es zum Kampfe; der Ort hieß nach Tacitus Idistaviso. Man hat seit lange eine Textänderung vorgeschlagen in Idisiaviso, das wäre Frauen-, Feenwiese. Ein solches Abschreibeversehen wäre wohl denkbar, denn i und t sind in der Schrift der älteren römischen Kaiserzeit fast gleich, und wie leicht konnte ein Schreiber das fremde Wort verlesen! (Abb. 25.) Indessen Hypothese bleibt es. — Wir erfahren die Bewaffnung der Germanen: keine Panzer, keine Helme, die Schilde Weidengeflecht oder schwache Bretter, mit Farbe bemalt, wenige führen ordentliche Lanzen, die meisten nur angekohlte Stecken. Man sieht, die vielgewanderten Kimbern waren weit stattlicher als diese Leute im Walde; doch sind bei dieser Beschreibung wesentlich Zuzügler, nicht im besonderen die Cherusker, gemeint.

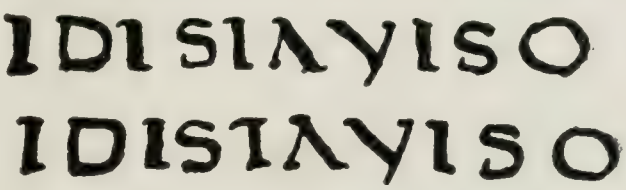


Abb. 25. Die Wortformen Idisiaviso und Idistaviso in Bücherschrift der älteren römischen Kaiserzeit. Zur Veranschaulichung des nebenstehend Gesagten.

Die Schlacht bestand aus einer geschickten Umgehungsbewegung von römischer Seite, während auf deutscher zwar ein Gefechtsplan, aber keine Gefechtsdisziplin war; ehe die Cherusker selbst zur entscheidenden Verwendung im vorbestimmten Augenblick kamen, brachten die übrigen Völkerschaften alles in Unordnung. Die erste offene Feldschlacht, die Armin befehligte, war verloren, vergeblich suchte er, selbst verwundet, die Schlacht zu halten; endlich sprengte er durch die rätischen und deutschen (batawisch-chaukischen) Hilfsvölker der Römer hindurch, das Gesicht von Blut überströmt, und entkam. Aus dem Kampf wurde ein Gemetzel unter nicht mehr Kämpfenden, viele

kamen in der Weser um, die armen Kerle, die auf Bäume geklettert waren, ließ man durch Bogenschützen unter Scherzen und Lachen herunterschießen. Soviel wie möglich war Rache für die Teutoburger Schlacht genommen.

Jedoch es war ein Sieg, womit nichts anzufangen war. Schlimmstenfalls hatten die Cherusker vor, das Land zu räumen und bis über die Elbe zurückzugehen. Aber Germanicus traf Anstalten zum Abmarsch, und da stellten sie sich ihm noch einmal. Diesmal diente als Stütze ein Wall, der die Grenzwehr zwischen Cheruskern und Angriwariern bildete, und die deutsche Reiterei sollte den Römern in den Rücken fallen, wie die ihrige den Deutschen auf Idistaviso. Außer Arminius befehligte wieder Ingwiomer; sie konnten sich jetzt ja beiderseitig einen Mißerfolg vorhalten. Bald waren die auf der Schanze Aufgestellten durch die Speermassen schleudernden Wurfgeschütze vertrieben und vernichtet, auch sonst drangen die Römer vor, Germanicus befahl, nur zu töten, Gefangene seien zu nichts nütze. Arminius erlahmte, zumal er neu verwundet war, Ingwiomer, der mit verdoppeltem Eifer von einem Trupp zum anderen hin- und hereilte, richtete auch nichts Entscheidendes mehr aus. Die Nacht machte ein Ende. — Tacitus sagt im Gesamturteil: in Schlachten sei Arminius von wechselndem Glück gewesen, im Kriege nicht besiegt worden.

Und nun berief Tiberius den Neffen ab: die Cherusker und übrigen Deutschen seien ihren eigenen Streitigkeiten zu überlassen. Ein glänzender Triumphzug ward
17 n. Chr. bewilligt, der am 26. Mai 17 stattfand. Neben sonstigen Merkwürdigkeiten war die Familie des Segestes nach Rom geschafft worden. Ihm selber, dem römischen Bürger, konnte ein Tribünenplatz nicht gut versagt werden, aber das wurde ihm nicht erspart, die Seinen, als ob sie überhaupt besiegt oder gefangen worden wären, Männer und Frauen, im Zuge dahin schreiten zu sehen; der Zeitgenosse Strabo zählt sie alle auf und sah an der Hand Thusneldas den dreijährigen Sohn des Armin.

Abb. 26. Kupfermünze auf den Triumph des Germanicus. (Vorder- und Rückseite.) Im Münzkabinett zu Berlin.
Germanicus Caesar. — Signis recep(tis) devictis Germ(anis).

Rom beschränkte sich fortan darauf, das Verhältnis zu den Nordseevölkern, sowie weiter oben einen Streifen am rechten Rheinufer festzuhalten. Im deutschen Binnenlande fielen jetzt eine Reihe Entscheidungen.

Zunächst die zwischen Armin und Ingwiomer; letzterer streckte die Waffen und ging — zu Marbod. Der Gegensatz zwischen Marbod und den nicht von ihm abhängigen Völkern, eine Bewegung unter diesen gegen ihn beherrschen die Sachlage, unsere Quelle läßt den Armin in Reden gegen Marbod von der alten Volksfreiheit sprechen. In der Tat ist ja „Freiheit", „Libertät", je nach dem Sprachgeschmack der Jahrhunderte, das deutsche Hauptwort, so viel Verschiedenes auch jederzeit darunter verstanden worden ist. Der dritte, römische Faktor, der bisher das Gleichgewicht gehalten, wirkt jetzt nicht mehr mit; der Name Arminius wird zum Programm für alle Auflehnung und Mißgunst gegen Marbod, „zu Armin"
17 n. Chr. fallen von jenem die Semnonen und Langobarden ab. Im Jahre 17 kommt es zum Kriege zwischen Marbod und dem von Armin geführten Bündnisse. Eine in wuchtigem Zusammenprall beider Truppen geführte Schlacht bleibt entscheidungslos. Aber wie der in Stillstand geratene Cäsarismus schon bergab gleitet, so auch ist für ihn Nichtsiegen Niederlage. Im Heere des Marbod trat Überläuferei ein, in

Abb. 27. Der siegreiche Germanicus vor Tiberius und Livia.
Sardonyx-Kamee in der Nationalbibliothek zu Paris.

Böhmen selbst griffen Bewegungen um sich, er bat Tiberius um Hilfe. Dieser hütete sich wohl, den Mann wieder aufrichten zu helfen, den er als einzigen politischen Kopf unter den Deutschen betrachtete und im Senat mit Philipp von Makedonien, dem Vater Alexanders des Großen, verglich. Inzwischen begannen auch die Mitglieder des markomannischen Edelgeschlechts, deren Rechte Marbod durch seine tatsächliche Königstellung verkürzt und die er in die Fremde getrieben hatte, aus dieser zurückzukommen. Katwalda, der fern bei den Goten in den Weichselgegenden

gelebt hatte — ein Zeichen, wie weit sich der Arm Marbods unter den Deutschen erstreckt hatte — kam mit Mannschaft und Anhang, fand weiteren im Lande, drang in den Hauptort Marbods und in die Königsburg ein, wo der Schatz des Herrschers lag. Goldschatz wirbt und ernährt germanische Gefolgschaft, Treupflicht erhält diese hernach, Katwalda ward Herr im Lande, und Marbod floh zu den Römern. Man wies ihm seinen Sitz in Ravenna an. (In derselben Stadt wurde Thumelicus auferzogen, ob bei seiner Mutter? Wir wissen nur noch, daß er bald „mit Schmach zu ringen hatte", was man seit alters auf eine Verwendung als Fechter deutet.) Noch 18 Jahre lebte Marbod und konnten die Römer die Androhung seiner Wiedereinsetzung bei ihrer Markomannenpolitik verwenden. Katwalda selbst hielt sich nur kurze Zeit in der Stellung, gegen die er Führer und als solcher willkommen gewesen war; er ward mit Hilfe der Hermunduren vertrieben, ging ebenfalls zu den Römern und ward in die Kolonie Forum Julii (Fréjus an der französischen Mittelmeerküste) gewiesen. Marbods wie Katwaldas treu gebliebene Gefolgschaften und Anhänger wurden vor der pannonisch-norischen Grenze, nämlich rechts der Donau von der March bis in die Gegend von Linz angesiedelt. Rom begann bei Gelegenheit dieser Neuformierung eines Volkes das nicht schlecht bewährte und nach Möglichkeit ausgedehnte System, Einzelkönige einzusetzen und sie durch Unterstützung in ihrer den Deutschen noch fremden und schwer erträglichen Stellung von sich abhängig zu erhalten; jener erste war Vannius aus dem in Mähren sitzenden swebischen Volke der Quaden. Für diese abgelösten Markomannenteile kam in der Folge der alte allgemeinere Name Sweben wieder auf, wir werden sie als Donau-Sweben bezeichnen.

Nach dem Kriege mit Marbod unternahm es Armin, seine Führerstellung dauernd als persönliches Fürstentum zu befestigen. Und allerdings hätte er so die Möglichkeit gewonnen, volkserzieherisch alles nachzuholen, was in den bisherigen Kämpfen an Zusammenfassung, Bereitschaft und pünktlicher Verwendung der Kräfte schmerzlich gefehlt hatte. Mit Tacitus' Worten: er erstrebte eine Königstellung. Just nachdem er geholfen, Marbod zu Fall zu bringen und sich zum Bundesführer gegen eine Stellung aufgeworfen hatte, wie sie dieser inne hatte, überrascht uns, die wir auf diese Dinge aus der Weite und nur in groben Umrissen zurückblicken, sein Unternehmen. In der Tat überschätzte er die Möglichkeiten für diese Richtungsänderung, so günstig sie im Augenblick geschienen haben mögen. Er kam zu früh oder — zu spät. Er fand Widerstand, behauptete sich mit wechselndem Glück und fiel, ehe er zum Ziele gekommen war. Und zwar durch die Nächstbedrohten, die noch vorhandenen Mitglieder des Edelgeschlechts. Als Frevel-Anschlag seiner Verwandten, dolus
19/20 n. Chr. propinquorum, faßt es Tacitus, das nähere Wie hüllt sich in Dunkel.

Aber da er tot, den Kämpfen der Interessen, den beharrenden Widerständen, den Parteien und den Meinungsverschiedenheiten entrückt war, da stieg das Hohe seines Andenkens, die Größe seines Vollbringens, die wahrhafte Tragik seines Unterliegens ergreifend und leuchtend empor. Unser Volk kann in kleine Zeiten verfallen, aber dann klammert es sich mit erwachendem Sehnen an die Erinnerung seiner großen Tage und erhebt sich dadurch wieder. Armin ward der Volksheld, von dem weithin bei den westlichen Völkern das Lied sang, und der Stolz auf ihn ward das heilige Gut der Cherusker, denen er gehört hatte.

Die Verwandtenkämpfe der Cherusker dauerten fort, bis zum Jahre 47 rieb sich das alte Edelgeschlecht völlig auf. Nur noch einer war übrig, Italicus, der Sohn des Flavus und seiner edelgeborenen chattischen Gemahlin, einer Tochter des Catumerus. Mochte er mehr als römischer, denn als deutscher Jüngling aufgewachsen sein, er war einer aus „dem"

Geschlecht, war Kuning, Mann aus der Kuni, und man berief ihn aus der Tiberstadt. Von Rom unterstützt kam er, das hoffen konnte, nun auch hier einen abhängigen König zu handhaben. Aber eben daraus entsprangen doch wieder cheruskische Einwände; verwaiste Gefolgsleute aus den früheren Parteiungen griffen diese auf. Die Lage kennzeichnet sich dadurch, daß Italicus gegen ihn auftretende Gegner als „geburtslos" abzutun sucht, diese von dem Übermut fremder Cäsaren sprechen. In wechselnden Erfolgen rang er sich hin. Die Nachrichten darüber schwinden uns in einem Augenblick aus den Händen, da Italicus die Hilfe der Langobarden zu suchen genötigt ist und diese ihm wieder aushilft. Am Schlusse des Jahrhunderts haben die in Zwist und politischer Erschlaffung herabgekommenen Cheruskerfürsten aus anderem Geschlecht, zu deren Gunsten gelegentlich römische Maßregeln eingreifen. Statt ihrer sind jetzt die Chatten, ihre alten Nebenbuhler, das im westlichen Deutschland angesehenste Volk geworden.

Abb. 28. Darstellung eines germanischen Auxiliarreiters in römischen Diensten. Unter ihm ein feindlicher Germane. Grabstein, gefunden zu Mainz, jetzt im dortigen Museum.

In den Jahrzehnten, nachdem die Römer die Germania III als wirklichen Besitz zu gewinnen aufgegeben haben, fehlt es auch sonst nicht an Kämpfen der Deutschen untereinander.

Manche entspringen aus Landnot, Scharen der Ambsiwaren (vom Flußnamen der Ems) suchen im Nordwesten vergebens in verzweifelnder Not umher, bei deutschen Nachbaren und auch bei den Römern, die einen öde liegenden Grenzstrich der Friesen als etwaiges Weideland der Militärverwaltung vorbehalten. Schließlich gehen die überall gewaltsam Abgewiesenen in diesem Elende zugrunde. Dem Führer der Ambsiwaren, Bojocalcus, der einst gegen Arminius die Partei der Römer bei seinen Leuten gehalten und darum von jenem gefesselt gehalten war, hätten die Römer persönlich ein Stück jenes Landes geben wollen, sie verstanden wieder einmal einen Mann, der 50 Jahre lang zu ihnen gehalten, nur als Verräter an seinem Volke. Er antwortete, er verschmähe Überläuferdank und setzte hinzu: wenn wir kein Land finden, darauf zu leben, so werden wir doch Land finden, mit Ehren darauf zu sterben. — Andere Kämpfe entspringen 59 n. Chr.
den Besitzstreitigkeiten um Salzstätten, die, wie in der Hallstattperiode schon, begehrte Wohnorte sind und wo man diese wichtige Verkehrsware mit Hilfe von Feuer durch beschleunigte Verdunstung aus der Sole gewinnt. In solchem Kampfe wurden, ebenfalls 59, die Chatten 59 n. Chr.
von den Hermunduren geschlagen. Die Hermunduren hatten gelobt, wenn sie von Donar und Wotan Sieg gewännen, ihnen Roß und Mann und Beute der Schlacht zu opfern, und sie vollzogen ihr Gelübde.

Auch die Römer greifen immer noch wieder in deutsche Streitigkeiten ein. Sie gewinnen an der rechten Stromseite des Rheins neue Auxiliaren, wie die Usiper,

haben aber auch ihre Unbequemlichkeiten durch diese und die älteren, sonst so gefügigen Hilfsvölker (s. o. S. 37). Eine eigentümliche Ineinanderwirrung von gallisch-germanischem Provinzial- und Militäraufstand und von halben Versuchen freier deutscher
70 n. Chr. Völker, dabei auch etwas zu gewinnen, ist der Batawerkrieg von 70 n. Chr.

In Gallien gärte es schon seit den letzten Zeiten Neros; ging die Bewegung von Aquitanien aus, so wurde doch allmählich Belgien der Hauptherd. Hinzu kam, daß in den Bürgerkriegen um den Kaiserthron die germanischen Truppen bald zu glänzenden Leistungen herangezogen, bald militärisch zurückgesetzt und beleidigt wurden. So die Batawer, die uns bei dieser Gelegenheit in ihrer nationalen Halbmaskerade deutlicher gezeichnet werden. Ihre Führer tragen volle Römernamen, je nach dem Kaiser, unter dem sie das römische Bürgerrecht empfangen haben, die Verrömerung geht von oben her vor sich, der einfachere Mann ist auch noch in den Auxiliarkohorten ganz deutsch. Mit Verwunderung blickten die Stadtrömer auf diese Krieger, als der Bürgerkrieg einen Teil von ihnen in die Hauptstadt geführt hatte. Sie sahen doch noch anders aus, als die germanischen Soldaten der Kaiserwache: dieselben mächtigen Leiber, aber das Kostüm aus Tierfellen und römischem Waffenkleid gemengt, dazu jene ungeheuren Lanzen, mit denen auch die Cherusker so vortrefflich umzugehen verstanden, daß der Legionssoldat nicht an sie herankam. — Am persönlichsten hatte der batawische Kommandant Claudius Civilis in jenen Wirren durch Verdächtigung und Zurücksetzung zu leiden gehabt, und seinen Bruder Julius Civilis hatte ein Befehlshaber hinrichten lassen. Dem Volke selbst war das Reislaufen vielfältig getrübt und verleidet worden; die Aushebungen wurden teils dazu mißbraucht, um unabkömmliche oder alte Leute sich loskaufen zu lassen, teils, um schön gewachsene Knaben nach Rom zu verschleppen und zu verhandeln. Alle diese Stimmungen mündeten in die Bewegung und den Aufstand Galliens ein, nur daß man nicht wußte, was man eigentlich wollte. — In einem geweihten Haine des Batawerlandes erschien Claudius Civilis zur Thingversammlung, und beim üblichen Festgelage am Abend, beim Schein der Reisigfeuer und Fackeln schworen ihm die Männer Treue unter Selbstverfluchungen, wenn sie sie brächen. Von erklärtem Abfall von Rom war nicht die Rede, Civilis wies vielmehr seinen Briefwechsel mit Offizieren Vespasians vor, des neuesten Bewerbers um die Kaisernachfolge, welcher von den Legionen im Orient ausgerufen war. Man befrug die Kanninefaten, diese beschlossen Hilfe und erhoben den Brinno zum Herzog für den Krieg, als solcher stand der Recke gewaltig auf dem Schilde, und die Krieger trugen ihn unter Waffengetöse und Jubel in der Versammlung umher. Auch von den Friesen fielen die einen Völkerschaften früher, die anderen später bei, ferner die Chauken, Brukterer, Tenkterer; zum erstenmal sah die Geschichte die alten Verbündeten des Arminius mit ihren damaligen Feldgegnern einig. Bei den Brukterern hatte eine schicksalskundige Jungfrau großes Ansehen, Veleda, und Civilis war, wenn nicht mehr Germane, so jedenfalls Politiker genug, ihren Sprüchen und ihrer Macht über die Beschlußfassungen Rechnung zu tragen. Die batawischen Kohorten in Mainz, andere Truppen am Rhein, die gut germanischen Tungern in Belgien schlossen sich an. Kohorten der Ubier, der allzeit vordersten in Römerdienstbarkeit, wurden bei Düren (Marcodurum) zusammengehauen, und am Mittelrheine machten Chatten, Mattiaker und Usiper einen allerdings wenig nachdrücklichen Vorstoß gegen das feste Mainz. Bei Belgen und Galliern wurden wichtige Landtage gehalten und schwirrten Weissagungen umher, daß das Imperium jetzt von Rom an die nordalpinen Völker kommen werde, mehr wie ein Gallier und Belge trat schon als der künftige Kaiser auf.

In diese zunächst aussichtsvolle Lage brachte der Kaisersieg Vespasians das Eigentümliche hinein, daß man nun auf beiden Seiten für den neuen Augustus focht. Die Aufständischen eroberten Castra Vetera und zahlreiche Castelle und Schanzen bis gegen Mainz hinauf, die Tenkterer zwangen das verhaßte Köln, seine Verkehrzölle und für die Tagesstunden auch die Überwachung des Rheinübergangs aufzuheben. Sogar Wangionen und Triboker schlossen sich jetzt den Verbündeten an, eine gemeinsame nationale Vereinigung aller Germanen am Rhein schien sich ihre Zukunft neu gestalten zu wollen. Desto peinlichere Enttäuschung in jeder Hinsicht bereiteten die Trevirer als Führer der keltisierten Belgen und die Gallier überhaupt. Eine allgemeine Tagfahrt der letzteren nahm schließlich eine elegante Tagesordnung an, die auch 1800 Jahre später in neufranzösischer Sprache stilisiert sein könnte: daß man den hohen Sinn der nach Freiheit Dürstenden anerkenne, aber den weiteren Kampf nicht empfehle.

Gerade jetzt erschien mit frischen Legionen der neu ernannte römische Befehlshaber Petilius Cerealis, ein barscher, tüchtiger Soldat, den nichts in Verlegenheit setzte, selbst wenn er, wie zweimal bei unvermuteten Überfällen des Civilis geschah, erst von Junggesellen-

abenteuern geholt werden mußte. Civilis, dessen Zuversicht schon etwas ins Wanken geriet, bot mit den Galliern zusammen dem Petilius das Imperium in Gallien an; auch wenn dieser gewollt hätte, so wußte er, wieviel jenen fehlte, es vergeben zu können. Der Aufstand war nun mehr denn je verfahren; schon gingen Truppen von demjenigen Vespasian, auf welchen sie durch Civilis vereidigt waren, zu demjenigen über, für welchen Petilius kommandierte. Die Ubier atmeten auf, sie luden eine aus Friesen und Chauken bestehende Kohorte zu Festlichkeiten ein und brannten in scheußlicher Weise die hölzerne Halle, wo sich die Krieger am Schluß des Gelages nach germanischem Schlafgebrauch auf die Bänke und den Fußboden niedergestreckt hatten, mit den von Trunk und Schlaf emportaumelnden Leuten nieder. Der militärische Kampf zwischen Petilius und Civilis nahm seinen Anfang bei Trier und zog sich immer mehr an den Niederrhein, d. h. der Aufstand ward immer mehr eingeengt. Im einzelnen, kleinen zeigte sich Civilis tüchtig und an guten Gedanken fruchtbar. Vor Castra Vetera machte er als mit Wasserbauten wohlvertrauter Batawer die Stellung der Römer durch eine Kanalführung höchst mißlich; später leitete er aus dem eigentlichen Mündungsarm des Rheins die größere Wassermenge in die Waal und erschwerte so den Übergang von Westen in die Betuwe. Aber Petilius war der einfach-zweckmäßige Politiker; er knüpfte entgegen-

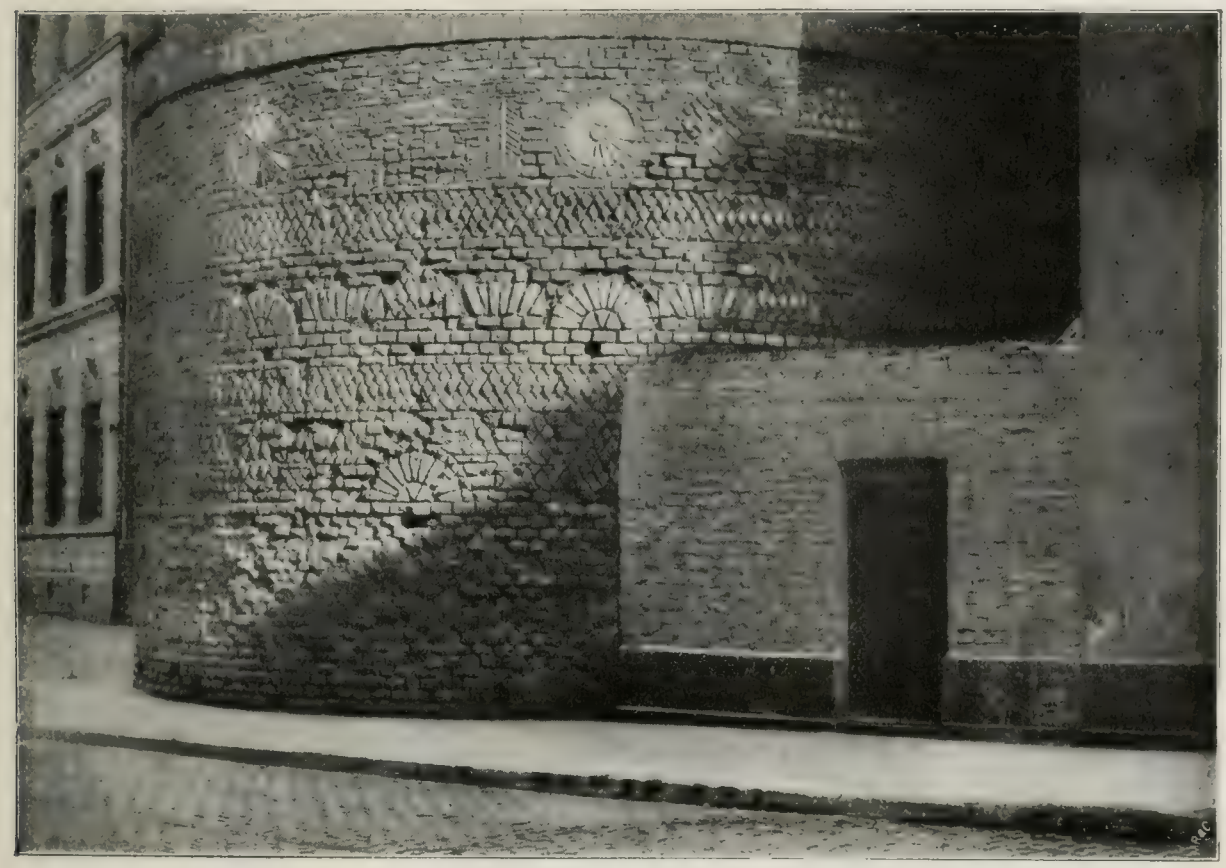


Abb. 29. Turm der römischen Stadtmauer von Köln. Nach den Bonner Jahrbüchern.

kommend mit den verschiedenen noch treu gebliebenen Verbündeten des Civilis an, auch mit Veleda. Schließlich kam es zu einer Besprechung zwischen ihm und Civilis auf einer in der Mitte durchgesägten Brücke. Vor einem Ergebnis jener Unterredung geht unsere ausführliche Quelle, der erhaltene Teil von Tacitus' Historien zu Ende. Doch erfahren wir anderweitig, daß später gutartige Beziehungen zwischen Civilis und den Römern bestanden; von Veleda erzählt Tacitus in der Germania: wir haben sie zur Zeit Vespasians in Rom gesehen.

Eine aufregende Episode war vorüber, Ergebnisse hatte sie nicht. Die alten Auxiliarenverhältnisse bestanden weiter, doch setzte Rom neuerdings volksfremde Offiziere und teilte den Germanenkohorten ihre Garnisonen mit größerer Vorsicht zu. So hat das alte Bojodurum an der Donau und an der Grenze zwischen Noricum und Rätien wegen einer hierher gelegten batawischen Besatzung seinen Namen mit einem jüngeren (Castra) Batawa, Passau, vertauscht. Nicht weniger als der Grenzverkehr

haben auch diese Truppenverlegungen dazu beigetragen, den Bildungs- und Begriffschatz, sowie die äußere Lebensführung der Deutschen in dem außerordentlichen Umfang zu vermehren, den man am unmittelbarsten an der damaligen Bereicherung ihrer Sprache mit lateinischen Lehnworten beobachten kann.

Siege und Triumphzüge über die Deutschen blieben in Rom auch fernerhin die am meisten beliebten. Leider hat uns kein Deutscher hinterlassen können, wie es mit den Erfolgen der betreffenden Kämpfe stand. Kaiser Domitian vermehrte den Eindruck dieser germanischen und chattischen Siege von 83 und 89, indem er kurzerhand die nötigen Sklaven zusammenkaufte, ihre Haare rotblond färben und die „gefangenen Krieger" im Triumphzug marschieren ließ. Er hat auch Denkmünzen auf die Besiegung und Eroberung Germaniens schlagen lassen. Trotz solcher von Domitians Hassern erzählten und der belegten Nichtigkeiten muß seine Aufmerksamkeit auf Germanien ernsthaft gewesen sein. Es steht anderseits fest, daß die Chatten dem sie einengenden römischen Hauptwerke in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sich nicht ernstlich widersetzt haben, dem Bau des römisch-germanischen Limes, den Domitian in den Chattengegenden begonnen und den die nachfolgende Zeit ausgebaut hat.

Abb. 30. Domitianus.

Abb. 31. Münze des Domitian.

Freilich bedeutet auch der Limes eine Verzichterklärung: daß die Grenze gegen Germanien abgeschlossen sei und darüber hinaus weder ein friedliches noch ein

Abb. 32. Die Mauer des rätischen Limes bei Ellingen-Kalldorf.

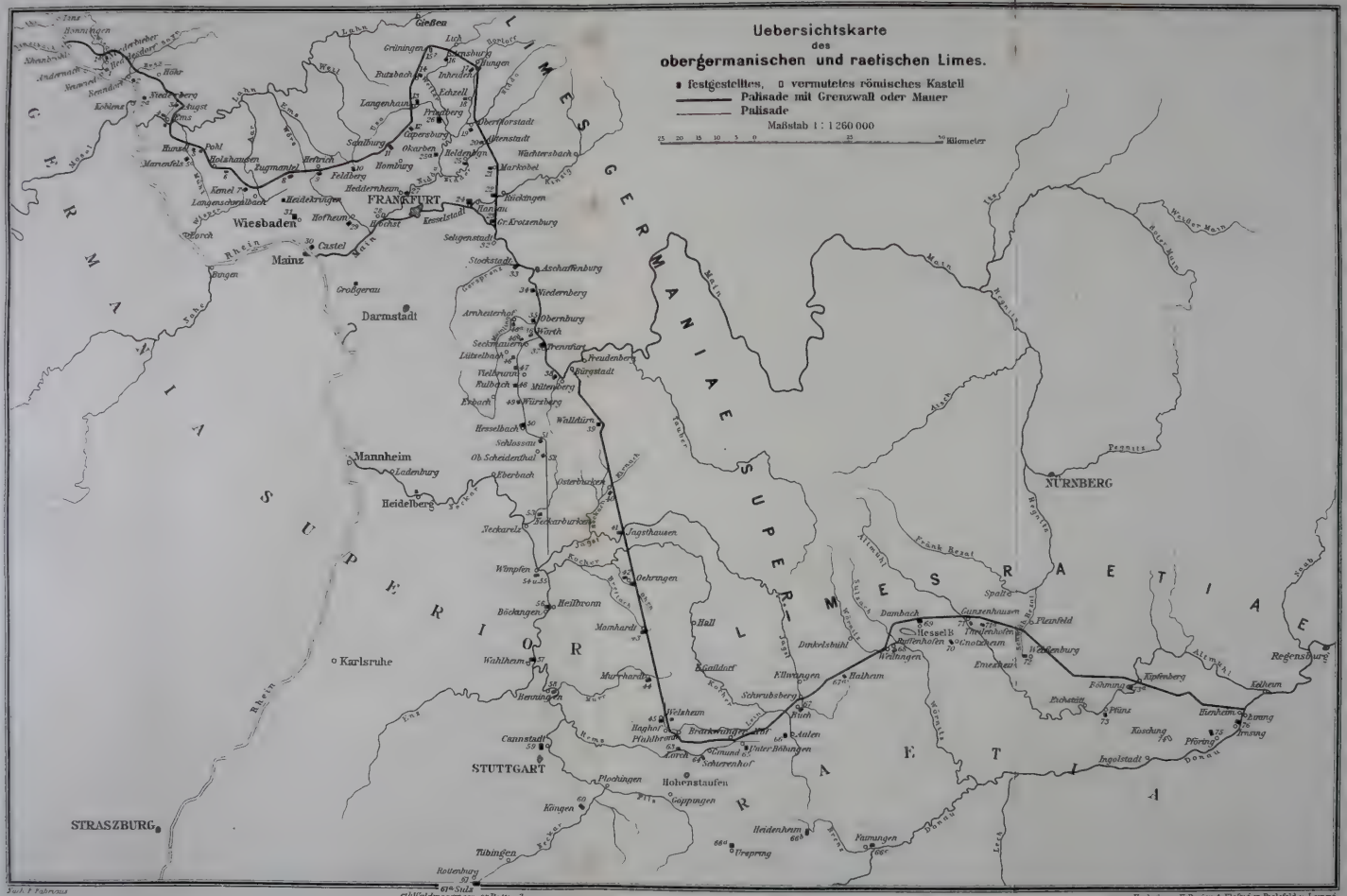

Uebersichtskarte
des
obergermanischen und raetischen Limes.
festgestelltes, vermutetes römisches Kastell
Palisade mit Grenzwall oder Mauer
Palisade
Maßstab 1 : 1 260 000
Kilometer
GERMANIA SUPERIOR
GERMANIAE SUPERIOR
RAETIA
LIMES
Rhein
Main
Neckar
Donau
Lahn
Wetter
Nidda
Kinzig
Rems
Jagst
Kocher
Tauber
Altmühl
Regnitz
Pegnitz
Wörnitz
Schwarzach
Schwabach
Schwarzer Main
Weißer Main
Frank. Rezat
Wieseth
Schwarzbach
Wörnitzbach
Sulzach
Aisch
Iller
Lech
Isar
Inn
Salzach
Traun
Enns
Ybbs
Erlauf
Traisen
Perschling
Fischa
Leitha
Rabnitz
Raab
Marus
Gran
Waag
Neutra
Schwechat
Wien
Donau
Wiesbaden
Mainz
Darmstadt
Mannheim
Heidelberg
Karlsruhe
STRASZBURG
FRANKFURT
STUTTGART
NÜRNBERG
Regensburg
Ingolstadt
Kelheim
Pfünz
Eining
Kösching
Pförring
Weißenburg
Gunzenhausen
Pleinfeld
Hesselberg
Dambach
Aalen
Welzheim
Lorch
Schwäbisch Gmünd
Hohenstaufen
Göppingen
Plochingen
Cannstadt
Ludwigsburg
Tübingen
Rottenburg
Sulz
Rottweil
Wildmoos
Heidenheim
Faimingen
Ursprung
Lauingen
Dillingen
Gundelfingen
Halheim
Kipfenberg
Burnhaupt
Ehrenstein
Emerkingen
Weltingen
Dunkelsbühl
Ellwangen
Schrozberg
Bopfingen
Aalen
Bartholomä
Ruffenhofen
Ohrdruf
Ellwangen
Crailsheim
Ansbach
Schwabach
Fürth
Erlangen
Forchheim
Bamberg
Coburg
Kronach
Hof
Plauen
Zwickau
Chemnitz
Dresden
Leipzig
Halle
Magdeburg
Braunschweig
Hannover
Bremen
Hamburg
Kiel
Lübeck
Rostock
Stettin
Berlin
Posen
Breslau
Glogau
Liegnitz
Görlitz
Cottbus
Frankfurt a. O.
Potsdam
Wittenberg
Dessau
Köthen
Bernburg
Aschersleben
Quedlinburg
Halberstadt
Goslar
Hildesheim
Celle
Lüneburg
Verden
Bremerhaven
Cuxhaven
Emden
Leer
Oldenburg
Osnabrück
Münster
Bielefeld
Minden
Paderborn
Detmold
Arnsberg
Siegen
Dillenburg
Wetzlar
Gießen
Limburg
Koblenz
Trier
Bonn
Köln
Aachen
Düsseldorf
Duisburg
Essen
Dortmund
Hagen
Wuppertal
Solingen
Remscheid
Leverkusen
Bergisch Gladbach
Siegburg
Troisdorf
Neuwied
Andernach
Mayen
Daun
Prüm
Bitburg
Wittlich
Bernkastel
Saarburg
Merzig
Saarbrücken
Saarlouis
Homburg
Zweibrücken
Pirmasens
Landau
Speyer
Worms
Ludwigshafen
Frankenthal
Kaiserslautern
Neustadt
Bad Dürkheim
Grünstadt
Alzey
Bingen
Kreuznach
Idar-Oberstein
Birkenfeld
Simmern
Bad Kreuznach
Bad Ems
Nassau
Diez
Limburg
Weilburg
Wetzlar
Gießen
Marburg
Biedenkopf
Siegen
Olpe
Meschede
Brilon
Warburg
Höxter
Corvey
Holzminden
Hameln
Hannover
Celle
Uelzen
Lüneburg
Stade
Cuxhaven
Bremerhaven
Wilhelmshaven
Oldenburg
Leer
Emden
Aurich
Norden
Wittmund
Jever
Varel
Delmenhorst
Bremen
Verden
Soltau
Walsrode
Fallingbostel
Celle
Gifhorn
Wolfsburg
Braunschweig
Wolfenbüttel
Helmstedt
Schöningen
Königslutter
Wolfenbüttel
Goslar
Seesen
Osterode
Herzberg
Northeim
Einbeck
Alfeld
Hildesheim
Peine
Salzgitter
Lehrte
Burgdorf
Uelzen
Dannenberg
Lüchow
Salzwedel
Gardelegen
Stendal
Tangermünde
Genthin
Burg
Magdeburg
Schönebeck
Calbe
Bernburg
Aschersleben
Staßfurt
Quedlinburg
Halberstadt
Wernigerode
Blankenburg
Thale
Harzgerode
Ballenstedt
Gernrode
Quedlinburg
Sangerhausen
Eisleben
Hettstedt
Mansfeld
Artern
Sondershausen
Nordhausen
Ilfeld
Stolberg
Sangerhausen
Querfurt
Merseburg
Weißenfels
Naumburg
Zeitz
Altenburg
Gera
Greiz
Plauen
Oelsnitz
Auerbach
Reichenbach
Zwickau
Crimmitschau
Werdau
Glauchau
Meerane
Hohenstein-Ernstthal
Limbach
Chemnitz
Frankenberg
Hainichen
Freiberg
Brand-Erbisdorf
Oederan
Flöha
Annaberg
Buchholz
Marienberg
Olbernhau
Zschopau
Aue
Schwarzenberg
Johanngeorgenstadt
Eibenstock
Klingenthal
Markneukirchen
Adorf
Bad Elster
Oelsnitz
Plauen
Reichenbach
Auerbach
Greiz
Zeulenroda
Schleiz
Lobenstein
Hirschberg
Saalfeld
Rudolstadt
Blankenhain
Weimar
Apolda
Buttstädt
Sömmerda
Erfurt
Arnstadt
Ilmenau
Suhl
Zella-Mehlis
Schmalkalden
Meiningen
Hildburghausen
Sonneberg
Neuhaus
Coburg
Lichtenfels
Staffelstein
Kronach
Ludwigsstadt
Teuschnitz
Kulmbach
Bayreuth
Pegnitz
Hersbruck
Lauf
Altdorf
Hilpoltstein
Roth
Schwabach
Ansbach
Gunzenhausen
Weißenburg
Treuchtlingen
Pappenheim
Eichstätt
Beilngries
Kipfenberg
Kelheim
Riedenburg
Neumarkt
Parsberg
Berching
Velburg
Amberg
Sulzbach
Auerbach
Vilseck
Hirschau
Schnaittenbach
Weiden
Neustadt a. W. N.
Waldsassen
Tirschenreuth
Mitterteich
Wunsiedel
Arzberg
Selb
Hof
Rehau
Naila
Münchberg
Helmbrechts
Schwarzenbach
Lichtenberg
Rehau
Selb
Asch
Eger
Franzensbad
Marienbad
Tepl
Karlsbad
Falkenau
Elbogen
Neudek
Graslitz
Klingenthal
Oberwiesenthal
Annaberg
Buchholz
Schwarzenberg
Aue
Zwickau
Crimmitschau
Werdau
Reichenbach
Plauen
Oelsnitz
Adorf
Bad Elster
Markneukirchen
Klingenthal
Graslitz
Neudek
Falkenau
Elbogen
Karlsbad
Tepl
Marienbad
Franzensbad
Asch
Eger
Selb
Wunsiedel
Arzberg
Mitterteich
Tirschenreuth
Waldsassen
Weiden
Neustadt a. W. N.
Vohenstrauß
Eschenbach
Pressath
Neustadt a. K.
Kemnath

Abb. 34. Limeskastell Weißenburg a. S.

kriegerisches Vordringen des Reiches mehr erhofft werde. Die Gedanken des Augustus in beiden Tonarten der versuchten Ausführung, der des Tiberius wie des Drusus, gehörten der Vergangenheit an. Unter diesen Umständen gebot einfachste Logik, den spitzen Keil abzuschneiden, welchen das Barbarenland zwischen Rätien und Obergermanien bis gegen Augusta Rauracorum, Augst bei Basel, in den Reichskörper hineinbohrte. Ihn abzuschneiden und zuzusperren, ehe ihn das deutsche Völkergeschiebe wirklich besetzte, das bisher nur erst einige verstreute Vorposten dort hineingeworfen

Abb. 35. Limeskastell Neckarburken.

Abb. 36. Das wiederaufgebaute Saalburg-Kastell. Porta Decumana.

hatte und dessen südwestlichste solider ansässigen Völker immer noch die mainischen Chatten und Hermunduren waren. So wurde als Querlinie von der Donau zum Rhein hinüber jenes bewundernswerte Grenzwerk gezogen. Betrachtet man den Limes für sich, so bleibt auch jetzt noch ein gewisser Winkel nach, der Keil ist nur verkleinert und stark abgeflacht. Betrachtet man aber die neuentstandene Gesamtgrenze gegen Germanien, so gleicht sich das mehr aus; von Carnuntum bis Lugdunum Batavorum, bis Leyden, scheidet den römischen Orbis und das freie Germanien im großen und ganzen ein entschiedener Querstrich.

Rom hat solche Reichswehr auch in Britannien und verschiedene Befestigungslinien in der Dobrudscha und in Bessarabien angelegt. Der germanische Limes war keine Einzeltat von heute auf morgen, noch nach einem und demselben Plan angelegt, sondern das Werk ganzer Kaisergenerationen. Insofern als Kastelle, Kastellreihen und Sonderlinien von Befestigungen als Ausgangs- und Stützpunkte vom Rheine her und als spätere Hinzufügungen an der Rückfront zu dem Ganzen dieses Werkes gehören, reicht dessen Geschichte aus der Frühzeit des ersten Jahrhunderts bis an die Mitte des zweiten. Das Außenwerk, das den eigentlichen Limes darstellt, hat man zur schließlich zusammenhängenden großen Grenzlinie, zum gangbaren freigelegten Grenzstreifen ausgestaltet. Nicht gerade so, daß sie den fortifikatorischen Wert einer Festungsumwallung besitzen konnte, aber doch im weiteren Ausbau als ansehnlichen Wall und Graben, mit regelmäßigen benachbarten Wachthäusern, mit begleitender Militärstraße im Rücken, mit zahlreichen systematisch verteilten Kastellen direkt hinter dem Wall und in seinem Rücken. So bildete er das aufgerichtete feste Grenzzeichen des

Reiches, seine Polizei- und Zollschranke für den Grenzverkehr und mit seinen Alarmierungseinrichtungen und deckenden festen Militärstationen, seiner Straße eben doch auch die Verteidigungslinie gegen Unruhen und Angriffe. Die einen Strecken des Walles waren Erdwerk, andere gemauerter Damm, andere versteinte Grabenschanze, wiederum streckenweise waren Verzäunungen und Pfahlwehren hinzugetan, die Wachttürme einesteils zunächst hölzerne, später durch steinerne ersetzte, anderenteils sogleich steinerne. Aus solchen Verschiedenheiten und Umformungen sind die Schlüsse auf die Chronologie des Werkes zu ziehen.

Die rätische Strecke begann an der Donau oberhalb der Altmühlmündung bei Kehlheim und lief als unregelmäßige, nach auswärts geschwungene Bogensehne auf die rauhe Alb bei Pfahlbronn zu; soweit ward Rätien durch sie über die Donau nordwärts vorgerückt. Dann setzte der Limes von Germanien ein. Er setzte nördlich vom Hohenstaufen bei Pfahlbronn winkelig an das Ende des rätischen Limes und lief durch 20 Fuß breite Waldschneise schnurgerade und rücksichtslos über Berg und Hügel, Flußübergänge und Sümpfe bis Walldürn, von hier in einigen Winkeln nach Miltenberg an den Main. Hier trat an die Stelle des Walles der Fluß bis Groß-Krotzenburg oberhalb von Hanau, doch dauerte die Kastellreihe verdichtet fort. Eine zweite, innere und ältere, die von Wörth a. M. begann, den Neckar erreichte und diesen aufwärts ging, blieb verstärkend hinzugefügt. Von Groß-Krotzenburg ab verließ der Limes den Main und lief in die Gegend südlich von Gießen, von dort zuerst südwärts, dann südwestlich zu den Nordhängen des Taunus. Wohl mit Recht hat man diese von der prinzipiellen Geradlinigkeit abweichende und weit vorstoßende Strecke mit des Domitian Chattenkämpfen in Verbindung gebracht und sieht ihn als Erbauer dieses frühen

Abb. 37. Das wiederaufgebaute Saalburg-Kastell. Praetorium.

Bestandteils des späteren Gesamtlimes an. Unter den Kastellen der Taunusgegend erhob sich später als ein besonders ansehnliches die von Antoninus Pius erbaute „Saalburg". Weiter geleitete der Limes den Taunus im Norden und schwang sich endlich wieder nordwestlich, bis er bei Rheinbrohl, zwischen Neuwied und Linz, den Rhein erreichte.

Seit die Germanen vom dritten Jahrhundert an den Limes überfluteten, ist das gewaltige, nicht zu nutzende Werk verfallen. Die Wälle wurden von der stillen Arbeit des Waldgrundes und des Winterfrostes eingeebnet, das Holz der Wachthäuser haben die Deutschen geholt oder es ist vermodert, die Türme und Kastelle boten bequeme Gelegenheit zum Steineholen, und ihr Dasein versank in die Erde. Aber das Erbe der römischen Verbindungsstraße ist streckenweise bis in das vorige Jahrhundert benutzt worden. Indessen noch in anderer interessanter Weise dauert der Limes fort. Der Eindruck auf die germanischen Besitznehmer war zu mächtig, als daß sie nicht die in seiner Nachbarschaft angelegten Orte nach ihm benannt hätten. So kam es zu den Ortsnamen mit Wall, Damm, Pfahl, Hag, oder den aus castrum, castellum, auch mit Burg und burken gebildeten. Ferner klingt in Flurnamen und Örtlichkeiten die Erinnerung an ihn und später an die gewaltigen Riesen oder Hünen, Heunen (in verderbter Form Höhne, Hahnen, Hain), die solche Werke bilden konnten. Noch immer sind die Hünen und Heunen sprachlich nicht ganz erhellt, es scheint

Abb. 38. Pfeiler der römischen Wasserleitung bei Mainz.

jedoch, daß dieser Begriff und Name als Vorstellung eines gewaltigen, steinetürmenden Riesenvolkes der Vorzeit germanisch schon vorhanden gewesen sind, ehe sich das Bekanntwerden mit den Hunnen da hineinmischte und man nun deren Namen gern in Heunen veränderte. Auf jeden Fall haben die Deutschen auch Werke der Römer um ihrer Monumentalität und Großartigkeit willen nochmals den Heunen zugeschrieben.

Hand in Hand mit der römischen Festlegung und militärischen Versorgung der Grenze ging im ersten Jahrh. n. Chr. eine entschlossenere Besitznahme des rechts vom Rhein, gegenüber Obergermanien vorliegenden Landes. Bisher als „helvetische Einöde" von den Römern bezeichnet (vgl. S. 31), wurde dieses Gebiet zu agri decumates, Zehntland, um das nicht sicher deutbare römische Wort entsprechend unbestimmt zu übersetzen.

Germanen waren nur vereinzelt hier sitzen geblieben, einen guten Teil bedeckte der unerschlossene Schwarzwald. Tacitus nennt als Bewohner dieses seit alters von Einbrüchen heimgesuchten Landes „allerhand windiges Keltenvolk und wen die Armut dreist machte". Durch den Beginn des Limesbaus und die Zuteilung an die Provinz kamen die Verwaltungs-

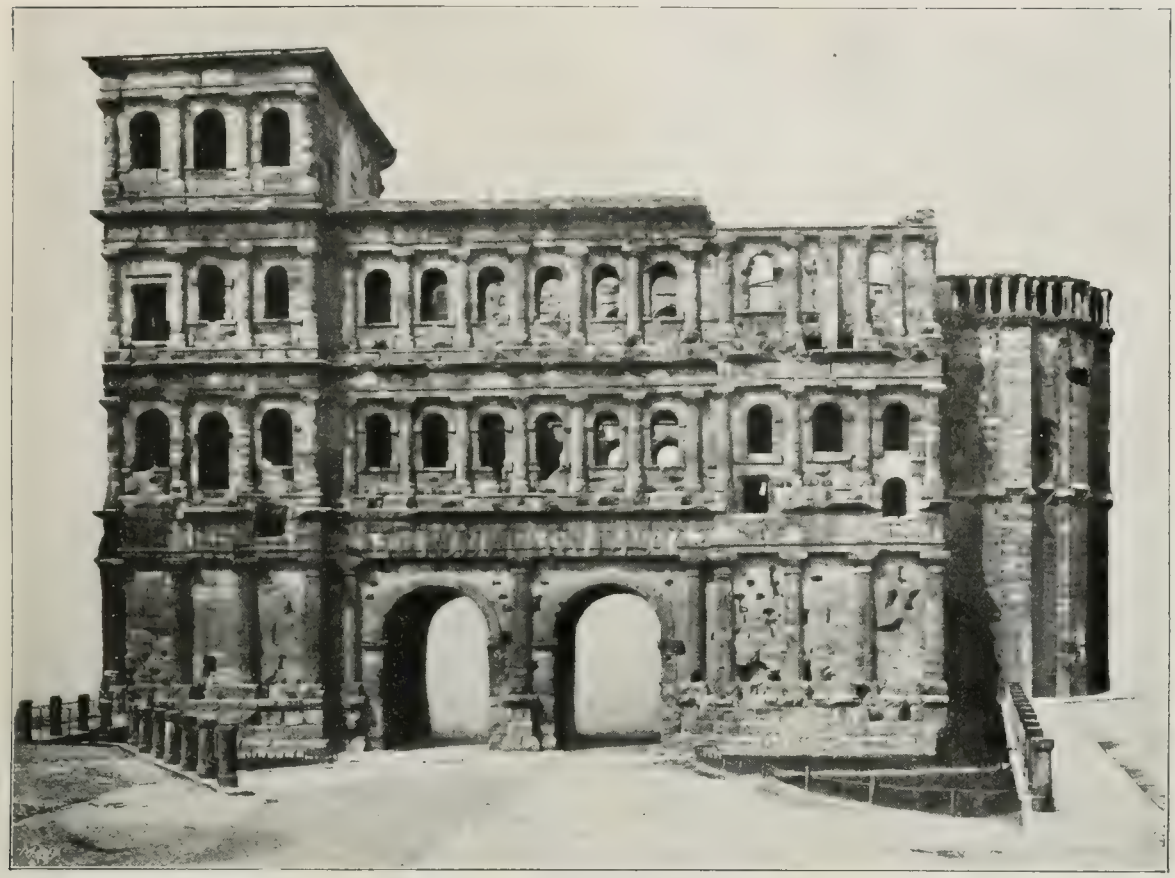


Abb. 39. Die Porta nigra zu Trier.

beamten und Besatzungen der Römer hinzu. Bald erblühten, wie vorher am Taunus, auch am Schwarzwald römische Bäderstädte, Baden-Baden, Badenweiler; die größeren Keltenorte, wie Lupodunum (Ladenburg bei Heidelberg), verwandelten sich in römische Stadtgemeinden. Straßen wurden gebaut; in Ladenburg, dessen Lage als Verkehrsort im Dekumatenlande im kleinen Maßstabe der Lage des mittelalterlichen und heutigen Frankfurt für Westdeutschland entspricht, liefen mehrere solcher zusammen. Manche von diesen Straßen sind bis heute für den Verkehr fortbenutzt

Abb. 40. Römischer Kaiserpalast in Trier.

worden, andere sind unter Flurbereinigungen und im Walde verschollen. Neben den Kastellen entstanden Niederlassungen der Erwerbsleute, die von den Truppen lebten: zu den keltischen Gehöften gesellten sich die von ausgedienten römischen Soldaten. War schon die bürgerliche Bevölkerung bunt genug, so führte der militärische Befehl aus den verschiedensten Gegenden des Orbis stammende Elemente in die Kastelle und Garnisonen: in Baden hatte die kleinasiatische Göttermutter einen Altar, in Pforzheim ein kleinasiatischer Lokaljupiter; der im römischen Heere weitverbreitete Kult des persischen Sonnengottes Mithras, des Stiertöters, hat verschiedentliche Reliefdarstellungen in die Altertümersammlungen überliefert. Vor allem aber wurden keltische Gottheiten jeder Art verehrt und auf Gelübdesteinen dargestellt und genannt, sie wurden mehr oder minder den römischen angeglichen, wie die Diana Abnoba, eine Zusammensetzung mit dem Namen des Schwarzwaldes.

Bei alledem war und blieb das Dekumatenland eine vorgeschobene Außenstellung. An die ältere und anderseits länger in Bestand gebliebene römische Kulturblüte auch nur von Norikum-Rätien und gar der linksrheinischen Provinzen Germania reichte es bei weitem nicht heran. Hier allerdings, anders als in den Kastellen auf der Urwald-

Abb. 41. Die Moselbrücke bei Trier. Die Pfeiler sind römisch.

lichtung am Limes, ließ sich nach römischen Begriffen leben; hier gab es wirkliche Städte, die miteinander wetteiferten, damit man nicht allzu sehr empfinde, in der Provinz zu sein, hier gab es hochentwickelten Verkehr, Unterricht, Kunst. Und folgen wir dem späteren nationalen Vordringen der Deutschen gar ins Gebiet der Belgen hinein, so tut sich vor uns die ganze Herrlichkeit des römischen Trier, der Augusta Trevirorum auf, deren Bauten, Monumentaltore, Quaderbrücke, Kaiserresidenz, Amphitheater, Bäder, Basilica, Paläste die Eifersucht der Hauptstadt selbst zu erwecken vermochten. Für eine Fülle heutiger Städte in der Rheinprovinz, in Rheinhessen, der Pfalz, den Reichslanden beginnt ihr Name, ihre Geschichte mit den Römern, und ihre achtlos geschäftigen Einwohner wandern in den Straßen und an den Stadtmauern so manchem an Ort und Stelle erhaltenen Überrest und Denkmal jener alten Zeit vorbei, welche die löblichere Gemeindeverwaltung, teils aus wirklicher Pietät, teils um der in jenen Gegenden so sehr beliebten Fremden willen — mit gelegentlichen unverzeihlichen Ausnahmen — hegt, erhält und, wenn sie ihre Aufgabe richtig ver-

Abb. 42. Die Igeler Säule. Grabdenkmal der Familie der Secundinier zu Igel bei Trier.

steht, vor allzu eifriger Verrestaurierung, Verbindung mit Bierstuben oder sonstigen Geschmacklosigkeiten bewahrt.

Unvermeidlich war, daß unter der römischen Verwaltung und Provinzialkultur, was von dortigen Germanen früher noch nicht keltisch geworden war, jetzt mit den Kelten zugleich verrömerte. (Die rechtsrheinischen Deutschen lernten dementsprechend das Wort wälsch weiterhin auch auf die Romanen anzuwenden.) Verschwenderisch

hat das Germanentum von jeher ganze Bestandteile seines Volkstums an die Fremden, in der Regel an seine nationalen Widersacher abgegeben, und diese danken der Zumengung eines zu allen Zeiten jugendlich gearteten Elementes nicht zum wenigsten die Erhaltung ihrer Kraft.

Bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts haben die unter Augustus vorbereiteten Provinzen und der verbindend hinzugefügte Limes den Wanderungen ein Ziel gesetzt und im großen und ganzen auch im germanischen Binnenlande Ruhe erzwungen. Ein weiter herrenloser Gebietsteil war ohnedies auch jetzt noch zu Ausdehnungsmöglichkeiten übrig geblieben: das Land zwischen Limes und Böhmerwald. Als Tacitus in den letzten Jahren des ersten Jahrhunderts seine Germania schrieb, geschah es nicht, um ein Volk näher zu schildern, mit dem Rom gerade Krieg führte oder vor dem es Besorgnisse hegte, sondern in der unverkennbaren Vorstellung dauernd und friedlich gewordener Zustände.

Und doch begannen schon in der gleichen Zeit die ersten Anzeichen neuer Grenzunruhen, diesmal im Osten, innerhalb der mit Germanenteilen versetzten keltisch-illyrisch-sarmatischen Welt um Pannonia her. Schon Tacitus mußte berichten, daß die Marsigner und Buren, „im Rücken der Markomannen und Quaden und selber nach Sprache und Sitte zu den Sweben gehörig", den keltischen Cotinern, die in Oberschlesien Eisengruben hatten, und den Osern in

Abb. 43. Mithrasdenkmal aus Heddernheim. Im Museum zu Wiesbaden.

Abb. 44. Römische Wasserleitung bei Metz.

Pannonien Tribut auferlegten. Noch einmal wurde, etwas östlicher, unter Trajan das alte Mittel, rechtzeitig vorbeugend die Grenze vorzurücken, angewandt, durch die Hinzufügung der Provinz Dakien, welche sich von der Theiß im Westen zum Schwarzen Meer und von der Donau zu den Karpathen und nördlich über sie hinweg erstreckte. Der Parallelstreif zwischen Theiß und Donau blieb offen, und diese höchst auffällige Lücke des Reichsgebiets zu schließen ist nie gelungen.

Unter Kaiser Marcus Aurelius Antoninus treten zahlreiche und deutliche Vorzeichen einer großen und allgemeinen Bewegung hervor. Die Chatten bedrohen ihre Grenze sowohl nach der Provinz Germanien, wie nach Rätien zu, und einzelne Streifscharen wagen sich bis nach Oberitalien hinein. Langobarden, bisher an der unteren Elbe bekannt, tauchen in räumlicher Gemeinschaft mit den Markomannen auf; ihre alten Westnachbaren, die Chauken, drängen gegen den Niederrhein. Die Semnonen und ihre Nachbaren von der Elbe zur Oder hinüber geraten in Bewegung, die Hermunduren beunruhigen die Donaugrenze. Ostgermanische Wandalen und Lugier aus den schlesischen Odergegenden mehren die Unruhe der Markomannen und Quaden, an der Weichsel brechen die gotischen Völker auf. Von links der Elbe bis in den weiten Osten lauter Symptome einer großen, gleichzeitigen Bewegung, die zu umfassend ist, um aus dem Einzelüberschuß dieser Völker erklärt zu werden, und deren fernere Geschichte auch einer solchen Entstehung nicht entspricht. Es beginnt eine wirkliche Wanderzeit ganzer und zahlreicher Völker, deren letzte Ursache nur ein von Osten her geübter allgemeiner Druck gewesen sein kann, welcher in jenen Aufbrüchen seine teils unmittelbaren, teils mittelbar fortgepflanzten Wirkungen zeigt. Mit anderen Worten, es beginnt die Preisgabe des Ostens an die Slawen.

Mark Aurel hat ein halbes Menschenalter in Kämpfen gegen diese Unruhen verbracht. 165—180.
Man spricht von seinen Markomannenkriegen, weil die Markomannen seit Marbod für die Römer die am meisten beachteten und geachteten Germanen im Osten waren; jedoch sind

Quaden, Hermunduren, Langobarden, Ostgermanen und nicht zuletzt Sarmaten (Jazygen) sehr wesentlich beteiligt gewesen. Stehen sie Rom, indem sie bald hier bald da in die Provinzen und bis nach Aquileja hin vordringen, als eine summierte Gefahr gegenüber, so findet doch, von ihnen selbst her gesehen, ein gemeinsames Vorgehen nur gelegentlich, planmäßige Einheitlichkeit überhaupt nicht statt. Ganz ebenso wie die Chatten und Hermunduren an der rätischen Grenze auf eigene Faust vorgehen, so schließen auch von den östlichen Gegnern bald die einen, bald die anderen mit dem höchst geschickt verfahrenden und entgegenkommenden Kaiser Sonderverträge. Ausgeschmückt durch Legenden, die sich an sie geknüpft haben, ist vor den anderen eine Schlacht, die 171 in der Gebirgsgegend Pannoniens gegen die Quaden geschlagen wurde: als die Römer aufs äußerste bedrängt waren und sehr von Wassermangel litten, verfinsterte sich der Himmel, prasselnder Gewitterregen stürzte herab und labte, in den Helmen aufgefangen, die fast Verschmachteten, dagegen wurden die Quaden, denen die Donner das Walten der Gottheit kündeten, im Kampfe unschlüssig, und die ermutigt vordringenden Römer errangen einen großen Sieg. Auf der sogleich zu nennenden Mark-Aurelsäule ist es dargestellt, wie Jupiter Pluvius dem Kaiser Blitz und Regen verleiht; anderseits erzählte nachmals die christliche Legendenbildung: eine überwiegend christliche Legion, davon die fulminatrix genannt, habe durch flehendes Gebet das erlösende Wunder bewirkt. Hier hat der tatsächliche Name einer Legion die deutende Sage veranlaßt. Noch manche Anekdote wird aus diesen Kriegen erzählt, und was davon nicht wahr ist, ist doch insofern wertvoll, als es die Meinung der Römer über ihre Gegner widerspiegelt. Zum Beispiel habe Mark Aurel die Markomannen durch Löwen, die er als sein kaiserliches Spielzeug mit sich führte, schrecken wollen und diese über die Donau schwimmen lassen; die Markomannen hätten gar nicht gemerkt, was das für „gelbe Hunde" seien und sie gleichmütig mit Prügeln totgeschlagen. Nach den übrigen Germanen schlossen auch die Markomannen Frieden, der ihnen Sitze in der 76 Stadien breiten Ödgrenze an der rechten Donau gab, dafür jedoch sie unter die Aufsicht römischer Militärbeamten stellte. Erst 175 beugten sich die Jazygen, welche seit 172 die Seele des Angriffs gewesen waren. Auch sie erhielten Gebietserweiterung zugestanden, und Tausende von ihnen wurden als Auxiliarreiter übernommen. Am 23. Dezember hielt Mark Aurel, der die Beinamen Germanicus und Sarmaticus annahm, in Rom seinen glänzenden Triumphzug. Auf Beschluß des Senats ward ihm die Ehrensäule errichtet, welche wohlerhalten auf der Piazza Colonna steht und nach dem Vorbilde der Säule, welche den Kaiser Trajan im Dakerkriege verherrlicht, mit spiralisch sich herumwindenden Reliefdarstellungen aus den Jahren 171 bis 175 der Donaukriege geschmückt ist.

Abb. 45. Stein der Diana Abnoba. In den Sammlungen für Altertums- und Volkerkunde zu Karlsruhe.

Die Mark-Aurelsäule ist schon früher mit Vorliebe zur Veranschaulichung germanischer Kriegführung und Sitten herangezogen worden und bildete neuerdings den Gegenstand von Erklärungsversuchen durch Kenner der römischen Geschichte. Auf alle Fälle gibt sie eine saubere chronologische Begleitung der Kriegsjahre, auf die sie sich bezieht. Bis zu welchem Grade das reiche und anschauliche Bildermaterial dieser Reliefs für die Germanenkultur des zweiten Jahrhunderts zu verwerten ist, bleibt immerhin noch ein Gebiet der Kritik für zuständige und eingehende germanische Kulturhistorie. Sie hat nächst der allgemeinen Vorfrage nach den Anhaltspunkten und Konventionen, denen die Werkmeister jener Massenreliefs folgten, die Frage zu lösen, wie weit in den letzteren die Kulturverhältnisse der beteiligten germanischen Völker von sarmatischen und pannonischen auseinandergehalten werden konnten und

wie weit sie selbst dann auf die allgemeinen Zustände und Lebensformen der Deutschen zu jener Zeit zutreffen.

Die Kriege an der Donau kamen nicht zu Ende, trotz den Landgewährungen durch die Verträge. Auch hier gab die Aufsicht durch die römische Militärverwaltung die Handhabe ab für die Erpressungen und das Herrenwesen habsüchtiger und unverständiger Beamten, denen Mark Aurel nicht durchgreifend zu steuern vermochte. Im Jahre 178 setzte der Kampf wieder ein, während dessen der edle Kaiser 180 starb. Sein Sohn Commodus wollte rasch zum Frieden kommen und verzichtete auf die von dem Vater vorbereitete Einbeziehung des rechten Donauufers als Provinz Marcomannia und des Theiß-Donau-Gebietes als Sarmatia. Im Frieden wurden den Deutschen die Sitze in der Ödgrenze verdoppelt, und alle diese Völkerschaften übernahmen einzeln die Verpflichtung, untereinander keine Kriege zu haben, denn eben ihr gegenseitiges Drängen hatte zu der Bedrohung der römischen Provinzen geführt. Wie schon früher von Mark Aurel, wurden auch diesmal und weiterhin größere Trupps, um Abfluß zu schaffen, in das Reichsgebiet als Ackerbauer, an denen es zu mangeln begann, sowie als Mannschaft für Aushebungen aufgenommen und z. B. um Ravenna angesiedelt. Die Poren des römischen Reiches hatten begonnen sich den Germanen zu öffnen.

Abb. 46. Mark Aurel.

180.

Abb. 47. Münze des Mark Aurel mit der Inschrift De Germanis aus dem Jahre 177 n. Chr.

Den Chatten erwuchs für ihre Ausdehnung nach Rätien zu ein Wettbewerb, der sie veranlaßte, von dieser südlichen Richtung ganz abzustehen. In den letzten Jahrzehnten des zweiten Jahrhunderts aus den Havel- und Spreegegenden aufgebrochen, erschienen die Kernvölker des alten Swebenbundes und andere, die sich anschlossen, in den Gegenden des Mains. Sie drängten die Hermunduren aus ihrem südlichen Besitz nach rückwärts und wurden eine bedrohliche Nachbarschaft sowohl für die Chatten, wie für das römische Dekumatenland. Seit 213 mußten die Kaiser 213.
den Grenzkampf mit ihnen aufnehmen, der doch nur eine Verzögerung bedeutete. So fiel das heutige Südwestdeutschland jenen zur Beute, den Sweben oder Schwaben, wie sie sich selbst, den Alamannen, wie die anderen Deutschen und mit ihnen die Römer sie nannten. — Seitdem richtete sich die Bewegung der älteren rechtsrheinischen Völker vorläufig nicht mehr nach Süden. Aus ihnen schloß sich der große Frankenbund zusammen, der einerseits die alten Sitze verteidigte, anderseits ein westliches Vordringen gegen die römische Grenze aufnahm. Östlich hinter diesen Franken schlossen sich die Völker des nördlichen Deutschland von der schleswig-holsteinischen Halbinsel bis in die Nähe des Rheins als Bund zusammen, der als eine Hauptaufgabe unfraglich die Wahrung der alten Sitze nach Osten hin, soweit diese nicht durch den Abzug elbischer Völker schon aufgegeben waren, hatte und den Namen der Sachsen (vgl. Anhang) für sich verallgemeinerte.

Eroberung des weströmischen Reiches durch die Germanen.

Die Geschichte der Deutschen würde nicht richtig verfolgt und verstanden werden können, wollte man aus ihr eine Überblick gebende Berücksichtigung der ostgermanischen Völker ausscheiden. Sie sind zwar alle verschollen, in romanischem und sonstigem, nur zu ganz geringen Teilen in deutschem (und englischem), westgermanischem Volkstum aufgegangen; aber da sie es nicht selber können, gebührt es uns Deutschen, das Gedächtnis dieser Zugrundegegangenen, die geschichtlich (nicht volklich) uns am nächsten standen, zu verwalten.

Wir finden die Goten seit undatierbarer Vorzeit in die Gegenden der Weichsel eingerückt.

Ihr Name deckte, wie es germanisch oft der Fall ist, verschiedene volkliche Bestandteile mit Einzelnamen: die Greutungen, welche den Kern der Ostgoten darstellen, die Taifalen (eine entsprechende Namenbildung wie die jüngere Einteilung der Sachsen in Westfalen und Ostfalen) und Terwingen, welche mit den Taifalen die Westgoten bildeten, und andere; mehr für sich suchten die Gepiden in den Gegenden des Weichseldeltas ihr geschichtliches Dasein, wenn auch in allgemeiner Zugehörigkeit zu den Goten zu führen. Es wird zu bestimmt schon von Tacitus versichert, daß die ostgermanischen Völker früher als die deutschen zu wirklichem Königtum gelangt seien, als daß wir darüber wegsehen dürften, zumal ihre eigene Überlieferung die Könige und die Entstehung des Königtums zeitlich hoch hinaufrückt. „Sie werden von Königen beherrscht," sagt Tacitus' Germania, „jedoch noch nicht wider die Volksfreiheit," und ihre uns bekannte Geschichte bestätigt, daß dieses Königtum in der ursprünglichen und keineswegs völlig beiseite geschobenen Volkssouveränität wurzelt. Als Erklärung für die raschere Entwickelung läßt sich mancherlei denken, was zusammengewirkt haben kann; bestimmter sei nur auf ihre großen alten Wanderungen verwiesen, welche immer eine straffere Führung erforderlich machen und begünstigen — wie sie auch bei den südwestlich vordringenden Swebenkonglomeraten einen Ariowist emportragen —, und auf die verhältnismäßige Weitläufigkeit ihrer Gebiete im Vergleich mit der keineswegs übergewaltigen Volkszahl. Nur, wo die germanische Thinggemeinde die praktische Möglichkeit hat und behält, leichter zusammenzutreten, erhält sie sich die vollkommenere Ausübung ihrer unmittelbaren demokratischen Beschlußfassung, weshalb solche bis heute die alten Kantonalgemeinden Appenzell, Glarus, Uri und Unterwalden in der alamannischen Schweiz unter der Leitung der Landammänner auf dem Landsgemeindeplatz handhaben.

Die Goten sind die einzigen aller Ostgermanen, die uns, infolge des Entschlusses Wulfilas (S. 71), die Bibel ins Westgotische zu übersetzen und eine gotische Textschrift zu schaffen, zusammenhängende Sprachdenkmäler hinterlassen haben. Ohne diese würden wir das Ostgermanische nur aus Namensformen und verstreuten Wörtern kennen, und um die germanistische Philologie, welche jetzt so überaus wichtig und viel mit dem Gotischen operiert, sähe es ganz anders aus. Ja, wir würden vielleicht niemals den Begriff der Ostgermanen und deren ethnographische Zusammenhänge entdeckt haben. Es ist eigen, sich die Zufälligkeit der Grundlagen unseres Wissens und seiner Methoden an solchen Einzelfällen zu vergegenwärtigen.

Noch um 150 hatte die Geographie des berühmten Ptolemäus von Alexandrien die Goten in den Weichsel-Gegenden gekannt, welche angesichts des Bernsteinhandels keine terra incognita für die griechisch-römische Welt waren. Aber noch in demselben Jahrhundert brachen sie auf, zogen an den Karpathen herum und erschienen am Schwarzen Meer. Seit dem zweiten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts kämpfte Rom gegen sie, ganz gleichzeitig mit dem Beginn der Alamannenkämpfe. Das erreichte freie Wasser machte die Goten alsbald zu kecken Schiffern, welche an den Küsten des Schwarzen wie des Ägäischen Meeres gefürchtete Gäste wurden. So bedrängten sie zu Wasser und zu Lande das Reich. Der tapfere Aurelian (270—275), durch die Alamannen und andere Gefahren noch dringlicher beschäftigt, gab ihnen
271. Dakien preis. Die Wegnahme der Provinzen beginnt, ihrer Einrichtungen und Meliorationen erfreut sich der einrückende Germane.

So saßen die Goten, zunächst abgefunden, in weitem Bogen von der Donau bis zum Dnjepr; durch den Dnjestr schieden sich West- und Ostgoten, und die Gepiden hatten jetzt am nächsten der Theiß ihre Sitze bekommen. Bei den Westgoten finden wir verschiedene Völkerschaftsführer, die um den Einfluß auf das Ganze kämpfen; bei den Ostgoten erhob sich im vierten Jahrhundert ein Mann wie Marbod, der Amalunge Ermanarich, der bis an die Ostsee und ins nördliche Rußland hinein seine Obermacht erstreckte, somit auch über Teile der Finnenvölker und jener slawisch-

litauischen Massen, deren Näherrücken die große Germanenbewegung seit dem zweiten Jahrhundert zuzuschreiben ist. Aber sehr bald sollte dieses weite, lose gefügte Reich einem noch angriffstärkeren Wettbewerber um die Herrschaft der Steppe erliegen, den Hunnen. 375.

Dies sind Scharen eines Volkes aus dem Innern Asiens, das seinen Namen auch in den Jahrbüchern der Chinesen zu gefürchtetem Ansehen gebracht hat. Keine Ackerbauer, keine langsam wandernden Viehnomaden, sondern unstete Abenteurer, deren Wohnung auf dem Rücken ihrer flüchtigen Rosse, deren ein und alles überhaupt das Pferd, deren Herd der harte Sattel ist, auf dem sie ihre Fleischnahrung mürbe reiten, anstatt sie zu braten. In den Kaukasusgegenden reißen sie die Alanen mit sich, keine Germanen, aber höchstwahrscheinlich Indogermanen; sie verehrten den Kriegsgott in dem Symbol des Schwertes. Im Jahre 375 gehen die Hunnen über den Don, bis an den sich Ermanarichs Herrschaft ausgedehnt hat; nun sehen die Germanen sie mit eigenen Augen. Die Goten wollten gar nicht für möglich halten, daß derart Menschen aussähen, sie brachten sie mit den unheimlichen Gestalten ihrer Mythenphantasie zusammen und nannten sie Bastarde von Winddämonen und Erdalraunen der Steppe. Wesen mit Schweinsaugen in den flachen Kuchengesichtern, die Backen mit Einschnitten tätowiert, Kugelmützen von Rattenfell auf dem Kopfe, ihre Pfeile noch mit Knochen bespitzt, ihre sonstige Waffe die steinbeschwerte Wurfschlinge, ihr Schuhwerk zum Gehen überhaupt nicht zu brauchen, aber sie steigen ja selbst zum Schlafen kaum vom Pferd herunter, an Menge ein unzähliges Volk, unerschöpflich wie Heuschreckenschwärme — das ist die gotische Schilderung, welche sich die römischen Zeitgenossen weitererzählten, und die der Schriftsteller Ammianus Marcellinus erfahren hat.

Ermanarichs Reich brach vor ihnen zusammen, der mehr denn hundertjährige Völkerkönig gab sich den Tod. Mitten in der Hunnennot erhoben nun wieder Einzelfürsten der Goten ihr Haupt und rangen gegeneinander. Der Hauptteil des Volkes mußte sich den Hunnen unterwerfen, andere flüchteten zu den Westgoten. Diese versuchten es noch, den Übergang der Hunnen über den Dnjestr zu verhindern, aber in einer Mondnacht schwammen diese auf ihren Pferden über den breiten, rasch flutenden Strom. So ging auch das Westgotengebiet, das bessarabisch-rumänische Tiefland an sie verloren. Damit kamen sie vorläufig zum Stillstande. Von den Westgotenfürsten ging Athanarich mit den Seinen in die Karpathen und nach Siebenbürgen, Frithigern und Alaviv baten die Römer um Aufnahme rechts der Donau.

Dieses verschiedene Verhalten entspricht den Richtungen, welche sich dem Parteikampfe zugemischt hatten. In Dakien war bei den Westgoten das Christentum eingedrungen, welches seit Constantin die römische Staatsreligion bildete. In Athanarich fand es seinen bewußten Widersacher. Argwöhnisch eilte der alte Fürst von einer zur anderen Thingversammlung, um zu sehen, ob das Opfer etwa versäumt werde, das die Götter durch das Aussprengen des Blutes in lebendige Gegenwart herbeizog. Er hatte auch den gotischen Christenbischof Wulfila und seinen Anhang um 348 zur Auswanderung ins Reich genötigt, wo man ihnen in Untermösien, in Bulgarien, Sitze gab. Diese Goten haben sich durch die frühe Loslösung auch für später ihren Landsleuten entfremdet; die friedlichen Leute am Balkanabhang blieben als Kleingoten während aller Stürme der Völkerwanderung ruhig in ihren Siedelungen; noch im neunten Jahrhundert ist dort Wulfilas Bibel gelesen und gotisch gepredigt worden. Nun bat Gleiches der eine ganze Westgotenteil, und es schien nicht geraten, eine so große Menge in ihrer Not abzuweisen, während sie anderseits, falls die Hunnen die Reichsgrenze nicht respektierten — wie sie es jedoch längere Zeit taten — wertvolle Kämpfer gegen sie abgeben konnten. So wurden sie unter den längst für derartige Hinübernahmen ins Reich üblichen Vorsichtsmaßregeln aufgenommen.

Zugleich ward ihre vorläufige Verpflegung, bis sie selber gesäet und geerntet hätten, ausgemacht. Lupicin hieß das Haupt des Beamtenapparats, welchem dieses gewinnreiche Geschäft größten Stils zufiel. Die scheußlichsten Einzelheiten über die Lieferungen, tote Hunde und dergleichen, werden uns angegeben, und wohlverstanden erfahren wir ja die ganze ältere

Germanengeschichte immer von der römischen Seite. Die Hungersnot wurde auf den Grad getrieben, daß die Ausgewanderten, als sie nichts anderes mehr hatten, auch Frauen und Kinder hergaben. Daß der Hausherr nach germanischem Urrecht diese Befugnis hatte, wußten und nutzten Roms Beamten schon seit Jahrhunderten. Es war schlechter Ersatz für das Volk, wenn Lupicin, der Statthalter, die gotischen Fürsten nebst Begleitung an seine üppige Tafel lud. Bei einer dieser Veranstaltungen hatte, da die Erbitterung bedenklich wuchs, der Plan ausgeführt werden sollen, dem Volk seine Führer zu rauben. Als das ruchbar wurde, da riß endlich die germanische Langmut und Scheu vor Würdenträgern, und nun schlug der lodernde Gewaltzorn drein.

Der Aufstand und Krieg, der losbrach, legte die Führung in die Hand des Frithigern. Er besiegte die Provinzialmacht Lupicins, nahm ostgotische Verstärkungen unter Alatheos und Safraks auf, welchen Ostrom 376 den Übertritt über die Donau verweigert hatte, unterhandelte mit Kaiser Valens und begehrte die vom Kriege verschont gebliebene Provinz Thrakien und zwar unbedingt mit den Feldfrüchten, die auf dem Halme standen. Valens konnte sich zu so schwerem und jäh in das Dasein der Bewohner eingreifenden Zugeständnis nicht entschließen. So ward am 9. August
378. 378 die große Schlacht von Adrianopel geschlagen und von Rom verloren. Noch kein Vorstoß und Sieg der Germanen, wie viele man auch zu beklagen hatte, hatte das Reich derartig im eigenen Körper getroffen, wie dieser tat. Wenige Tagemärsche vom Bosporus, von der reichen, schnell aufgeblühten Stadt Constantins des Großen entfernt, der sie als Kaiserresidenz des Ostens gegründet, standen siegreiche Barbaren. Das Reichsheer war unter der eigenen Führung des Kaisers geschlagen, und er selber, der divus Augustus, dessen Gottheit allen Nationen ins Bewußtsein geprägt sein sollte, war in kleiner Menschlichkeit vor gotischem Todeshieb davon geflüchtet und dennoch elend, im Brande einer Hütte, umgekommen.

Die Goten waren Herren im Balkangebiet und doch wieder nicht, denn wie Festungen lagen die nicht eroberten Städte darin. Endlich kam 382 zwischen dem neuen Kaiser Theodosius (379–395) und Frithigern eine Abmachung zustande, welche den Westgoten als Föderaten Ländereien in Mösien und Thrakien nebst Jahrgeldern zuwies.

Seit Ubiern und Sigambrern waren solche Aufnahmen in das römische Reich vielfältig geschehen, sowohl am Rhein wie an der Donau, und Scharen der verschiedensten Art waren bunt durcheinander in die verschiedensten Provinzen gesteckt worden. Bisher war das System bewährt: es half lokalen Grenzunruhen ab, mehrte das Soldatenmaterial und gab erwünschte Ackerbauer, die ihre gesunden heimischen Verhältnisse herüberbrachten. „Schmutzig von der Arbeit dient uns der Germane," sagt deshalb ein spätrömisches Rednerlein. Seit Constantin überwogen die Germanen im Heere alle übrigen Völker aus den Grenzzonen des Reiches bedeutend, auch die früher so beliebten thrakisch-illyrischen Elemente. Nur für die Legionen selbst suchte man gewisse Voraussetzungen noch zu wahren, um sie als aus Reichsangehörigen zusammengesetzt erscheinen zu lassen. Damals lernte der Deutsche im römischen Waffenrock die Welt kennen; wie mag die Lust an weiter Fahrt in unbekannte Ferne, die allem Germanentum im Blut steckt, gejubelt haben, wenn die großen segelnden Transportschiffe über die purpurnen Wogen des Mittelmeeres dahin zogen, um geworbene Wandalen, Franken und Alamannen nach Ägypten oder (ich gebe Beispiele von ca. 400 n. Chr.) sächsische Nordseeleute nach Phönikien zu tragen!

Bald konnte aller Überlegenheitshochmut der Römer, alle Bescheidenheit der Germanen es nicht mehr aufhalten, daß deren Tüchtigkeit sie auch in die höheren Ordnungen des Heeres- und Reichsdienstes emportrug. Wir werden stolz auf sie sein, anstatt sie zu schelten, daß sie diese Stellungen nicht als Errungenschaften des

Erklärungsblatt.

Henkelkörbchen und Schüssel aus dem Goldfunde von Petrossa.

Abb. 48 und 49.

Zwei Einzelstücke aus dem reichen, 1837 aufgefundenen, zu Bukarest verwahrten Goldschatz, der sich sowohl durch die Runeninschrift in gotischer Sprache auf einem zugehörigen Halsringe, in Verbindung mit dem Fundort, als germanisches Eigentum aus der Zeit dakischer Gotensitze charakterisiert, wie durch die den Völkerwanderungzeiten eigentümliche Technik der Granateinlagen in Gold. Die letztere Technik haben auch Gegenstände aus dem Grabe Childerichs (vgl. u. S. 160 ff.), sowie die westgotischen Weihgeschenke aus dem 7. Jahrhundert (Abb. im Abschn. IV. 3). Man vergleiche ferner noch das Fundstück aus Ravenna (Abb. 54). — Die Schüssel von Petrossa wurde durch einen Albanesen zerschlagen, der die ersten Goldgeschäfte mit dem Funde machte.

Eine nicht sichere, aber einigermaßen plausibel gemachte Deutung ist es, daß der Schatz dem Athanarich gehört habe und vor den Unruhen der Zeit in die Steinsetzung geborgen worden sei, worin er tatsächlich bis 1837 unberührt geblieben ist. — Eine schöne Nachbildung dieser Wertsachen besitzt das Berliner Museum.

Abb. 48 u. 49. Henkelkörbchen und Schüssel aus dem Goldfunde von Petrossa.

Germanentums betrachtet, sondern es für Ehrenpflicht gehalten haben, sich mit ganzer Kraft für das Reich und das Römertum einzusetzen, dem sie ihre Treue widmeten. So hat am linken Rhein die Reichsabwehr gegen Alamannen und Franken zeitweilig in der alleinigen Hand von regierungsberechtigten Frankenfürsten als römischen Befehlshabern gelegen. Und schließlich kam die gesamte militärische und politische Gewalt und Führung des Reiches in die Hand solcher Germanen.

Nur Historiker, ob deutsche oder fremde, die das Wesen jenes alten Germanentums verkennen — und schließlich ist dies Wesen, wenn man von der Sonderentwickelung der Angelsachsen zum Weltherrschergefühl absieht, bis auf den heutigen Tag dasselbe geblieben —, können in den Arbogast, Stilicho und wie sie heißen, eingedrungene Angehörige eines fremden Volkes sehen, die sich der römischen Regierung bemächtigt haben. Sie sind in ihrer Art Römer, so gut, wie die deutschen Generale russischer Siege Russen und wie die deutschgeborenen Staatsmänner, Gelehrten und Geldmenschen des heutigen Großbritannien Engländer sind. Wohl handhaben sie die Kaiser wie Puppen, setzen sie ein und ab, aber diese Kaiser *sind* eben nur Puppen und verfassungsmäßige Dekoration, wobei es auf die Person nicht ankommt. Diese germanischen Reichsregenten haben um ihrer Aufgabe willen doppelten Kampf zu führen: nach außen gegen ihre Landsleute, nach innen gleichzeitig gegen all jene Schwächlichkeit und Eifersucht der Impotenz, die man den kaiserlichen Hof nennt. Und die jenen das, woran sie selber kaum mehr denken oder was sie durch Verschwägerungen mit hohen römischen Familien vergessen zu machen streben, *ihrerseits* nie vergißt, daß sie eben Germanen sind. So kleinlich in der Regel der Ursprung und die Geschichte dieses Widerstandes durch Intrigenspiel ist, *ein* sachlicher Zusatz ist doch auch auf der römischen Seite dabei. Mag ein tüchtiger Spanier ohne weiteres vom magister militum zum Kaiser erhoben werden, wie Theodosius, es gibt eben nur noch ein römisches Spanien. Aber außerhalb des Römertums steht ein großes freies Germanentum und in ihm, ob bewußt oder unbewußt geahnt, eine Zukunftsmacht der Weltgeschichte. Das ist es, weshalb trotz aller selbstlosen Hingabe der einzelnen germanenbürtigen Staatsmänner die scheidende Linie zwischen ihnen und der alternden Römerwelt niemals fallen kann, für diese und für sie selber; niemand von ihnen denkt daran, ein Theodosius werden zu können. Vor der Legitimität des Römertums machen sie Halt, ihre Stellung kann nur bleiben: *für* die Kaiser, die den Purpur tragen, oder — über sie hinweg zu regieren.

Der erste bedeutendere in dieser Reihe ist der Franke *Arbogast* im Westreiche. (Seit dem Beginn des 4. Jahrhunderts wurden die Teilungen des römischen Reiches unbeschadet gelegentlicher Wiedervereinigung immer wieder erneuert.) Als Befehlshaber unter Kaiser Gratian (363—383) im Frankenkriege an der Rheingrenze emporgekommen, wurde der Magister militum unter den nachfolgenden Kaisern zum Reichslenker, der mit starker Hand den Gegenkaiserunruhen ein Ziel setzte, aber auch rücksichtslos die Versuche abschüttelte, ihn zu entlassen. Da jedoch trat gegen ihn von Osten her der neue Kaiser Theodosius auf den Plan. Unweit Aquileja und Triest kam es 394 zur Schlacht. Arbogast und sein Kaiser wurden geschlagen, ersterer tötete 394.
sich, letzterer wartete, bis er hingerichtet wurde. Eine seltsame Schlacht: drüben der Franke und die Germanentruppen des Westens, hüben die Gotenvölker des Theodosius. Ihnen, sowie einem fürchterlichen Borasturm, der mit dem Gotenangriff zugleich den Westvölkern ins Antlitz brauste, verdankte der Spanier den Sieg. Nun vereinte er beide Reichshälften in seiner Hand, noch einmal war ein wahrhafter Kaiser, ein wahrhaftes Imperium erstanden.

Nicht nur die römische Reichsgeschichte, auch die der Kirche nennt Theodosius den Großen. Er ist der entschlossene Gegner des *Arianismus*. 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel ließ er die Lehre des Arius von der *Wesensähnlichkeit* Gottes und Christi abermals in strengster Form verurteilen und führte das athanasische Glaubensbekenntnis von Nicaea zum Siege für die Römerwelt. Er war es aber auch, der als erster mit voller Strenge des Gesetzes und der Gewalt gegen das alte *klassische Heidentum* vorging. Noch immer ging im christlich gewordenen Reiche Constantins neben der Staatsreligion eine gewisse Freiheit und Ausübung des Glaubens und des Kultus her, noch immer gab es zu Rom Vestalinnen

und den Janustempel (diesen noch unter Theodorich), erflehten Senatoren den Sieg der Waffen am Altare der Victoria; noch standen in Athen die Tempel der Antike offen, und neben den Mengen, die zu den alten Vielgöttern beteten, bewegten sich die Häupter und Lehrer der in Plato wurzelnden neueren Akademie, noch gab es in Griechenland die Überreste der alten Mysterien und festlichen Spiele. Theodosius war es, der (insbesondere 392) all dies Heidentum mit Schärfe verbot und die Tempel gewaltsam schließen ließ, wobei im Eifer der Ausführung leider manches schöne Bauwerk der Antike der ganzen oder teilweisen Zerstörung anheimgefallen ist.

395. Als Theodosius im Januar 395 starb, folgte nach seinen Bestimmungen im Osten sein Sohn Arcadius, für welchen der Gallier Rufinus, im Westen der andere Sohn Honorius, für den der Wandale Stilicho, der Sohn eines höheren Offiziers, die Leitung der Regierung übernahm. Die Einheit des Reiches, die noch einmal ein Jahr bestanden hatte, war rasch wieder aufgegeben. Seitdem trieben der Osten und der Westen in ihrem Wesen und Dasein immer weiter auseinander: der Westen mit römisch-lateinischer Sprache und Kultur und insofern trotz allem immer noch die eigentlichere Fortsetzung des älteren Kaisertums; das Ostreich in griechischem Gewande, romäisch anstatt römisch, auf die Herrschaft über den Orient und dadurch auch kulturell in diesen gewiesen. Je mehr es durch diese östliche Gravitation sich mit dem Zeremoniengeist und Kastenwesen erfüllte, die im Orient seit Urzeiten zu Hause sind, desto mehr entfernte es sich von dem, was ältere Römerart in ihm war, und das ganze eigentümliche Gebilde, das wir byzantinisch nennen, bildete sich aus. Das ins Ostreich aufgenommene Germanentum hat in diese Entwickelung keine innere Hemmnis gebracht. Teils wie von einem westlicheren Instinkt geleitet, teils mit Bewußtsein wendet es den Föderatensitzen im Ostreiche und zugleich der slawischen und asiatischen Völkerflut, deren Wellen eine nach der anderen in das Donaugebiet hineinschlagen, den Rücken und zieht in fortgesetzten Aufbrüchen westwärts davon.

Dieses Bewußtwerden innerhalb der wieder beginnenden germanischen Wanderungen, das ist das Neue und Wichtige; sein Träger ist Alarich und den Anfang gibt das Todesjahr des Theodosius. Der Westgote Alarich ist der erste Germane, der, was die ins Reich aufgenommenen Germanenscharen seit Jahrhunderten in zufriedener und nutzbarer Fügsamkeit hingenommen und sogar gerne gesucht hatten, nicht mehr ertragen mochte: „unter den Fremden nach deren Vorschriften zu sitzen und ihnen Dienste zu leisten, anstatt die Volkskraft zur Begründung eigener Reiche aufzuraffen".

Er war aus der Sippe der Balthen (got. balþs = kühn, wozu nordg. Balder und deutsche Eigennamen wie Baldwin gehören, auch unser „bald" = rasch), und in seinem persönlichen Namen liegt erblicher Geschlechts- und Priesterrang ausgedrückt. In dieses Fürsten Befehl hatten die Westgoten gestanden, als sie für Theodosius den Sieg gegen Arbogast erkämpften; nun war er es, der obigen Gedanken aussprach und für ihn unter seinen Landsleuten warb. Und zwar mit Erfolg. Leicht konnte dem ansässig gewordenen, auf seinen mösisch-thrakischen Gehöften und Äckern wohnenden Volke der Entschluß gewiß nicht fallen; daß er gefaßt wurde, beweist für die überzeugende und hinreißende Gewalt, die in diesem stolzen Manne war, der den Namen seines Edelgeschlechtes als persönliche Verpflichtung nahm. Zum Führer, dessen das Unternehmen bedurfte, auf den Schild erhoben, sah sich Alarich als Herzog und Einheitsfürst aller Westgoten; der Alahreiks aus dem Balthengeschlecht ward fortan ein rex auch für die römischen Berichte, die von ihm zu erzählen bekamen.

Nun ist es spannend, Alarich in der allmählichen Entwicklung seines Planes, weiterhin in der Erkenntnis und Behandlung von Widerständen und notwendigen Folgerungen zu beobachten. Die Westgoten brechen auf, und Alarich durchzieht mit ihnen Thessalien und Griechenland. Dies ist der Zug, von dem später so bequem war zu sagen, er habe die schimmernden Heiligtümer und Bauwerke ge

brochen und die „Nationalgötter Griechenlands“, die letzte Blüte des ästhetischen Heidentums zerstört.

Erst aus langer Vergessenheit hat die quellenmäßige Erkenntnis wieder ans Licht geholt werden müssen, daß man ihm zur Last legte, was einerseits Übereifer und Tumulte bei den Maßregeln des Theodosius, anderseits Naturgewalt und das jahrhundertelang fortgesetzte Steineholen baulustiger Anwohner aus verlassenen Monumenten, sowie das leidige Kalkbrennen aus Marmorwerken verschuldet haben. In ihrer Allgemeinheit rührt die Vorstellung von der Zerstörungslust der Germanen überhaupt und der Goten im besonderen aus der Renaissance her. Was immer sie, als auf klassischem Boden geschehen, bedauerte oder was ihrem aus der Antike geschöpften Geschmack und Feinsinn zuwiderlief, war schlechthin „gotisch“, so auch jene Baukunst, die sie nicht mehr verstand und ablehnte. Wir haben von ihr es kritiklos übernommen, von gotischer Baukunst des Mittelalters zu sprechen, und ebenso prüfungs- und gedankenlos haben, seitdem der Sinn für die klassische Welt allgemein geworden war, französische, englische, deutsche Reisende die Ursache der Zerstörungen in den Germanenzügen der Völkerwanderung vermutet und gefunden. Jeder Kriegszug bringt Plünderung und Verwüstung mit sich, und die Goten haben keine Ausnahme gemacht; aber zu Taten, wie sie die Beauftragten Ludwigs XIV. am Rheine, im Heidelberger Schloß, im Kaiserdom zu Speier hinterlassen haben, gehört schon ein herostratischer Neid und gehören die Sprengmittel der zivilisierten Zerstörungswut, welche Alarich noch nicht hatte. Die Goten hatten weder Anlaß noch Werkzeuge, die riesigen Steingefüge der klassischen Baukunst mühselig auseinander zu keilen und die Trümmer und Säulentrommeln in jener Ordnung hinzulegen, wie das Erdbeben die schlanken Reihen niederschmettert.

Alarich kam auch vor Athen. Noch stand die Stadt in alter Schöne, ob auch die Tempel geschlossen worden waren; noch dauerte die Universität, an der die Neuplatoniker und Aristoteliker ihre Tätigkeit wieder aufgenommen hatten und die erst Justinian endgültig aufhob. Unentweiht ragte die Burg mit ihrem Parthenon, die Pallas Athene des Phidias aus Gold und Elfenbein stand im Heiligtum, und noch immer sah der Schiffer am Vorgebirge Sunion die Sonne von Hellas auf der Lanze des Bronzekolosses der Athene Promachos auf der Akropolis leuchten. Alarich hat an alles das nicht gerührt, erst ein römischer Beamter hat die Goldelfenbeinstatue, von der alle Welt erzählte, wenn von Athen die Rede war, schnöde herabgeholt. Ja, die Zeitgenossen wußten sich die Zurückhaltung Alarichs gegen die Stadt, die ihre Tore geöffnet hatte, nur durch ein Wunder zu erklären, in welchem ein tiefer und schöner Sinn liegen könnte: Pallas Athene und Achill, erzählt Zosimus, seien dem Barbaren auf den Mauern erschienen, und da sei er ehrfurchtsvoll davongezogen.

Der Feldzug war ein Unternehmen ohne klares Ziel, schließlich hatte sich Alarich in den Bergen von Elis und Arkadien festmarschiert und blieb unschlüssig stehen. Unterdessen nahte Stilicho mit Truppenmacht; was Arcadius' Regierung untätig aufgegeben hatte, unternahm der Regent des Westens, der Gotenwillkür Halt zu gebieten. Natürlich war die Regierung von Konstantinopel gereizt über diesen Anlauf der Westpolitik, beide Reichshälften wieder in eine Oberleitung nach dem Muster des Theodosius zu ziehen. In diesen weströstlichen Gegensätzen liegt die vielgesuchte Erklärung für das Verhalten des Stilicho gegenüber Alarich. Dieser war für ihn vorläufig nur ein Nebenfaktor. Das kann nur dann verkannt werden, wenn man das später Geschehene unwillkürlich vor das Gegenwärtige mengt und wenn man von dem politischen Geschehen eine so magere Vorstellung hat, daß man über einem Geschichtstabellennamen wie Alarich das ganze dichte Geflecht der lebendigen Zeit- und Machtinteressen und der politisch-diplomatischen Fäden nicht ahnt. Was gewann Stilicho für die Regierung, die er vertrat, selbst in dem Falle, daß es ihm in Gefahr und Riesenopfern gelang, zu Gunsten von Byzanz den Alarich zu vernichten? Er hielt es für Gewinn, ihn an seine Seite zu ziehen, verhandelte, und unter Hinzuziehung des Arcadius — der Regent Rufinus war ermordet worden, man meinte auf Stilichos Geheiß — kam eine Einigung zustande. Hier freilich sind wir nun wieder in der verzichtenden Lage (wie in allen älteren Jahrhunderten, bis endlich die diplomatischen Aktenstücke der großen Geschichte beginnen, uns in Archi-

valien vorzuliegen) leider nicht sehen zu können, wieviel des Schlußergebnisses auf Stilichos ursprüngliche Absichten und wieviel auf die Entschlossenheit und das Verhandlungsgeschick des Alarich entfällt. Alarich erlangte unter dem seit dem vierten Jahrhundert geschaffenen römischen Titel als dux, d. h. als kommandierender General,
396. die Präfektur Illyrien. Diese Präfekturen selbst waren neuere Schöpfung, Illyrien umfaßte Norikum, Pannonien und Dalmatien. Dort sollten also die Westgoten zwar auch fortan „unter Fremden" sitzen, aber wenigstens insofern frei und Herren im Lande, als ihr König der befugte Statthalter und Verwalter des Landes war. So wurden sie auf der ganzen Linie eingeschoben zwischen Ost- und Westrom, aber diesem zugeteilt, zu seinem Vorteil gegen den Osten aufgestellt und zu Werkzeugen der weströmischen Politik bestimmt.

Wie nun jener illyrische Vertrag zustande gekommen sein mag, Stilicho verrechnete sich mit ihm. Für den Balthen war er nur eine Ermutigung; jetzt lockte das so nahe gerückte Italien. Im Jahre 401, ehe sie kaum wieder seßhaft geworden, brachen die Westgoten mit Weib und Kind in die Poebene hinein. Stilicho blieb zur Abwehr nichts übrig, als der folgenschwere Entschluß, die großen Garnisonen an der germanischen Grenze (Gallien selbst hatte nur sehr dünne Besatzung) und aus Britannien wegzuziehen; es war die Preisgabe dieser Provinzen und Grenzen, um nur Italien selbst zu retten. So ist es ihm möglich geworden, mit Alarich
402. zunächst am Ostersonntage von 402 bei Pollentia südöstlich von Turin, später, während des Rückmarsches der Goten, bei Verona, freilich beide Male nicht entscheidend, zum Kampfe zu kommen. Er mußte sich begnügen, daß die Goten in das alte Verhältnis zurückgingen. Um so mehr, als er gleichzeitig noch andere schwere Sorgen hatte.

Ob der Vertrag, der Illyrien unter Alarich stellte, oder etwa das Umsichgreifen der Hunnen den näheren Anlaß gegeben hatte, jedenfalls war um 400 in die Germanen der mittleren Donau neue Unruhe gekommen und ein Aufbruch nach dem anderen erfolgt. Bunt zusammengewürfelte Scharen, überwiegend Ostgoten, zogen die rechte Donau aufwärts unter der Führung eines Radagais. Sie brachen in Rätien ein, wurden dort jedoch von Stilicho, kurz bevor er sich dann gegen Alarich wenden konnte, zurückgewiesen. Nach dem Abzug Alarichs aus Oberitalien erschienen diese Massen dort. Stilicho hielt die Entscheidung zurück, bis sie in den Apennin hinein manövriert waren, dann rieb er sie nördlich am Arno, bei Fäsulä, wo heute die lieblichen Abhänge des bergthronenden Fiesole sich zu der jüngeren Stadt des Talbeckens, Florenz, herabsenken, in heißem Kampfe auf. Radagais fiel, Mengen wurden umstellt und gefangen. Noch einmal wurden germanische Sklaven billig für Rom und für die Ländereien der großen, mit stetem Arbeitermangel benöteten Besitzer.

In die Zwischenzeit zwischen den Einbrüchen des Alarich und Radagais fällt die bedeutsame Verlegung der weströmischen Residenz von Rom nach Ravenna. Ohne Vorbeispiele war die Maßregel nicht, lange Zeiten hatten die Kaiser in Trier residiert, und in derselben Periode hatte Constantin für den Osten des Reiches den neuen Mittelpunkt in Byzanz geschaffen. Die Dezentralisation des Reiches sprach sich auch in diesen neuen Kaiserstädten aus. Aber erst die Verlegung nach Ravenna bedeutete die völlige Entthronung des caput mundi: Der Kaiser residiert in Italien, und doch nicht in Rom, Provinzstadt und Hauptstadt haben, soweit es sich um die kaiserliche Person, den Hofapparat und einen großen Teil der Verwaltungs- und Regierungsmaschine handelt, ihre Rollen vertauscht.

Der Deutsche, der heute, zu Fuß wohl kaum, aber etwa mit flüchtigem Stahlrade auf den preisenswerten Landstraßen Oberitaliens Ravennas Toren naht, der könnte meinen, sich in den weiten Moor- und Wiesengegenden deutscher Küstenlande zu befinden, blickten nicht von Süden die vielgestaltigen Höhen des Apennin durch die flimmernde Luft herüber und sähen nicht die Pinien immerhin anders aus, als die Kiefern auf niederdeutschem Sande. All dieses Land ist Schwemmland. Seit Alarichs Zeiten hat die Arbeit der Natur

Abb. 50. Reliefbildnis Stilichos und seiner Gemahlin. Von ihrem Sarkophag in S. Ambrogio zu Mailand.

noch wieder einen neuen Streifen von 7 Kilometer Breite vor sich gebracht und die Stadt Ravenna um diesen vom Meere weiter abgerückt. Damals war sie in ihrer Lage nahezu ein Venedig. Kriegshafen seit Augustus, war der frühere kleine Umbrerort rasch herangewachsen; eine stattliche Provinz- und Militärstadt stand auf gewaltigem Pfahlbau in dem lockeren Meersandboden, von Kanälen durchzogen, durch Wasserarme und Sumpf gegen den Feind vom festen Lande her geschützt, und dennoch zugleich von den gefürchteten Gefahren und Beschwerden der südlichen Sumpfgegenden verschont, ja um ihrer reinen und gesunden Luft willen in Italien

berühmt. Hierher zog Honorius, und während sonst Italiens Bauten und Kunst längst zum Stillstande gekommen, leitete der Kaiser eine großartige kirchliche und profane Stadtausgestaltung ein, welche später die germanischen Nachfolger in dieser Residenz fortgesetzt haben. Nirgends tritt die Völkerwanderung in ihren Gestalten und in ihrem politischen Dasein dem heute Lebenden gleich unmittelbar entgegen, wie in der verlassenen Stille und historischen Verzauberung Ravennas.

Nach der Befreiung von Radagais glückte es Stilicho weiter, Alarich zu einer großen militärischen Wendung gegen Ostrom bereit zu finden. In diesem Augenblick erlangten jedoch Unterströmungen bei Honorius Einfluß, und er befahl, das Unternehmen aufzugeben. So unterblieb es, aber Alarich forderte Kostenersatz für seine Mobilmachung. Stilicho befürwortete sie, weil er eine friedliche Lösung um jeden Preis für geraten hielt. Aber er ward der Hofkabalen nicht mehr Herr. Was man gegen ihn vorbrachte, u. a. daß er den Auferstehungstag des Herrn durch seinen Kampf bei Pollentia geschändet habe, zeigt, daß man wirklich belastende Anklagen nicht hatte. Dagegen bekam die Auflehnung gegen ihn einen allgemeineren, nationalen Anstrich, freilich von jammervollster und sinnlosester Haltung. Nachdem Stilicho unter Verletzung des Asylrechtes einer ravennatischen Kirche durch die so zart-religiös besaitete Partei seiner Ankläger ermordet war, erfolgte eine Metzelei unter der germanischen Militärbevölkerung Italiens, jedoch nicht unter den auf dem Marsch befindlichen Kriegern, sondern — unter deren zurückgelassenen Weibern und Kindern. Nun gingen diese bedauernswerten Krieger, 30000 an der Zahl, im heißen Zorn des Schmerzes zu Alarich über. Dieser hatte seinen Forderungen längst durch eine drohende Stellung gegen Italien Nachdruck geben können, da er ja eben auf Veranlassung von Ravenna gerüstet war.

Abb. 51. Galla Placidia und ihr Sohn aus zweiter Ehe, Valentinian III. Elfenbeinschnitzerei im Schatz zu Monza.

Jetzt brach er in Italien ein, das sich selbst um die Möglichkeit ausreichenden Widerstandes gebracht hatte. 408 stand er vor Rom. Man machte einen Versuch, ihn durch Hinweis auf die Volkszahl der über den Erdkreis gebietenden Stadt einzuschüchtern, der Balthe aber lachte zu der Botschaft: „Je dichter das Gras, desto besser das Mähen!“ Die Stadt zog doch vor, sich friedlich, aber schwer loszukaufen: mit 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 seidenen Gewändern, 7000 Stück Scharlachtuch und 3000 Pfund Gewürz. Außer nach Goldschatz standen also damals ostgermanische Herzen nach solcherlei Gewinn. 409 belagerte Alarich, da er gegen Ravenna wenig Aussichten hatte, Rom abermals. Er verlangte von Honorius zweierlei: erstlich Dalmatien, Pannonien und Noricum. Da er mit seinen Leuten

Abb. 52. Grabkapelle der Galla Placidia, † 450, zu Ravenna. Etwa 440 erbaut.

dort schon saß, so bedeutet das eine vollständigere Form der Abtretung. Der dux innerhalb der römischen Verwaltung war eben doch noch weit davon entfernt gewesen, der Landesherr zu sein. Zweitens wollte er Magister utriusque militiae, d. h. an die Spitze des römischen Heerwesens gestellt und Nachfolger Arbogasts und Stilichos werden. Daß er die Geschichte der letzteren nicht umsonst verfolgt hatte, bewies er, indem er auf die Ablehnung seiner Vorschläge einen anderen Kaiser erhob, den römischen Stadtpräfekten Attalus. Nur hatte er in dem Manne falsch gegriffen. Der Erhobene durfte natürlich keine staatsmännische Persönlichkeit sein, aber dieser war allzu töricht und es stieg ihm in den Kopf; der über Nacht zum Kaiser Gewordene wollte nun den Alarich für sich benutzen. Da nahm ihm dieser auf der Ebene bei Rimini Purpur und Diadem wieder ab und sandte sie in das nahe Ravenna hinein an Honorius. Auch dieses Zeichen von Versöhnlichkeit verfing nicht, Honorius saß hinter seinen Kanälen und Mauern und gab nicht nach. Nun zog Alarich zum drittenmal gegen Rom und nahm es am 24. August 410 ein. Ge- 410.
plündert haben seine siegreichen Krieger, aber die Quellen rühmen die Mäßigung des Kommandos, die Schonung der Kirchen, den Respekt vor den Monumenten.

Wie das Land Italien längst, war nun auch die alte Hauptstadt in Alarichs Hand. Seine Regierung des Landes konnte von dort aus, mit Senat und allem, was von überliefertem Apparat beizubehalten gut schien, fortgeführt werden; die Enklave zu Ravenna mochte in sich aussterben. Aber, wenn politisch kein Hindernis mehr war, so war ein wirtschaftliches desto erheblicher. Italien konnte nicht mehr von sich selber leben. Allerdings wäre eine agrarische Reorganisation durch Alarich und seine Goten möglich gewesen. Aber kürzer und alles erleichternd war ein anderer Weg: die Kornkammern Italiens, Sizilien und Afrika, zu sichern. Dem gilt die rasch sich anschließende Expedition Alarichs, auf der dieser unbestreitbar großartig angelegte Mann in der Blüte seines Alters gestorben ist, nahe vor dem Übergange über die Meerenge von Messina, im Herbst 410. 410.

Wo immer an den wildmalerischen Felsgestaden Unteritaliens die Schluchten sich zum Meere ziehen, da stürzen in den regenreicheren Zeiten des Jahres die Wasser ihre kurzen, aber wilden Wege herab. Im Sommer und Frühherbst sieht sie der Reisende als trockene Betten liegen, breite weißgraue Kiesböden inmitten der dunkler getönten, auf jedem Humusfleckchen von südlichem Grün belebten Gebirgslandschaft. In den tiefen Kiesgrund eines dieser Gebirgsflüsse haben die Goten die Leiche ihres Königs gesenkt, hochaufgerichtet in der Rüstung auf dem Streitroß, versehen mit Waffen und allen Kostbarkeiten für ein königliches Erscheinen im Totenreich. In welchem jener Flußläufe es geschah, ist nicht zu sagen; wenn man heute wieder einen davon den Busento nennt, so ist dies noch weit willkürlicher als die Bezeichnung des Teutoburger Waldes.

Alarichs Nachfolger ward sein Schwager Athaulf (ins Hochdeutsche regelrecht verschoben: Adolf). Er hat später ein Wort über seine Gedankengänge gesprochen, das vertrauenswert aufbewahrt worden ist: Zuerst habe er an die Stelle der Romania eine Gotia setzen wollen (also das Werk Alarichs fortführen), dann aber habe er eingesehen, daß dazu Gesetze und Einrichtungen gehörten, an die die ungebrochene Volksart seiner Goten zu gewöhnen noch undenkbar sei. Athaulf führte sein Volk nach Gallien, 412, und kämpfte auch in Spanien; zwei Jahre später fand die Vermählung mit Honorius' kluger Schwester, Galla Placidia, statt, die ihren großen blonden Recken zu lenken nicht viel Schwierigkeit hatte. Aber schon 415 ward Athaulf ermordet. Auch so war der Bogen für die „ungebrochene Volksart" der Goten überspannt gewesen, es war ein wilder Ausbruch unzufriedenen Altgotentums, wie er ähnlich auch bei anderen Germanen in entsprechenden Verhältnissen sich nach oben hin Bahn gebrochen hat. Sieben Tage lang hieß der Mörder Sigerich König; es kennzeichnet ihn, daß er die um den erschlagenen geliebten Mann trauernde Galla Placidia als Gefangene zwölf (römische) Meilen vor seinem Pferde herlaufen ließ. Dann brachte ein neuer Umschwung durch Walja die Richtung der Athaulfschen Regierung wieder dauernd ans Ruder. Die Witwe Athaulfs kehrte mit Geleit nach
419. Ravenna zurück, und das Verhältnis zu der kaiserlichen Regierung fand 419 seine Festlegung, indem den Westgoten die Aquitania II, das Land am Busen von Biscaya, zugewiesen ward. Als Föderaten sollten sie die Interessen des Reiches gegen die Bedränger der westlichen Provinzen wahren.

Solche Bedränger waren freilich von West- und Ostgermanen reichlich vorhanden. Wenn Stilicho den Radagais besiegte, so vermochte er doch der Gesamtbewegung, aus der jene Züge entsprangen, kein Ziel zu setzen. Im Jahre 406 erschien, die mittlere Donau aufwärts und dann über den Rhein gezogen, in Gallien ein Knäuel von Wandalen, Alanen, Markomannen, für die jetzt wieder der allgemeinere Swebenname aufkommt, und sonstigen Sweben von der Donau. Fatalistisch sahen die Gallier, militärisch seit 401 von Stilicho notgedrungen aufgegeben, ihnen entgegen; im Zirkus beim Schauspiel, wo sie mehr aus Gewohnheit als Vergnügen saßen, witzelten sie sich mit bleichen Gesichtern zu, daß man sie morgen umbringen werde. So schlimm ward's nun, wenigstens im allgemeinen, nicht, aber mit dem Römerwesen der Provinz begann es zu Ende zu gehen. Diesmal blieb freilich nur ein geringerer Teil der Wandalen und Alanen im Lande, an der Loire, zurück, doch bald wurden nun auch die Westgoten in die nicht mehr zu haltende Provinz gewiesen.

Die ostgermanischen Wandalen sind mindestens im 1. Jahrhundert Bewohner der oberen Odergegenden. Sie waren seit dem neuen Völkerschieben im zweiten Jahrhundert durch die Mährische Pforte nach Süden vorgerückt und hatten schließlich in Pannonien Sitze gefunden, eben jene, aus denen um und nach 400 die neuen großen Aufbrüche geschahen. Auch sie waren hier, wie die übrigen östlichen Germanen, aus Heiden allmählich arianische Christen geworden; Arius' Lehre von der Wesensähnlichkeit, wenn sie seit 325 im römischen Reiche unterlag, fand an den Donaugrenzen noch eine Zukunft und ein allem Anschein nach nicht

allzu sprödes Missionsgebiet. Übrigens blieben in Pannonien trotz jener großen Aufbrüche von 400 bis 406 andere Teile der Wandalen ruhig sitzen und behielten den Abziehenden für etwaige Rückkehr ihre Äcker und Sitze vor. Erst als ihre einen Landsleute an der Loire und in Galäzien in den Reichen der Westgoten und Sweben aufgegangen waren, die anderen in Afrika ein blühendes, mächtiges Staatswesen begründet hatten, dem anscheinend die Zukunft gehörte, da sandten sie eine Abordnung an den König Geiserich (s. u.), ob ihnen nunmehr gestattet sei, jenes vorbehaltene Bauland für sich selbst zu benutzen, um ihrer seitherigen Vermehrung zu genügen. Geiserich legte das Gesuch seiner Landesversammlung vor, da erhob sich ein alter Wandale dagegen mit dem abmahnenden Rat bedächtiger und zögernder Bauernklugheit. Man fiel ihm bei, und Geiserich erteilte den Spruch, daß auf jenes Land noch nicht verzichtet werde. Auch dieser Einzelfall ist geeignet, die Ordnung und die Grundsätze würdigen zu lassen, unter denen die germanischen Wanderungen geschahen.

Die Hauptmasse jener Scharen drang nach Spanien ein und verteilte dessen ganzen Westen unter sich. Die Alanen erhielten die mittlere Provinz Lusitania, der

Abb. 53. Inneres der Grabkapelle Galla Placidias. Hinter dem Altar ihr Sarkophag, in der Nische rechts der des Honorius.

eine Teil der Wandalen, die Silingen, die Südprovinz Baetica, welcher davon der Name (W)Andalusien blieb, die verschiedenen Donau-Sweben und die hasdingischen Wandalen den Nordwesten, Galaecia. Der Hauptteil der Hispania Tarraconensis blieb also verschont. Aber auch nicht mehr lange.

Die Westgoten hatten seit ihrem Erscheinen in Gallien im Einverständnis mit Rom den Kampf gegen die Scharen von 406 und deren Niederlassungen aufgenommen. Sie machten der Selbständigkeit jener Germanen und Alanen an der Loire ein Ende und eroberten dann, unbekümmert um Rom, das östliche Aquitanien, die Gegenden um die Auvergne. Die weitere Unterwerfung Südgalliens, die der Hispania Tarraconensis und der in Spanien entstandenen Völkerwanderungsreiche, ihre entsprechende Verschmelzung mit den dortigen Sweben und galäzischen Wandalen, andererseits die

Ausdrängung der Westgoten aus Gallien durch das fränkische Merowingentum, ihr Reichsbestand in Spanien und schließlich die Vernichtung durch die Mauren (711) bezeichnen die äußeren Hauptgeschicke des Westgotentums. In den mittelalterlichen Maurenkriegen und der Zurückeroberung des Landes hat sich die kriegerische Volkskraft dieses ostgermanischen Volkes noch einmal entfaltet und trotz seiner sprachlichen Romanisierung hat es die Verfassungs- und Rechtsbildung auf der Halbinsel mit manchem alten germanischen Gut beeinflußt und erneuert.

Die Wandalen Baeticas gingen von selber, als frühe Verwicklungen mit den Westgoten entstanden und ihnen näher rückten. Dort, also bei den Silingen, war Geiserich König, der uneheliche Sohn des Königs Godegisel. Er ist der Urheber
429. des wandalischen Aufbruchs nach Afrika, 429, und ihrer dortigen Reichsgründung.

Westrom hatte damals, von den römischen Resten des zerstückelten Gallien abgesehen, nur noch zwei Provinzen: Italien und Afrika. Es ist begreiflich, wenn der Statthalter des letzteren, Bonifaz, zu dem Regenten des ersteren, Aëtius, in Gegensatz kam und dessen oberen Befehl um so weniger noch ertragen mochte, als er wußte, daß Italien ohne Afrikas guten Willen entweder verhungerte oder der Gnade und Ungnade der oströmischen Handelspolitik ausgeliefert war. Diese Spannung hat dem Geiserich ermöglicht, als tertius gaudens seinen Wandalen Afrika zu gewinnen. Im Jahre 435 erkannte die Regierung von Ravenna
439. das Geschehene an, 439 fiel auch die letzte und wichtigste der befestigten Städte, Karthago. Die Eroberung von Sardinien, Corsica, den Balearen, einem Teil von Sizilien folgte nach. Als sei die Blütezeit der Punier zurückgekehrt, beherrschten Geiserichs Flotten das Mittelmeer, und alle Fäden auch des europäischen Geschehens liefen in der Hand dieses Mannes zusammen.

Aëtius wurde vorhin genannt. Von unklarer Nationalität, war er der Sohn eines höheren Offiziers in Mösien und hatte als vergeiselter vornehmer Jüngling die Westgoten Alarichs und danach die Hunnen aus eigener Anschauung genau kennen gelernt. Westgoten und Hunnen sollten auch fernerhin die Hauptfiguren auf seinem Schachbrett sein. Mit Hilfe von geworbenen Hunnenscharen hat er sich in den Usurpatorenkämpfen nach Honorius' Tode bis zum Leiter des Westreiches emporgebracht. Als solcher verfolgte er die Politik, den Westgoten Schwierigkeiten zu machen, sobald sie dem Reiche unbequem werden konnten, sie zu ermuntern und zu benutzen, soweit sie in Gegensatz und Wettbewerb mit anderen Germanen in Gallien und Spanien standen. Für sich selbst ersah er ein schwächeres Germanenvolk, um das Bild der Roma noch einmal im Siegeslorbeer zeigen zu können, nämlich die Burgunden.

Diesen Ostgermanen wurde der Südostweg früh durch die gegnerische Nachbarschaft der Gepiden verleidet, und so machten sie eine Schwenkung, die sie zunächst in den Rücken der Alamannen, in die Maingegenden führte. Als 406 die wandalisch-swebischen Donauscharen nach Gallien hineinbrachen, erspähten die Burgunden die günstige Gelegenheit, sich im Verein mit diesen zwischen den Alamannen hindurch zu schieben. Auf dem alten Wangionengebiet am Rhein machten sie Halt. Hier gebot noch nicht der Alamanne, und das durch Alarich und Athaulf genugsam beschäftigte Rom, das den Verlust Galliens ohnedies beginnen sah, ließ die Festsetzung der
413. Burgunden zu und ordnete 413 das Verhältnis zu ihnen. So entstand unter Gundikar das Burgundenreich von Worms, diese eigenartige und denkwürdige Episode eines Reiches fremder Leute am Rhein zwischen Alamannen und Franken, dessen die rheinisch-deutsche Volkserinnerung nicht vergessen, mit dem sie die eigenen fränkischen Sagen verknüpft hat.

Es ist die Art der Sagenpoesie, Ereignisse mit willkürlichen oder vielmehr vermeintlich richtigstellenden Abänderungen geographisch zu verlegen. Hunnen sind es in der Tat gewesen, die den König Gundikar und die Seinen erschlagen haben, und auch die enge damalige Beziehung zwischen Ostgotentum und Hunnen ist im Epos getreulich gewahrt. Aber erstlich

hat die Sage anstatt uninteressanter Volksteile die großen Personen, an denen späteres Gedenken haftete, in den Vordergrund geschoben, Attila und Theoderich-Dietrich. Und zweitens verband sich mit Attilas Person zu mächtig die Vorstellung von seinem fernen Steppenreich im Osten und seiner Königsburg im Donaulande, wohin er als seine letzte Gattin eine Burgundin heimführte, um nicht den König Gunter mit seiner Familie und den Gefolgsmannen die Nibelungenfahrt dorthin antreten zu lassen.

Aëtius ist es, der Hunnenscharen im Dienste der römischen Politik gegen die Burgunden gesandt hat. Die Anlässe wurden in deren Verhalten gefunden, welches vorgeblich über das frühere Abkommen hinausgriff; in Wirklichkeit kam es auf eine Demonstration an, daß das Imperium und sein Gebot in Gallien noch nicht erloschen seien. Die heimatlos gewordenen Reste der Burgunden wurden von der Unschlüssigkeit über ihre Zukunft jahrelang als ständige Beunruhigung für germanische und römische Gebiete Galliens umhergetrieben, bis Aëtius es vorzog, ihnen unter einem König Gundiok neue Föderatensitze, Terzien in der Landschaft Sabaudia südlich am Genfersee, Savoyen, einzuräumen. Von dort haben sie sich, indem ihre Volkszahl rasch wieder wuchs, nach Norden zu, in der Richtung gegen die Alamannen bis an die Aare, nach Westen zu gegen die Westgoten und Franken, nach Süden bis gegen die Provence ausgedehnt. Bald vermochte Rom ihnen nicht mehr zu befehlen, und 476 ging sein Imperium im Westen vollends unter. So hat dieses neue Burgundenreich noch zwei Menschenalter selbständiger Herrschaft und Blüte gesehen. 413.

Weniger in den Reichen Europas, als in denen des inneren Asiens, der Chowaresmir im 12. Jahrhundert und anderer, hat das Reich der Hunnen seine Vergleiche. Nach weitumschweifender Wanderung und großen Eroberungen ein plötzliches Rasten, ein Sichöffnen für friedliche Beziehungen, ein rasch angenommener Firnis der Nachbarkultur; dann ein Zusammenbruch aller begonnenen Ordnung und Zivilisation, ein Auseinanderstieben und Wiederverschwinden.

Die Grenzen des hunnischen Reiches bleiben uns unklar, sicher ist nur, daß es das Erbe Ermanarichs (S. 70) angetreten hatte. Ostgoten, Gepiden, Heruler, Rugier, Turkilingen, Skiren und was sonst von Ostgermanen oder solchen, die sich zu ihnen hielten, in die Gegenden von Dakien und Pannonien eingewandert war, nebst Sarmaten und Slawen fügten sich ihrem Übergewicht. Was diese Ostgermanen an Kultur schon zu vergeben hatten, zog jenes Reich an sich, germanische Fürsten waren hohe Beamte der Hunnenchane. Der Gote Hunigais, der die Hunnen im Namen hat, stand hoch im Ansehen seines Rates bei Attila, Berig war dessen bevorzugter Tischgenosse, der Skire Ediko, dessen Bruder Hunwulf hieß, diente Attila als Gesandter und führte die politischen Kanzleigeschäfte, während römische Schreiber die Texte ins Reine schrieben. Germanische Lehnworte wie Met waren ins Hunnische gedrungen, und anstatt des unbekannten Namens des soeben schon erwähnten Mannes, welcher 433 nach Ruas Tode als Sohn Mundzuks mit seinem Bruder Bleda zur Herrschaft kam, erklingt uns der Kosetitel gotischen Lauts, Väterchen, Attila. Und wie dem 433.
Ströмer Priscus, der als Gesandter zu Attila kam, ein Grieche erzählte, der dort im Schutze des Hunigais stand, lebte man nirgend so gut, wie unter den Hunnen. „Extra Hungariam non est vita“ fand schon damals Würdigung. Wo Attilas Königsburg gestanden hat, bleibt unsicher. In Oberungarn unweit Tokay, im Szeklerlande zu Udvarhely, was Hofstätte heißt, und anderweitig wird sie in Anspruch genommen. Es war ein sehr großes Dorf, die einzelnen Gehöfte mit Zäunen umhegt, die Häuser aus Balken und die der Angesehenen, wie des Hunigais, mit schön geglätteter Vertäfelung. Türme hatte allein des Attila Holzpalast, der innen mit Teppichen und buntgestickter Leinwand, dem Haupterzeugnis der Dienerinnen von Attilas zahlreichen Frauen, schön ausgestattet war. Das Badhaus des Hunigais war von Stein, der Gote hatte es durch einen oströmischen Gefangenen erbauen lassen und diesen weiterhin als Bademeister angestellt.

Attila wird als eine zugleich würdevolle und lebhafte Persönlichkeit geschildert. Er hielt sich einfach und althunnisch, fast in etwas gesuchter Art, speiste vom Holzteller, während er vor seine Gäste goldene Schüsseln setzen ließ, und aß sein Fleisch ohne Brot. In dem großen Kopf des kleinen, starken Mannes saßen schmale, kluge Augen; aufgestülpte Nase und dünner Asiatenbart vervollständigen das Portrait.

Daß Attila, der bisher nur Ostrom Schwierigkeiten gemacht und ihm mösische Gebiete entrissen hatte, plötzlich einen Vorstoß nach Westen unternahm, war das Werk des Geiserich. Diesem war die Restaurationspolitik des Aëtius doch nicht unbedenklich, zumal er erwarten konnte, daß sie bei einer Wendung gegen die Wandalen die Westgoten willig finden würde. So ist durch seine Anreizungen und Bemühungen der große Kriegszug zustande gekommen, der das ganze europäische Getriebe in zwei Aufgebote gruppierte. Dort Attila mit seinen Völkern und Zugewandten, darunter Thüringer, Bayern und Teile der Franken, Geiserich in politischer Reserve; hier Aëtius mit Westgoten, Burgunden, Alamannen und ebenfalls mit Völkerschaften der Franken.

Bis tief nach Gallien hinein wälzte Attila seine Massen. Dort kam es auf
451. den catalaunischen Feldern (Chalons) im Juli 451 zur Völkerschlacht. Wenn am Abend des ersten Tages Attila aus dem schon winkenden Siege weichen mußte, so war dies hauptsächlich das Verdienst der durch den Fall ihres Königs Theoderich I. zur Zornwut erbitterten Westgoten, deren Führung sofort der Königssohn Thorismund übernahm. Am anderen Morgen ließ Attila seine Schlachthörner von neuem schmettern, griff aber nicht an. Auch Aëtius zog vor, die gewonnene Aussicht auf Sieg nicht zu verfolgen. Es lag ihm jetzt daran, den Siegesstolz der Westgoten nicht zu nähren, und sobald Attila aus seinem Lager zurückging, riet er dem Thorismund, nach Toulouse heimzukehren, um den Schwierigkeiten vorzubeugen, die die Brüder seiner Einzelnachfolge im Königtum machen könnten.

Im nächsten Jahre wiederholte Attila den Feldzug, aber jetzt führte er ihn nach Italien. Hier war der Leiter des Widerstandes, von welchem er überwunden war, aber hier waren keine Kämpfer. Das blühende Aquileja ging bei seinem Einmarsch in Zerstörung zugrunde, durch ganz Oberitalien ergoß er seine Scharen, dann aber kehrte er um. Die Legende erzählt: weil die feierliche Mahnung Papst Leos I., über dem Sankt Petrus in Lüften erschien, ihn bewog; mindergläubige Historiker haben herumgeraten, ob ihm der Apennin strategische Bedenken machte oder ob er vor Ostrom Besorgnisse hatte. Jedenfalls blieb der Zug ein bloßer Rachezug und mehr hatte er wohl überhaupt nicht sein sollen, da die ganze westliche Unternehmung für die Hunnen nur eine Episode bedeutet.

453. Im nächsten Jahre starb Attila während seiner Vermählungsfeier mit der schönen Burgundin Hildiko. Streit der unzähligen Söhne über das Erbe brach aus, und darüber ermannten sich die Germanen im hunnischen Reiche zur Abschüttelung dieser seltsamen Fremdherrschaft. Sie schlugen unter Führung der Gepiden den wichtigsten der hunnischen Thronerben, Ellak, welcher im Kampfe fiel, und das ganze Hunnengestöber, welches die europäische Geschichte drei Vierteljahrhunderte lang in Atem gehalten hatte, flutete auf immer nach dem Osten zurück.

Aëtius hat die neugeschaffene Sachlage nicht mehr meistern können, er fiel 454 durch eine Eunuchenkabale, zu deren Vollstrecker sich Kaiser Valentinian III. machte. In den nachfolgenden Wirren verständigte sich Eudokia, die von den Parteien hin- und hergezerrte Witwe des wieder ermordeten Valentinian, mit Geiserich, dessen Stellung als Schiedsherr durch Attilas und Aëtius' Tod eine ungeschmälerte geworden war. Er benutzte den Anlaß zur Landung, zog in Rom ein und nahm dort das vierzehntägige Einlager, welches den Ausdruck Wandalismus nach sich gezogen hat. Ob Geiserich seinen Leuten auf wandalisch gesagt hat: „Enrichissez-vous!", wie in demselben Italien Napoleon Bonaparte seinen Generalen, wissen wir nicht; jedenfalls hat er für den gallischen Cäsar im kleineren Maßstabe ein Vorbild

geschaffen, wie man mit Kunstschätzen und Kostbarkeiten anderer Völker seine Hauptstadt schmücken könne. Neben Kostbarkeiten aus römischen Heiligtümern sind u. a. die von Titus nach Rom gebrachten jüdischen Tempelgeräte damals nach Karthago gewandert; (sie sind 534 nach Byzanz, von dort wieder nach Jerusalem gekommen und hier den Arabern in die Hände gefallen). Leider liegt das wandalische Lastschiff, welches, angefüllt mit antiken Skulpturen, von der italischen Küste abfuhr, schiffbrüchig am Meeresgrunde. An eine dauernde Besetzung Italiens dachte auch Geiserich nicht; es ist, als ob ein Eroberer nach dem andern sich hoffnungslos von diesem wirtschaftlichen Leichnam wendete.

Hier übernahm der Swebe Rikimer das Regieren und Kaisermachen als patricius, welcher ursprüngliche Ehrentitel allmählich zur Bezeichnung der obersten Regierungsgewalt im Namen des Kaisertums geworden war. Unter Rikimer kommt schon eine Frist von zwei Jahren vor, während welcher er gar keinen Kaiser vorrätig hielt. Ihm folgte 472 als Patricius der Burgunde Gundobad, Sohn König Gundioks. Aber die gemeinschaftliche Thronfolge mit seinen Brüdern Godegisel und Chilperich forderte ihn schon im nächsten Jahre heim. Zuvor hatte er sich einen von Ostrom gesandten Kaiser Julius Nepos gefallen lassen, der den bisherigen Kaiser des Gundobad, Glycerius, bewog, sich als Erzbischof von Salona in Dalmatien abfinden zu lassen. Gegen diese Oberherrschaft Ostroms erhob sich 475 aus einer Militärpartei der Römer Orestes, ein Mann von vielgestaltigem Schicksal, als Patricius. Er setzte sein Söhnchen Romulus, das der hauptstädtische Spott nur als Augustulus anstatt als Augustus hinnahm, zum Kaiser ein.

Suchen wir zusammen, was zu dem Reiche dieses letzten weströmischen Purpurträgers noch gehört hat, so ist es folgendes: 1) Italien mit nicht ganz Sizilien, da die Wandalen wie die übrigen Inseln auch hiervon einen Teil besetzt hatten; 2) Dalmatien, wohin sich aber Julius Nepos zurückgezogen hatte und wo er die Gewalt ausübte; 3) der Nordstreifen Galliens zwischen Westgoten und Franken, wo sich jedoch der römische Statthalter Ägidius und später sein Sohn Syagrius als unabhängige Landesherren fühlten. Ferner waren Norikum und der östlichere Teil von Rätien wenigstens amtlich noch nicht preisgegeben.

Wie es in Norikum zuging und aussah, darüber erfahren wir mancherlei durch die Lebensbeschreibung eines frommen, ehrwürdigen Mannes, der sich zum Beruf gemacht, inmitten alles dortigen Wirrwarrs durch christliche Werktätigkeit die Seelen aufzurichten und zu gewinnen, des heiligen Severin. Eines Mannes, stark durch Milde und durch Mut, von wunderbarer Gabe, Herzen zu rühren, an sich zu ziehen und zu beherrschen. In den Städten, so sehen wir, sitzen noch die Römer, im Lande drängen sich ostgermanische Rugier, deren König Fewa zu Favianae, Treismaur bei Pechlarn, Hof hält, ferner ebenfalls ostgermanische Skiren, aber auch Sweben und noch andere Germanen. Alles ist unsicher, gefahrvoll; dazwischen predigt, mahnt, ordnet, berät und befiehlt Severin, auch die Rugierkönigin Gisa ändert seinetwegen ihren eigenwilligen Sinn.

Eines Tages tritt in seine Hütte, sich bückend unter der bescheidenen Tür des Geistlichen, ein hochgewachsener Krieger, mit dem Rucksack zur Wanderung gerüstet. Er will vorher noch mit Severin sprechen, Abschied von ihm nehmen. Er heißt Odowakar, oder in kräftigerer und echterer Form Odwakar, und ist der Sohn jenes Skirenfürsten Ediko, der einst dem Attila als Diplomat und Kanzler diente und der durch die Treue, die er Ellak hielt, ins Unglück gekommen war. Darum zieht sein Sohn nach Italien, wo derzeit Orestes eine hohe Heeresstellung innehat, der kluge Strömer, welcher mit Ediko zugleich am Hofe Attilas in Stellung gewesen; unter dem will er dienen. Was soll Severin zu seiner Erzählung, seinen Plänen sagen? Er schaut ihn an, wie er so dasteht, blickt in seine Augen, dann sagt er: Geh nur nach Italien mit deinem vertragenen Schafpelz! Du wirst deinen Freunden bald Geschenke senden können, die schon mehr wert sind!

Das Heer in Italien war nahezu ein rein germanisches geworden, nachdem man die alte Zurückhaltung hinsichtlich der Legionen hatte aufgeben müssen. Die

Erhebung des Oreſt war eine Militärrevolution, die das Land in die Gewalt des Heeres gab. Und dieſes wollte auch den Preis des Geſchehenen, es begehrte Terzien. Nur dasſelbe, was in den anderen Provinzen ihre germaniſchen Brüder empfangen oder ſich genommen hatten, das forderten ſie nun auch für ſich, anſtatt daß das Land Italien zur Schande vor Menſchen und Gott, der den Segen der Erde gibt, ohne Arbeit liege. Oreſtes ſchlug das Verlangen ab. Da erhoben ſie, um es ſich ſelbſt zu erfüllen, aus ihrer Mitte den Odwakar, welcher aus fürſtlichem Edelgeſchlechte geboren war. Odwakar, der dem Oreſtes ein volles Herz entgegengebracht hatte, weil er zuſammen mit ſeinem Vater bei Attila geweſen war, war inzwiſchen in ſeiner naiven Verehrung bitter enttäuſcht worden und, wie es in ſolchen Fällen gewöhnlich geht, in das andere Extrem hinübergeſchlagen: zu urteilen, daß dieſer Patricius der gewiſſenloſeſte aller Menſchen ſei.

Schließlich war Oreſtes auch nicht anders als viele, die mit „Gewandtheit" zu hohen Ehren und Stellen emporklettern; er zeigt ſogar in dieſer Gefahr einen Teil von Pflichtgefühl. Aber die neue Revolution glückte vollkommen. Oreſtes unterlag und war enthauptet. Sein entthronter Sohn Auguſtulus nahm ohne Scham von dem Sieger eine hohe Geldrente an, denn Ottwakar wollte ihn für etwa
476. notwendigen Gebrauch bereit halten. So ging das Imperium Weſtroms 476 ohne Sang und Klang zu Ende. Von den drei Kaiſern des untergegangenen Reiches, die noch vorhanden waren, wohnten zuſammen in Salona Julius Nepos und Glycerius, welcher dort ſeine Erzbiſchofseinkünfte genoß; Romulus ſchaute von einer campaniſchen Villa, die einſt dem Lucullus gehört hatte, auf die Meerbucht von Neapel und vertändelte mit viel Geld und Frauen ſein junges Leben.

Die Mühelosigkeit dieſer odwakariſchen Umwälzung kann nicht überraſchen. Es gab in Italien keine Volkskraft mehr als die dieſer fremden Heruler, Rugier, Skiren und was ſonſt aus den Alpengegenden den Heeresersatz lieferte und ſich nun als Volk feſtſetzen wollte. Auf den Latifundien, ſoweit noch gewirtſchaftet wurde, arbeiteten weſentlich Sklaven. Die Gewinnung von Kolonen als abhängige Bauern war immer ſchwieriger geworden, es kam für dieſe zu wenig dabei heraus, und außer dem ausbeutenden Großbeſitzer laſtete auf ihnen, den ſchwachen, in erſter Linie die Verteilung der Staatsſteuern. Da hatte es das ſtädtiſche Proletariat viel beſſer, denn dieſes beſchwichtigte der Staat durch Kornlieferungen und Unterhaltung. So wuchs es enorm an, und damit wuchs wieder, was die Kolonen an Steuern aufzubringen hatten, während ihre Zahl immer dünner wurde. Dies iſt der circulus vitiosus, welcher, als ſchließlich die Germanen des Heeres ein Drittel alles Landes zu Terzien zu nehmen beſchloſſen, darin eine Erlöſung ſehen ließ. Sie waren keine Geldmänner, und ihr Vorgehen verhieß nur eine Geſundung. Im übrigen ſuchten die neuen Herren mit dem Alten weiterzukommen.

Odwakar, jetzt der König der Seinigen, ſo gut wie die Könige der Weſtgoten und Wandalen es auf anderem weſtrömiſchem Boden waren, fand die Regelung ſeiner Verhältniſſe zu Oſtrom, zum Imperium überhaupt, darin, daß er den Titel Patricius erbat. Das Römerreich an ſich konnte nicht untergehen, das wollte auch noch kein Germane. War doch allem, was chriſtliche Bildung beſaß, längſt die Vorſtellung und Deutung ſelbſtverſtändlich, daß das vierte Weltreich der Danieliſchen Weisſagung, alſo das letzte vor dem himmliſchen, eben das römiſche ſei. — Oſtrom trug auf beiden Achſeln, es wollte eine ſolche Legitimation des Empörers nicht unumwunden und öffentlich zugeſtehen, aber betitelte Odwakar brieflich als Patricius.

Die ſachlich-verſtändige Politik Odwakars wollte ſich der bisher vernachläſſigten Aufgabe nicht entziehen, das Verhältnis Italiens zu ſeinen letzten Alpenprovinzen zu ordnen. Dies war um ſo nötiger, als dort von Oſtrom mit Intrigen gearbeitet wurde. So kam es zu zwei Feldzügen gegen die germaniſchen Eindringlinge in Norikum. In dem einen führte Odwakar den Rugierkönig Feva und ſeine ſtolze

Königin Gisa davon, in dem zweiten trieb er den Sohn beider, Friedrich, als Flüchtling zu den Ostgoten. Trotz dieser militärischen Erfolge hielt Odwakar für geraten, Norikum aufzugeben. Da seine Regierung als die nunmehrige italisch-weströmische es als ihre Pflicht nahm, auch für die römischen Untertanen zu sorgen, führte er die noch in Norikum lebenden Römer über die Alpen. Es war die notwendige Einsicht, sich auf Italien beschränken zu müssen.

Aber Odwakar war nun eben eingetreten in die Rolle der Stilicho und Aëtius, und die Faktoren, über die jenseits der Alpen Herr zu werden er als unmöglich befunden hatte, folgten ihm nach Italien hinein. Es geschah in Gestalt einer feindlichen Vereinigung der Rugier und Ostgoten unter ostgotischer Führung.

Die Ostgoten waren durch das Ende der Hunnenherrschaft frei geworden, und Ostrom gestand ihnen auch seitdem zu, Pannonien zu behalten. Dieses war seit dem Westgotenabzug verfügbar geworden, hatte indessen auch manche sonstige germanische Teilhaber und Ansprecher. Das Haus Ermanarichs, das der Amalungen, war über viel Ungemach hinweg in der überwiegenden Führung des ostgotischen Volkes geblieben. Zur Zeit Attilas standen nebeneinander die Brüder Walamer, Thiudemer (oder Theodemer) und Widemer, sie hatten die Ostgoten auch in die catalaunische Schlacht geführt.

Neben diesen Vertretern der alten Ostgoteneinigung suchten sich Mitglieder der anderen, einzelvolklichen Edelgeschlechter zu behaupten. Die Anfänge Theoderichs, Thiudemers unehelichen Sohnes von der freigelassenen Ereliva, waren keineswegs leichte. Sein Oheim Widemer war freilich mit Gefolgschaft zu den Westgoten abgezogen, wodurch Konflikte mit ihm fortfielen. Desto hartnäckigeren Widerstand leistete dem Aufstrebenden Theoderich der Schieler (Strabo) aus nichtamalischem Hause, wie Jordanes hervorhebt, und Sohn eines gotischen Fürsten Triarius, was freilich nicht gotischer klingt als Claudius Civilis batawisch. Aber 481 verunglückte Theoderich Strabo, den vor seiner Türe ein ungebärdiges Roß in die Waffen hineinwarf, die am Hauseingang aufgehängt waren. Dadurch ward für den Amalung der Weg zur Einherrschaft frei.

Von allen Helden aus der homerischen Zeit der Germanen, der Völkerwanderung, hat die Sage Theoderich, ihren „Dietrich von Bern" am höchsten gestellt und am meisten bewundert. Als den gewaltigsten Recken an Gliedermaß und Kraft, nicht anders vermochte die naivere Phantasie des Volkes sich den Heerkönig auszumalen, der über das Römervolk und über Rumaburg, die Hauptstadt der Welt, geboten hatte; der Ostgotenherrscher, welcher über die sonstigen germanischen Reiche eine sanfte Vorherrschaft und obere Leitung ausgeübt hatte, ward der Sage zum Sieger über Siegfried und über den starken Hagen, der alle anderen besiegte. Als größter aller germanischen Helden stieg Dietrich weiterhin empor zum Hort und Schutzherrn germanischen Volksgeschicks. Wenn im Mittelalter geflüsterte Nachricht umging, Dietrich sei wieder erschienen und man habe seine Riesengestalt reiten gesehen mit den Rabenflügeln am Goldhelm, dann sah der Deutsche besorgt in die nächste Zukunft und bangte um listigen Anschlag wider das Reich. Ja, mit Wotan, dem Totenführer und Götterkönig, hat die Sage die Heroengestalt ihres größten Helden vermengt, hat ihn zu Wotans Begleiter in der Sturmnacht und sogar ihn selber zum Seelenführer und wilden Jäger gemacht. Auch den Nordgermanen lebt Thidrek in den Sagen, die ihnen niederdeutsche, sächsische Seefahrer mittelalterlich zutrugen, fort.

In diesen grandiosen Schattenumriß des Nachruhms läßt sich der geschichtliche große König nur mit wenigen Zügen hineinbringen. Theoderich kam in früher Ver-

geiselung nach Byzanz und hat seine Lehrjahre in unmittelbarer Anschauung der oströmischen Bildung, der byzantinischen Staatskunst verlebt. Je mehr der Jüngling, der zu Byzanz als vornehmer Gast gehalten wurde und dessen Freundschaft man später zu nützen gedachte, zu selbständigem Verstande und Willen kam, mußte er die Bedeutung von Handel und Verkehr schätzen lernen, dessen sich hier ein, wenn nicht mehr männliches, so doch materiell blühendes Volk erfreute. Hier erfüllte er sich mit Bewunderung vor den Leistungen eines geordneten, bis ins einzelne durchgreifenden Staatswesens und seiner Fürsorge für tägliche Wohlfahrt, für die Ausgestaltung des bürgerlichen Daseins, für Wissenschaften und Künste, Schmuck der Städte, begriff er die Segnungen eines durch militärischen Machtaufwand gesicherten friedlichen Zustandes. Wie mag ihm seltsam gewesen sein, als er dann zu den Seinen zurückkehrte, um an der Spitze der mit Holzschilden bewaffneten Goten seinen ersten Kriegsruhm gegen sarmatische Völker zu gewinnen! Ein Teil seines Wesens war doch im goldenen Byzanz zurückgeblieben, und dankbar nahm er jedes freundschaftliche Zeichen hin, das von dort kam. Er hat es nicht verschmäht, einen ihm angebotenen Triumphzug in der oströmischen Hauptstadt zu halten und, da Byzanz die Denkmäler schon bedenklich billig gab, hat er auch geschwind ein Reiterstandbild bekommen.

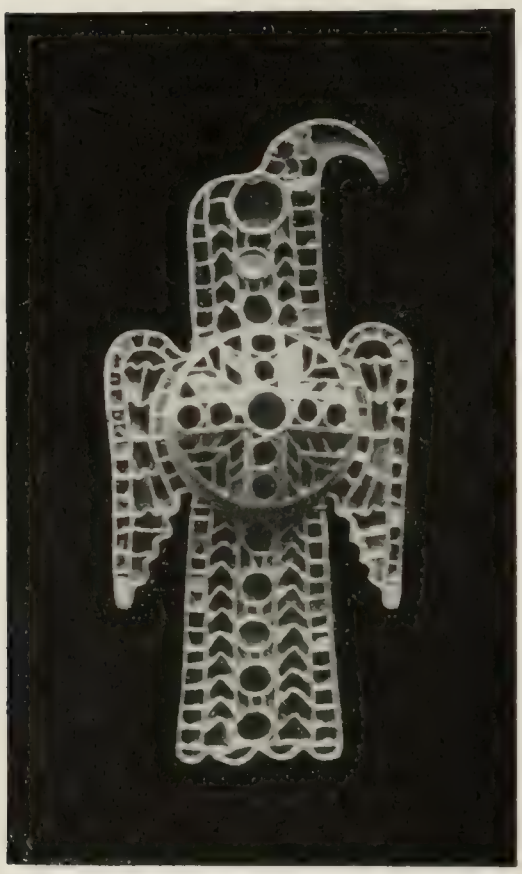


Abb. 54. Goldschmuck aus Ravenna mit eingesetzten bunten Glasstückchen. Diese Technik ist also aufs nächste verwandt der bei Abb. 48 49 besprochenen.

Aus Theoderichs Verhältnis zu Kaiser Zeno entspringt der Aufbruch der Ostgoten gegen Odwakar. Ostrom schaffte sie dadurch aus Mösien, aus einer stets bedrohlichen Nähe fort und bediente sich ihrer zugleich, um dem gehaßten Heerkönig in Italien seine Tat zu vergelten. Es konnte sicher sein, daß Theoderich in Italien ein mindestens nicht unbequemerer Nachbar sein würde als Odwakar. Mit den Ostgoten unter Theoderichs Führung zogen die Rugier.

488.

Eigentümlich und zur Erkenntnis germanischer Völkerverhältnisse wichtig ist es, das Verhalten der Rugier unter den Ostgoten zu beobachten. Während des Kampfes gegen Odwakar machen sie unter ihrem König Friedrich einen Versuch, sich der Führung Theoderichs durch Überläuferei wieder zu entziehen. Danach verschwindet auf viele Jahrzehnte ihr Name völlig unter dem der Ostgoten. Aber in derselben Zeit schließen sie sich volklich aufs strengste ab, gestatten nicht einmal fremde Ehen und halten das Rugierblut rein. Als es mit dem Ostgotentum bergab geht, machen sie nach Hildebads Ermordung einen abermaligen Versuch, unter einem König aus ihrem Edelgeschlechte wieder selbständig zu werden und nur für sich zu sorgen. Auch diesmal wird der Versuch vereitelt und sie teilen den Untergang der Goten.

Auf viele Hunderttausende ist der gewaltige Wanderzug geschätzt worden, der mit Frauen, Greisen und Kindern, mit Roß und Karren, Vieh und Habe nach Italien aufbrach. Bis 490 hielt sich Odwakar als tüchtiger Gegner im Felde, dann noch drei Jahre in Ravenna. Diese Belagerung ist es, welche das Mittelalter im Gedichte von der „Rabenschlacht", der Ravennaschlacht, zum Epos ausgestaltet hat. Theoderich versäumte nicht, sich, sobald es möglich war, zum Herrn einer Flotte zu

machen. Dieser, mit Rimini als Stützpunkt, ward es leicht, die italische Hauptstadt vom Meere abzuschneiden. Noch sieben Monate ertrug dies der belagerte König, dann fügte er sich einem Vertrage, welcher Theoderich zum Herrn Italiens machte, jenem aber gleichen Rang und eine Mitherrschaft neben dem Sieger vorbehielt. Eine Abmachung, die auf jeden Fall Böses im Schoße barg. Es war der jüngere von beiden, Theoderich, der rasch der Versuchung unterlag und das Leben des Odwakar endete.

Zehn Tage nach jenem Vertrage kam Odwakar auf eine Einladung in den Palast, wo nunmehr Theoderich residierte. Zwei Männer, so war bestimmt, sollten bei seinem Eintritt seine Hände fassen, andere mit Waffen kommen und ihn niederstoßen. Aber im entscheidenden Moment wagten diese nicht, einen König zu töten. So blieb Theoderich die grause Höflichkeit vorbehalten, mit eigener Königshand den Streich gegen das wehrlose Opfer zu führen. Und als er das Schwert aus dem Gemordeten wieder glatt herauszog, soll er nach Angabe der griechisch berichtenden Quelle gesagt haben: Das „κακόν“ hat nicht einmal Knochen im Leibe! Odwakars Gemahlin Sunigilt ließ man im Kerker verhungern. Mag eine solche Begebenheit hundert Illusionen zerstören, sie ist ein Bild dieser Völkerwanderungszeit mit ihrer bäurischen Rücksichtslosigkeit, die sich absichtlich roh gebärdet, weil sie doch innerlich schon vor sich selbst erschrickt, und mit ihrer Beimengung arger List.

Abb. 55. Silbermünze des Kaisers Anastasius und des Theoderich. Im Münzkabinett zu Berlin.
D(ominus) n(oster) Anastasius p(er)p(etuus) Aug(ustus). — Invicta Roma: der Name Theoderichs als Buchstabenmonogramm (vgl. Abb. 56).

Theoderichs italische Regierung ist in Verfassung und Praxis nach vielen Richtungen ein merkwürdiges Gemisch. Einerseits wurde festgehalten, daß das Imperium Ostrom zustehe. Vom Kaiser erbat Theoderich den Konsul für den Westen, der übrigens nur für die Jahreszählung gut war, weil man noch nicht nach der christlichen Ära rechnete; auch auf Münzen prägte er das Bild des Kaisers. Andererseits beobachten wir deutliche Versuche, für den Westen das italische Imperium wieder aufleben zu lassen, den Wandalen, Westgoten, Burgunden, Thüringern, Alamanen, Franken die Vorstellung einzuprägen, daß das Amalerhaus zum kaiserlichen

Abb. 56. Verschränkter Namenzug („Monogramm“) Theoderichs an einem Säulenkapitäl der sogen. Herkules-Basilika zu Ravenna.

geworden sei und in ihm das Imperium Westroms fortdauere. Wir besitzen eine überaus wichtige Quelle in den Kabinettschreiben dieser Regierung, denn Theoderichs Kanzleivorstand, Cassiodorus Senator, hat auch diesen Teil seiner Werke als zwölf Bücher der „Varien" literarisch zusammengefaßt und herausgegeben. Cassiodor war in allem der Publizist dieser Regierung, er schrieb auch die von Jordanes benutzte Gotengeschichte, die bestimmt war, den alten und neuen Herrschaftsberuf des Amalerhauses und die „natürliche" Freundschaft der Goten und Römer dem Leser zum Bewußtsein zu bringen. Die Varien sind eine überaus interessante Lektüre, weil sie die zwar in den Schwulst lateinischer Rhetorik umgearbeiteten Weisungen königlicher Klugheit und germanischen Willens sind. Jener Rhetorik, die das lateinische Römerreich selbst überdauert hat und es am längsten im Redepathos der Kirche überdauerte, deren große frühe Lehrer und Prediger durch diese Schule gegangen sind und die Sprache der Bibel mit der der Rhetoren in eine neue Stilistik vereinigt haben. Wohin nun auch in Italien oder ins westliche Ausland diese Kanzleibriefe gehen, sind sie voller Anspielungen auf das wiederhergestellte Imperium, wenn auch nicht in allen Fällen so deutlich, wie in einem Briefe an den Thüringerkönig Hermanfried,

Abb. 57. Palast Theoderichs zu Ravenna. Aus den Fresken von S. Apollinare nuovo. Die Arkaden des Erdgeschosses sind mit Vorhangen gegen die Sonne versehen. Über das Dach sehen andere Bauten der Stadt herüber.

dem Theoderich seine Nichte Amalaberga vermählte: daß der Thüringer dadurch zur Verschwägerung mit dem kaiserlichen Blute aufsteige.

Theoderich selber hatte die Schwester des fränkischen Merowingen Chlodwig, Audefleda, geheiratet. Seine älteren unehelichen Töchter Thiudigotho und Ostrogotho vermählte er den Königen der Westgoten und der Burgunden, Alarich II. und Sigismund. Seine Schwester Amalafreda dem Wandalenkönig Thrasamund. Seiner Tochter Amalaswintha gab er, um bei dem Mangel von Söhnen das legitime Amalerblut auch von Vaterseite her auf Enkel fortzupflanzen, ihren Gemahl aus einem Amalerzweige, der in früherer Generation zu den Westgoten ausgewandert war: der Name dieses Amalers war Eutharich. Auch jene Verschwägerungen mit auswärtigen germanischen Königshäusern dienten dem Zweck, die Oberherrlichkeit über den Westen anzubahnen, das in Italien residierende Kaisertum zur praktischen Anerkennung zu bringen. — Im Jahre 500 besuchte Theoderich von Ravenna aus Rom und hielt seinen Triumphzug im Purpur. Senatus populusque und die Geistlichkeit erwiesen ihm die Ehren, die für den Kaiser feststanden, und er gab die üblichen großen Getreidespenden für das Volk. Zwar die Einsicht Athaulfs, daß man Germanen nicht zu Römern machen könne, fehlte auch diesem Ostgoten nicht. Aber Theoderich hat nicht, was der Franken und der Langobarden haltbarere Weisheit war, das Umgekehrte versucht: die Römer unter Ordnung und Recht der Germanen zu beugen.

Abb. 85. Erhaltene Seitenfassade von Theoderichs Palast zu Ravenna. Die eingemauerte Porphyrwanne ist angeblich, aber schwerlich der aus dem Grabmal entfernte Sarg Theoderichs. In der rechts hineinführenden Straße befand sich die Hauptfassade, wie ausgegrabene Fußböden des 5. und 6. Jahrhunderts bestätigt haben.

Die ganze Regierung und Einrichtung unter ihm war und blieb dualistisch. Theoderich war König der Goten, Patricius für die Römer; über beidem schwebte verbindend die heimliche Kaiservorstellung. Die Goten saßen als Heervolk, als Landherren auf den Odwakarschen Terzien, nur auf diesen; die Römer in ihren städtischen Gewerben. Beide Teile, Goten und Römer, lebten je nach ihrem Recht. Das von der Regierung erlassene Edictum Theoderici hatte nur den beschränkten Zweck, eine Reihe besonders häufiger Straffälle einheitlich aburteilen zu lassen, im allgemeinen mehr römisch als gotisch, aber doch so, daß man die Römer z. B. bei Verleumdung und bei Angriffen auf weibliche Ehre nach germanischem Rechtsgefühl faßte. Die

gotische Landsgemeinde ging bei der weiten Verstreuung der Gemeinfreien allmählich in Vergessenheit über; eine Art Staatsrat am Hofe beriet das Königtum, welchem gleichzeitig der Senat und die italischen Verfassungsformen unterstanden. Das ganze Verfahren ist äußerste Schonung der Italiker, die Erlasse Theoderichs erschöpfen sich in Versöhnlichkeit und Versicherungen, daß die Besitznahme der Halbinsel nur den Wohlstand und die Sicherheit der römischen Bevölkerung verteidige. Und in der Tat, noch einmal gab sie dem Lande, solange Theoderich regierte, eine Ära des Friedens, der Erholung und neuen Lebens. Eine Regeneration der italischen Untertanen hervorzubringen, ist von dieser Regierung in jeder Beziehung versucht worden, und es ehrt sie nicht zuletzt, daß sie sich auch an den Augiasstall der spät-römischen Sitten gemacht hat. Noch einmal erblühte eine inländisch-römische Literatur, und ihr glänzender Vertreter ist Boëthius, in dem sich die Hoheit innerlichen Christentums und die antiken philosophischen Ideale vereinigten. Noch einmal baute man in Italien Wasserleitungen, Bäder, Theater, unterhielt und restaurierte die älteren Bauwerke und erließ wertvolle Vorschriften über Schutz und Pflege der Denkmäler. Solche Verdienste erwarb sich um die Hinterlassenschaft des klassischen Altertums und um das erschlaffte Italien ein Volk, dessen ältere Generation noch in Einbäumen über die

Abb. 59. Der Hafen von Ravenna und seine Bauten zu Theoderichs Zeit. Aus den Fresken von S. Apollinare nuovo.

Donau gefahren war. Oftmals residierte Theoderich in Verona, wo seine Burg an der Stelle des heutigen Castello S. Pietro stand; ständiger in Ravenna, und hier fand das Werk, das Honorius und Placidia begonnen, eine großartige Fortsetzung: in S. Apollinare nuovo, im Baptisterium der Arianer und schließlich in Theoderichs Grabrotunde, deren Ausführung um 530 fällt. In seinem Todesjahre ward der herrliche Zentralbau von S. Vitale, das Vorbild für Karls des Großen Dom zu Aachen, die Hallenkirche S. Apollinare in Classe (in der Hafenvorstadt) unter seinen Nachfolgern begonnen. Die Kunst des Mosaiks entfaltete sich in Reichtum und lebensvollem Streben weit über ihre ursprünglich dekorativen Aufgaben hinaus und schuf wirkungsvolle Gemälde, die noch heute z. T. in unvergangener Schönheit erhalten sind. —

Verglichen dem rastlosen Streben Theoderichs, es mit dem Römerwesen aufzunehmen, welch ein von germanischer Selbstzufriedenheit grundiertes Gemälde gibt uns die Schilderung, die von einem anderen, etwas älteren Völkerwanderungskönige, dem Westgoten Theoderich II. (453—466), ein gallisch-römischer Bischof der Auvergne entwirft! Es soll nicht verschwiegen werden, daß auch dieser westgotische Theoderich mit Mord begonnen hatte, indem er seinen Bruder Thorismund, denselben, welchen Aëtius auf dem catalaunischen Schlachtfelde warnte (oben S. 84), aus der Herrschaft

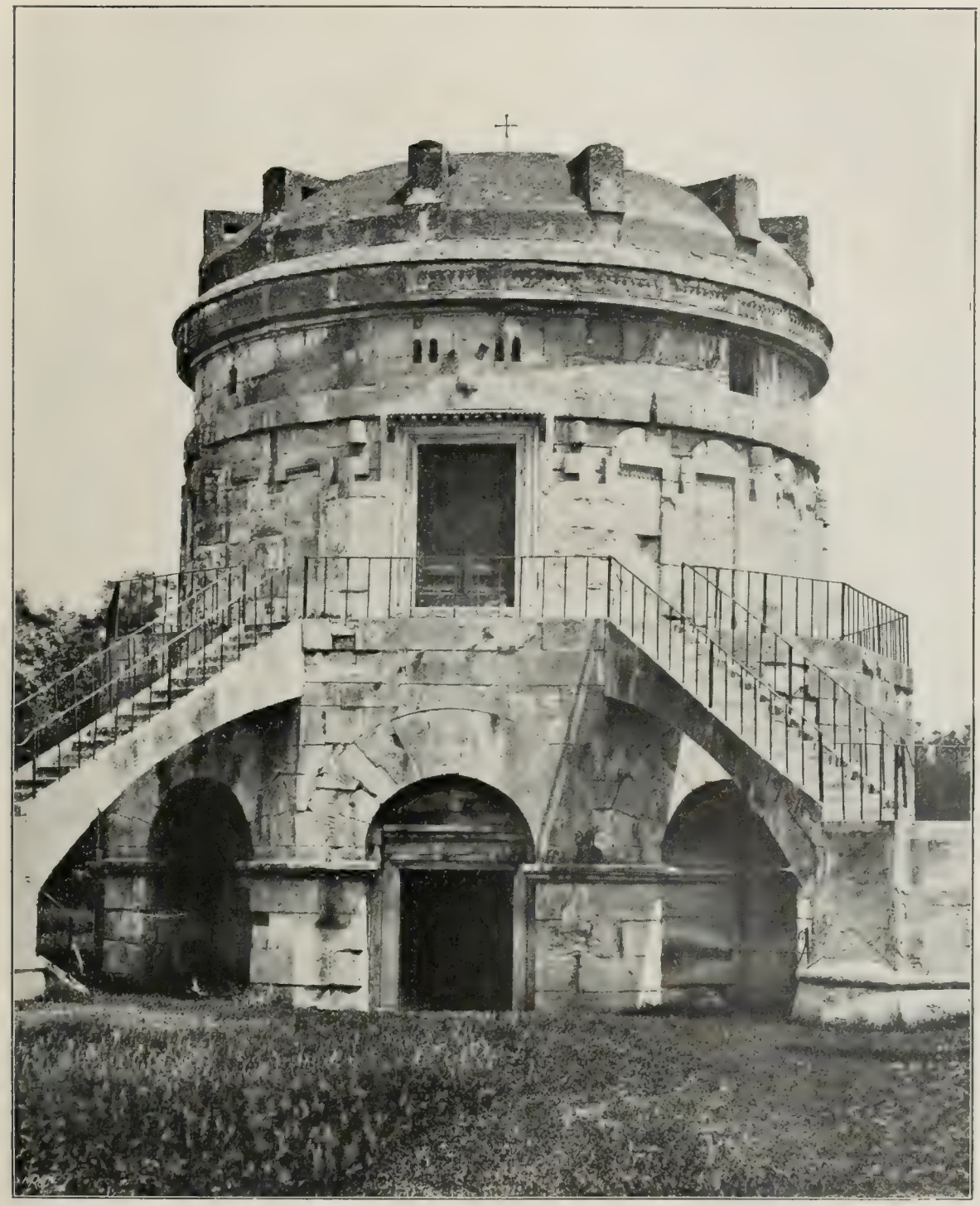


Abb. 60. Grabmal Theoderichs des Großen zu Ravenna in seiner jetzigen Erscheinung. Das Erdgeschoß erhob sich früher weit mehr aus dem seitdem erhöhten Boden; die Aufgänge sind neueren Ursprungs.

beseitigte. Der Verwandtenmord in den Königsfamilien, den die Geschichte von Armin bis zu den Karolingern immer aufs neue zu erzählen hat, ist nun einmal die Folgeerscheinung des unseligen Zustandes, daß die Germanen eher zu wichtigen Herrscheraufgaben und zu bedeutenden politischen Verhältnissen gelangt waren, ehe sie ein gesundes und haltbares Fürstenrecht besaßen. Das Wesen dieser Zeit hat mit einer geklärten Moral noch nichts zu tun, und ihre rauhe Poesie ist dramatische Wildheit, zu der dann der eigenartige Revers nicht fehlt, dieselben mordenden Könige bald als milde Friedensfürsten, wie Theoderich den Großen, bald als großartige Staatenbegründer, wie Chlodwig, bald, wie hier den Westgoten, im heiterbehaglichen Besitz der so ungestüm errafften Herrschaft zu erblicken. Aber geben wir, in etwas ver-

dichtender Kürze, die Worte des gallischen Schilderers über den westgotischen Theoderich II. wieder.

Theoderich, schreibt der Bischof, hat eine kräftige, mittelgroße Gestalt, breite Brust, starke Glieder, große Hand und kleinen Fuß, lockiges Haar, buschige Augenbrauen, auffallend große Augen und Augenlider, Habichtsnase, dünne Lippen; er ist lebhaft, fröhlich, leidenschaftlich, strotzend von Kraft und Gesundheit des Körpers und des Geistes. Vor Tage besucht er die Kapelle und spricht dann Recht bis acht Uhr, während die Menge durch ein Gitter den Zugang nimmt und einer nach dem anderen hinter den Vorhang zu ihm eintritt. Um acht Uhr verläßt er den Thron, um entweder seinen Schatz zu zählen oder seine Pferde zu besuchen. Geht er auf die Jagd, so hält er es für unter seiner Würde, den Bogen zu tragen, und für weibisch, ihn stets gespannt zu halten, ein Knabe folgt ihm damit. Zeigt sich Wild, so fragt er den Bischof, der ihn bei der Jagd oft begleitet zu haben scheint, oder einen anderen Begleiter, worauf er zielen soll, spannt seinen Bogen und fehlt nie. Um zwölf Uhr ißt er zu Mittag, gewöhnlich prunklos, aber des Sonnabends mit großer Prachtentfaltung; er trinkt wenig und statt nach dem Essen zu schlafen — dem gallischen Bischof erscheint also der Verdauungschlaf als etwas Normales —, spielt er Tricktrack oder Würfel. Er liebt das Spiel leidenschaftlich und befiehlt seiner Umgebung, jedwede Scheu vor dem König von sich werfend, fröhlich zu sein, denn wovor er sich zu fürchten scheint, ist daß sich die Untertanen vor ihm fürchten. Gewinnt er, so ist er außerordentlich guter Laune, dann ist die beste Zeit von ihm eine Gunst zu erbitten, und — so erzählt der Bischof — gar manchmal verlor ich mein Spiel und erreichte dadurch meine Absicht. Um drei Uhr beginnen die Staatsgeschäfte von neuem. Die unerledigten Parteien vom Vormittag sind da, aber die Knechte, die sie fortgetrieben haben und Ordnung halten, ebenfalls. So geht es, bis er abends das Nachtmahl nimmt oder bis wichtige Angelegenheiten von den Beamten des Hofes vorgebracht werden, welche bis zur Schlafenszeit in seiner Nähe weilen müssen. Beim Abendbrot gibt es Scherz und Neckereien; bissige, grausame und beleidigende Späße, wie bei den Festen der römischen Kaiser üblich waren, sind nicht erlaubt. Was Musik anlangt, so werden Wasserorgeln, Flöten-, Lyra-, Zimbalkünstler oder Harfenspielerinnen nicht vorgelassen. Er erfreut sich allein an der alten Musik seines Volkes, deren einfache Weisen ebenso die Seele besänftigen als dem Ohre angenehm erklingen. Sobald er sich von der Tafel erhebt, werden die Nachtwachen ausgestellt, bewaffnete Männer stehen an den Türen, um ihn während der ersten Stunden seines Schlafes zu beschützen. –

Wichtiger noch, um zu dem ostgotischen Theoderich zurückzukehren, als alle jene vorher erzählte Pflege römischer Kultur ist die landwirtschaftliche Erneuerung Italiens, welche der König durchgeführt hat. Von den Wüstenrändern Afrikas berief er erprobte Quellentechniker, welche neue Lebensadern aus dem Schoße des abgeholzten, verdurstenden Landes ans Licht zu locken wußten. Sümpfe wurden entwässert und ihr Zuviel in Segen für die Nachbarschaft verwandelt; wo nur noch steinige Wüste und Dorngestrüpp gewesen waren, wogten wieder Kornfelder, und staunend riefen fremde Gesandte aus, die Italien unter den kaiserlichen Regierungen gekannt hatten, hier seien wahrhafte Wunder geschehen.

Es hat etwas überaus Bedrückendes, sagen zu müssen, daß all dies redliche Bemühen vergebens und für die ostgotische Zukunft verloren geblieben, daß das Reich an seiner Versöhnungspolitik und seinem Kulturbestreben zugrunde gegangen ist. Weder das Gotentum vertrug dies alles gut, noch wurden dadurch die nationale Überhebung und der Haß der Römer in Dankbarkeit verwandelt. Und noch verhängnisvoller, als der nationale, ward der unüberbrückbare Gegensatz des ostgotischen Arianertums und der römischen Kirche. Der römische Stuhl ergriff die Aufgabe, diesen Widerständen politische Form zu geben, und fand sich dafür mit Byzanz, aber auch mit den höchstgebildeten und von Theoderich am meisten ausgezeichneten italischen Laien zusammen. Theoderich hat die zielbewußte Wendung gegen ihn noch erleben müssen. Und da hat er, der seine ganze lange Regierung hindurch gegen das beherrschte fremde Volk nur Milde geübt hatte, der Gerechtigkeit nicht mehr in den Arm gegriffen. In der entdeckten Verabredung des Albinus mit Byzanz zur

Vertreibung der Goten aus Italien fielen nach dem Spruch des zum Gerichtshof bestellten Senates auch die Häupter des Boëthius, der im Kerker sein berühmtes Buch De consolatione philosophiae schrieb, und seines greisen Schwiegervaters, des Senators Symmachus. Aber Theoderich hatte nicht mehr die Elastizität, aus den seelischen Leiden des Herrscherberufes durch schaltende Energie wieder zum Gleichgewicht zu kommen. Er vermochte die grausame Enttäuschung, das grelle Licht, welches auf das Fazit seines Lebens gefallen war, nicht zu verwinden und verfiel in krankhafte Stimmungen. Als ihm eines Tages ein Fisch des Adriatischen Meeres auf die Tafel getragen wurde, glaubte er in dem großen Kopf das tote Haupt des Symmachus zu sehen, stand vom Tische auf, lag etliche Tage, ohne richtig krank zu sein, im Sterben und verschied am 26. August 526. Der gesamten Welt der Ger- 526.
manen bis in den skandinavischen Norden hat Theoderich unermeßliches Gedenken hinterlassen, aber die römische Kirche hat auch im Tode nur den Arianer in ihm gesehen. Sie hat die Gebeine des Mannes, dem Italien so viel wie kaum einem Kaiser verdankte, aus ihrem Sarge gerissen, und das Innere von Theoderichs Grabmal ist heute eine leere, wüste Stätte.

Nun ward Amalaswintha Regentin für ihren unmündigen Sohn Athalarich. Bei ihr wandelte sich, was bei Theoderich Regierungsmaxime gewesen war und nie seine Würde verloren hatte, in die heillose Auslandsschwärmerei gebildeter Prinzessinnen um. Der Gott ihrer Freundschaftsgefühle saß auf dem goldenen Thronsessel zu Byzanz und hieß Justinianus. Sie pries seine Gnade, wenn er ihre politischen Selbstdemütigungen und Liebenswürdigkeiten annahm, sie hat mit Eifer geholfen, daß dieser Kaiser aus kraftvollem dalmatiner Bauernblut das Reich der Wandalen bequemer zerstörte, obwohl das nur die Vorbereitung für die Vernichtung der Ostgoten sein konnte.

Abb. 61. Kupfermünze des Athalarich. Im Münzkabinett zu Berlin. Invicta Roma. — D(ominus) n(oster) Athalaricus.

Geiserich, der Gründer des afrikanischen Wandalenreiches, ist auch der Schöpfer des Begriffs vom Gottesgnadentum der Krone und eines ersten germanischen Thronfolgegesetzes geworden. In kaum etwas anderem spricht die staatsmännische Größe des vortrefflichen Politikers und Organisators so zu uns, wie durch diesen Kampf gegen das Sippenwesen und gemeinsame Anrecht in der Thronfolge. Er hat erstrebt, das Königtum in seiner Entwicklung auf einen Punkt vorwärts zu schieben, den es bei anderen erst in Jahrhunderten erreichen sollte: auf den des Anrechts eines Mannes anstatt des Geschlechts. Diesem Gedanken mußte es auch dienen, wenn er a divinitate accepta auctoritate, „aus göttlicher Machtvollkommenheit" regierte. Freilich, zur besten und einzig guten Form ist auch Geiserichs Thronfolgeordnung nicht gediehen. Er ist nur einen Schritt, anstatt sogleich zwei, vorwärts gegangen. Aus der Gesamtfamilie, so verordnete er, sollte jeweils der älteste, der Senior, Träger des Rechtes auf die Krone und ihr Inhaber sein.

Ganz trivial gesagt, hatte dies System den Fehler, daß jeweils der Anwärter auf die Krone zu alt und daher zu ungeduldig war, und daß diese Ungeduld in den meisten Fällen nicht durch die Pietät allernächster Blutsbande aufgehoben wurde. So beseitigte es die alten Verwandtengegensätze nicht. Auf Geiserich folgte sein Sohn Hunerich als Geschlechtsältester, 477 bis 484, ihm folgte sein Neffe Gunthamund, der älter als Hunerichs Sohn Hilderich war, auf jenen sein Bruder Thrasamund (496—523), der die ostgotische Amalafreda heimführte. Nun endlich kam Hilderich (523—530) dran, der sich inzwischen aus Verbitterung mit Byzanz

eingelassen hatte. Seine erste Tat war, Amalafreda gewaltsam beseitigen und die 5000 Goten niederhauen zu lassen, die Theoderich seiner Schwester als „Ehrengeleit" mitgegeben hatte, tatsächlich als eine Besatzung, die der weströmisch-gotische Oberherr zu Ravenna nach Afrika legte. Bald trug gegen diesen Freund Ostroms eine Volkserhebung den nächstkünftigen Senior, Gelimer, zur Übernahme der Gewalt empor, Hilderich ward gefangen gesetzt, was seit kaiserlich-römischen Zeiten her der gewöhnliche Übergang zur Ermordung im Kerker war. In diesem Moment griff Justinian ein und sandte seinen Feldherrn Belisar, dessen Operationen auf Sizilien und Übergang nach Afrika Amalaswintha eifrigst unterstützte, obwohl Hilderich, den Byzanz „rächte", der Mörder der Amalafreda und der Goten war. 533 landete Belisar. Gelimer führte den Krieg wenig geschickt, und die Wandalen überhaupt galten in der ganzen Völkerwanderungswelt als die am mindesten kriegstüchtigen. Die germanischen Söldner, die Belisar führte, drangen überall siegreich vor; den König selbst belagerte als Unterbefehlshaber der Heruler Fara in der Felsenfestung Medeos. Von Gelimer sind nur noch Anekdoten zu erzählen; im Grunde schwächlicher, feiger, sentimentaler Herr, der er war, und großer Poseur, sandte er zu Fara hinaus und bat in einem weinerlichen, im Wortlaut erhaltenen Brief um einen Schwamm für seine Augen, ein Brot, da er keines mehr gesehen, und eine Harfe, seinen Untergang zu besingen. Natürlich hielt auch die Harfe nicht auf, daß er sich dann mit den
534. Seinen ergab. Als er nachmals zu Byzanz im Triumphzug marschieren mußte, lachte er nervös und murmelte beständig die Weisheit Salomos Vanitas vanitatum et omnia vanitas; dann warf er sich vor die Füße des Kaisers. Er, wie viele der Wandalen, wurden im oströmischen Reiche untergebracht. Justinian hatte für Rom eine blühende Provinz nebst den von Geiserich eroberten Inseln wiedergewonnen. Und inzwischen waren die Dinge in Ravenna und Italien so weit gediehen, daß Belisar sich dort schon 534 an die gleiche Aufgabe machen konnte.

Amalaswintha hatte ihre Goten aufs äußerste zu erbittern gewußt, durch verschwenderische Steuernachlässe an die römisch-italischen Notabeln, durch deren Überschüttung mit Ehren und Würden, durch ihre Begnadigungsmanie, sobald die Übeltäter Römer waren, durch die Rückgabe der Strafkonfiskationen aus dem Prozesse des Albinus und Boëthius. Eine Volksbewegung zur Wiederherstellung der alten germanischen Regierungsform, der entscheidenden Landsgemeinde anstatt der regierenden „aula" des verrömerten Hofes, ward zur siegreichen Empörung und nahm ihr den jungen König fort. Als Athalarich, ein in frühen Kavaliersfreuden zugrunde gerichtetes Bürschchen, schon 534 starb, hatte den nächsten Thronanspruch der Amaler Theodahad. Auch er ein seltsamer Zwitter von einem Goten und Römer, der bisher die kapitalistische Latifundiengründung berufsmäßig betrieben hatte und es liebte, dabei wie ein vergilischer Idyllenbauer von dem Pfluge zu reden, hinter dem er gehe. Er ward der Zugeständnisse, die Amalaswintha bei seinem Regierungsantritt wieder errungen hatte, bald überdrüssig, setzte sie auf einer Insel im See vom Bolsena gefangen und ließ sie dort ermorden.

So konnte Belisar die „Vergeltung" Justinians für dieses Schicksal seiner Freundin sofort beginnen. Theodahads Widerstand war schlaff und verließ sich auf auswärtige Bündnisse. Da handhabte das gotische Heervolk seine wiedergewonnene Souveränität, hielt bei Reate Thingversammlung und erhob, da die Amalungen im Mannesstamm aufgebraucht waren, den Witiges auf den Schild. Theodahad suchte Ravenna zu erreichen, ward aber eingeholt und getötet. Es ist bezeichnend für die Stärke des germanischen Legitimitätsgefühls, daß Witiges, obwohl freigekorener und

unbestrittener König, sich dennoch dem Amalerhause anzugliedern beeilte, indem er Mataswintha, die Schwester des gestorbenen Athalarich, heiratete.

Witiges war ein ehrlicher, tapferer Krieger, aber kein Feldherr und kein Politiker. Zuerst ließ er ruhig geschehen, daß Belisar Rom wegnahm, den Hauptsitz der katholisch-römischen Gotenfeindseligkeit in Italien, dann legte er sich vor der Stadt in unfruchtbarer Belagerung fest. Bei dieser Gelegenheit haben die Goten die großen Wasserleitungen, die mit ihren schönen Bogenstellungen durch die Campagna ziehen, teilweise abgebrochen, um Rom das gesunde Bergwasser abzuschneiden. Die Römer dagegen haben das Mausoleum Hadrians zum Kastell gemacht, was es als die Engelsburg der Päpste geblieben ist, und die zahlreichen Marmorbilder, die die Randkreise zierten, aus großen Wurfgeschützen auf die stürmenden Goten herabgeschmettert. Die Bündnisse des Witiges mit Franken und anderen kosteten nur Abtretungen, aber brachten keine Hilfe. Er hatte kein Glück, und wären die Goten auch noch äußerlich so heidnische Germanen gewesen, wie sie es inwendig mehr oder weniger waren, so hätten sie ihn (wie vor nicht lange die Heruler mit ihrem König getan hatten) den Göttern, die ihm zürnten, geopfert. Bei Belisar, da war Glück und Erfolg, und sie begehrten *ihn* zum König. Es wäre überaus interessant, genau zu wissen, welchen Volkes dieser ursprüngliche Soldat der oströmischen Leibwache von Herkunft war. Er ging scheinbar darauf ein und bekam dadurch Ravenna mit Witiges in seine Hand, dann verkündete er den Gehorsam gegen Justinian. Aber diese Begebenheit reichte doch hin, daß der Hof der Ränke und des entsprechenden Mißtrauens Belisar abberief, natürlich unter den in solchen Fällen nie versäumten Ehrungen.

Abb. 62. Kaiser Justinian. Mosaikbild in S. Vitale zu Ravenna.

Die Goten erhoben jetzt den *Hildebad*, einen Verwandten des westgotischen Königshauses. Ihn erschlug einer seiner Leute, weil er dessen Braut, aus dem Rechte des germanischen Gefolgsherrn über seine Gesinden, einem anderen Manne gegeben hatte. In diesem Augenblick geschah das vorhin schon Erwähnte, daß die *Rugier* sich aus dem Gotentum wieder herauszulösen suchten und einen eigenen König, *Erarich*, erhoben. Die Goten dagegen stellten den Neffen Hildebads auf, *Badwila* (in verderbter Form Totila), und dieser ward noch einmal aller Schwierig-

keiten Herr, während Erarich erschlagen wurde. Badwilas Regierung, 541—552, bedeutet ein Jahrzehnt der Erholung und der nochmaligen Hoffnung.

Erst dem Narses, einem klugen Eunuchen, der als Feldherr Justinians mit frischen germanischen Soldvölkern, besonders Langobarden und Gepiden kam, erlag er; bei Taginä (Gualdo Tadino im umbrischen Apennin) verlor Badwila die Entscheidungsschlacht und fiel vom Speer des Gepidenführers Asbad. Die Reste seines Volkes erhoben Teja auf den Schild, und dieser hat, wenn auch nicht mehr Sieg und Befreiung, dafür den unauslöschlichen Ruhm der letzten Goten erkämpft. Narses trieb ihn auf Rom zu, von dort weiter nach dem Süden, wo kein Entrinnen war. Südlich vom Vesuv schiebt sich ins Meer das Gebirge, als dessen insulare Fortsetzung Capri aus den Fluten taucht. Dort ist, während Narses' Flotte die Küsten hielt, tagelang in Todesmut gekämpft worden. In der vordersten Reihe stand Teja mit breitem Schilde und stach seine lange Lanze mit unerschütterlicher Ruhe und Stetigkeit in die Reihen der anstürmenden Langobarden und burgundischen Reisläufer hinein, bis ihn in einem der Momente, da er den mit Speeren dicht gespickten Schild wechselte, ein rascher Wurf durchbohrte. Und weiter kämpften die Seinen zu Ende, schließlich sandten die allerletzten zu Narses. Sie wollten friedlich ihres Weges ziehen und bei Anderen nach gotischem Recht weiterleben, wenn er ihre Kostbarkeiten
552. herausgäbe, die er in Italien erbeutet hätte. Denn sie, die einst Italien beherrscht, wollten nicht als Plünderer und Bettler zu diesen Anderen kommen. Er zog es vor, ihnen zu willfahren, und sie verschwinden in der germanischen Völkerwelt nordwärts der Alpen.

Vom Volkstum der alten Ostgoten gab es nun noch die der Krimgegenden, die sich dort seit Ermanarich und Attila nicht gerührt hatten. Diese Krimgoten sind von den italienischen Seestädtern der Kreuzzugszeit, als diese am Schwarzen Meere ihre Handelskolonien begründeten, sozusagen wiederentdeckt worden, und im 16. Jahrhundert hat der Gesandte Kaiser Ferdinands I. bei der ottomanischen Pforte, ein gelehrter flandrischer Herr von Busbeck, über ihre Sprache Aufzeichnungen gemacht, die sich unseren Germanisten als ein wirkliches, wenn auch stark durchmischtes Gotisch erwiesen haben.

Abb. 63. Langobardenhelm im Königlichen Zeughause zu Berlin. Ausgegraben bei Ancona. Im Ganzen sind sechs Helme dieses Typus gefunden worden.

Italien war von den Goten losgekämpft, wessen Beute würde es sein? Zunächst brachen Alamannen, geführt von Leuthari und Butilin, unter Geschehenlassen ihrer fränkischen Reichsregierung in die Halbinsel ein und streiften bis in den Süden. Aber das Unternehmen war politisch zu wenig fundiert und endete als Mißerfolg. Italien wurde oströmische Provinz, deren Statthalter, der Exarch, in Ravenna saß. Die Völkerwanderung schien zu Ende kommen zu sollen,

Abb. 64. Goldener Stirnreif eines langobardischen Königshelms aus dem 7. Jahrhundert. Im Bargello zu Florenz.

indem der römische Herrschaftsgedanke, geführt von Justinian, in alter Weise Germanen mit Germanen bekämpfend, das Imperium über die Mittelmeerwelt wieder aufrichtete. Aber die germanische Flut war noch nicht beruhigt. Die Langobarden Albwins hatten die Goten besiegt, doch sie hatten das Land zu schön gesehen, um es nicht für sich selbst zu begehren.

Die alte Volkstradition der Langobarden hat ihr liebenswürdiger Landsmann zur Zeit Karls des Großen, der Diakon Paul, Warnefrieds Sohn, voll Liebe und Treue aufgezeichnet. Wohl scheut sich der Geistliche und feine Gelehrte halb und halb dieses Tuns. De Woden et Frea quaedam ridicula fabula überschreibt er sein Kapitel, wo er von Wotan und Frija zu erzählen kommt, und entschuldigt sich fortwährend, aber er erzählt's doch, das und alles andere, wie es im Munde des Volkes umgeht. Die Langobarden seien als das ausgeloste Drittel des zu groß gewordenen Volkes der Winiler unter zwei Herzögen ausgezogen aus Skandinawien,. wo nicht weit davon die Skridifinnen lebten, kleine, schnellfüßige Pelzmenschen von unheimlichen Lebensverhältnissen. Von da kamen sie auf das Festland. Dort trafen wir sie an der unteren Elbe; sie können nicht alle weitergezogen sein, denn sonst wären dort nicht die linkselbischen bardischen Ortsnamen übriggeblieben, wie Bardowiek, Bardenfleth, Bardewisch und der mittelalterliche Bardengau selber. Auch an der angelsächsischen Besiedlung Britanniens haben sich Volkssplitter dieser Elbebarden beteiligt. — Für den Zusatz „Lango"-Barden in ihrem Namen hatten sie eine erklärende Volksetymologie. Bei einem den alten Winilern bevorstehenden Kampfe riet ihnen Frija, sich das langlockige Haar auf das Gesicht zu ziehen, damit sie dem Wotan als tüchtige, langbärtige Helden gefallen möchten. Sie taten's — und Wotan gab ihnen den Sieg. Da erfuhr er von Frija, daß er angeführt sei, und der germanische Gott lachte, daß die Wolken bebten. Möglich ist, daß, wenn wir nach der Namenserklärung die Philologie fragen, die Deutung vorzuziehen ist, daß der Name von langen Stieläxten (Hellebarden) herrühre. — Jene an der Elbe Sitzengebliebenen sind in den Sachsen aufgegangen; der Sachsenbund aber hielt noch im 6. Jahrhundert mit denen, die früh ausgewandert waren, eigentümliche politische Verbindung. Diese Ausgezogenen haben zuerst nach Westen umhergesucht, wie ihre alten Nachbaren, die Chauken auch; dann sind sie schließlich doch der Südostrichtung der Ostgermanen gefolgt. Ihre Sage erzählt von Erlebnissen der Wanderfahrt, von Goten- und Burgundenland. Seit dem Markomannenkriege erscheinen sie mit in dem Geschiebe an der Donau, ohne in erster Reihe zu stehen. In dieser Wanderzeit bildete sich das Königtum fester aus. Als die Ostgoten und mit ihnen die Rugier unter Theoderich davonzogen, da wurden Norikum und Pannonien frei, und die Langobarden begannen mit den Herulern, die ihnen bald wichen, desto länger mit den Gepiden, die seit dem Siege über Ellak ein führendes, mächtiges Volk waren, um jene Gebiete, vorzüglich um Pannonien, die fast hundertjährigen Kämpfe, welche die jüngere Heldenzeit der Langobarden bilden. Auch aus dieser hat uns Paulus Diaconus einen wahren Goldschatz epischer Sage aufbewahrt. Den Langobarden halfen Awaren, ein Reitervolk der großen ugrisch-altaischen Familie. Im Jahre 567 vernichteten beide die Macht und volkliche Selbständigkeit

der Gepiden. Albwin (Alboin), der siegreiche Langobardenkönig, erzählt die Tradition, habe des Gepidenkönigs Kunimund Schädel als seine Trinkschale fassen lassen, seine Tochter Rosamunde nahm er zum Weibe, und Jahre danach vollzog sie die Blutrache an ihm. — Die Gepiden verschwinden teils unter ihren Besiegern, teils, ähnlich wie ein Teil der Heruler, im Waffendienst von Byzanz.

Die Heruler sind relativ jüngere Ankömmlinge auf dem Festlande, die von den Dänen in Skandinawien zu leiden hatten und von ihnen weiter gedrängt wurden. Wie gutmütige, ungeschlachte Knaben erscheinen sie unter den schon erwachseneren Völkern; kein anderes Volk kämpfte mit so wildem Ungestüm, ja, sie pflegten in trotzig herausfordernder Nacktheit in den Kampf zu gehen. Die anderen Germanen machten sich vielfach lustig über die weniger gebildeten großen Jungen und erzählten z. B., als die im Kampfe geschlagenen Heruler ein blaublühendes Flachsfeld gesehen hätten, hätten sie's für Wasser gehalten und sich schwimmend hineingestürzt. Schließlich gefiel den von der Ostsee aus mit der übrigen ostgermanisch-kontinentalen Völkerwanderung bis an die untere Donau gekommenen Herulern ihr Dasein gar nicht recht mehr, weil Langobarden und andere hart auf sie drückten. Ein Teil ging nach 494 unter die Botmäßigkeit der Byzantiner, die begierig nach diesen staatlich untüchtigen, persönlich heldenhaften Lohntruppen fischten, andere fristeten eigene festländische Sitze. Ein Hauptteil aber besann sich auf die alte Heimat. Sie packten auf, und ganz Deutschland ließ sie bereitwillig durch. So kamen sie nach dem nördlichen Jütland. Von dort landeten sie, ihre alten dänischen Feinde vermeidend, jenseits des Kattegat und kamen zu den Göten, die zusammen mit den weiter nordwärts um Upsala sitzenden Schweden die Hauptbewohner des südlicheren Teils der Halbinsel waren. Hier saßen Freunde ihres Volkes, und bei denen kamen sie nun zur Ruhe.

Ein Jahr nach ihrem Gepidensiege von 567 räumten die Langobarden ihre Sitze zu Gunsten der Awaren und um Italiens willen. 20000 Sachsen aus den slawischen Grenzgegenden gingen mit ihnen. Die rasche germanische Eroberung Italiens 568 ließ vom Exarchat nur Teile übrig: die nordöstlichen Küstenlandschaften von Venedig bis Ancona mit der Residenz Ravenna, ferner den Ducat von Rom und zwischen diesen beiden Hauptkomplexen einen umbrischen Verbindungsstreifen. In dieser Abgrenzung gegen die Langobarden wurzelt bei der schwindenden Autorität Ostroms und den wachsenden weltlichen Ansprüchen des Bischofs von Rom der Kirchenstaat. Auch im unteren Italien wurden die Langobarden nicht völlig die Herren und grenzten dort an griechische Besitzteile. Der größte Teil der Halbinsel jedoch trat ein in die zweihundertjährige Periode der Langobardenherrschaft.

Das gallisch-spanische Reich der Westgoten und das italische der Langobarden sind das Ergebnis der großen germanischen Wanderzeit, während um dieselbe Zeit das südostgallische Burgundenreich schon wieder zu Grunde geht. Unendlich viel germanisches Blut hat diese gewaltige Völkerwanderung vergeudet, ganze große Volkseinheiten vernichtet oder ihre Reste spurlos unter andere gemengt. Und schließlich sind auch die Langobarden und Westgoten als Reich und als volkliche Individualität untergegangen.

* * *

Ganz eine andere ist die Geschichte der Westgermanen, die Art ihres Wanderns. Auch hier fehlt die Kehrseite, der Verlust durch Verwälschung, nicht, aber das Gesamtergebnis ist Gewinn und Dauer. Ihre Wanderung und Ausdehnung ist langsam, geschieht unter gleichzeitigem Festhalten dessen, was schon vorher gewonnen ist, sie erhält sich dadurch ihren Rückhalt, vermehrt unablässig ihre Kraft. Auch bei den Sachsen trifft dies zu, da nur ein Teil von ihnen über das Meer geht und insofern eine Bewegung ähnlich den Gebietsvertauschungen macht, die den Ostgermanen eigentümlich sind.

Der Sachsenname (vom Kurzschwert sachs) wird um 150 n. Chr. erwähnt, als der eines nordalbingischen Volkes in Holstein. Aber diese geographische Römerkenntnis wird an sich auf die Zeit des Augustus zurückgehen. Dieses Volk scheint

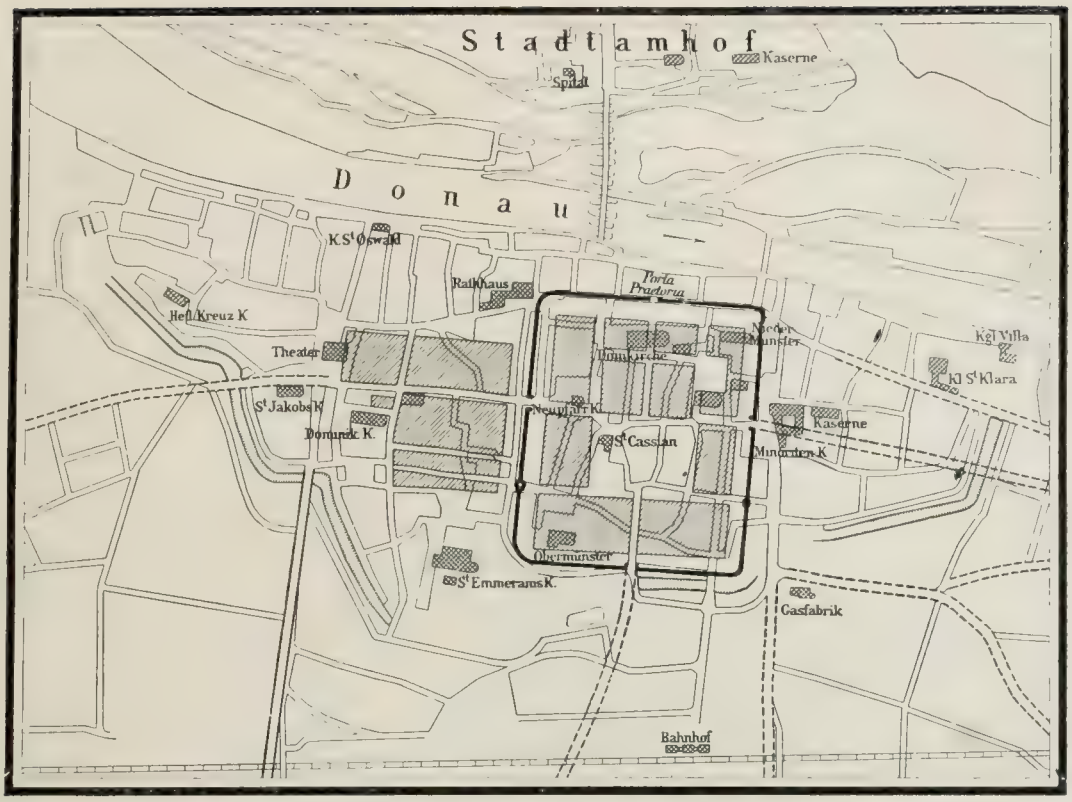


Abb. 65. Schematischer Plan des neueren Regensburg mit Einzeichnung des römischen Standlagers.

den Gedanken oder die Gewalt des sächsischen Bundes ausgebreitet zu haben, der nach Westen hin auch die Cherusker und an der Nordsee den Hauptteil der Chauken in sich zieht. Die Friesen jedoch bleiben für sich. Teile der Chauken setzen sich im Mündungsgebiet des Rheins fest und gehen dort in den Frankenbund über. (Vergl. u. S. 132.) Im dritten Jahrhundert beginnen sächsische Bestandteile ihre Wikingerfahrten an den gallischen und britischen Küsten, aber auch an denen der Franken. Im größeren Maßstab setzt die germanische Invasion Britanniens erst nach der Preisgabe durch Stilicho ein. Sie geschieht nicht durch einen großen Heerzug der Hengist und Horsa, wie es die stets den Stoff komponierende Sage erzählt, sondern durch fortgesetzte Zuwanderung. Beteiligt sind erstlich Teile der Sachsen, die den Süden wählen. Zweitens in ganz besonderem Maße das Einzelvolk der schleswigschen Angeln, die die Ostseite der Provinz allmählich erfüllen. Mit ihnen wandert der Urstoff der Sage von Beowulf hinüber. Drittens in geringerem Maße, aber früh, an der Südostspitze, „Jüten", für die möglicherweise der Name anglofriesischer Euten zu setzen ist. (Vergl. den Anhang.) In-

Abb. 66. Einfacher römischer Steinsarkophag, wie sie aus deutschem Haustein in den römisch-germanischen Grenzorten zahlreich benutzt wurden. Sammlungen des histor. Vereins zu Regensburg.

Abb. 67. Reste der Porta praetoria zu Regensburg.

dessen nicht diese drei allein; so einfach und schablonenhaft ist die Geschichte des großen Wanderns und Suchens der Germanen nirgends. Von Holmrugiern und Barden der Elbe erzählen englische Epenlieder und, was noch sicherer ist, englische Landschafts- und Ortsnamen; ferner sind Friesen nicht ganz unbeteiligt. Aus allen diesen ziemlich ähnlichen Elementen wachsen sich die germanische Sprache und das germanische Eroberervolk Britanniens zurecht, die man die angelsächsischen nennt.

Gegen die Zeit, da die ostgermanische Wanderung zu Ende kommt, finden sich die ersten Erwähnungen der Bayern.

Ihr Name der Bajowaren bezeichnet sie als Männer aus dem Bojerheim (o wird a wie bei Volcae: Walchen). Sie gaben sich also anstatt ihres alten markomannischen einen neuen Namen, nachdem jener verblaßt und längere Zeit Markomannen, Donausweben, Quaden wieder mehr nur allgemein als Sweben bezeichnet und zusammengefaßt worden waren. Wüßten wir's nicht schon sonst, so würde es die Sprache sagen, daß sie den Alamannen nahestanden, jedoch nicht selbst Alamannen waren: Sweben, aber eben Swebenabteilungen für sich. Sie haben insbesondere Norikum, dazu den östlichen Strich Rätiens in Besitz genommen. Diese Gegenden waren durch Odwakar aufgegeben, zunächst beanspruchten Rugier, Heruler, Langobarden sie, aber alle drei blieben nicht dort, und so wurden die Bayern die dauernden Besitzer. Die keltisch-römische, „walchische" Vorbevölkerung drängten sie in die Berge des Alpengebiets hinauf. Davon und von den Stationen dieser Zurückdrängung erzählen uns Walchensee, Wallersee, Wallgau, Seewalchen und andere solche Namen. Nicht auf einmal, sondern nach und nach erfolgte dieses germanische Nachrücken in die Alpen, doch erreichten die Bayern um 600 schon den Brenner, um ihn weiterhin zu überschreiten und auf der anderen Seite wieder mit den Langobarden zusammenzutreffen, mit denen ihr Verhältnis schon diesseits der Alpen, von Norikum nach Pannonien hin, freundschaftlich gewesen war, was auch in Eigennamen zum Ausdruck kommt. So kamen diese ursprünglich norddeutschen Sweben als nunmehrige Bayern in die Alpen hinein und fast durch sie hindurch. Hier, auf Neuland, haben sie vieles übernommen, was der Gegend zu eigen war, insbesondere die Art der Alpenwirtschaft und die des Hausbaus in ihren größeren Ortschaften: die zusammenhängend Wand an Wand gebauten Steinhäuser, welche Tacitus bei den Germanen vermißt. In dieser Beziehung beginnt Italien noch heute im ehemaligen Norikum, bei den schönen

Marktflecken Oberbayerns. Als Ostnachbaren der Bayern blieben nun die Awaren übrig, und Slawen, Madjaren kamen hinzu; gegen alle diese haben sie in den nachfolgenden Jahrhunderten Großtaten für das volkliche Deutschtum vollbracht.

Die Alamannen sind Sweben, die von anderen so genannt worden sind.

Noch heute weiß ein Schwarzwälder Bauer kaum, wenn er nicht gerade Hebels Gedichte liest, was ein Alamanne ist. Sie selber nannten sich nur die Sweben und dann in lautgesetzlicher Veränderung die Schwaben; Schwab ist ein höchst volkstümliches Wort und auch zum Familiennamen geworden. Sie sind die Fortsetzer der einstigen Swebenverbündung, ihr alter Kern; die Semnonen, welche zu Tacitus' Zeit das „Hauptvolk der Sweben" und die vetustissimi nobilissimique des Bundes, die Hüter des Bundesheiligtums („alah", s. Abschnitt V, 1) waren, hielten diesen Ruhm und den Namen des älteren großen Bundes mit Zähigkeit fest, auch als von diesem so viele Lossprengungen geschehen waren und sie nur noch die Führer einer zusammengeschmolzenen Vereinigung waren. Die übrigen Deutschen ließen das nicht für voll gelten, sie nannten sie nicht schlechtweg die Sweben, sondern, durchaus nicht verunehrend, nur die Alamannen, die (Swebenteile) mit dem Heiligtum. So gehen diese beiden Bezeichnungen durch die folgenden Jahrhunderte nebeneinander her. Wie zu Ludwigs des Deutschen Zeit der Abt des schwäbischen Inselklosters Reichenau, der Schriftsteller Walafried Strabo hierüber sagt: Schwaben nennen wir uns selbst, Alamannen nennen uns die anderen, so zeigt auch noch zur staufischen Zeit der Wechsel der Ausdrücke ducatus Svebiae und ducatus Alamanniae für das Schwabenherzogtum dieselbe alte Parallelität erhalten. Erst die zeitweilige Loslösung des Elsasses, die Absonderung der Eidgenossenschaft und politische Neubildungen auf dem Boden des ehemaligen Herzogtums haben den Begriff des Schwabentums eingeengt, so daß er sich nicht mehr mit dem volklichen und sprachlichen Umfange des Alamannentums deckte.

Der Bund der Alamannen umfaßte etwa 20 Völkerschaften, darunter die Juthungen, die Lentienser, nach denen der Linzgau heißt, die Bukinobanten, welcher Name bedeutet: die aus dem Buchenwaldgebiet (Rhön und Vogelsberg, wo das Mittelalter noch lange von silva Buchonia und Buchgau sprach). Auch die Mattiaker schlossen sich an; auf diese Weise gingen sie und ihr Muttervolk, die Chatten, fortan verschiedene Wege, da letztere den Frankenbund begründen halfen. — Die römischen Kaiser kämpften seit 213 gegen die Alamannen, die den Limes erreicht

Abb. 68. Die Heunensäulen bei Miltenberg.

hatten; ein halbes Jahrhundert später streiften Alamannenscharen durch Rätien hindurch bis tief ins umbrische Italien hinein, ihretwegen führte Aurelian seine berühmte Neubefestigung von Rom auf. Für ihre Besitznahme des Dekumatenlandes haben wir eine Quelle negativer Beschaffenheit, die zuverlässiger spricht als irgend eine andere sprechen kann: im heutigen Württemberg und Baden ist kein römischer Fund an Münzen, Inschriften oder gestempelten Ziegeln gemacht worden, der über 270 n. Chr. herunter datiert werden kann. Damals also ist das Dekumatenland aufgegeben worden.

Die Römer ziehen davon, in den Steinbrüchen am Limes und Main, bei Miltenberg, und in den Syenitlagern des Odenwaldes bleiben die angefangenen Steinmetzarbeiten liegen. Zu Straße und Strom sollten sie nach dem unteren Rhein und der Mosel geschafft werden, wo römische Werkstücke und Säulen noch heute in Bauten von Mainz, Wiesbaden,

Abb. 69. Die Riesensäule am Felsberg.

Bingen, Trier, Köln, Aachen und nach mancherlei weiterer Fahrt auch im Schloßhof zu Heidelberg stehen. Tief im rauschenden Bergwald bei Miltenberg liegen 14 nicht mehr fortgeschaffte Säulen, am Felsberg im Odenwald eine noch gewaltigere. Riesensäule hier, Heunensäulen dort hat sie der Mund der Deutschen genannt, die sie als Zuwanderer vorfanden.

Noch einmal setzte der wackere Kaiser Probus (276—282) alle Kraft an die Herstellung der alten Limesgrenze. Aber der Boden bewahrt keine Spur auf, daß er noch etwas erreicht habe. Er hatte tüchtige Ideen, wollte die Soldaten für die Grenzgebiete interessieren, indem er sie zu Landeigentümern machte. Er gab auch den Weinbau, der seit alters in Gallien und in rätischen Gebieten geblüht, dann jedoch durch monopolistische Exportbestimmungen zu Gunsten Italiens zu leiden gehabt hatte, wieder frei und führte ihn am Rhein wie an der Donau ein, um die Neigung für dortige Ansiedlung zu heben. Aber die Soldaten, die er sich als fleißige und tapfere Grenzkolonisten dachte, ermordeten ihn lieber. Hatte Probus noch wieder ein gewisses Halt geboten, so war seitdem die alamannische Besitznahme bis an den Rhein hin endgültig. Und im Anfang des vierten Jahrhunderts

gingen diese Deutschen über den Rhein ins Elsaß hinein und begannen ebenso die Besitznahme Rätiens. Zwar gab es noch um 400 eine römische Polizeiflottille auf dem Bodensee. Aber sie bezeichnete längst einen Grenzposten gegen die seit zwei Menschenaltern sowohl am See wie am Rhein entlang nach Basel zu sitzenden Alamannen.

Am Rhein hatten inzwischen die tüchtigen Kaiser des vierten Jahrhunderts noch einmal eine energische Bekämpfung der Alamannen aufgenommen. Diese Abwehr ist auch nur Episode, aber wichtig und interessant für uns, weil hier wieder einmal die sonstige Spärlichkeit und Lückenhaftigkeit der Quellen durch die ausführlichen Schilderungen des Ammianus Marcellinus, eines vortrefflich die Feder führenden Offiziers, eine überaus wertvolle Unterbrechung erfährt. Er läßt uns die Verfassungsverhältnisse der Alamannen und ebenso die ganz auf gleicher Stufe befindlichen der Franken genau erkennen. Der Bund besteht hier wie dort im allgemeinen, aber von bundesstaatlicher Geschlossenheit ist noch keine Rede; im großen und ganzen ist alles doch noch wie zu Arminius' Zeit. Geschlossene Körper sind nur die Einzelvölkerschaften, und die Römer üben nach Kräften das divide et impera, indem sie stets mit den einzelnen Völkerschaften verhandeln, ja Mitvertretung der einen durch die Gesandtschaft der anderen zurückweisen. Bei den einzelnen Völkerschaften ist schon eine etwas engere Auslese innerhalb des führenden Edelgeschlechts zu beobachten, das Fürstentum ist stärker entwickelt infolge der Wanderungen und Kriege. Aber es sind immer noch bald Brüder, bald Oheim und Neffe, die sich in das Recht der Führung teilen, und keiner, der die Herrschaft etwa allein in die Hand bringt, vermag sie dann nur Einem zu hinterlassen, was ja auch bei Chlodwig und bei Ludwig dem Deutschen noch nicht der Fall war.

Die mangelhafte Erfüllung ihres Zwecks durch die beiden Bünde der Alamannen und Franken hat deren Bekämpfung seit Constantius Chlorus, dem Vater Constantins des Großen, sehr erleichtert. Ihr größter römischer Gegner aber ward der Cäsar Julian (der später, 360—363, Kaiser wurde). Dem entsprechend zogen die Alamannen ihr Bündnis jetzt fester, doch nahmen auch diesmal Einzelvölker, wie die Lentienser am westlichen Bodensee, an der Entscheidungsschlacht von 357, die im unteren Elsaß, nicht allzuweit von Straßburg fiel, nicht teil, sondern hatten gerade Frieden mit den Römern. Durch diesen großen Sieg von 357, bei welchem sich Julians batawische Truppen am meisten auszeichneten, trieb er die Alamannen von ihren sommerlich wogenden Getreidefeldern in der elsässischen 357.
Ebene noch einmal über den Rhein zurück.

Abb. 70. Julianus.

Die rauhesten aller Germanen, wie schon die Sprache mit ihren Kehllauten am rauhesten tönt, sind diese Alamannen, und die unbändigsten auch.

Darin hat es ihr Angehöriger Krok schon früh, in den fünfziger Jahren des 3. Jahrhunderts, zu einer Art legendarischen Berühmtheit in Gallien gebracht, die ihm J. V. Scheffel noch wieder bei unseren Studenten verschafft hat. Er will vom Limes her, vor dem seine Landsleute noch stehen, mit Mannschaft ins Römergebiet vorbrechen und nimmt von seiner Mutter Abschied, hochgeschwellt von zu gewinnendem Ruhm. Sie ist kritischer, versteht auch wohl nicht recht; die Römer übertreffen kannst du doch nicht, mein Sohn, sagt sie, die so Wunderbares schaffen und bauen! Er entnimmt sich daraus, man könne sie also im Zerstören übertreffen, bricht los, schlägt kurz und klein, was er kann, und kommt auf diese Weise bis Arles, wo er schließlich überwunden und getötet wird. Man dürfte also, wo es auf das grundsätzliche Ruinieren ankommt, mit mehr Recht als von Wandalismus, von einem Alamannismus oder Krokismus sprechen.

Auch gegen die eigenen Fürsten zeigen sie sich als volle Naturkinder. Vor der Schlacht gegen Julian verlangen sie, daß die Fürsten von den Pferden absitzen sollen, damit sie nichts voraus haben und nicht ausreißen können. Und die Fürsten gehorchen der maßgeblichen vox populi. Diejenigen Alamannen, die näher am

Rhein wohnen, sind an das Römerwesen gewöhnt und tragen den Barbarenstolz der Nichtachtung zur Schau; kommen aber zu den Römern Gesandte von denen, die dahinten am Pfahlgraben und an der Burgundengrenze wohnen, so steigen sie mit offenem Staunen im Lager umher und tippen mit bewundernder Scheu an die aufgestellten Waffen. Es gibt Alamannenfürsten, die ins römische Hauptquartier lateinische Briefe zu schreiben vermögen, und bei der einen Völkerschaft teilt Chnodomar die Volksführung mit einem Neffen, welcher Serapion heißt. Eigentlich hieß er Agenarich; aber sein Vater hatte vergeiselt in Gallien gelebt und war dort als fremder Fürst, der mit der guten Gesellschaft verkehrte, in die Mysterien des aus Ägypten stammenden Serapiskults, der gerade Mode war, eingeführt worden; zur Erinnerung an diese seine Glanzzeit hatte der Mann, der von Rechts wegen dem swebischen Schwertgotte Ziu zugeschworen sein sollte, seinen Sohn in einen Serapion umgewandelt. Der Oheim Chnodomar war übrigens der bedeutendere und angesehenere Fürst, und er war ganz germanisch geblieben, trug die altherkömmliche Haartracht der swebischen Edelgeschlechter, den geknoteten Haarschopf. Noch heute weht die buntfarbene germanische Kriegerfreude von den Hüten unserer zu Rekruten ausgehobenen Bauernsöhne; so hatte Chnodomar seinen Schopf mit wehendem feuerrotem Bande geschmückt, als er in die Schlacht gegen Julian stürmte, die ihm, dem ersten im Rate der alamannischen Völker und ihrer Fürsten, doch nicht zum Siege zu führen beschieden war.

Im Jahre 360 berief Constantius, der Sohn Constantins des Großen, seinen Vetter Julian aus Eifersucht ab, da erhoben diesen die germanischen Truppen zu Paris auf den Schild und riefen aus, er sei Kaiser. So wurde er es, aber schon 363 traf ihn im Partherkriege der tödliche Pfeil. Valentinian I. (364—375) hat dann, als nunmehr die Alamannen wieder auf der ganzen Linie sich vorwagten, noch einmal Vorstöße gemacht, hat am mons Pirus, dem Heiligenberg von Heidelberg, mit ihnen gekämpft und im Jahre 368 Rheinbefestigungen angelegt.

Eine davon war Alta ripa, im Mündungswinkel von Rhein und Neckar. Weil aber die Neckarwasser bei ihrem Rheineinfluß das Kastell bedrohlich unterspülten, wurde im nächsten Jahre dem Neckar ein nördlicher, noch heute deutlich kanalartiger Unterlauf gegraben; dem alten Einmündungsgebiet aber und daher auch einer dort entstehenden Ortschaft blieb, was sonst unverständlich wäre, der Name Neckarau. Was dem Neckar verwehrt wurde, tat der Rhein, er bahnte sich um Altaripa herum eine neue Ostschlinge seines Laufes, die der Talweg ward, und die Mauern des Kastells sanken in seine Fluten hinab. Bei niedrigem Wasserstande, bei „kleinem Rhein", treten sie am linken Ufer noch heute zu Tage. Auch erinnert die Ortschaft Altripp am linken, pfälzischen Ufer an das einst rechtsrheinische Kastell.

Anmutig klingt aus der römischen Literatur in diese resignierten Berichte des Grenzschutzes und der tristen Feldzüge durch die Wälder des verloren gegangenen Dekumatenlandes ein poetisches Idyll hinein, und sein Gegenstand ist ein alamannisches Mädchen.

Im Feldzuge von 368, der vom Rhein aus den Neckar aufwärts bis in dessen und der Donau engnachbarliche Quellengebiete führte, begleitete den Kaiser auch der Erzieher des Thronfolgers Gratian. Das ist Decimus Magnus Ausonius, der Sohn eines Arztes zu Burdigala, Bordeaux, berühmter Lehrer der Rhetorik und Grammatik und deshalb in jenes Erzieheramt berufen, in dessen Verfolg er noch manchen hohen Ehrentitel auf sein erfreutes Haupt gewonnen hat. Er ist vor allem der Dichter der Mosella, in der er, teils mit der Naturanschauung des wirklichen Dichters, teils als Gourmand, die Schilderung einer Reise von Bingen nach der von schimmernden Villen umstandenen, von Reben umgrünten Moselstadt, der wohllebigen Augusta Trevirorum gibt. Auf jenem Feld- oder vielmehr Waldzuge von 368 hat sich der nahezu 60jährige poetische Verehrer alles Schönen ein blutjunges Ala-

mannenmädchen, von den Baarhöhen an den Donauquellen gebürtig, aus der Kriegsbeute gelöst und sie als Freigelassene um sich behalten. Ihr sind die kleinen Gedichte an Bissula gewidmet; dies ist in unverkennbarer alamannischer Koseform der Name des Mädchens. Mit blauen Augen, goldgelbem Haar, lichten Farben, so waltet sie dankbar und lieblich um ihn her; ein Rätsel fast ist es, wie so geläufig die Sprache Latiums von den germanischen Lippen zu fließen vermag.

Meine Bissula, Maler! — sie ahmt nicht Farbe, nicht Wachs nach,
Reize verlieh ihr Natur, wie nimmer der Kunst sie gelingen.
Mennig und Bleiweiß — geht und malet andere Mädchen!
Denn dies Farbengemisch der Wange, nicht malen es Hände.
Mische doch, Maler, wohlan, die purpurne Rose, die Lilie,
Und mit der Farbe davon versuche dies duftige Antlitz.

Immer lahmer wird der Römerwiderstand am Rhein, immer kecker streifen die alamannischen Gefolgschaften wieder durch Gallien, auch unter dem schwereren Heer-

Abb. 71. Bronzeschnalle und Riemenzungen mit alamannischen Verzierungen und Beschlägen. (Wiesenthaler Fund in den Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe.)

bann des ansässigen Volkes regt es sich mit neuer Neigung zu geschlossenen Aufbrüchen. Und seit den Nöten Italiens unter Alarich drängen die Alamannen nicht bloß durch die Vogesensenke von Tabernae, Zabern, sondern überall links vom Rhein in breiten Massen vor, auch in den rätischen und helvetischen Gegenden, wo sie die Provinzbevölkerung in die Alpen zurückwerfen.

Wie wir im bajowarischen Alpengebiete als vorübergehende Halteplätze des germanischen Vordringens die Namen wie Walchensee fanden und als Reste der norisch-romanischen Bevölkerung die Ladiner von Friaul und Südtirol haben, so haben wir im alamannischen Eroberungsgebiete den Walensee der Schweiz und die Rätoromanen (im graubündischen Engadin und im Quellengebiet des Rheins). Daß diese verschiedenen Romanen die nationale Fühlung und Weiterentwicklung mit Italien verloren, war weiterhin die Folge von dessen Besitznahme durch die Langobarden.

Im späteren 5. Jahrhundert, nach erheblicher Lücke unserer Kenntnis von ihren inneren Verhältnissen, finden wir die Alamannenvölkerschaften als ein durch einheitliche

Königsmacht zusammengeschlossenes Großvolk wieder. Wie sich das vollzogen hat, wissen wir nicht; die gleiche Entwicklung, die bei den Franken durch ausreichende Quellen vor unseren Augen liegt, hüllt sich für jene in vollkommenes Dunkel. Ihr Bund besteht nunmehr weiter als Großvolk, verdichtet sich zum Stamm, ihre alten Völkerschaftsgebiete werden zu Gauen eines geeinigten Ganzen, statt von Lentiensern ist vom Linzgau die Rede. Ein Königsgeschlecht hält das Volk in seiner Gewalt, bis es im Entscheidungskampfe um die fernere Herrschaft am linken Rhein der Hand Chlodwigs und den mit ihm verbündeten Völkerschaften und Fürsten der Franken erliegt.

Die ältere Geschichte der Franken, der Führer in die deutsche Zukunft, wird im vierten Buche, im Zusammenhange der von ihnen vollbrachten Reichsgründung erzählt werden.

Zustände der alten Deutschen.

Begriffskreise.

Die politischen Begriffe der älteren Germanen hören bei der Völkerschaft oder schärfer ausgedrückt, bei der Heeresgemeinde auf, welche auch Landsgemeinde ist. Sie ist „folk", wenn in dem Worte die Heerbedeutung überwiegt; wenn dagegen mehr die friedliche Gemeinschaft in Betracht kommt, ist sie gotisch þiuda, altniederdeutsch und angelsächsisch þeod, hochdeutsch thiot, thiet, diot, deot. Mit dem Wortstamm von deot verbindet sich der Begriff gemeinsamer Sprache, der Verständigung im gewohnten Kreise (des „Deutens"). Über die Einzelvölkerschaften hinaus reicht es den Germanen nur zu dem politischen Gedanken der Verbündung miteinander. Freilich, wo Bünde und Zusammenballungen zu dauernden Organisationen führen, wo Großvölker entstehen oder vorhanden sind, da wird der Begriff deot dann auf diese übertragen: Gut-thiuda (Gotenvolk); Frankôno thiot, thiot Vrankôno in althochdeutschen Dichtungen. (Es sei auch an dieser Stelle vor der Unsitte gewarnt, deutsches v dem Lateinischen zuliebe als w zu sprechen.) In der Tat wachsen sich die rein politisch entstandenen Großvölker auch sprachlich einigermaßen zu Einheitsvölkern zurecht, gravitieren nach innen. Die politische Geschichte gibt — dieser Satz gilt für die ganze deutsche Geschichte — die Richtungslinien und Gefäße für die Weiterbildung der Sprache und ebenso für die des Rechts und aller weiteren Kulturverhältnisse. Wegen jener Ausgleichung innerhalb der neuen Stämme, der alten Bünde, konnte unsere Germanistik, die ja von relativ jungen Literaturdenkmälern aus ihre Rückschlüsse macht, die deutsche Sprache in alamannische, bayrische, fränkische, sächsische Dialektgruppen teilen.

Nochmals: größere Volksbegriffe als bestenfalls die Bünde und Großvölker haben die in die Geschichte eintretenden Germanen nicht gehabt und sie noch jahrhundertelang nicht gekannt. Noch länger haben sie, als solche größeren politischen Formen Fuß fassen wollten, sich überwiegend gegen sie gesträubt; die ganze mittelalterliche, ja in Resten noch die heutige Geschichte stellt den Widerstand der aus den Großvölkern entstandenen Stämme gegen nationale Einheitsformen vor Augen.

Wie schwer oder leicht sich die alten Deutschen von einer Gruppe zur anderen hinüber im Verkehr verständigt haben, entzieht sich genauer Beurteilung, zumal die sprachliche Situation, welche in den ältesten Literaturdenkmälern vorliegt, viel jünger als die „alten Deutschen" ist. Jedenfalls für die politischen Beziehungen ist die Sprache nicht das Wichtigste. Die Langobarden halten sich in freundlicher Fühlung mit den westgermanisch-swebischen Bayern, ihren Nachbaren in den Südalpen und vorher ihren Nachbaren an der norisch-pannonischen Donau; dagegen kümmern sich Bayern und Alamannen trotz ihrer vormaligen swebischen Gemeinsamkeit recht wenig umeinander. Zu Radagais' Einbruch in Italien und

zu der Unternehmung von 406 vereinigen sich Ostgermanen und swebische Westgermanen. Man sieht hieraus, und ebenso aus der mehr zufälligen Zusammensetzung der Bünde und Großvölker, daß nähere oder entferntere Sprachverwandtschaft die politischen Geschehnisse wenig bestimmt und mit dem umgekehrten, nachträglichen Einfluß der politischen Gruppierung auf die Sprachenentwicklung nicht zu vergleichen ist. Dem entspricht es, daß Verbündungen mit Nichtgermanen z. B. mit Kelten, Jazygen, Alanen, Awaren) sich nicht schwerer als die von Germanen untereinander vollziehen.

Nach alledem kann es nicht verwundern, kein altes „deutsches" Wort für die Gemeinsamkeit des Teils der Westgermanen, der zu Deutschen wurde, kein „germanisches" für die ethnographische Zusammengehörigkeit der Germanen zu finden. Dagegen hatten die Kelten und späterhin die Römer das Bedürfnis, diese an ihren Grenzen bedrohlich auftauchenden Völker generell bezeichnen zu können. Sie sagten: Germanen. Ganz analog haben erst die gebildeteren Entdecker den „Indianern" (als vermeintlichen Indiern) und den „Negern" (d. h. Schwarzen) zusammenfassende Namen gegeben.

Das Wort Germanen ist da entstanden, wo zuerst der friedliche Zwischenraum zwischen Kelten und Deutschen empfindlich für erstere verloren ging, in Belgien. Germanen ist ein keltisches, kein deutsches Wort. Was es bedeutet, wird von vielen mit überzeugter Bestimmtheit, aber von niemandem gesichert und kritikbeständig erklärt, jede Deutung hat ungefähr soviel oder wenig Wert wie die anderen. Dagegen ist sicher, daß die Kelten nicht bloß in Belgien von Germanen sprachen, sondern daß sie auch in Britannien die Angelsachsen so nannten, nämlich „Garmanen". Diese Notiz ist um so wertvoller, als sie durch sich selbst ihren nichtgelehrten Ursprung beweist. Nur der berichtende Schriftsteller selbst ist gelehrt, er weiß von den Germanen der Gallier und Römer, daher sagt er überlegen: corrupte, in entstellter Form, nennen sie sie Garmani.

Zu den Römern ist der Ausdruck nach dem Kimbernkriege gekommen, kurz vor dem Sklawenkrieg Cäsar hat dann im sechsten Buch der gallischen Kommentare seinen Landsleuten die ersten Handhaben zur genaueren Unterscheidung von Galliern und Germanen gegeben.

Tacitus weiß sehr wohl, das Wort Germanen in der den Römern und uns geläufigen umfassenden Verwendung sei recens et nuper additum, „jung und neuerdings aufgebracht". Er ist es, der weiter berichtet: Es nahm seinen Ursprung bei den Tungern. Wie diese als erste über den Rhein kamen und die Gallier ausdrängten, wurden sie von den Galliern Germani, erst in der Folge wieder Tungri genannt, weil inzwischen ersterer Name weitere Bedeutung erlangt hatte Denn die Eindringlinge ließen den Namen gelten; um jedoch einzuschüchtern, sagten sie, die anderen jenseits, rechts des Rheins seien auch „Germanen". So kam der Name von einer gens (Völkerschaft) auf die natio (die ethnographische Gruppe), und zwar nach und nach, paulatim, d. h. je mehr Zugehörige die Kelten und dann die Römer kennen lernten. — Er ist von den Römern auf alle Germanen, auch Ostgermanen und Nordgermanen, welche letztere der römischen Geographie seit dem 1. Jahrh. n. Chr. bekannt waren, ausgedehnt worden. Ein Bedürfnis, die drei Hauptgruppen oder auch nur die beiden der Westgermanen und Ostgermanen durch ethnographische Namen zu unterscheiden, haben die Römer nicht gehabt, sie geben nur flüchtige Merkmale, wie die des ausgebildeteren Königtums bei den Gotenvölkern und ebenso bei den Schweden.

Von den Römern haben schließlich wir das alte Keltenwort empfangen und bezeichnen damit die Gesamtheit aller „Germanen". Es war von Anfang an eine gelehrte Herübernahme des Ausdrucks, und erst neuzeitlich dringt dieser etwas mehr in das einigermaßen gebildete Volksbewußtsein der zugehörigen Nationen. Zu einer volkseigenen Bezeichnung für ihre Zusammengehörigkeit haben es die Germanen weder in alter Zeit, noch bis heute gebracht. Es fehlte zu allen Zeiten der solchem Bedürfnisse vorangehende politische Anlaß.

Aus den Jahren 786 und 788 liegen, in lateinischen Texten, die ersten literarischen Spuren vor, daß man den Ausdruck theodisca lingua anwandte: „deutsche" Sprache. Damit verband sich freilich nur die Absicht, das volksmäßige Idiom, in jenem Falle der Franken, vom Latein zu unterscheiden. Theodisk bedeutet wörtlich: völkisch. Es wurde aber der Ausgangspunkt, daß man nach einer Reihe von Jahrhunderten, im zwölften, mit nationaler Absicht von Deutschen und von Deutschland zu sprechen begann.

Rascher geht es immer mit den Völkerbezeichnungen durch das Ausland voran: Byzanz und der Orient hielten sich an das Wort Franken und bezeichneten damit die Unter-

tanen Karls des Großen, die Abendländer überhaupt. Von Italien aus erinnerte sich die internationale Klosterweisheit neben den Franken der Teutonen, welche schon die spätrömischen Dichter mit den Germanen gleichgesetzt hatten. Besonders das spätmittelalterliche Italien bezeichnete die Deutschen durchweg als Teotonici oder Theotonici. Die romanisierten Franken dagegen, die Franzosen, haben den Namen der ihnen zunächst sitzenden Deutschen, der Alamannen, auf alle, die thiudisk sprachen, ausgedehnt: Allemands. Für die Deutschen selber blieb bis zum 12. Jahrhundert die Bezeichnung ihrer politischen Zusammenfassung ein Gegenstand der sprachlichen Verlegenheit und der verschiedensten Notbehelfe, worüber noch zu sprechen ist.

Volksart.

Land und Leute der deutschen Gegenwart zu kennen, ist die Vorbedingung, um die Zustände der älteren Deutschen nicht festzustellen, aber zu verstehen. Unsere Vorfahren waren keine fremdartigen Riesen, die in einer seltsamen, opernhaften Welt lebten, über die eines Tages der Vorhang fiel. Was heute ist, hat sich aus dem Damals entwickelt, und ein nicht unbeträchtliches Stück des Damals ist immer noch erkennbar übrig geblieben. Ich werde im folgenden öfter, als für manches Lesers Geduld vielleicht erwünscht ist, ein „Noch heute . . .“ anzumerken haben. Man wird ja nicht falsch verstehen. Das Heute ist nirgends das Damals mehr, auch auf dem Lande bei den Bauern nicht; es ist sehr vieles hinzu- oder hinweggekommen, nicht bloß äußerlich, auch im Kern. Die alte Zeit war sehr viel rotbackiger in der ganzen Lebensführung; wo sich heute ein Dutzend hineinschicken müssen, da wurde es damals schon dem einzelnen zu eng. Und während seitdem eine vielverästelte Daseins- und Arbeitsteilung eingetreten ist, gehören damals alle freien Männer, sie mögen sonst sein und anstreben, was sie wollen, einer und derselben ackerbauenden Kultur und einer erst wenig durchkreuzten Gleichförmigkeit sozialer Lebensführung an. Im Gehöft des Segestes oder des Armin hängen die Sensen und lehnt der Pflug; auch der junge Germane, der im Römerdienste die Welt gesehen hat und wie der Alamanne Wadomar im Partherkriege ein hervorragender Geschützingenieur geworden ist, wohnt später als germanischer Hausherr auf der gerodeten weiten Waldoase, in ländlichem

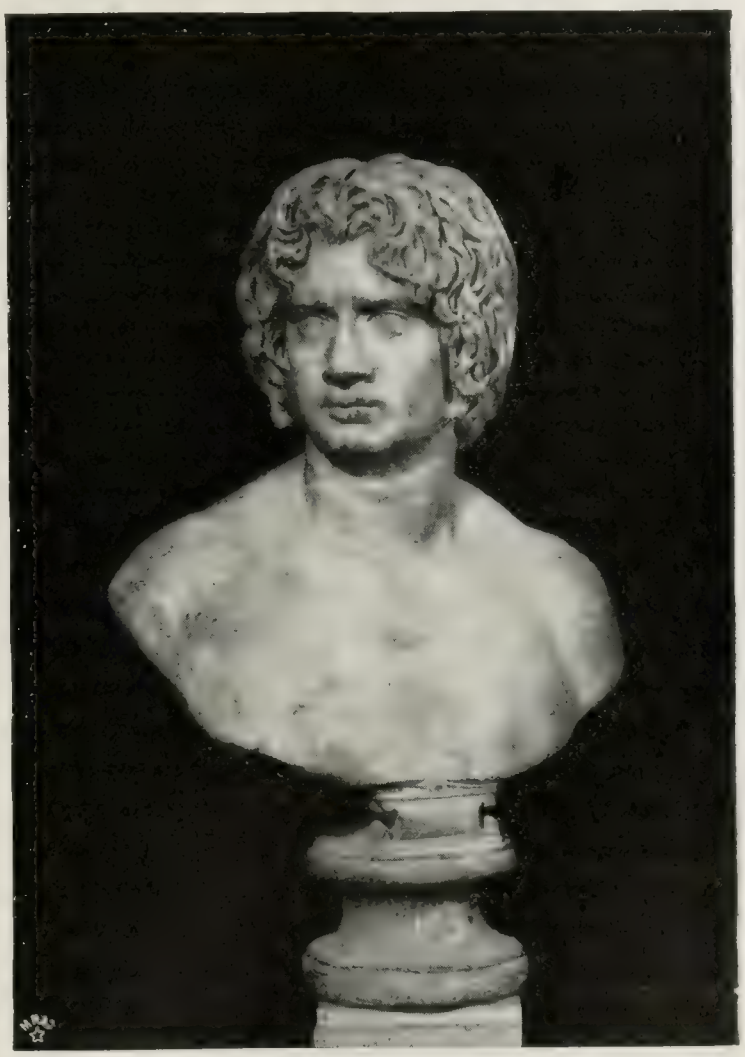


Abb. 72. Römische Büste eines Germanen. Im kapitolinischen Museum zu Rom.

Stillleben, das nur von Zeit zu Zeit die Thingversammlung unterbricht. Vielleicht denkt er zuweilen an jene vielgestaltige Zeit seines jungen Lebens, wenn er mit dem Jagdspeer übers Feld geht, um im Vorüberkommen nach der Arbeit seiner Frauensleute und der Knechte zu sehen.

Als „Naturvolk" hat man die Germanen bezeichnet, und richtig verstanden ist das zutreffend. „Naturkinder," „große Jungen" wäre noch besser. „Barbaren" in unserem Sinne des Wortes: ja, auch. Sie schlachten ihre Gefangenen, d. h. wenn sie's gelobt haben; vorteilhafter und zivilisierter wäre es allerdings, sie zu behalten oder zu verkaufen. Sie werfen Gold und feingetriebenes Silbergerät der Beute ins Wasser oder graben es in die Erde, um, wie bei jenen Menschenopfern auch, zu Gunsten der siegspendenden Götter zu verzichten. Das alles ist freilich barbarisch Sie sind auch aus Heftigkeit und Zorn grausam und sind es aus Gedankenlosigkeit, wie Kinder es sein können. Nur sind sie es nicht aus dem Grunde, aus welchem die Römer zuweilen grausame Menschenmetzger sind: weil man es ja nur mit Barbaren zu tun hat. Es gibt in ihrer Kriegführung keine gemeinen Szenen, wie die am Schlusse des Gefechts von Idistaviso (S. 52). Und auch die zivilisierte Grausamkeit der Foltern und Torturen hat Deutschland erst aus dem römischen Recht gelernt.

Französische Schriftsteller haben die Germanen mit den Irokesen gleichgesetzt. Der Vergleich hat eigentlich nur Fehler, z. B. den, daß diese Schriftsteller über einzelnen auf dem Kriegspfad befindlichen Streifscharen die daheim gebliebene ansässige Mehrheit, über der Bisonjagd des Germanen seinen Landbau vergessen. Oder den, daß das Feuerwasser der Bleichgesichter den roten Mann zu Grunde gerichtet hat, während der Germane den italischen und burdigalensischen Wein des Schankwirts an der Grenze allerdings zunächst mit den gewohnten Weißbierschlücken getrunken hat, aber seitdem im ganzen doch eine allmähliche Herausbefreiung aus der Trunkfreude studentischer Völkerjugend in der Richtung auf Mäßigkeit gesetzterer und ergrauter Nationen erfolgt ist. Nein, wer das tragische Indianergeschick des Verschwindens aus der Geschichte infolge haltloser Eigenschaften teilt, das sind, wenn auch nicht als Rasse, so doch als Nation die Kelten, die nur unter der Römerherrschaft und nachmals unter zugewandertem fränkischem oder angelsächsischem Herrentum weitergedauert haben.

Barbaren im antiken Sinne waren die Germanen natürlich und, mit den Römern verglichen, auch noch kulturarm. Aber sie brachten denn doch anderes mit, als bloß starke Knochen und wilden Mut; damit hätten sie nur schätzbares Material für den Zirkus gegeben. So meinten es freilich die Römer zuerst. Dann aber sehen wir ihre Beurteilung dieser Barbaren eine immer andere werden. Die Stufenfolge der römisch-germanischen Beziehungen wird gebildet von der Verwendung und Stellung der Germanen als Sklawen und Gladiatoren, als Soldaten, als verpflanzte Ackerbauer, als hohe Beamte und Offiziere, als Reichsregenten, und schließlich sind die bescheidenen Germanen überhaupt die Herren. —

Die alten Deutschen hatten ein gutes und, genauer beobachtet, auch weiches Herz. Aus der besonderen Art dieses Herzens quillt der Germanenhumor, wie ihn die anderen nicht kennen, sei es der tiefere, das Leben durchleuchtende, bereichernde, befreiende Gemütshumor, sei es der Schalkshumor, der die mit Weisheit gemengte Kurzweil ihrer Könige ausmachen kann und nach unten in den derben Späßen des „Hänselns" und plattdeutschen „Brüdens" oder auch auf tirolischen Marterln und Grabsteinen endigt. Was ist das für ein prächtiges Vorzeitvolk, dessen Götter lachen! Bei solchem vermögen auch Könige und Kriegsfürsten die Lösung aus verzwickter Logik zuweilen durch ein aus dem Herzen kommendes Lachen zu finden, in Fällen, wo Cassiodorus Senator oder wer sonst ihr Geheimer Kabinettsrat ist, ganz anders beantragen müßte. Diese Germanen waren auch nicht darum so todesmutig, wie ein römischer Klügling meinte, weil ihr Leben doch nur armselig sei — wenn ihr Leben ihnen nicht gut genug war, so machten sie sich auf, es zu verbessern, wovon Rom

erzählen konnte. Und auch nicht darum, weil sie im Jenseits ein Paradies ihrer liebsten Freuden, Kampf, Jagd und Geselligkeit beim Becher fanden, wie es, mit freilich anderen Freuden, Mohammed für seine Gläubigen schmückte. Das Totenreich der Deutschen, wie aller Germanen und Indogermanen, war recht trübe und blaß, und das skaldische Walhall hat mit der Volksphantasie nichts zu tun. Wenn sie tapfer und todesmutig waren, so war es aus der Selbstachtung des ehrlichen, freien Mannes, der vor Tod und Mißgeschick nicht zittert. Und weil sie eben jenen Humor des Starken hatten, nicht alles vielfältig zu wägen, weil sie frischer und leichtherziger im Entschluß, als ängstlich wegen des Erfolges besorgt waren. So sind sie auch keine engherzigen Hüter ihres Eigens, obwohl sie ihren gesunden und anständigen Eigentumssinn haben; die Freude an Gastlichkeit und am Geben wollen sie sich nicht verkümmern. Und sie gönnen gerne, mit am schärfsten verurteilt das deutsche Sprichwort den Abgünstigen. Sie sind auch das Volk der freudigen Hingabe ihrer selbst zu anderer Ruhm und Tat, durch die Gefolgspflicht aus freier Wahl und Treue. Diese Treue hat darum eine überaus wichtige Bedeutung für die deutsche Geschichte erlangt, weil sie die geeignetste und wertvollste Überwindungsform der den Deutschen am meisten angeborenen Eigenschaft, des Selbsttums oder Individualismus war. Zeigen die Deutschen, immer vom Volksganzen gesprochen, unter normalen Voraussetzungen viele Züge der Selbstlosigkeit, am deutlichsten den der nationalen Bescheidenheit, so waren sie desto selbstischer in ihrem Persönlichkeitsstolz und ihrem Eigenwillen. Ihr nationales Schlagwort fällt in diese Richtung, das ist die Freiheit.

Zu allen Zeiten ist von ihr geredet worden und zu allen Zeiten hat dies Wort am meisten gezündet. Von der gegen die Römer und gegen Marbod zu verteidigenden Freiheit sprach Armin; indem der Großvolkname der Franken, welche an die Führung aller gelangt waren, zu einem Eigenschaftswort wurde, verband man mit „frank" alsbald die Bedeutung „frei". Gemeinfrei, semperfrei, Freiherr, Freischöffe waren stolze Worte des Mittelalters; wie schlug das Wort, obwohl es ganz anders gemeint war, in die Seelen, als Luther von Freiheit des Christenmenschen schrieb! Als deutsche „Libertät" bewachten die Reichsstände des Alamodezeitalters eifersüchtig ihre absolutistische Landesherrlichkeit, und vor allem dem Worte, in dessen Namen sie auftraten, verdankten die „Freiheitsmänner" des 19. Jahrhunderts die sie umjubelnde Popularität. Die Freiheit ist das großgeschriebene Hauptwort alles deutschen Volkstums, und niemals versagt es seinen Zauber, so wenig wie bei den Galliern gloire und esprit oder, um die entsprechenden Worte Catos über den gallischen Ehrgeiz beizubehalten, res militaris et argute loqui.

In dem freiheitlichen Individualismus, in der Achtung vor der Einzelpersönlichkeit und ihrem Eigenwillen wurzeln die germanische Unverletzlichkeit des Körpers und des Hauses, das Recht der Selbsthilfe und Fehde unter Verzicht auf den Sühnspruch, wurzeln all die demokratischen Urformen der deutschen Verfassung. Aber auch die deutsche Rechthaberei, der leidige Zustand, daß zwar der einzelne in seinen Dingen sich gut oder leidlich berät, daß aber die gemeinsame Beschlußfassung im Vollwort oft so bedenklich abfällt und guter Rat, wie das Sprichwort sagt, nachkommt. Hier wurzeln die deutsche Zerspaltenheit gegen den nationalen Feind, der Partikularismus und die Vereinstümelei, welche die Kreise nicht gerne so groß ziehen, daß des Einzelnen Wille untergeht, das ganze mühsame und vielgehemmte Weitergelangen der nationalen Entwicklung von kleineren zu größeren politischen Formen.

Aber, wie schon gestreift, nun erfolgen doch wieder die Ergänzungen, die Überwindungen dieser Eigenwilligkeit durch sich selbst. Befehlen läßt sich der Germane nicht gern; es hat harter Machtkämpfe und schwerer Erlebnisse in langen Jahrhunderten bedurft, um das deutsche Volk demütig gegen Amtsgewalt zu machen. Der fremde

Römer, ja, der ist eine Art höheres Wesen, dem gehorcht jener alte Germane schon und beweist ihm erstaunliche Langmut, aber eines Landsmannes Gebot über sich erkennt er nicht leicht an. Da eben tritt nun als der sozial und verfassungsgeschichtlich ungeheuer wichtige Ausgleich die Treupflicht ein, die Hingabe des freien Mannes aus freiem Entschluß, die er dann mit seiner ganzen Selbstachtung hält. Hier wurzelt die Gefolgschaft, hier auch die Aufopferung germanischer Leibwachen und Kohorten für römische Obere und daß sie niemals auf dem Schlachtfelde zu ihren Landsleuten übergegangen sind: von hier aus verstehen wir den Claudius Civilis; hier wurzeln die Antrustionen des Frankenkönigs, das Lehnssystem und schließlich das moderne monarchische Gefühl. Die Treue ist das eine Korrelat der freiheitlichen Eigenwilligkeit, das zweite ist: der deutsche Ordnungssinn. Individualismus und Ordnungsdrang kämpfen sich fortwährend gegeneinander auf, ihre Wechselwirkung geht durch unsere ganze Geschichte.

Auf diesem Ordnungssinn beruht es, wenn jene alten demokratischen Einrichtungen ihrer Aufgabe doch bis zu gewissem Grade gerecht geworden sind, beruht, was von Heeresdisziplin vorhanden ist, wenn sie auch unter dem straffen Römerkommando bessere Früchte trägt, als wo das vielumschränkte germanische Herzogtum die vom Heervolk gefundenen Entschlüsse ausführen soll. Auf ihm beruhen die unverbrüchlichen Formalien und Zeremonien des Rechtsgangs, beruhen die kommunistischen Wirtschaftseinrichtungen. Ferner die fast unglaublich ins einzelne ausgearbeiteten Bestimmungen der Volksrechte, die schon einen richtigen Preiskurant für Sühne und Buße enthalten; zu der gleichen Zeit, da es dem Verletzten noch freisteht, sich um Rechtsgang und Sühngericht gar nicht zu kümmern und den Beleidiger vor die Rache zu fordern. Aber auch hier wiederum, obwohl an das Recht der Selbsthilfe an sich nicht gerührt wird, setzt der Ordnungssinn ein, auch das Fehdewesen hat seine genau umschriebenen Gesetze und Formen. Auf dem Drang nach gesetzten Ordnungen beruhen die Dienstrechte, Hofrechte, Weistümer, die überall, wo ein mittelalterliches Guts- und Hofwesen entsteht, als lokales Statut ausgebildet werden, beruhen der Formalismus des Rittertums, das gewerbliche und gesellige Zunftwesen, die tief ins Privatleben eingreifenden Ratsverordnungen, kurz alle deutsche Vielregiererei und schließlich, noch verstärkt durch die kniffliche römische Juristenlogik, im Guten wie im Überflüssigen und Törichten der neuere bureaukratische Geist.

Diesem Ordnungssinne ist das Grübeln verwandt, das in der alten Zeit die Mythologie, seither alle Poesie und Wissenschaft der Germanen gestaltet, beeinflußt und vertieft hat. Und nicht mit Leichtbeweglichkeit, sondern vielmehr mit Schwerblütigkeit und Langsamkeit, echt germanischen Eigenschaften, wenn sie auch ungleichmäßig verteilt sind, verbindet sich das, was man gemeinhin Idealismus nennt und vom Optimismus zu unterscheiden hat, und vermag sich ernste, wertvolle, treuhaltende Freudigkeit zu verbinden.

Wenn der Deutsche aus seiner empfindlichen Selbstachtung Unbändigkeit und störrischen Trotz, andererseits Tollkühnheit entwickeln kann, so sind das nur die Fehler größerer Tugend. Aus derselben Quelle entspringt seine volksgeschichtliche Redlichkeit, sein ehrliches Worthalten. Der gereizte Wagemut des Germanen kann seine Existenz und seine Freiheit im wörtlichsten Sinne aufs Spiel setzen, aber wenn er sie verwürfelt, so geht er willig in sein schweres Geschick. „So groß ist ihr Festhalten auch in einer schlechten Sache," sagt ganz verwundert Tacitus, „sie selbst nennen es Treu und Glauben (fides)."

Der Deutsche, nicht nur der Vorzeit, liebt Geselligkeit, sein Leben verzehrt sich nicht in Ehrgeiz und Gewinnjagd. Er opfert ihr viel mehr Zeit, als der berichtende

Römer loben mag. Auch hier sucht er seiner Eigenwilligkeit unbewußt eine Ergänzung, damit ihn jene nicht selber verdrießt.

Im Kreise der Landsleute, beim Thing in der tagenden Volksgemeinde, da stößt seine Meinung mit anderen hart zusammen, freilich lieber noch auf der abendlichen Bierbank, wo er den Mund am ehesten auftut. Denn inmitten der feierlichen Versammlung scheut er sich, unliebsam aufzufallen, und die Selbstachtung nimmt die Form der Bescheidenheit an. Aber wenn er am anderen Morgen die Augen reibt und schließlich vom Thing nach Hause kommt, dann hat er wieder einmal erfahren, daß es gut sei, von Zeit zu Zeit unter die Leute zu gehen. So hat er denn auch früh von seiner Selbstherrlichkeit ein großes Stück auf den Kreis seiner Blutsverwandten, seine Sippe übertragen und die Sippe selbst zu einer höheren und festeren Schutzform der Selbstherrlichkeit gemacht, so daß sie wie eine geschlossene Mauer im Recht und im öffentlichen Leben steht. Die „Freunde" und „Holden" seiner Sippe rächen ihm Verletzung und Tod, sie helfen seid Leid tragen, sie müssen auch bei seinen Freuden dabei sein, damit diese vollständig und vollgültig sind, bei Hochzeit und Kindelbier. All solche Dinge sind in ihren Rat gestellt, Verwandte werben bei Verwandten um die Braut, an die Verwandtennamen läßt man den Namen des neugeborenen Sippengenossen anklingen und sendet den heranwachsenden Knaben gern für einige Zeit in die Erziehung eines der Verwandten.

Abb. 73. Römische Büste einer Germanin. In der Eremitage zu Petersburg.

Durch Geselligkeit und Genossenschaftlichkeit sucht der Germane das Leben zu formen, durch sie ist ihm alles leichter und freudiger als durch Zwang. Durch Zusammenschlüsse und Bundesgenossenschaften gelangt er endlich zu ansehnlicheren politischen Verhältnissen. Die Genossenschaftlichkeit, zumal die der Sippe, dringt so tief in alle Lebensverhältnisse hinein, daß ohne die Freunde und Holden das Dasein des einzelnen allen Boden verliert; entsippt wird er rechtlos, heimatlos, ein einsamer Unholde, wie der schweifende Wolf auf der Heide oder der Wurm im Felsloch.

So ungefähr waren diese Germanen im Wesen; manches davon wird noch deutlicher werden. Wie sahen sie nun aus? Erstlich waren sie keine Mischbevölkerung, sondern vielmehr eine für sich alleinstehende, rassenreine ethnographische Erscheinung. Und sie hielten bewußt auf diese Reinheit, nicht für ihre Rasse oder Nation als solche, denn davon wußten sie nichts, aber sie erreichten unbewußt denselben Zweck, indem sie es je in demjenigen Kreise taten, der ihren Begriffsgrenzen entsprach. Wir haben Nachrichten und Belege, daß sie nur unter Volksgenossen im engeren Sinne, nach jeweiligem Begriff von „Volk", heirateten. Eine Ausnahme im Connubium wird den Edelgeschlechtern der einzelnen Völkerschaften zugestanden, die

Abb. 74. Germanin, sogenannte Thusnelda.
In der Loggia dei Lanzi zu Florenz.

strenge auf Standesheiraten halten und auf die Verbindung mit auswärtigen Edelsippen geradezu angewiesen sind. Und da wird dann bezeichnenderweise keine nationale Grenze gezogen, die ja überhaupt nicht in den Vorstellungen mitwirkt; wir finden vornehme keltische und römische Eheverbindungen edelbürtiger Deutscher und Ostgermanen. Dagegen für die einfacheren Leute umgrenzt sich die Brautfahrt durch den jeweiligen Begriff von diot, Volkszugehörigkeit. Synoden am Ende des 9. Jahrhunderts noch kämpfen dagegen, daß Alamannen, Bayern, Franken nicht untereinander heiraten wollen. Der Vermischung des Freienstandes durch höriges Blut setzt das ältere Germanentum eine große Strenge und mannigfachste Hemmnisse entgegen. Diese Hörigen (s. u.) sind eben, wenn auch vielleicht gutenteils Germanen — die Kriege untereinander brachten den meisten Völkerschaften doch noch mehr Gefangene als der Grenzkrieg gegen Nichtdeutsche, und hinzu kam Verknechtung — so doch auch dann keinesfalls Volksgenossen in jenem damaligen, engeren Sinne; der im Frieden, etwa durch Spiel, unfrei gewordene Deutsche wird über die Völkerschaftsgrenze verkauft.

Über die äußere Erscheinung der Germanen haben die Römer nur Worte der Bewunderung, jeder Spott wie über die zweiten damaligen Hauptfeinde des Reiches, die „ziegenäugigen" Parther, verstummt. Sie schildern Leute von hohem Wuchs, geraden Leibern und Gliedern, breiter Brust, in den Muskeln kraftvoll und behende, der ganze Körper ein Ergebnis von Jagd, Volksspielen, Ger- und Waffenübung, Krieg, überhaupt von vieler Bewegung im Freien, die mit behaglich ausgestreckter Ruhe abwechselt. Von Basternenzeiten her bis über die Heere Karls des Großen hinaus und bis zu den nordischen Warägertruppen der späteren Byzantiner wird von auswärtigen Schriftstellern die germanische Körpergröße gerühmt. Türme nennt einer die für das römische Heer geworbenen Franken des 4. Jahrhunderts, ein anderer im fünften gibt den Burgunden 7 Fuß Länge. Die Gräberfunde germanischen Inhalts zeigen ein weniger erstaunliches Ergebnis, im statistischen Durchschnitt schrumpft die Mehrgröße gegen heute auf Linienbreite zusammen. Es sind ansehnlich viel eigentlich große Leute dabei, die Durchschnittnahme aus der Gesamtheit drückt sie jedoch herab. Nun sahen aber die Römer vornehmlich die stattlicheren Leute, die bei ihnen Kriegsdienst suchten oder die gegen Rom auf Streifzüge gingen. Zumal in den Gefolgschaften wurde nicht jeder genommen; Tacitus deutet es schon an, und ebenso erzählen spätere Schlachtberichte, daß die erlesenen Sturmscharen der Führer und Könige hervorragend stattliche Leute waren. Das hat den Eindruck auf die Römer mitbestimmen müssen. Wir haben moderne Analoga; fremde Reisende, die nur die Residenzen und daher wesentlich Grenadiere sehen, geben etwas übertriebene Vorstellungen über unser Militärmaß wieder. Die Römer waren aber offenbar kleiner, als die heutigen, durch viel Germanenblut erneuerten Italiener. Sie bewunderten auch wohl die Größe der gallischen und helvetischen Kelten, die wiederum den Germanen nachgestanden zu haben scheinen.

Nur von blauen Augen der Germanen, die trotzig oder freundlich blicken, und hellen Haaren in allen Farbentönen des Blond berichten die Römer. Wenn also offenbar der Durchschnitt seitdem nachgedunkelt hat, besonders auf dem Boden der deutschen Eroberungsgebiete, so ist das nicht von vornherein eine Folge der Mischung, sondern reichlich so sehr von Lebens- und Kulturverhältnissen. In Fragen des Typus hat die ernsthafte Anthropologie neuerdings eher Warnungen als Ergebnisse verkündet, sogar auf dem Gebiete der Schädel- und Gesichtsmessungen, und am übelsten ist es angebracht, aus äußeren Merkmalen der einzelnen Deutschen Schlüsse über Blutmischungen des Gesamtvolkes und über die Familiengeschichte des Betreffenden ablesen zu wollen.

Das Gleiche, wie von den Männern, gilt von Gestalt und Farbe der Frauen, welche die Bewunderung der Römer nicht minder pries. Es waren kraftvolle, gesunde Erscheinungen, wie sie ein tätiges Walten hervorbringt, das noch kein aufreibendes Maß von Arbeit ist, und auf ihren Wangen blühten die frischen Farben des Lebens inmitten von Wald und Feld. Die Römerinnen waren sehr neidisch auf die Germaninnen, und man kann ihnen das nicht verübeln, wenn man an die Idealgermaninnen denkt, wie die Künstler sie schufen, oder an Worte, wie sie Ausonius über Bissula an den Maler richtet. Da nun stets die Art durchschnittlicher Frauen gewesen ist, das, was die eigene Erscheinung ihnen versagt, durch Kunst erreichen und durch Mode überbieten zu wollen, so haben sie ihre Haare „germanisch" gefärbt oder auch ersetzt, denn Kaufleute trieben einen richtigen Handel mit deutschem Haar nach Rom. Das freilich haben jene Frauen der Hauptstadt mit aller romanischen Kunst der Kosmetik am wenigsten machen können, daß, wie eine germanische Dichtung von schönem Weibe sagt, von ihren Armen Luft und Meer widerglänzten.

Verfassungsentwicklung.

Früher dachte man sich die Gründung von Staaten durch menschenbezwingende Nimrode geschehen. Jetzt weiß man, daß alle Verfassungsformen sich von unten her aus kleineren Einheiten aufbauen und daß die Entstehung und Ausbildung der menschlichen Gesellschaftsformen ein Kristallisierungsvorgang ist, bei welchem der Staat verhältnismäßig spät erreicht worden, das Fürstentum wiederum erst ein Produkt staatlicher Bedürfnisse ist.

Die älteste wirkliche Gesellschaftsform, die sich bildete, die Urzelle alles Verfassungswesens, ist die Familie. Vor dieser gab es nur die regellose Horde. Von der Familie kam man weiter zu der Verwandtschaftsgenossenschaft, für die die Ger-

manen das Wort Sippe gebrauchten. Die nächst größere und jüngere germanische Bildung ist die Hundertschaft, bei der besonders ihre über den Sippen waltende friedensrichterliche Funktion wichtig ist und weit in die historische Zeit hinein erhalten bleibt. Dagegen wächst, für die Zwecke gegenseitigen Schutzes und gemeinsamer Abwehr, die Tendenz zum Zusammenschluß sich weiter aus zur Völkerschaft, bei der alle alten Einrichtungen militärische Bedeutung haben. Denselben Schutz- und Trutzzweck verfolgen die Völkerschaften weiter durch Bündnisse. Eine Reihe von Bünden erlangt dauernden Bestand, der Bund wird zur Großvölkerschaft, beginnt sich als Stamm zu fühlen. Letztere Entwicklung hat jedoch erst das Fürsten- oder Königtum zurechterzwungen, welches in den einzelnen Völkerschaften entstanden war; besonders erfolgreiche Fürsten oder Könige haben ihre und ihrer Völkerschaft führende Stellung dem Bunde aufgejocht und ihn weiterhin als Großvölkerschaft zusammengehalten. Durch Wiederholung desselben Vorgangs im nächst höheren Stockwerk, durch Hegemonie eines Großvolkes oder Stammes über andere, sind die Reiche und diejenigen Anfänge von Nation entstanden, die sich als die der „Deutschen" bezeichnen lernten. Eine abermalige Ausdehnung dieser Analogie in die noch höhere Form des Allgermanentums hat bisher niemals stattgefunden.

Die Familie und die Sippe.

Die Familie entstand nicht so sehr aus dem Naturtrieb als aus dem Eigennutze des Mannes. Das Schonvorhandensein der Familie, das Leben in ihr brachte freundlichere Empfindungen und Auffassungen, die ersten Anfänge ehelicher Begriffe hervor, nicht umgekehrt.

Hier, wie überall auf dem Gebiet der volksmäßigen Verfassungsbildung, ist immer und immer wieder zu betonen: alles ist Übergang, fortgesetztes allmähliches Werden an verschiedenen Punkten zugleich. Wir haben da keine dekretierten Neuschöpfungen, die an irgend einem Termin mit allgemeiner Gültigkeit in Kraft treten. So war es schon mit dem Übergange von der Horde zur Aufteilung der Frauen, zur Errichtung der Familie gewesen.

Auch wird man die älteste Familie nicht nach standesamtlichen Begriffen auffassen. Sie ist eine kleine Gruppe von Menschen, die von der Führung Eines zusammen gehalten wird. Keineswegs grundsätzlich nur ein Ehepaar und dessen Kinder; auch Seitenverwandte (z. B. Schwestern des Mannes) halten sich zu ihr, und die Aufnahme von Nichtverwandten durch die uralte Form der Adoption geht gerade so praktisch und natürlich vor sich, wie das Ausscheiden von Mitgliedern. Was die Urfamilie kennzeichnet und umgrenzt, ist vielmehr die Herrenstellung eines Oberhauptes, desjenigen Mannes, der sie begründet hat; er will's bequem haben, für sich arbeiten lassen, ist der Sultan dieses Kreises. Bei den Indogermanen wird seine Oberhauptstellung durch die gemeinsame Sprachwurzel bezeichnet, die in manus und germ. munt vorliegt. Von Amazonen, Frauenherrschaft und derlei haben die alten und neuen Väter der Geschichtschreibung immer gerne gefabelt; und es gibt allerdings gewisse Ausnahmeerscheinungen, die irrtümlich in jene Richtung verstanden oder falsch verallgemeinert werden konnten. Normal jedoch hat der Mann seit den Anfängen der Gesellschaftsbildung, seit er solche Anfänge schuf, bis zum Jahre 1905 n. Chr. auf die Ausnützung seiner Bevorzugung durch die Natur vor dem abhängigen, empfangenden Geschlecht niemals verzichtet.

Übrigens war die Arbeit der Urzeit, für die das stärkere Geschlecht das schwächere — zähmte, keineswegs aufreibend, mit modernen Zumutungen nicht zu vergleichen. Die Urzeit kannte noch keine fortgesetzten Anstrengungen zu höheren Wirtschaftszwecken, noch keine Massenverwendung von Arbeitstunden und Arbeitskräften. Es handelte sich um die Herrichtung des Lagers in der Höhle, die Aufrichtung von Zeltstangen und deren Bedeckung mit Fellen, um die Herstellung von Schmuck und Kleidung, von Jagd- und Fanggeräten, um die Zubereitung des Erlegten und Gefangenen. Ferner sicherlich auch um das Herbeischleppen dieser Beute an den Ort der Mahlzeit; denn der Mann auf dieser Stufe wahrt seine Herrschaft durch grundsätzliches Nichtzugreifen bei allem, was er für sich tun lassen kann und will.

So halten's noch heute die Eskimos, so erfährt's auch Tacitus durch germanische Vermittlung von den finnischen Völkern und gibt's auf seine Art wieder: die Weiber gehen mit den Männern auf die Jagd und „erbitten die Beute".

Viehwirtschaft, schließlich Ackerbau fügen regelmäßigere, schwerere Arbeit hinzu. Das Weib paßt sich auch ihr an: je schwerere Arbeit es zu leisten hat, ob bei Naturvölkern oder in gewissen Schichten der Kulturvölker, desto ähnlicher ihr Körperbau und Knochengerüst dem des Mannes. Übrigens von der Kulturstufe der Viehwirtschaft ab muß auch der Mann mit zugreifen. Doch bleibt die Frau in die Ackerbaukultur hinein die eigentliche Arbeiterin, und auf alle Fälle wahrt der Familienherr bis an die mögliche Grenze sein bloßes Befehlen.

So ist die Arbeitskraft das älteste Eigentum. Der Grund und Boden stellt bis zum Ansässigwerden noch keinen eigenen Wert dar, sondern ein solcher liegt nur in der Möglichkeit seiner Ausnutzung durch vorhandene Arme.

Auf die natürlichste Weise wächst sich die Familie zum Verbande von Blutsverwandten aus. Bei den Germanen heißt diese Form Sippe. Was sie von der Familie unterscheidet, ist die gleichberechtigte Stellung der zugehörigen Hausherren. Sie ist also eine Genossenschaft, keine patriarchalisch geleitete Einheitsform. Eben deshalb kann es nicht mehr überraschen, wenn wir den Ausdruck für den Großvater, Ahn, als eine jüngere Begriffsbildung gegenüber den seitlichen Verwandtschaften fanden (s. o. S. 19). — Die Sippe ist festgeschlossene Schutz- und Trutzeinheit. Noch die geschichtlichen Zeiten wahren diesen ihren Urcharakter, u. a. auch darin, daß die Geschlechtsgenossenschaft die kleinste Heereseinheit bleibt. Schon dies setzt räumliches Zusammenbleiben notwendig voraus. Und eben auf solchem beruht die andere wichtige Eigenschaft der Sippe: Arbeits- und Wirtschaftsgenossenschaft zu sein. Für diese beiden höheren Zwecke hatte der Hausherr eine Anzahl Rechte an die Sippe abgetreten. Auf dieser von der Urzeit her an die Schwelle der historischen Germanenzeit heranreichenden Entwicklung von Familie und Geschlechtsverband sehen wir nun die Zustände des deutschen Altertums beruhen.

Die Hausherrengewalt nach innen, der Familie gegenüber, ist in aller Form noch ein Eigentumsrecht. Denn der Germane wirft nicht leicht weg, was er einmal in seinen Rechtsbestimmungen hat, selbst wenn er diese nicht mehr wörtlich zur Vollziehung bringen wird; bedächtige, harte Bauernklugheit nimmt den Charakter eines zähen Konservatismus im Recht an. Der Hausherr kann Frau und Kinder züchtigen. Er kann Kinder aussetzen lassen; als Veranlassung dazu haben deutsche Märchen, um von nichtdeutschen Vorfällen und Dichtungstoffen der Germanenwelt abzusehen, den Zorn über Mädchengeburten anstatt erhoffter] Knaben, sowie abergläubische, mythologische Motive aufbewahrt. Er kann die Frau töten. Doch mildert sich und schwindet diese Befugnis in den jüngeren und christlich gewordenen Zeiten, oder wenigstens er soll es nicht nach Willkür tun, wie das Langobardenrecht sagt, sondern aus vernünftiger Ursache. Ferner kann er Frau und Kinder verkaufen, auch in der Form des Verspielens. Sitte und zunehmende Kultur haben auch dies gemildert, aber wir haben doch mehrfach von solchen Verkäufen zu erzählen gehabt, wenn echte Not an den Mann kam und die begehrliche Hand des Römers sich nach der blonden Frau oder den blühenden Kindern des Germanen streckte, nachdem er ihm systematisch und rücksichtslos seine andere Habe genommen. Die Hausherrngewalt erstreckt sich auch über den alten Mann, der den Verpflichtungen eines selbständigen Haushaltsvorstandes gegenüber den Sippegenossen und dem Staat nicht mehr nachkommen kann und sich daher einem jüngeren Haushalt anschließt.

Dann schickt der Herr auf dem Hofe den Alten wohl mit aufs Feld oder braucht ihn sonst zu kleinen Verrichtungen. Das entspricht einem bäuerlichen und in allem kriegsbereiten Volke, dessen Ideale von Sohnesdankbarkeit noch hinter anderen zurückgeblieben sind und wo der Muntherr vorsichtig über seine Stellung wacht. Wer das Schwert noch führen und rechten

Ratschlag finden kann, der mag noch hundertjährig als Herr auf seinem Hofe sitzen oder wie Ermanarich auf dem Hochsitz walten; wem die Kraft der Glieder geschwunden ist und der Sinn stumpf geworden, für den ist das Leben von Rechts und von Staats wegen zu Ende. Das erkennt auch der Greis an, und mancher hat sich selber den Tod gegeben, anstatt den im Leben Stehenden eine morsche Zugabe werden zu mögen.

Die Frau gehört ins Haus nach Anschauung der älteren Deutschen. Mag eine kluge und tüchtige Frau innerhalb des Hauses die Souveränität des Mannes in Konstitutionalismus oder Parlamentarismus oder wie es unsere Staatsrechtler sonst nennen würden, verwandeln, in die Öffentlichkeit tritt sie nicht heraus. Selbst Veleda, deren Weissagungen einen ganzen Volksaufstand lenken, verkehrt mit den Fragern und Gesandtschaften, die zu ihr kommen, nur durch den berufenen männlichen Verwandten. Die Frau nimmt auch nicht mit eigenem Anspruch an der Geselligkeit teil; dies erlangt sie erst in der staufischen Zeit. Was jedoch die Stellung und Wirksamkeit der Frau in der Familie anlangt, da haben die germanischen Barbaren etwas entwickelt, wozu es das ganze klassische Altertum nicht gebracht hatte, nämlich die schöne Berufsteilung mit dem Manne als Herrin des Hauswesens und die Stellung an seiner Seite als Freundin, als Gefährtin des inneren Lebens. Dem germanischen Weibe liegt daran und darf daran gelegen sein, daß sie ihren Mann selbständig achten kann als den Herrn des Hauses, als Mann unter seinen Volksgenossen, als Krieger im Felde. „Ihre Nähe in der Schlacht ist den Germanen wie Weihe, ihr Lob das größte; ihren Müttern, ihren Frauen zeigen sie die erhaltenen Wunden, und diese haben keine Scheu, nachzusehen, wie viele es sind und wie schwer; sie tragen den Kämpfenden Speise und Aufmunterung ins Gefecht," schon haben sie einigemal die wankende Schlacht wieder hergestellt (Tacitus). „Ja, sie [die Deutschen] legen den Frauen etwas Ehrfurchterweckendes und Seherisches bei und verschmähen weder ihren Rat, noch vernachlässigen sie die erfragten Zukunftsprüche." Tacitus hat nach dem Wesen der germanischen Kultusmythologie vollkommen recht, die hauptsächlich von den Frauen geübte Weissagung in Zusammenhang mit jener ihnen erwiesenen verehrenden Achtung zu stellen.

Es darf trotz alledem nicht überraschen, zu finden, daß der Mann die Treue, die er von der Frau verlangt, ihr seinerseits nicht in gleich ausschließendem Maße hält. Sogleich am Eingang der deutschen Geschichte steht Ariowist mit zwei Frauen, und bis weit ins Mittelalter hinein kennen verehrungswürdige Persönlichkeiten wie Karl der Große die Treue des Mannes in unserem Sinne nicht. Wir haben auch dies wieder geschichtlich zu begreifen.

Die Anfänge der Ehe entstehen, wie gesagt, indem der selbstsüchtige Mann der Urzeit eine Frau als seine Arbeiterin auf kürzere, längere, dauernde Zeit, jedenfalls über ein flüchtiges Zusammentreffen hinaus an sich gewöhnt. Über seine Treue und selbst über ihre Treue ist damit noch nichts gesagt. Aber im Gegensatz zu Erscheinungen bei anderen Völkergruppen ist um so mehr hervorzuheben, daß gerade bei den Germanen die Ausbildung sittlicher Begriffe seit den Eheanfängen zur frühen, überaus strengen Forderung der Gattinnentreue und zur Heilighaltung jungfräulicher und überhaupt weiblicher Ehre hingeführt hat. Nur die Monogamie ist noch nicht dabei.

Mehrt sich in ursprünglichen Wirtschaftsverhältnissen das Bedürfnis nach Arbeitskräften, so werden eben die Frauen in der Familie vermehrt. Lernt man auf jüngerer Stufe, sich der Kräfte von Unfreien zur Arbeit bedienen, dann bildet sich die Vielweiberei, die Zahl der Frauen durchweg zurück, und allmählich folgt auch die sittliche Anschauung nach. Beim Eintritt der Deutschen in die Geschichte ist letzterer Prozeß noch nicht völlig abgeschlossen; rechtlich besteht die unbeschränkte Frauenzahl bis in die christliche Zeit, und unbekümmerte Merowingen haben noch mehrere echte Frauen gehabt. Aber schon Tacitus kann versichern, daß die Germanen „fast allein von den Barbaren mit einer Frau sich begnügen, ausgenommen die wenigen, die, nicht aus Begierde, sondern aus Standesveranlassungen sich mit mehrfacher Ehe umgeben."

Was die normale Einehe der einfacheren Leute angeht, so sei nicht unerwähnt, daß jede weitere Frau eine höhere Inanspruchnahme des Einkommens voraussetzt, was in an-

sässigen Wirtschaftsverhältnissen, weil man in solchen Hörige hat, nicht ohne weiteres durch die wirtschaftliche Ausnützung dieser Frau ausgeglichen wird. Außerdem hat bei den Germanen noch ein anderes die Beschränkung der Vielweiberei befördert, ein durchaus ethisches Moment: das ist die andauernde Fürsorge der Sippe der Frau für diese, noch nachdem sie in die Muntschaft eines anderen durch Ehe übergangen ist. Sie findet im ehelichen Güterrecht die Form, der Frau eine gewisse selbständige Stellung zu verschaffen, und hält außerdem zwischen der Frau mit ihren Kindern einerseits und ihrem Bruder anderseits ein engeres Verhältnis aufrecht, dessen Bedeutung dem knapp berichtenden Tacitus nicht entgeht.

Die Römer rühmen die späten Eheschließungen der Deutschen, den reinen Verkehr der jungen Leute untereinander. Was Tacitus mit trübseligen Seitenblicken auf die römische Kulturverwilderung preist, bestätigt sich durch anderweitige Quellen und durch die Rückschlüsse der kulturgeschichtlichen Germanistik; der Unterschied ist nur der, daß dann des Tacitus Bild gewissermaßen auf Porzellan gemalt erscheint, die Wirklichkeit dagegen mehr auf Eichenholz. Hier gewinnt noch der Jüngling die Jungfrau zur Ehe, ihren einzigen Mann und Eheliebsten fürs Leben heiratet das Mädchen und sinnt auf nichts mehr über ihn hinweg. Spät kommt der heranwachsende Jüngling zum Bewußtsein seines Geschlechts und tritt kraftvoll und unerschöpft ins Mannesleben. Cäsar hatte beobachtet: es bringe Anerkennung und Lob, lange unschuldig zu sein, das gebe die rechten Eigenschaften des jungen Kriegers; vor dem 20. Jahre von den Frauen zu wissen, werde zu den schimpflichsten Dingen gerechnet. Auch die Mädchen werden nicht früh verheiratet, sondern erst in vollerwachsener Blüte. So gibt es herrliche, gleichartige Paare, und die Kinder geben ein Zeugnis des kraftvollen Wesens der Eltern. Das sind schöne Dinge, und sie behalten ihr Verdienst auch, wenn wir hinzuzusetzen haben, daß bei den Germanen nicht nur alle absichtlichen Reizungen wegfielen, an denen sich die Unmoralität der römischen Jugend entzündete, sondern auch jene ungewollten, die überhaupt erst durch den verlorenen Unschuldzustand eines Naturvolkes psychologisch entstehen.

Über die Eingehung von Eheverbindungen verhandeln die Sippen.

Denn die Weggabe eines arbeitstüchtigen Mitgliedes geht von alters die Sippe als Wirtschaftsgenossenschaft an. Es gehört sich zur schicklichen Einleitung, daß ein angesehenes Mitglied aus der Verwandtschaft des Freiers feierlich und zeremoniös zu der Familie des Mädchens als Werber kommt. Dann bespricht sich der Verlober des Mädchens, d. i. ihr Vater oder wer sonst ihr Muntwalt ist, mit seinen Blutsfreunden, wenn er's nicht schon vorher in Voraussicht der Werbung getan hat. Die Zusage bedeutet eben die Entlassung aus der Muntschaft oder vielmehr deren Vertauschung. Was hier eine einfache Notwendigkeit der rechtlichen Sachlage ist, dauert darüber hinaus als Sitte fort: daß das Mädchen eines Verlobers bedarf. Im 13. Jahrhundert lebt die „mit Schande", die sich ohne Verlober dem Manne zugesagt hat, und Martin Luther, dieser rechte Spiegel deutscher Auffassungen, spricht aus: nach dem Willen, den Gott den Eltern gegeben hat, sollen die jungen Leute zusammenkommen und sich verheiraten.

Das alles bedeutet keineswegs sogleich die Vergewaltigung der Neigungen. Wir haben allerdings die Sicherheit, daß die Mädchen altgermanischer Zeit nicht gegen den Willen ihres Verlobers und ihrer näheren Verwandten heiraten konnten, die rechtsgültigen Formen entstehen eben erst durch diesen Willen. Wir haben das Beispiel Thusneldens, die ihr Vater dem Armin nicht gab. Sie war überdies einem anderen zugesagt, und solches Verlöbnis zu brechen war der schwerste Schimpf. Es ist denkwürdig, daß in solcher Lage die Liebe dieses ersten deutschen Weibes, dessen Herzensgeschichte wir erfahren, stark genug hat sein können, sich dem geliebten bewunderten Manne auch ohne Ehe hinzugeben und das schwere Geschick auf sich zu nehmen, die Sitte ihres Volkes gebeugt zu haben. Thusnelda bleibt in Segestes' Muntschaft, denn auch jene andere Verlobung hat ihr natürliches Ende gefunden, und wie sie, vermag Segestes ihren und Armins Sohn zu den Römern zu führen. — Umgekehrt haben wir die Gewißheit von Fällen, daß ein Mädchen durch ihre Gesippen nicht zu unlieber Ehe gezwungen wurde.

Nicht ganz hierher gehörig ist es, aber mag doch auch für die germanische Achtung des jungfräulichen Willens zeugen, wenn Hartmut zwar Gudrun ihrem Muntwalt und einem anderweitigen Verlöbnis raubt, aber obgleich sie sich ganz in seiner Gewalt befindet, ihre Ehre nicht antastet. — Die gefallene Jungfrau sieht sich einer eigentümlich aus Verachtung, Teilnahme und dem Verlangen, den Verführer zu strafen, gemischten Beurteilung gegenüber. Bonifatius berichtet über die sehr konservativen Sachsen, daß solchen Mädchen ihre Gespielinnen rieten, sich zu erhängen, dann würde über ihrem Leichen-Holzstoß auch der Räuber ihrer Ehre gehängt werden.

Wir werden nicht vergessen, daß in den ersten Jahrhunderten nach Christus, abgesehen von den Edelgeschlechtern, unter den Gemeinfreien weder soziale noch wirtschaftliche Unterschiede von Belang bestanden und bestehen konnten. Daher erheben sich Gründe, die Liebe von jungen

Leuten zu durchkreuzen, eigentlich nur aus dem etwaigen persönlichen oder sachlich motivierten Haß gegen den Freier, wie bei Thusneldens Geschichte nahe liegt, oder aus Streitigkeiten von Sippe zu Sippe. Solche kommen als novellistische Motive in der Volksdichtung vor. Ehehindernisse durch zu nahe Verwandtschaft hat erst das Christentum aufgebracht. Geschwisterehen freilich kommen bei den Germanen unseres Wissens nur noch in der Mythologie vor, aber das salische Volksrecht hält doch nicht ohne Grund ein ausdrückliches Verbot aufrecht. Dagegen finden wir Heiraten mit jeglichen Schwägerinnen gestattet, Chlodwigs Sohn Chlotar hatte sogar gleichzeitig zwei Schwestern als christliche Ehegattinnen. Ferner mit Geschwisterkind, Stieftochter und sogar mit der verwitweten Stiefmutter.

Freilich erzählen von allem, was die Herzen bewegte, ehe dann der Brautwerber sich aufmachte, die alten Formen des Rechtsherkommens nichts, so wenig als unsre Standesamtsgesetzgebung es tut. Aber wie sollte nicht auch in diesen Jünglingen und Mädchen, die wie die Kinder im Märchen aufwuchsen, die Stunde erschienen sein, da sie inne wurden, eben doch nicht Bruder und Schwester zu sein, da eine unsagbar schmerzliche Sehnsucht sie bei dem Gedanken überkam, eines Tages vielleicht nicht mehr miteinander zu sein, und aus der Sehnsucht, nicht zu verlieren, das Gewinnen- und Erringenwollen entsprang? Und kennen wir nicht so manchen allen Germanen gemeinsamen Volksbrauch, der uns von Liebe erzählt? Wir wissen, wie in den heimlichen Schicksalsnächten des Winters das Mädchen mit scheuem Bangen Glück oder Verzagen seines Herzens durch seltsames Beginnen zu erforschen suchte, und wissen von der jungen Birke oder Buche, die, wenn der Frühling kam, der liebende Bursch dem Mädchen vor das Haus oder auf dessen Dachfirst setzte. Und durch Geschichte und Dichtung, durch die Formen der Sprache erfahren wir in hundertfältigen Belegen, wie diese Neigung der jungen, reinen Germanenherzen kein aufloderndes und verrauschendes Gefühl war, sondern Minne, d. i. „Gedenken", Festhalten, starke und wahrhaftige, zwei Seelen und zwei Menschenleben in eines verschmelzende Liebe. Durch alles, was Sage und Dichtung der Süd- oder Nordgermanen an Herzensgeschichten ausgestaltet hat, geht die höchste Auffassung des Weibes und der Liebe zu ihr.

Die zeremoniöse Werbung durch Andere ist ziemlich in der alten Weise noch heute in denjenigen beiden Ständen erhalten, die am meisten das Herkommen wahren, im fürstlichen und im bäuerlichen. Nach altdeutscher Auffassung war es eine große Nichtachtung, wenn der Freier selber kam, und er mußte schon sehr viel voraus haben, um nicht mit zornigem Hohn weggewiesen zu werden.

Die Zerlegung der Brautheimführung in zwei Vorgänge, Verlobung und Heirat, finden wir beim Eintritt der Germanen in die Geschichte schon vollzogen.

Ethnographisch allgemein entspringt die Sitte des Verlobens dem Bedürfnisse, dem späteren Freier auch den Mädchenstand der Geworbenen, nicht bloß deren Arbeitskraft zu gewährleisten. Sie ist allgemeiner und älter, als die germanische Heilighaltung der Jungfrau um ihrer selbst willen. Gerade wegen dieser ihrer vorgeschrittenen Sitte finden wir bei den Germanen das Frühverlöbnis auf lange Sicht nicht als Norm, sondern dieses entspringt dann besonderer Sachlage, z. B. politischen Zwecken der Edelgeschlechter. — Wird die Werbung angenommen, so führt sie also zunächst zum Vertrag und zur Verlobung. Der Freier gibt als Entgelt für die Braut, als Muntschatz, Dinge, wie sie überhaupt das wertvollere Eigen jener Zeit sind: etwa ein schönes Roß mit voller Aufzäumung, oder Waffen, in erster Linie aber Rinder. Wie pecunia von pecus abgeleitet ist, so dient auch bei den Germanen das Rind als Zahlungsmittel.

Diese „Kaufehe" ist durchaus die Regel und die rechtsgültige Form geworden. Aber gänzlich sind auch die anderen Formen noch nicht vergessen und überwunden, in welchen einst der Mann sich in den Besitz eines Weibes setzen konnte, und so führen sie uns wieder direkt in urälteste Zustände der Menschheit zurück. Der begehrende Mann kann das Weib auch rauben. Je weiter zurückliegende Zeiten, desto häufiger muß dieser kostenlose Frauenerwerb gewesen, Streit und Krieg durch ihn veranlaßt worden sein. (Auch in den halbverhüllten Anfängen jener großartigen Reihe zielbewußter Skrupellosigkeiten, die man die römische Geschichte nennt, steht ein Massenraub sabinischer Frauen.) Bei den geschichtlichen Germanen ist der Frauenraub nicht völlig ausgetilgt, aber man hat ihn bei der Heranbildung von Gesetzes- und Rechtsbegriffen ausgenommen und bekämpft. Es fehlt ihm jede rechtsbegründende Wirkung, die „Raubehe" ist keine gültige Ehe und verfällt dem frühdeutschen, wie nachmals dem mittelalterlichen Strafrecht. Hohe Bußen oder den Tod setzt das Volksrecht auf solche Entführung, bei den Friesen durften selbst die Kirchen erbrochen werden, in die sich der Mädchenräuber verschanzte. Freilich wie es dem germanischen Recht eigentümlich ist, nicht immer radikal zu sein, sondern für Ausnahmefälle eigentümliche Auswege offen zu lassen, so auch hier. Zum Beispiel bleibt nach Hamburger Stadtrecht des 13. Jahrhunderts der Frauenräuber straflos, wenn die den Ihrigen Entführte über 16 Jahre

alt ist, freiwillig zugestimmt hat und ohne alles Mitnehmen von Habe, nur mit dem, was er ihr gibt, dem Manne folgt. Überdies beschäftigte der Frauenraub mit einer gewissen Vorliebe die Phantasie. Deutsche wie nordische Dichtungsstoffe geben Zeugnisse genug dafür, und als mit den Kreuzzügen die Abenteuer des Morgenlandes alle anderen überflügelten, traten an die Stelle der Sagen von geraubten germanischen Königstöchtern die Erzählungen von Sarazeninnen, welche durch kühne Ritter entführt wurden. Dagegen hat man das geschichtliche Beispiel Armins und Thusneldas mit Unrecht hierhergezogen, Armin hat die Geliebte ihrem Vater eben nicht geraubt, vielleicht es nicht vermocht. Vornehmlich hat sich die Erinnerung an den Frauenraub in Hochzeitsgebräuchen erhalten, in dieser unschuldigeren Form sich sogar noch verallgemeinert und der Kaufehe als scherzhafte Ergänzung hinzugesellt.

So gut wie verschollen dagegen sind andere allgemeine Urformen des Frauenerwerbs: daß der Mann den Wert des Mädchens bei ihrer Familie und deren Oberhaupt abverdient (wie der biblische Jakob) oder auch, daß er ganz in die Familie des Mädchens eintritt. Dann verzichtet er eben darauf, ein selbständiges Familienhaupt zu werden. Auch letztere Form hat weiteste ethnographische Verbreitung. Natürlich gehören dann auch die Kinder in die Familie ihrer Mutter. Mit anderen Worten, es entsteht *Mutterrecht*. Eine vielverdeutete Ausnahmeerscheinung, man hat insbesondere wohl die junge Frau ganz irrtümlich als die Trägerin eines rechtlichen Übergewichts über ihren Mann angesehen. Das Mutterrecht, unter welchem das des Gatten erlischt, erhöht über letzteren nicht die junge Frau selbst, sondern nur ihre Familie und deren Oberhaupt, sei es der Vater jener Frau, ihr Bruder, ihr Schwager oder selbst ihr Neffe. Bei den geschichtlichen Germanen kommt, sittlicher, sozialer und wirtschaftlicher Sachlage entsprechend, keinerlei Formen des Mutterrechts Bedeutung mehr zu, höchstens kann man die Stellung der Schwiegersöhne in mächtigen regierenden Familien im faktischen Sinne hierherziehen.

Die Braut der germanischen Kaufehe bekommt ihrerseits, was Tacitus nicht richtig verstanden hat, was aber aus Quellen einheimischer Natur desto deutlicher erhellt, eine *Mitgift*, die zugleich als Erbabfindung erscheint. Diese Mitgift oder *Heimsteuer* ist jedoch kein alter Bestandteil des Verlobungsvertrages, denn die ursprüngliche Gegengabe für den Kaufpreis, den Muntschatz, ist die Braut selbst, die Veräußerung der Muntschaft über sie. Die Mitgift ist vielmehr eine Neuschöpfung der weiterdauernden Fürsorge von seiten der Frauensippe für ihr ausgeschiedenes Mitglied und soll der Vermählten eine gewisse privatrechtliche Selbständigkeit geben. Denn die Mitgift bleibt ihr Gut, der Mann hat zwar Nießbrauch davon, aber nur in ganz bestimmten Fällen ein Veräußerungsrecht. Noch wieder etwas anderes und nicht mit dem an die Familie der Frau zu gebenden Muntschatz zu verwechseln ist die *Morgengabe*, die die Neuvermählte persönlich von dem jungen Gemahl erhält und deren Sinn und Ursprung in dem Worte selbst liegt. Ferner bildet sich, je mehr angesichts fortschreitender Wirtschafts- und Kulturbegriffe der alte Muntschatz verblaßt, als Gegenleistung des Mannes für die Heimsteuer deren „Widerlage" aus, das Gut, das er zum persönlichen Genuß seiner Frau, zu ihrer „Leibzucht" oder ihrem „*Leibgedinge*" bestimmt und das auch ihr *Wittum* wird.

Mit dem Verlöbnis gehörte die Jungfrau von Rechts wegen dem Freier. Eine Rückgängigmachung des Verlöbnisses, gleichviel von welcher Seite, galt als äußerste Schmach und ward zur Quelle unversöhnlichen Familienhaders. Auch das Recht schützte möglichst die einmal verabredete Verlobung oder „Mahlschaft" (von demselben Wortstamme wie Gemahl). — Altes Symbol der Muntschaftsübergabe an den Freier war das Schwert als Zeichen der Herrengewalt. Den Römern abgelernte Sitte fügte auch den *Ring* hinzu, und zwar in der Weise, daß ihn nur der Bräutigam der Braut reichte oder vielmehr sie den Ring von dem hingehaltenen Schwertknauf abnahm. Der Ring wurde also als eine Widerlage gegen die Schwertreichung benutzt.

Der Verlobung folgt in entsprechender Frist die *Vermählung*. Sie ist Fest, hôhezît.

Es entsprang den bäuerlichen Lebensverhältnissen, wenn man sie am liebsten in das Spätjahr nach getaner Ernte verlegte. Die Tage des zunehmenden Mondes wurden bevorzugt. Im festlich geschmückten Hause der Braut vor den geladenen beiderseitigen Verwandten, die sich mit den Dorfgenossen noch decken, fand die Übertrauung der Braut an den Gemahl statt. Sie geschah durch nochmalige Vornahme der Verlobungszeremonien, dazu ward ihm mit formelhafter Eindringlichkeit die Bitte gesagt, ihr rechter und freundlicher Muntwalt und Schützer, ihr Herr und ihr Trost zu sein. Schon, wenn der Bräutigam zur Hochzeit kam, begannen Neckereien, deren Einzelheiten sich an Frauenrauberinnerungen hielten: Verstecken und Verleugnen der Braut, ihr Verhüllen mit Linnentüchern, ihr Vertauschen mit irgend einer alten Person von wenig Reiz, aber gutem Humor, und derlei mehr. Brautgesänge, heidnisch-gottesdienstliche Gebräuche, ja auch das Wagnis schicksalerfragenden Loswurfes leiteten von der Übertrauung zum Festschmaus hinüber. Dieser erledigte sich sehr langsam, damit die Kräfte der Bewirteten weniger erlahmten, weshalb dazwischen auch allerhand Kurzweil getrieben und (wenigstens mittelalterlich) getanzt wurde. Kam

dann der Abend, so ward das Paar in die Brautkammer geleitet und zwar mit Fackeln, daher gehört zu fürstlichen Beilagern bis heute der Fackeltanz.

Mehrere Tage ging es mit Schmaus und Fest dahin, denn die Altvordern feierten gerne ausgiebig. Die Heimführung der „Braut", wie die junge Frau noch genannt wurde, geschah in der Regel am Schluß der eigentlichen Hochzeit. Dann thronte sie mit ihrer Heimsteuer auf dem Wagen, was man beim Landvolk noch jetzt erblicken kann, und hielt in der Hand die Spindel, das Symbol der Hausfrau; er mit seinen Freunden ging oder ritt nebenher. Dieser Tag gab wieder Gelegenheit, den Brautlauf und andere Rudimente des Frauenraubes anzubringen, das Haschen der davonlaufenden Braut und scherzhafte Kämpfe des Bräutigams um sie. Bei dem Eintritt in ihr künftiges Gehöft wurde die Braut unter formelhaften Zeremonien um den Herd und den Düngerhaufen herumgeleitet und damit in die Sphäre ihres Waltens eingeführt. —

Die *sprachliche* Herkunft von westgermanisch „Weib" ist noch immer nicht klar; das Wort hat alt eine durchaus edle Bedeutung Dasjenige indogermanische Wort (γυνή usw.), welches im Gotischen als qinô, qêns, im heutigen Nordgermanischen als dänisch-norwegisch kone, als schwedisch quinna das Weib bezeichnet, verliert im Westgermanischen diese allgemeine Bedeutung und kommt heute nur noch als englisches queen vor, für die höchststehende Frau. „Frau" selbst hat nichts mit verheiratet oder ledig zu tun, sondern bedeutet Herrin als Femininbildung zu frô, Herr. Mittelalterlich heißen daher auch unverheiratete Erbinnen, Töchter von Königen und Edlen, jungfräuliche Äbtissinnen „Frau", wovon ein Rest des Sprachgebrauchs in Klöstern und Damenstiften übrig geblieben ist. — „Magd" ist die weibliche Form eines jetzt verschollenen mago, Sohn, Knabe, das eine vorgermanische Verwandtschaft im keltisch-gälischen Mac (Mac Aulay usw.) hat. Sie bezeichnet zuerst das weibliche Kind bis zum Heranwachsen, dann in enger gezogener Bedeutung die Jungfrau. Erst ziemlich neu bürgert sich für letztere das Diminutiv Mädchen ein, während das barschere Magd dem weiblichen Knecht verbleibt. Trotzdem ist sowohl bei jenem mago, wie bei Magd die dienende Nebenbedeutung etwas an sich Altes, wofür noch an Knabe, Knappe erinnert sei; die sachliche Erklärung dieses Doppelsinns liegt in der Munt, welcher alle von Anfang an unterstanden.

Über die *Treupflicht der Frau* ward schon gesprochen. Sehr selten, sagt Tacitus, kommt eine Verletzung vor; wenn sie je geschieht, hat der Mann das Recht, die Frau mit schimpflich abgeschnittenen Haaren und nackt, also indem er ihr jegliche Habe nimmt, aus dem Hause und durch das Dorf mit Schlägen zu treiben. Ihre Verwandten sind dabei: das Ganze ist eine Form der Entsippung und Friedlosmachung, ihr Bleiben unter den Menschen hat keine Statt und keinen Schutz mehr. Wir wissen ferner von dem Rechte des Mannes, das verbrecherische Paar auf frischer Tat zu töten, und daß jenes von Tacitus berichtete Verfahren nur eine mildere Ausübung seines Tötungsrechtes war. Auch wenn er gerichtlich überführt wurde, straften die älteren Rechte den Eheverletzer sehr schwer, häufig durch Tod. Dagegen war der urzeitlich strenge Brauch zur Ausnahme herabgesunken, daß die Frau dem Manne ihre Sorgfalt und Treue übers Grab hinaus verbürgen mußte, indem sie sich auf seinem Grabe tötete. Worauf es hierbei ankam, war das Verlangen des Mannes, nicht ohne sein Weib ins Totenreich hinüberzugehen. Um von epischen Beispielen abzusehen, erfahren wir diesen *Witwentod*, durch Erhängen, von den Herulern. Das Erhängen ist, wie auch im Strafrecht, der alte Weibertod und gilt als das rascheste Eingehen in Wotans, des Windgottes, Seelenheer.

Die *Kinder* sind des Hauses Stolz und Frohmut, den Mädchen gilt schon alte deutsche Vaterfreude nicht minder als den Knaben. Vorausgesetzt, daß letztere nicht ganz fehlen, denn sonst fällt manches harte Wort gegen die unschuldige Frau, und Zurücksetzung, Verstoßung, Scheidung (an sich sehr selten, später auch von der Kirche bekämpft, aber immer wieder mit Dispens zugelassen), Hinzunahme anderer Frauen sind die Folge. — Dem neugeborenen Kinde wird nach einigen Tagen unter Wassergießung sein *Name* gegeben. Durch die Namengebung wird die Zugehörigkeit nach Familie und Sippe angedeutet.

Etwa durch *Alliteration*, um so reichlicher, wenn die Dichtung an der Zusammenstellung gestalten kann: Gibich, Gunter, Gernot, Giselher. In anderen Fällen durch *Reim*, so gibt es drei fränkische Brüder Ado, Dado und Rado. Vor allem aber durch Verwendung

derselben Hauptsilben. So haben wir die Segi-Namen der Cherusker, die Thiuda-Zusammensetzungen in Theoderichs Familie, und zahllose andere Beispiele. Zusammengehörigkeit deuten diese ersten Silben, Verwechslungen zu verhüten sind die Wandelformen der Endsilben bestimmt; schwerlich heißt ein Sohn wie der Vater, eher wiederholt sich des Großvaters Name. Wir haben ferner Namen, die in den Endsilben übereinstimmen, in den Anfangsilben alliterieren, wie Walamer und Widemer, Hildebrant und Hadubrant. Alles dies erschöpft das Spiel der Namen noch nicht. Den Mädchen werden nicht minder stolze Namen als den Knaben beigelegt. Auch hierin liegt die durchaus nicht geringere Würdigung ihres Geschlechts; ja die germanische Phantasie liebt es, die Mädchen mit recht herben, kampftrotzigen Namen in das Leben zu stellen.

Zur Bildung der Personennamen werden überwiegend zwei Wortwurzeln zusammengezogen, von denen die erste den Ton und den Namen trägt; wird dieser zur Koseform verkürzt, so bleibt jene erste übrig, selten (in Trude von Ger-trud) weicht sie der zweiten. Die verwendeten Stammwörter spiegeln Lust und Weltanschauung der Germanen wieder. Wir finden überwiegend Kampfeigenschaften, denn, wie ein Sprachforscher betont, „alle intellektuellen oder moralischen Begriffe der altgermanischen Zeit stehen oder treten in Beziehung zu Krieg und Kampf". Da sind: gund, hilt, had(u), bad(u) (alles: Kampf); bald, auch baud (kühn), held, fri (frei), hart, swint, muot, grim, ma(c)ht, chario, hario, heri (Heer und Volk), folk, liut, fara (Heerschar). Von Waffen geis, gis, ger, widu (Speer), sa(c hs, brant, (c)haru, (c)heru, (alles Schwert), helm, lint (Lindenschild), Brünne. Wir finden Wolf und Rabe, die Begleiter des siegspendenden Gottes; die Stärke des Braunen, des Bären; finden Sieg, Ruhm: (h)rod und mer oder mar. Auch sehr viel den „Frieden". Aber das ist nicht der, für den neuere Friedensfreunde schwärmen, sondern das ist der Friede der Opfer- und Thingversammlung, und er leitet hinüber zu den Begriffen des Ordnens, Leitens, Herrschens, den Namen mit wîs, rât, walt, rîks oder rich, ad, adal, und zu alah, gotisch alhs, Heiligtum, zu thiot, theot, diot, diet, Volk, d. h. zu Eigennamenbildungen, die nicht jedem zukamen. Auch das „heilen" in Namen der Frauen ist vor allem das Heilen von Kriegswunden. Sonst klingen freundliche Eigenschaften in liub, wini (freundlich, Winfried usw., Winland, ohne Bezug auf Wein), holt, trut. Rûn deutet Schicksalskunde, daher besonders bei Frauen, (Sigrun, Friederun). Und dann klingt Schönheitsfreude in zahlreichen Namen auf, zumal beim Weibe: Farben wie Schnee und Schwan, Bilder von stolzen oder gern gesehenen Tieren, strahlende Herrlichkeit wie funkelnde Waffen, wie Sonne und lichter Tag (Sunigilt, Dagmar, Dagahilt). Das alles sind also Namen, die ihren Träger auszeichnen und rühmen sollen. Andere werden gegeben, um durch des Kindes Namen Dritte zu ehren, daher den Hunnen zu Ehren die Hunwulfs, Hunigais, Hunimunt der Ostgermanen, die keltisch angehauchten Namen bei den Westgermanen der Grenze, die Namen der einen deutschen Völkerschaft in hervorragenden Personennamen der anderen. Schließlich gehören hierher, in freilich anderer Weise, auch die Römernamen von Germanen.

Mit dem Christentum dringen die Bibel- und Heiligennamen ein, ihr Gegensatz gegen die nicht im Festkalender stehenden Heidennamen beginnt, ohne jedoch allzu merklich zu werden. Sie haben die alte reiche Fülle der deutschen Eigennamen wohl etwas zusammengedrängt, dennoch fristet sich diese bis ins 13./14. Jahrhundert. Um diese Zeit ist ihr ein viel schlimmerer Gegner entstanden. Das sind die Familiennamen, die den Beruf, eine größere Menge von Personen zu unterscheiden, auf sich übernehmen und diese Aufgabe durch Kombination mit dem sich ohne praktischen Schaden verengernden Kreise der nunmehrigen „Vornamen" lösen.

In die Muntschaft und die Familie des Hausherrn gehören die Unfreien, mögen sie auch außerhalb des Gehöfts Verwendung finden, wobei dann weniger an abgesonderte Ackerbestellung, als an ähnliche Arbeitsverhältnisse, wie die der Sennen zu denken ist. Als Entstehungsursache von Unfreiheit kommen Unterwerfung, Gefangenschaft, daneben Verkauf seitens des Muntherrn oder Selbstverkauf bei Überschuldung (durch Spiel oder hohe Sühnbußen) in Betracht, doch werden unfrei gewordene Landsleute der eigenen Völkerschaft über deren Grenzen verkauft. Die Hörigen, die im Gegensatz zu dem Freien (Freiling, Freihals, Freels) stehen und deren Stand auf die Kinder vererbt, sind weder Volksgenossen (d. h. Genossen der Völkerschaft) noch haben sie irgend ein Personenrecht. Der Herr verfügt über sie wie über sein Vieh, nach Sachenrecht; und ebensowenig wie sein Vieh wird er sie

grundlos schlecht behandeln. Es wird vielmehr ausdrücklich die menschliche Behandlung der Knechte bei den Deutschen erwähnt, auch daß sie selten geschlagen oder gefesselt werden, wohl aber im Zorn gelegentlich getötet. Der Hörige kann nicht unter das Strafgesetz fallen, sondern nur Schaden anrichten, für den sein Herr haftet. Freilassung, die aber keinen erheblichen Unterschied bringe, erwähnt schon Tacitus, und wir kennen sie aus den späteren Rechtsquellen als zu „minderem" und zu „höherem Recht" vorkommend. Ihr Wesen ist eine gewisse persönliche Rechtsfähigkeit, eine Herabsetzung der Leistungen und bei der „höheren" Form auch die Freizügigkeit. Volksgenossen zu sein, kann auch die Freilassung den Hörigen, den nunmehrigen lazzi (althochdeutsch) nicht verschaffen, weil sie ihnen keine eigene freigeborene Sippe geben kann. Sie bleiben daher in Schutzabhängigkeit von dem Freilasser und seiner Familie. Anders ist es, wenn die Volksgemeinde selbst, in Ausnahmefällen, die Rolle des Freilassers ergreift und den Mann in sich aufnimmt. Ja, als an die Stelle der Volksgemeinde der König tritt, zu einer Zeit, wo dessen Gewalt überhaupt im Begriff steht, die alte Volkssouveränität der Freien zu durchbrechen, da steigen schließlich seine Freigelassenen an tatsächlicher Bedeutung sogar über die Freien empor und mischen sich unter den Dienstadel.

Neben diesen Haushörigen und den daraus Freigelassenen, deren Zahl nie erheblich war, kennen wir ganze unfreie Bevölkerungen. Es sind unterworfene Vorbewohner, die man in die freie Volksgenossenschaft nicht aufgehen läßt. Unter Umständen können dies sonstige Deutsche sein, da landsmannschaftliche Vorstellungen über den jeweiligen Sinn von „Volk" hinaus (s. S. 109 und 128) noch nicht ausgebildet waren. So machten die Sachsen, als sie mit den Söhnen Chlodwigs im Bunde das Thüringerreich besiegten und verkleinerten, die Bewohner ihres Anteils zu Liten. Liten oder Laeten war der Name dieser Leute bei Sachsen (nebst Angelsachsen), Friesen und Franken; die Langobarden und die Bayern dagegen nannten die ihrigen Aldien (aldjo). Sie waren an die Scholle gebunden und zu öffentlich festgesetzten Abgaben und Diensten verpflichtet, hatten aber selbständige Lebensführung und eine gewisse Rechtsfähigkeit.

Auch bei den Unfreien bestand eine formengemäße Ehe, aber durch ihre Rechtlosigkeit wurde diese vielfältig beeinträchtigt. So erschwerte oder verbot man es aus natürlichsten praktischen Gründen, daß sie aus einer Wirtschaftsgemeinde in die andere hinüber heirateten. Mittelalterlich haben Grundherrschaften untereinander, insbesondere die Klöster, förmliche Kartelle geschlossen, in denen das Connubium ihrer abhängigen Leute geregelt wurde. Ferner konnte der Herr die Ehe seines oder seiner Hörigen, wenn er Unzuträglichkeiten fand, einfach aufheben. Hiergegen ist erst die Kirche schärfer vorgegangen, im Verein mit ihren schließlich erfolgreichen Bestrebungen, die Ehe, gleichviel welchen Standes, zum Sakrament zu machen.

Wir fanden schon oben die Neigung der Sippe, ihre Angehörigen durch deren Eigennamen zu kennzeichnen; um so mehr trägt sie selber einen zusammenfassenden Namen. Mit ganz verschwindenden Ausnahmen gehen diese Sippennamen auf die patronymische Endung -ingen oder das ganz gleichbedeutende -ungen aus. Sie wollen damit den Verwandtschaftszusammenhang kennzeichnen. Natürlich gibt nicht gerade der für uns ältest feststellbare Ahn den Namen, weshalb es falscher Berichtigungseifer ist, etwa statt Karolingen Arnulfingen einbürgern zu wollen. Es ist überhaupt sehr zweifelhaft, ob der Sippenname grundsätzlich an einen ältesten resp. sehr alten Ahn anknüpft, zumal wir Fälle kennen, wo er gewechselt wird. In den Zeiten der Königsmacht gehen leicht die Namen der Herrschersippe auf die beherrschten Volksteile über. Dahin gehört die Scheidung der Wandalen in Hasdingen und Silingen, vielleicht sogar der gotischen Greutungen und Terwingen; von Karlingen anstatt Franken

wird frühmittelalterlich gesprochen, der Name Nibelungen im Liede schließt die Recken und Mannen mit ein.

Wir kennen viele Hunderte Namen von Sippen. Von den einfachen Bauernsippen, die die große Geschichte nicht nennt, reden die Ortsnamen. Alle die Ortsnamen auf ingen, ungen, ing, ung, die über das gesamte Germanengebiet verbreitet sind, decken sich mit dem Namen der besiedelnden Sippe. Wenn die langsam nomadisierende Sippe weit zurückliegender Vorzeit ihre leichten Zeltdörfer aufstellte, bezeichnete sich die Lagersiedlung natürlich genug mit dem Namen der dort Lagernden, der Platz war derzeit „zu den" Wieblingen, Baldingen oder wie sie hießen. Auf diese Weise, nebenbei gesagt, ist zu aus einem besitzanzeigenden ein ortsanzeigendes Fürwort geworden Als sie fester ansässig wurden, verfuhren sie zunächst nicht anders; der Ort hieß auch jetzt einfach mit ihrem Namen. Dies war ohnedies zweckmäßig, denn die Sippe war der kleinste Heereskörper, und die Volksgemeinde hatte auf diese Weise bequeme Übersicht. (Selbst im späteren Mittelalter noch kommen Ortsbezeichnungen wie „zu den Singeldingen" in Urkunden vor.) So erklärt es sich auch, weshalb die Alamannen die keltischen Ortsnamen des Dekumatengebiets bis auf Ausnahmefälle (z. B. Zarten, Tarodunum im Dreisamtal des Schwarzwaldes) hinweggewischt und das Land mit ihren ingen-Namen besät haben. Wo nahe dem Zusammenfluß von Brieg und Breg zur Donau ein stattliches keltoromanisches Brigobannis lag, ersetzten die alamannischen Besitznehmer diesen Namen durch Hüfingen; zu vielen Malen liegen die Mauerreste der Dekumatensiedlungen und Landgehöfte im Grund und Boden von Orten mit deutschen Namen, wie Stühlingen, Bräunlingen, Aulfingen, Blansingen, Schliengen usw. Und ebenso verfuhren die einrückenden Deutschen in den eigentlichen Provinzen, in Norikum, Rätien, Germania, Belgica. Nur die größeren Orte, die auch nicht bloß einer Sippe zufallen konnten, behielten ihren römischen Namen, in Eindeutschung, wie Köln aus Colonia (Agrippina), oder, wie Aquae: Baden, in Übersetzung.

Hundertschaft und Völkerschaft.

Verletzungen des einzelnen waren Verletzungen seiner Sippe. Sie übernahm seine Sache als die ihre und rächte sein Blut durch Blut. Ausgeschlossen war es nicht, daß die in Fehde befindlichen Sippen früher oder später nach gütlicher Verständigung trachteten oder durch dritte hierzu veranlaßt wurden. Aber zunächst verbürgte noch nichts, daß derjenige Teil, dem durch die friedliche Beilegung der größere Verzicht oder Ersatz auferlegt wurde, sie nicht wieder brach. Da ist denn diese Bürgschaft herbeigeführt worden durch eine neue, höhere Form des Zusammenschlusses, durch die Vereinigung einer Anzahl von Sippen zur Hundertschaft. Ihre Anrufung allerdings blieb noch bis in die historische Zeit dem Belieben der verletzten Partei überlassen, es gab neben dem Friedensvertrage vor der Hundertschaftsgemeinde immer noch die freie Selbsthilfe, die Fehde und die Blutrache der Sippen. Aber wenn einmal diese Gemeinde angerufen und ein Sühnevertrag vor ihr herbeigeführt war, so hielt letzteren die Hundertschaft aufrecht, indem sie im Falle eines Vertragsbruches die Sippe des Schuldigen zwang, diesen zu entsippen. Dadurch ward er seiner Beistände verlustig, friedlos, ohne Schutz, ohne Vergeltung einem jeden preisgegeben, und zugleich existenzlos, weil seiner Anrechte am Sippeneigentum verlustig. Sein Leben endete im Buschwalde, wenn der Davonfliehende diesen überhaupt noch erreichte. Wargs, wie den jagenden, die Herden würgenden Wolf, den jeder tötet, der kann, so nannten einen solchen Mann die skandinawischen Germanen.

Aus diesen Anfängen wächst allmählich ein germanisches Gerichtswesen heran. Aber noch die Jahrhunderte der älteren historischen Zeit zeigen die vorsichtige Langsamkeit, womit das Bauernvolk diese Schöpfung ausbaut und ihre Zuständigkeit erweitert, die Zurückhaltung, welche die Hundertschaftsgemeinde sich auferlegt. Es ist noch immer kein Gebot, die Streitigkeiten vor sie zu bringen. Wenn der Geschädigte keine Fehde will, so lädt er den Schädiger vor die Hundertschaft, nicht sie läßt ihn

holen. Vor ihr als Gerichtsgemeinde reden Kläger und Beklagter hin und her, nicht die Mitglieder des Gerichts fragen und verhören. Das Gericht veranstaltet keine Untersuchung; von einem wirklichen Beweisverfahren ist keine Rede. Mit ihrem Manne kommen beiderseits die Genossen seiner Sippe, stehen zu ihm und schwören auf ihn bei dem Gott, der über der Thinggemeinde waltet. Aber sie sind nur „Eideshelfer", moralische Beistände, und alles eher als Beweiszeugen. Und das Urteil besteht nur darin, daß das Gericht die vor ihm ausgemachte Sühne in eine feierliche Formel setzt. Das tut sie durch Vollwort, durch den Spruch, den die ganze Gerichtsgemeinde miteinander abgibt; richterliche Beamte oder Ausschüsse sondern sich noch nicht aus ihr ab.

Nur uns Nachlebenden mit unseren minder naiven Zahlbegriffen kommt „die Hundert" (denn so lautet die alte westgermanische Bezeichnung dieser Genossenschaft, von dem Zahlwort „hund" abgeleitet) wie bestimmt abgezählt vor. Jenen einfachen Leuten drückte das Wort die unbestimmte größere Anzahl aus, wie bei uns den Kindern noch und wie wir Erwachsenen mindestens von Tausend ab („tausendmal", „tausend Grüße", ein „Millionär") die Zahlworte zugleich unbestimmt gebrauchen. Mit „hund" (entsprechend ἑκατόν, centum) hörten die ältesten, aus der indogermanischen Gemeinschaft stammenden Zahlbegriffe der Germanen auf, tausend ist schon ein zusammengesetztes Wort (þûs-hundi, „viel hundert") und hund(ert) selbst schwankt in seinem Wert zwischen 100 und 120 (dem später sog. Großhundert). Bemerkenswert ist, daß das abgeleitete Wort Hundert schließlich die ältere Wortform hund verdrängt und sich an ihre Stelle gesetzt hat. Die Hundert war und blieb eben lange die wichtigste Sprachverwendung dieser Zahl.

Aber der Ausdruck Hundert hat nun in den minder zahl-naiven Köpfen von jeher viel Verwirrung angerichtet. Zunächst bei Cäsar und Tacitus, die in ihre Angaben über die Stärke germanischer Völker merkwürdige Zahlkonstruktionen eingemengt haben, womit sie der in Erfahrung gebrachten Tatsache, daß diese Völker sich und ihr Heer aus Hunderten zusammensetzten, gerecht werden wollten, Cäsar durch seine hundert Bezirke der Sweben, Tacitus desgleichen bezüglich der Semnonen. Den Gelehrten des 19. Jahrhunderts ist es nicht anders gegangen, nur haben sie anstatt der „hundert Bezirke" die Hundertzahl in dem Genossenbestande der Hundertschaft finden wollen. Dem gegenüber sei von allen Gegengründen nur der eine hier erwähnt: daß die Hunderten, auch als sie von den jüngeren Völkerschaften als Unterabteilungen für Heeres- und Gerichtszwecke weiter verwendet wurden, doch niemals neu eingeteilt wurden, was bei den physischen Veränderungen der Kopfzahl doch fortwährend nötig gewesen wäre, wenn es gerade 100 (oder 120) hätten sein sollen. Sie bleiben als die alten Verfassungskörper, die sie sind, in unverkünsteltem Bestande, und es ändert sich nur die Zahl der vollmündigen Männer, aus denen sie bestehen.

Die Völkerschaft (folk) ist eine abermals größere, durch Zusammenschluß herbeigeführte Vereinigung. Sie dient nicht den inneren Friedenszwecken, sondern überläßt diese noch auf lange hinaus den Hundertschaften, von denen sie je eine größere oder geringere Zahl umschließt. Sie bildet sich zu Schutz und Trutz, was mit der eingetretenen Vermehrung der Menschenzahl auf dem verfügbaren guten Wirtschaftslande, mit dem näher rückenden Kampfe aller gegen alle zusammenhängt. Es handelt sich nicht mehr um „Streitigkeiten", wie sie die Sippen um gestohlenes Vieh, geraubte Frauen, im Jähzorn verwundete oder erschlagene Mitglieder haben, sondern um Verteidigung und Angriff von Weidebereichen, Bauland und Wohnsitzen, wir sprechen von „Kriegen". Der Zweck und die Einrichtung der Völkerschaft sind in allem militärisch. Und damit stellt sie die von der sozialen Entwicklung nunmehr erreichte Verfassungsform des primitiven Staates dar. Die Römer übersetzen folk durch civitas.

Entsprechend ihrer Entstehung durch Zusammenschluß sind alle Einrichtungen der Völkerschaft demokratische, genossenschaftliche, dabei, wie gesagt, militärische. Ihr vollentscheidendes Organ ist die Volksgemeinde, sie ist zugleich Heeresmusterung. Heer und Volk sind bis ins Mittelalter sich deckende Worte. Die waffenmündigen Männer

sind die Mitglieder, sie haben nicht das Recht, sondern die Pflicht, zur Volksgemeinde zu erscheinen, ihre Waffen mitzubringen. Tiwas, der Urgott, der sein Walten nunmehr auf diese größeren Thingversammlungen ausdehnt, wird zum Kriegsgott. Alles, was mit dem Heereszweck zusammenhängt, zieht die Volksgemeinde an sich; da greift sie auch durch den geschlossenen Bestand der älteren Verfassungsformen, Sippe, Hundert, hindurch, so behutsam sie sonst deren Funktionen unangetastet läßt, und verlegt die Wehrhaftmachung der Jünglinge in die Volksgemeinde. Die Zusammensetzung der Sippe und Hundert ändert sie nicht, macht diese vielmehr zu Unterabteilungen und kleineren Einheiten des Volksheeres. Ferner entstehen aus dem militärischen Zweck nun zum erstenmal strafrechtliche Begriffe. Der Feige, der Verräter und der Überläufer versündigen sich an der Völkerschaft und an der Gottheit, in deren Schutz jene ihre Aufgaben gestellt hat. Sie werden des gleichen Vergehens schuldig, wie der Feind von außen, der die Völkerschaft angreift, und wie in archaischer Zeit die Kriegsgefangenen, werden sie dem Opfermesser zur Sühne überliefert. Die Menschenopfer und die „Strafe" des Todes sind also ursprungeins, und beide vollzieht der Priester vor der Heeresgemeinde. Die zivilrechtlichen Schadensühnen, die sich vor der Hundertgemeinde durch Ersatz, Buße erledigen, bleiben etwas vom Gericht der Volksgemeinde im ganzen Wesen Verschiedenes, noch lange.

Die Völkerschaft wollte Landgebiet verteidigen, ihre Mark, für welches gut deutsche Wort im Mittelalter das slawische Fremdwort Grenze (graniza) überhand nahm. Und wie die Sippe, die in ihrer Art ebenfalls eine Trutzgenossenschaft war, zeichnete sie sich durch einen Namen aus. Nur sind diese Völkerschaftsnamen auf mannigfaltigere Weise gebildet. Ein großer Teil ist bis jetzt nicht sicher gedeutet, so gerne auf diesem Gebiet etymologische Vermutungen ihr Spiel treiben. Manche sind von den alten oder neuen Sitzen, für die die Völkerschaft in Waffen steht, hergenommen, wie Ambsiwaren (von Ems), Sigambrer (von der Sieg), Batawer; auch Marko-mannen muß wohl hierhergezogen werden. In anderen klingt der Kriegs- und Waffenstolz noch bestimmter, so in Swardonen, Charuden und Cherusker (von chern, Schwert). Beiderlei Gesichtspunkte kehren bei der Namenbildung der späteren Bünde wieder: Bajo-waren; Franken, Sachsen.

Die ordentlichen Thingversammlungen der Volks- oder Landsgemeinde brauchten nicht angesagt zu werden, sie waren „ungebotenes Thing". Ihre herannahende Zeit las der Bauer aus dem Wechsel der Mondphasen ab, da sie ein für allemal nach diesem ursprünglichsten aller Kalender festgesetzt waren. (Allzu romantisch veranlagte Historiker haben die Sache so verstanden, als ob die Versammlungen nachts bei Mondschein stattgefunden hätten.) Anders war es mit den Versammlungen, die bei dringlicher Veranlassung außer der Zeit angesagt wurden, dann wanderte der Meldestab von Gehöft zu Gehöft und verkündete das gebotene Thing. Tacitus erwähnt auch, daß eine tadelfreie militärische Pünktlichkeit noch nicht herrschte, und nennt diese gewisse Bummelei mit feiner Psychologie ein Stück germanischer Libertät. So gehen zwei, drei Tage darüber hin, bis alle oder genügend viele heran sind und man übereinkommt, anzufangen. Dann walten die Priester ihres einleitenden Amtes, gebieten Thingfrieden und Stille; bei ihnen liegt auch die Disziplinargewalt während der Tagung. Jeder ist berechtigt, zu den Gegenständen der Tagung zu reden; die Frage ist nur, ob man ihm zuhört und ihn ausreden läßt, denn dieses schreckliche Gebot feinerer Gesittung bekümmerte die Germanen noch nicht. So sprechen wesentlich doch nur erprobte, angesehenere Leute und in erster Linie die Fürsten.

Adel, Fürstentum und Königtum.

Eine noch so demokratische völkerschaftliche Organisation mit militärischen Zwecken kann ohne Führer und Vormänner nicht bestehen. Diese ihre Ureigenschaft, vorderste

(vergl. englisches first) unter Genossen zu sein, drückt das deutsche Wort Fürst aus. Als principes bezeichnen sie die Römer, und vortrefflich umschreibt Tacitus ihre bis zu seiner Zeit gewonnene öffentliche Befugnis so: Über geringfügige Angelegenheiten treffen sie unter sich Verabredung, über wichtigere beraten sie ebenfalls vorher und befürworten ihre Meinung mehr mit dem maßgebenden Ansehen ihres Zuredens als mit der Gewalt des Befehlens (auctoritate svadendi magis quam jubendi potestate) bei der Volksgemeinde, der die Entscheidung gewahrt bleibt. Durch Murren und Unruhe zeigen die Versammelten an, daß ein Vorschlag mißfällt, durch fröhlichen Waffenlärm geben sie Beifall und Zustimmung. Die Bataver trampelten bei dem Kampfaufruf des Civilis auch noch mit den Füßen, und dies liegt nicht bloß in der batawischen, sondern sehr verbreitet in der menschlichen Natur naiveren Zustandes, wenn sie enthusiasmiert ist. Die förmliche Leitung der Versammlung durch den hervorragendsten Priester, die politische durch die Fürsten ist kein Dualismus: Priestertum und Fürstentum der Völkerschaft sind identisch. Zur Zeit des Tacitus, um 100 n. Chr., wird schon ein gewisses Hinübergreifen der Staatsgewalt, nämlich der Völkerschaft, in die Amtierung der zugehörigen Hunderten sichtbar, in der Form, daß die Fürsten den Vorsitz und die gottesdienstlichen Handlungen bei den Tagungen dieser Bezirksgerichte unter sich verteilen. Als politischer Körper dagegen bleibt die Völkerschaft eine ungeteilte Einheit.

Einzelfürsten, Monarchen finden wir in regelmäßigen Verhältnissen ums Jahr 100 n. Chr. noch nicht. Der einzelne, auch der Fürst, ist alles, was er bedeutet und vorstellt, immer nur durch seine Sippe, in die er gefesselt bleibt, und für sie. Eine derartige führende Sippe, deren Mitglieder die principes sind, finden wir bei jeder einzelnen Völkerschaft, ihre Stellung ist schon befestigt, und Tacitus nennt sie die stirps regia, das Königsgeschlecht. Sie ist identisch mit kuni, kunni, Geschlecht κατ' ἐξοχήν, und auch mit Adel. Nur Mitglieder dieser Geschlechter, Fürsten und weiterhin Könige, setzen ihren Namen mit Adel zusammen, sowohl in ostgermanischer, wie in deutscher Geschichte und in angelsächsischer (Aethel-, Ethelbert usw.) ebenfalls. Entsprechend meint Tacitus die regia stirps auch da, wo er von nobilitas als sozialem Begriff spricht.

König ist kuning, „Mann aus dem Geschlecht," eben aus der kuni. Höchst bezeichnend ist das Wort mit der auf die Sippe deutenden Endung -ing gebildet, also ebenso wie Merowing, Amalung. Er ist, was er öffentlich bedeutet, durch seine Zugehörigkeit zu der kuni. Ein grundsätzlicher Unterschied von Fürst und König besteht nicht. Aber man kann es dem Tacitus nicht verdenken, daß er nicht Leute wie Segithank, nicht alle unbedeutenden Zugehörigen einer regia stirps Könige nennen mag, sondern durch das einfachere princeps die rechtliche Gleichstellung der ausübenden Fürsten und der bloßen „Prinzen" kennzeichnet. Auch die Germanen sind mit dem Ausdruck König sparsam. Er setzt sich erst da bestimmter durch, wo die Machtstellung des Einzelnen aus der kuni die genossenschaftliche Machtstellung der letzteren ablöst.

Den Weg des vorgeschichtlichen Emporsteigens einer bestimmten Sippe zur Legitimität haben wir uns mehr zu „denken", als daß es darüber mitteilsame Quellen gibt. Doch sehen wir, daß leistungsfähiger Besitz eine Rolle dabei gespielt hat (daher die Beziehung zwischen adal und dem tiefstufigen ôdal, uodal, Erbeigentum; in beiden ist „Anstammung" die maßgebende Bedeutung), und daß übernommene Herstellung oder Verwaltung des Heiligtums und Versammlungsortes für die Völkerschaftsthinge, überhaupt Leistung von Repräsentation und Ausgaben für gemeinsame Zwecke nicht unwesentlich war. — Nachdem sie die Führenden geworden, heben diese

Sippen ihren Rang hervor, z. B. durch die Absichtlichkeiten ihrer Eigennamen, und halten ihn als „Adel" rein, indem sie schließlich nur noch untereinander Eheverbindungen eingehen.

Innerhalb der führenden Sippe hat grundsätzlich jeder gleich viel Anrecht und ist also ein geborener Fürst. Oben auf S. 43—55 wurde dem Leser eine deutliche Illustration alles hierher Gehörigen gegeben. Es ist ein Ding einfachster Praxis, wenn von diesen an sich Gleichberechtigten der eine sehr viel, der andere fast gar nichts „zu sagen" hat. Das Alter macht viel aus, aber nicht alles, und die öffentliche Stimmung der Volks- und Heeresgemeinde ist die Wage, an der die Schalen der Einzelnen und ihrer Autorität auf- und abgehen. Für den Kriegszug ist es vernünftig und auch gewöhnlich, daß man einen aus den Fürsten ex virtute, nach der Tüchtigkeit, zum Herzog und oberen Leiter macht. Aber selbst da begegnen uns Kompromisse der auseinandergehenden Meinungen und Parteiungen, die die Führung in die Hand von zwei Fürsten und — Rivalen legen.

So erlangt auch der tüchtige und glückliche Fürst immer nur, wie Vellejus einmal sagt, einen tumultuarium, fortuitum, mobilem et ex voluntate parentium constantem principatum, einen auf innere Unruhen begründeten, von Zufälligkeiten abhängigen, hin und her bewegten und nur durch den guten Willen der ihm Folgenden weiterdauernden Herrschaftsvorrang. Dessen natürliche Opposition bilden immer seine Verwandten. Armin fällt durch sie, als er Segestes und Ingwiomer ins Exil gedrängt hat und, um auch mit den übrigen endgültig fertig zu werden, sich an die Stelle der Sippe zu setzen denkt, „König" werden will. Italicus ist von Anfang an „König" und zunächst ohne Gegner, denn er hat keine Gesippen mehr. Marbod vertreibt die seinigen im geeigneten Moment und ist König; er fällt aber auch durch einen Verwandten, der mit dem Augenblick beginnender Mißerfolge Marbods aus der Fremde wiederkehrt. Anders steht Ariowist da. Er wie seine Leute sind abgesprengte Auswanderer und haben die Heimat hinter sich gelassen, seine Königstellung gründet sich auf die neuen freieren Verhältnisse des Eroberertums. Anderen, prinzipiellen Unterschied zwischen rex und princeps will auch Tacitus keineswegs aufstellen, im Gegenteil, durch ein gelegentliches rex vel principes stellt er sie in gleiche Linie. Sein praktisches Kriterium ist, und ganz mit Recht: Einzahl oder Mehrzahl.

Etwas rascher geht es mit dem Königtum bei den Ostgermanen voran, wie schon Tacitus nicht entgeht. Diese Völker mit weiten Gebieten, die sich nicht so leicht übersehen, und großer Wandergeschichte, wo energische Führung not tut, werden, wie er sagt, „etwas straffer regiert, aber nicht über die Freiheit hinaus". Wir haben doch auch bei ihnen, wenn sie in Ruhe stillsitzen, nebeneinander die Walamer, Thiudemer, Widemer, dazu Theoderich Strabo (S. 87). Und die Errungenschaft starker Einzelpersönlichkeiten wird auch bei ihnen von dem Sippengedanken alsbald wieder in Frage gestellt. Es sei nur noch an die Söhne des 451 gefallenen Westgotenkönigs Theoderich (S. 84) und an den Versuch Geiserichs erinnert, dem Einkönigtum eine rechtliche Grundlage zu schaffen.

Erst recht gilt es noch lange Zeit von den konservativeren, ihre politischen Anschauungen und ihre Verfassungsformen langsam weiterbildenden Westgermanen: daß der einzelne starke Herrscher bestenfalls für seine Person und Lebenszeit die Macht konzentriert. Sobald er die Augen schließt, steht der Sippengedanke in Gestalt seiner Söhne wieder auf dem Plan. So finden wir es noch bei Chlodwig, bei Pippin.

Die Römer haben zwar künstlich und zu ihrem Nutzen nachhelfen wollen, indem ihre Politik Einzelkönige begünstigte oder einsetzte, die um so mehr von ihnen abhängig waren.

So im Lauf des ersten Jahrhunderts bei den Cheruskern, Brukterern, Quaden, Donauswehen, Markomannen. Das hat wohl beigetragen, das Einkönigtum etwas deutlicher in die allgemeine Aufmerksamkeit zu rücken, aber im übrigen bleibt es Episode Rom hat die germanische Verfassungsentwicklung damit nicht auf den Kopf gestellt, und diese ist, organisch und allmählich, aus sich selbst erfolgt.

Wo ein Einzelkönig die Führung hat, vereinigt er in sich die bisherige Legitimität und Befugnis der königlichen Sippe. Er ist Volksfürst und Herzog, und ist Volkspriester, vollstreckt Strafen, auch später noch oft mit eigener Hand, gebietet Versammlungs- und Opferfrieden und wahrt ihn durch seine Banngewalt (Bann ist mit φημί und fari, daher auch fanum, verwandt: feierliche Ansage bei Strafe). Aber auch er untersteht, wenigstens rechtlich und normal, der oberen Verfügungsgewalt der Volks- und Heeresgemeinde. Diese hat burgundische und ostgotische Könige abgesetzt, einen sieglosen Herulerkönig, ganz ebenso wie wegen einer Mißernte den nordischen König Olaf tretelgja, den Göttern als Sühnopfer dargebracht. Sie hat auch noch Anträge Chlodwigs oder des Karl Martell, welcher als Hausmeier gleich einem König regierte, mit nein überstimmt.

Bünde und Großvölker.

Mit der Entstehung geschlossener Völkerschaften war der Kampf aller gegen alle nicht aus der Welt geschafft, sondern nur in größere Formen gebracht. Das zu Zusammenschlüssen treibende Motiv wirkte fort, führte von Völkerschaften zu Großvölkern. Und diesmal liegen die Entwicklung, die Übergänge im Lichte der historischen Zeiten da. Die Form, die man hatte, die Völkerschaft, gab man nicht auf, so wenig, wie vorher Hundertschaft und Sippe. Vor allen Dingen sträubte sich die in der Völkerschaft maßgebend gewordene Dynastie, die Edelsippe, gegen das Zerfließen der Völkerschaft in eine größere Form. Aber auch abgesehen hiervon braucht alles politische Werden, das dauerhaft sein soll, Übergänge und Fristen. Man behielt also die Völkerschaft als das Wesentliche bei, brachte aber Bündnisse von Völkerschaften zusammen. Die ganze ältere Geschichte steckt voll von solchen, es gibt kürzer und länger dauernde Bünde, alte und neue, kleine und große. Von ihnen allen gilt, was oben (S. 105) an den Alamannen beobachtet wurde. Ist Friede, so sinkt der Bundesgedanke bis zur Reminiszenz herab, und selbst der Kriegszustand führt nicht immer sogleich zur entschlossenen Zusammenfassung und Wiedervereinigung aller. Manche Bünde hinterlassen großen Nachruhm, auch nachdem sie aufgegeben oder stark zerbröckelt, ihre Zugehörigen gutenteils in neue Verhältnisse eingetreten sind. So die Sweben, wegen deren Tacitus den mißlichen Versuch macht, die Deutschen in Sweben und Nichtsweben einzuteilen; ihr Name besteht sogar in der deutschen Gegenwart, als der der Schwaben, da ein Teil der Zugehörigen dieses uralten, vorgeschichtlichen Bundes immer an ihm festgehalten hat. Aber im übrigen ist alles Bewegung, Auflösung, Neuvereinigung, Verfließen ineinander. Altswebische Bundeszugehörige sind an der Entstehung der Alamannen, Bajowaren und des Sachsenbundes beteiligt, um von minder deutlichen Spuren in anderen Bünden und Großvölkerschaften nicht zu reden. Die Chauken gehen zum Sachsenbunde, teilweise (die sog. Kleinchauken) zu den Friesen, andere Chaukenteile wiederum in den Frankenbund über. Ja, ihr Name in jüngerer Sprachform (Hugas, ihre Sitze: Hugmerki) gab Gelegenheit, von manchen Seiten die Franken selbst als Hugas zu bezeichnen; die Nordländer brauchten gern dieses Wort, aber auch festländisch lebte der Frankenkönig Theuderich im Volksmunde neben dem überragenden ostgotischen Dietrich als Hug-Dietrich fort. Unter Umständen, wie sie dieses eine Beispiel statt vieler belegen mag,

und die für die vorgeschichtliche Zeit erst recht gelten, ist es überaus erschwert, zu erkennen, wo und wie weit die ältest überlieferten Volksnamen ursprünglichen Völkerschaften oder ursprünglichen Bünden zuzuteilen sind.

Was organisierte nun die Bünde, hielt sie, wenigstens einigermaßen, zusammen? Wir treffen die eben schon erwähnten Bundesnamen, und solche kommen natürlich genug für militärisch-politische Vereinigungen auf, mit denen die übrigen zu rechnen haben. Aber sie entstehen offenbar ganz tatsächlich und fehlen kurzlebigen Bündnissen, wie denen, die Arminius zusammenbrachte. Dagegen haben die Bünde ein Organ in ihren großen Bundesversammlungen. Alle waffenfähigen Angehörigen zu diesen beizubringen, war freilich nur im Kriege selbst, wenn die Heere zueinander stießen, oder bei ganz besonderen Gelegenheiten möglich. Eben, daß dies nicht häufig wiederholt werden konnte, daß den Bünden eine rechte Vertretung fehlte, ließ sie so

Abb. 75. Altfriesische Versammlungsstätte, der Plytenberg bei Leer.

leicht wieder in Schlummer sinken oder zerfließen. Man suchte abzuhelfen, indem man wenigstens die religiösen Zeremonien, die mit den Versammlungen als wichtiger und notwendiger Bestandteil verbunden waren, für sich wiederholte, regelmäßige Feste der über dem Bunde waltenden Gottheit abhielt. Hierdurch machte es sich von selbst, daß diejenige Völkerschaft, welche einst den Bund vornehmlich gegründet, geführt, sein Heiligtum erbaut hatte und noch hütete (ein Beispiel die Semnonen), am eifrigsten und lebendigsten seine Fortdauer pflegte. Wo wir sakrale Kultvereinigungen, Amphiktyonien, bei den Deutschen finden, die das Kapitel über das germanische Heidentum weiterhin erwähnen wird, da sind wir sicher, es mit politischen oder doch in politischer Geltung gewesenen Vereinigungen zu tun zu haben. Dort wird auch von den einzelnen Bundesgottheiten, wie z. B. dem Tiwar, Tiu, Ziu oder Êr aller altswebischen Völker zu reden sein. — Mit solchen Bündnissen und Kulten Hand in Hand ging schon zeitgenössisches Bestreben, eine Art „gelehrte“

Ordnung in die Völkerschaftsverhältnisse zu bringen. So entstanden die Ethnogonien, künstliche Völkergruppierungen auf genealogischem Wege, wie ja auch in der germanischen Göttermythologie skaldische System- und Ordnungsarbeit die fehlenden Stammbäume zu schaffen gesucht hat. Von derartigen Leistungen grübelnder Deutscher der Vorzeit wüßten wir kaum etwas, hätten nicht Plinius und Tacitus von Ingwäonen, Istwäonen und Erminonen, die von Mannus und durch ihn von Twist, dem Zwitter, abstammten, erfahren, freilich ohne daß beide Schriftsteller was Rechtes damit anzufangen wissen. Diese Ethnogonie ist in der Tat kein Spiegelbild irgend welcher (für die Römer noch für uns) erfaßbarer historischer Vorgänge oder Sachlagen. Sie wird es auch nicht, wenn sich ähnliche Spintisierer im frühen Mittelalter die Mühe geben, sie zu erweitern und zu verbessern. Davon später. Die modernen Bemühungen, die Ingwäonen usw. geschichtlich auszudeuten, sind abzulehnen, da sie nur bei unvollständiger Kenntnis und Beurteilung der altgermanischen Völker- und Verfassungsentwicklung sich einen Anschein von Methode vortäuschen können.

Die jüngsten und zu Dauer, d. h. nicht wieder zum Zerfall gelangten großen geschichtlichen Bünde sind neben den Alamannen, die der alte Swebenkern sind, die Franken, Sachsen und die um einen swebischen, markomannisch-quadischen Kern für sich gegliederten Bayern; ferner die in Britannien den Weg von Völkerschaften zum Großvolk machenden Angelsachsen. Die Friesen sind durchaus kein Einheitsvolk, sondern in Analogie zu den Bünden zu stellen. Auch in die Thüringer sind andere aufgegangen (vgl. den Anhang). — Meist ist es das Königtum, welches emporsteigend und um sich greifend aus der Bundesform zur Einheitsform, zum Großvolk führt. Es dehnt sich von einer Völkerschaft her auf das Ganze aus, als Großkönigtum, und beginnt das Ganze einheitlich zu organisieren. Die herabgedrückten Königsippen der Einzelvölkerschaften bleiben, was sie von je sind, nämlich Adel, aber gelten nun um eine Stufe weniger als das Großkönigtum. Freilich bei den Franken läßt Chlodwigs harte Gründlichkeit von ihnen nichts übrig, die Franken allein haben von da ab keinen Altadel mehr. Die Völkerschaft behält ihre Eigentümlichkeiten, sogar im Volksrecht; diese Dinge bleiben künftigen Ausgleichungen, die von selbst in Wirkung treten, vorbehalten. Aber sie hat ihre politische Selbstbestimmung nach außen verloren, ihre Marken werden zu Binnengrenzen, die ehemalige Völkerschaft, die civitas der römischen Quellen, ist nur noch ein Landgebiet, ein Bezirk, pagus. Hierfür hat die west- und ostgermanische Sprache (die nordische nicht) das Wort Gau.

So spricht man denn fortan, wo es einst eine Völkerschaft der Lentienser gab, vom alamannischen Linzgau, wo die nicht mit ausgezogenen Langobarden saßen, vom sächsischen Bardengau, anstatt der Charuden vom Hardagau. Gleichwertig mit „Gau" sind Land, Feld, Bant, Au (Brabant, Wetterau usw.), daher wird das Volksgebiet der Chamawen zum fränkischen Hamaland, das der Warnen und der Friesen am Harz zum thüringischen Werinofeld und Frisonefeld. — Entsprechend verfährt die lateinische Amtssprache; an die volkliche Selbständigkeit der Batawer, Chattwarier, Brukterer erinnern nur noch pagus Batua, pagus Hattvaria, pagus Boroctra.

Auch die Heeresmusterung der Volksgemeinde hat aufgehört, sie ist nur noch ein Teil im Heerbann des Großvolkes, und der Beamte des Königs im Gau nimmt die militärischen Angelegenheiten wahr. Dagegen hat das Großvolk unter der Fürsorge des Königtums seine Versammlungen, die vor allem Heerschau, jedoch nicht ohne fortdauernde politische Bedeutung, also auch Volksgemeinde sind. Sie finden naturgemäß seltener statt, bei den Franken jährlich als Märzfeld; wir kennen sie ähnlich von den Angelsachsen und von den Alamannen, nachdem diese sich unter „Herzögen" gegen die Frankenherrschaft empört haben. So geht in allem das Gefühl volklicher Zusammengehörigkeit auf die umfassendere Form der Großvölker über. Die Franken,

Alamannen, Bayern und Sachsen vergessen, daß sie vor wenig Jahrhunderten bloße Bünde gewesen sind, und zur Zeit, da es eine politische Einigung, ein Reich der Deutschen gibt, betrachten sie sich als die uralten Stämme der deutschen Nation.

Arbeit, Wirtschaft und Häuslichkeit.

Feldbau und Bodenbearbeitung, wenn auch in roheren Formen, kannten die Germanen schon seit der westindogermanischen Kulturgemeinsamkeit, unbeschadet dessen, daß sie erst in allmählichen Übergängen vom Raubbau im Vorüberziehen zu geordneter Wirtschaft und bäuerlicher Ansässigkeit gelangten.

Die alte Wichtigkeit, die der Hirse bei den Indogermanen zukommt, vermochten die so weit nach Norden abgeschweiften Germanen nicht festzuhalten, die Deutschen haben dies ziemlich anspruchsvolle Gewächs erst auf jüngeren, südöstlichen Eroberungsgebieten, z. B. im heutigen Kärnten, wieder eifriger gebaut. Dagegen ward der Hafer zur Hauptnahrungsfrucht ihrer vor- und altgeschichtlichen Zeit und von ihnen auch den Finnen übermittelt, während Südeuropa ihn ablehnte und Plinius seinen Landsleuten von dem Hafer als einer deutschen Merkwürdigkeit erzählte. Seine alte Wichtigkeit für die Germanen, denen er im Mittelalter allgemein das Gesindebrot lieferte, hat er bis heute in Norwegen behauptet; sonst haben wertvollere Getreidearten den anspruchslosen Hafer auf die kümmerlicheren Ackergegenden verwiesen, wennschon er als Familienspeise in solchen Sand- oder Gebirgsgegenden — wer kennt nicht Hebels Gedicht vom Habermus? — nicht gänzlich verschwand. Zu jenen erfolgreichen Wettbewerbern gehört zunächst die Gerste, die alte Kulturfrucht Vorderasiens und der Mittelmeerländer, die an sich den Germanen vielleicht ebenso lange oder länger als der Hafer bekannt war, aber diesen erst überflügeln mußte. Den Roggen kennt erst die Bronzezeit im östlichen Europa, und von da aus ward er, wiederum die Gerste überholend, das Hauptgetreide der Slawen und der Deutschen, für die letzteren das „Korn" schlechthin, zumal im Sprachgebrauch Süddeutschlands und Hessens. Der Weizen scheint den Deutschen erst durch die Kelten vermittelt worden zu sein. Seine alte Bevorzugung durch die Völker des Mittelmeers und Südeuropas als Brotgetreide hat sich in verhältnismäßig neuerer Zeit auch den Geschmack in Süddeutschland erobert, so daß man heute dort „Kornbrot" fast nur als ländliches Hausbrot und für die norddeutschen Zugewanderten bäckt. Übrigens beginnt das Brotbacken in Deutschland erst mit dem Mittelalter. Anfänglich waren Brei und Grütze die einförmigen Grundlagen des täglichen Tisches, und aus ihnen ging zunächst ein zäherer Teig hervor, den man weiterhin rösten und schließlich zu Bäckereien zu verfeinern und zu differenzieren lernte. Heutige Touristen in Skandinawien haben Gelegenheit, sich bei Knäckabrot und Fladbrot in die deutsche Vergangenheit zu versetzen. — Flachs, Hanf und Mohn sind vorgeschichtliche Bekanntschaften der Germanen.

Auch als die Deutschen ansässig geworden waren, blieb ihr Viehbestand ansehnlich und für sie wichtig.

Dieses im Verein mit der extensiven Art des Ackerbaus war der Grund, daß sie verhältnismäßig viel Land brauchten und nicht zu nahe aufeinander wohnen durften. — Die Viehwirtschaft lieferte Milch und Milcherzeugnisse. Hierin in erster Linie beruht ihre Wichtigkeit. Der Germane lebt von Grütze, Milch, Käse, Butter; den Käse nennt er mit einem Worte, das heute nur skandinawisch als „ost" erhalten ist. Käse ist lateinisches Fremdwort, das wohl mit verbesserten Bereitungsmethoden übernommen wurde. Das Fleischessen steht durchaus an zweiter Stelle. Erst viel später mit den Städten kam ein Fleischergewerbe auf; sobald das altbäuerliche Haus Fleischkost will, muß ein Stück der Herde geschlachtet werden. Und dazu muß doch schon besonderer Anlaß sein, wozu man dann auch die Gottheit lädt. Bis zur Gans herunter haftet an dem Schlachten Opferbedeutung. — Wenn übrigens Cäsar angibt, Fleisch, Milch und Käse bildeten die Hauptnahrung der Sweben, mit der Ackerwirtschaft hätten sie sich wenig Mühe gegeben, so dürfen wir nicht übersehen, daß seine ganze Schilderung der Sweben am Rhein diese in unschlüssigen Übergangsverhältnissen trifft, ehe sie wieder ansässig werden.

Für die Küche kam das Schaf noch vor dem Rind in Betracht, aus naheliegenden Gründen; ferner je nach dem relativen Vorhandensein die Geiß. Das Fleisch des Pferdes scheint neben und noch vor dem des Rindes bei den Massenabfütterungen der heidnischen Feste seine Hauptrolle gespielt zu haben. Ein Grund für das Christentum, heftig gegen die

Pferdeschmäuse zu eifern. Der Geschmack war vielfach ein anderer als der unserige; gegen das Essen von Hähern und Störchen entrüsteten sich die Missionare ebenfalls, und im Mittelalter setzte man Schwäne, Kraniche, Reiher und Pfauen auf festliche Tafeln. Zu längerer Aufbewahrung waren in erster Linie die fleischlichen und fetten Genüsse geeignet, die das zahme Schwein lieferte. So gelangte dieses Haustier, welches dem Nomaden in der Regel unbequem ist, zu großer Schätzung bei den ansässig gewordenen Germanen, ward in den Buchen- oder Eichenwald getrieben, wo es seine Mast fand, und bei strengerem Winterbeginn, zur herzerfreuenden Schlachtperiode, wanderten die Schinken, Speckseiten, Schultern und Würste in den Rauchabzug des Hauses. Etliche Wochen vorher beschlossen die Gänse unter ähnlichen Umständen ihr Dasein, um die Zeit, da Herbst und Winter sich zu vermengen beginnen, und so ist die Gans, die man mit Wotan in Verbindung brachte, später der Martinsvogel des 11. November geworden.

Ferner lieferte die älteste Form der Nahrungsbeschaffung, durch Jagd und Fischfang, nach wie vor der Hausfrau erwünschte Beiträge für die Küche. Ausgiebiger als das Reh und der Hase, gegen dessen Eßbarkeit sich die Missionare vergeblich ereiferten, waren für die allgemeine Ernährung Hirsch, Wildschwein und Bär. Wie zahlreich Auer, Wisent, Elch vorkamen und erlegt wurden, entzieht sich der Beurteilung. Fische fing man, wie sie sich fanden, und schätzte am meisten den fetten Aal. Von Gemüsen kannte Altdeutschland zum mindesten Erbsen, Bohnen und Rüben und übernahm von den Römern mitsamt der Benennung Kohl, Wicke (vicia) und Rettich (radix). Römische Feinschmecker fanden das deutsche Gemüse sehr viel zarter als das italische, und wer die harte, grobe, allerdings sehr aromatische Art des letzteren kennt, wird es ihnen nicht verdenken. Tiberius ließ sich deutsche Mohrrüben nach Italien kommen.

Das unter allen Indogermanen urverbreitete Getränk war der vergorene Honigtrank Met, für dessen Herstellung es des Ackerbaus noch nicht bedurfte. Er blieb das wesentliche Hauptgetränk, weil die Bereitung am wenigsten umständlich war.

Bier aus Gerste oder Weizen zu brauen lernten die Germanen sehr wahrscheinlich von den Kelten. Das Wort Bier haben nur die Westgermanen; die Skandinavier und Angelsachsen verwandelten sich das lateinische, keltisch vermittelte Lehnwort oleum, da sie es für Öl nicht brauchten, in eine Bezeichnung für jenes Keltengetränk, die noch in den modernen Formen öl und ale erhalten ist. (Öl kam erst durch den mittelalterlichen Klerikerverkehr spärlich nach Deutschland.) Das Bier hatte vor dem Met den Vorzug, leicht in größeren Mengen herstellbar zu sein, und war daher u. a. das Getränk der Fest- und Thingversammlungen; im Heiligtum ward neben dem Opferkessel der profane Bräukessel aufbewahrt. Höher geschätzt blieb doch der Met, bis ihn zur Kreuzfahrerzeit die süßen Würz- und Südweine ablösten. Unsere heutigen obergärigen Biere (Weiße, Lichtenhainer, Gose, Kölsch, bayrisches Weißbier) sind die Nachkommen der altdeutschen Gersten- und Weizenbiere, die Tacitus nicht übel als „zu einer gewissen Ähnlichkeit mit Wein zurechtgebraut" kennzeichnet.

Den Wein (vinum) lernten die Deutschen an der Römergrenze kennen, wo die Bude des Schenk und Kantinenwirts für ihre geschäftlichen Angelegenheiten zum Basar und zur Börse und der caupo zum Kaufmanne ward. Mit den eroberten Römerprovinzen übernahmen sie selber den Weinbau nebst allen zugehörigen Geräten und Ausdrücken, wodurch Most, Lauer (Nachwein), Presse, Kelter (calcatura), Torggel (von torquere), Trichter, Becher, Kelch, Keller in unsere Sprache kamen, nicht ausgeschlossen das Mischen (miscere) und den Essig (acetum).

Was zur Lebensnotdurft und Nahrung gehörte, war durchweg „hausgemachtes" Erzeugnis. Im Hause ward gemahlen, geschlachtet, geräuchert, gebraut, gesponnen, gewebt, genäht; die Vielseitigkeit des „Rademachers" auf norddeutschen Gutshöfen findet ihr altdeutsches Gegenstück in der Geschicklichkeit einzelner Knechte. Nur das Schmiedegewerbe als solches ist alt. Aber der Schmied war ein freier Bauer, der mit geeigneten Knechten diese Kunstfertigkeit nebenbei ausübte und ihretwegen eher höher in der gesellschaftlichen Achtung stand. Die Phantasie der Sagen und Märchen (Wieland der Schmied) nimmt gerne diese angestaunte, mit Zauberei vermengte Kunst zum Stoff.

An Handel fehlte es keineswegs. Die Deutschen kamen in die Römerorte, Hermunduren von jenseits des Mains sah man öfter in den Straßen des römischen Augsburg. Und umgekehrt zogen Händler, die wir uns häufig als ansehnliche Kauf-

herren mit stattlicher Begleitmannschaft zu denken haben, in das germanische Gebiet hinein. Was so von seiten der Deutschen gekauft wurde, wanderte dann vielfach in der Form von Gastgeschenken aus einer in die andere Hand.

Was die Römer außer Metall, Schmuck und feineren Gewändern brachten oder kennen lehrten, erhellt aus den jener Zeit zuzuweisenden Lehnwörtern der deutschen Sprache. Dahin gehören alle möglichen Gebrauchs- und Aufbewahrungsgeräte für Haus und Wirtschaft, wie Sack, Kiste, Schrein, Korb, Büchse, Schüssel, Bütte, Flasche; ferner die Kunkel (conucula), um nur weniges aus vielem zu nennen. Diese oder sonstige Begriffe und Wörter kamen nicht in der Form Ciceros ins Land, sondern im Händlerjargon, der nicht fax sagte, sondern fac(u)la, Fackel, nicht mola, sondern molina, nicht aes cypreum, sondern kurzweg cuprum. Auch „kahle" Köpfe (calvus) scheinen, ganz nebenbei bemerkt, unseren Vorfahren erst durch die zivilisierteren Römer zur Anschauung gebracht worden zu sein. Viele Lehnwörter, die man von den Römern übernahm, wurden bald wieder aufgegeben; denn nach einem für alle sprachliche Herübernahme ins Deutsche geltenden Gesetz werden solche Lehnwörter, die zu widerstrebend für die Eindeutschung sind, d. h. solche, welche dauernd als fremdartig empfunden werden, wieder ausgestoßen. Wein, Korb, Keller, Kohl usw. blieben, so unbequeme Wörter wie etwa Veloziped sind zu allen Zeiten rasch durch eigene ersetzt worden — Die Römer ihrerseits bezogen aus Germanien Felle, Pelze, Gänsedaunen, Jagdhunde, Frauenhaar und lernten dort oder bei den vermittelnden Kelten die laugenbereitete Seife kennen; denn sapo ist eine Entlehnung des altgermanischen saipo, und die transalpine Herkunft wird von Plinius bezeugt. Ferner holten sie von der Nordsee wie von den preußischen Küsten den Bernstein, den sie nach dem deutschen, mit Glas verwandten Worte als glaesum bezeichneten. Germanischer Tauschhandel verschaffte sich und der Weitergabe an das südlich-westliche Europa von fernher nordöstliches Pelzwerk. Den ursprünglichen Tausch von Ware gegen Ware löste ein Zustand ab, wobei das Vieh, speziell das Rind den Wertmesser bildete. So wurde das Stück Rind zur Rechnungseinheit, wie, um dies zu wiederholen, pecunia sich von pecus herleitet. In den westlichen und südlichen Grenzgegenden verstand man sich ganz gut auf das römische Geld, zog aber immer die alten, wohlvertrauten Sorten vor, so noch am Ende des ersten nachchristlichen Jahrhunderts die Silberdenare der Republik, in erster Linie die mit dem draufgeprägten Zweigespann. Silber nahm der Bauer lieber als Gold, und noch heute trägt er im schmuckfrohen Bajowarengebiet seinen Reichtum in jenem ausgiebigeren Metall zur Schau. Gold mochte in der Schatztruhe der Könige zur Völkerwanderungszeit erklingen. Viel römische Goldmünzen sind, so daß sie infolgedessen immer knapper im Verkehr wurden, in Deutschland zu schweren Ringen und sonstigen massiven Formen zusammengeschmolzen worden.

Der germanische Muntherr griff, wie mehrfach schon erwähnt wurde, bei der Arbeit nicht gern zu. Da Tacitus die psychologische Begründung, die wir kennen, nicht hat, will er ungern begreifen, wie dieselben Leute so „die Ruhe hassen und die Untätigkeit lieben können". Der germanische Familienvater fühlt sich durchaus als Gutsherr, nicht als Feldarbeiter. Es hat manches über den Bauernstand kommen müssen, bis der Bauer persönlich als Flügelmann seiner Leute auf dem Felde stand und den Rhythmus beim Hacken oder Mähen angab.

Die Hausfrau vermeidet es, wenn irgend möglich, das Stallvieh zu füttern und zu melken, ferner das Heizen. Hierfür kommt wesentlich das Badhaus in Betracht; das Feuer auf dem Herd glimmt beständig an einem derben Holzklotz weiter, und man hütet sich ängstlich, es durch Achtlosigkeit ausgehen zu lassen und einem Nachbarn „das Feuer aus dem Hause tragen" zu müssen. Dagegen ist das Anfertigen und Ausbessern der Bekleidung eines der Hauptgebiete der Frau, Fürstinnen und Königinnen flicken den Gefolgsleuten ihres Mannes die zerrissenen Wämser. Auch mit zu waschen ist nicht unter der Würde der Frau, wiederum spülen vornehme Frauen und Märchenprinzessinnen eigenhändig ihre feineren Gewänder und Schleier. Natürlich in der Hauptsache bleibt die grobe Hauswäsche dem weiblichen Gesinde überlassen, im Winter wie im Sommer stehen die harten Dirnen im Dorfbach oder im Teich. Selbst Gudrun und Hildburg werden von der bösen Gerlind in der grauen Wintermorgenkälte zum Waschen geschickt, barfüßig gehen die zarten Königskinder wie Mägde ans Meeresufer und meinen, „sô müeze wir ûf den tôt erfriesen". Die unerbittlichste und ermüdendste Plage der weiblichen Hausangehörigen aber war das tagtägliche Zermalmen des Getreides zwischen den beiden Quirnsteinen, um Mehl für den Brei und Grütze zu beschaffen. Hier

kam die Erlösung durch die Wassermühlen (molina), die man von den Römern anzulegen lernte und genossenschaftlich im Dorf betrieb, so daß damit ein Teil der häuslichen Arbeitskräfte frei ward.

Hausgärten und Wiesen, die man als solche pflegte, gab es altgermanisch noch nicht. Weide war alles, was in dem betreffenden Jahre nicht als Acker ausgesondert oder was sonst geeignet war.

Mit dem Hüten der Gänse auf dem Dreesch oder der Schweine im Wald beschäftigte man die Knaben und Mädchen, und hierbei wurde manches liebliche Kinderverhältnis, manche Lebensfreundschaft geschlossen. „Hebben wi tosamen de Swin häud't?" so wehrt noch heute eine mecklenburgische Redensart unerbetene Vertraulichkeit ab. Als Schäfer und Kuhhirten verwandte man Hörige, soweit sie verfügbar waren; sie hausten anstatt im Gehöft häufig auch in einer besonderen Hütte, wenn der Weidebereich abgelegener war, lebten wie unsere Sennen von einem Teil der Milcherzeugnisse und lieferten den übrigen Arbeitsertrag ab.

Alles liegende Gut, gleichviel ob Acker und Weide, Wald, Sumpf, Heide, Moor, See, Teich, Fluß, Bach ist Eigentum der Sippe, die das betreffende Stück Land in Besitz genommen hat, ist Allmende oder gemein(sam)e Mark. Noch im Mittelalter wird Allmende gelegentlich durch genealogia, d. h. Sippe, wiedergegeben. Der einzelne Haushalt hat nur Nutzungsrecht.

Von dem anbaufähigen Lande, gleichgültig ob erst die genossenschaftliche Arbeit der Sippe es urbar gemacht oder ob man ein von Vorbewohnern gerodetes Gebiet besetzt hat, wird ein jährlich wechselnder Teil zur Saatbestellung ausgehoben und wieder in mehrere Flurteile (Gewanne, Zelge, Kampe) zerlegt, von denen man den einen so, den anderen so bestellen will. Jedes dieser Gewanne wird in so viele Streifen zerteilt, als Sippen- oder Markgenossen sind. Dann bekommt jeder Haushalt von jedem Gewann durch Loswurf seinen Streifen für das Jahr. Dieser Anteil des einzelnen Gehöfts heißt davon auch selbst das „Los"; sonst ist Hube, Hufe, mansus, der Ausdruck für den rechtlichen Gesamtanteil des einzelnen Hauses an der gemeinen Mark. Das Ackerlos des Jahres lag also stets zersplittert in verschiedenen Gewannen. Es war eine in dem ganzen System begründete Notwendigkeit, schon der Zufahrt wegen, daß man einheitliche Regeln und Termine für die Bestellung und Ernte festsetzte. — Auf den buchenen Scheitern, die man zum Loswurf benutzte, waren die Zeichen der einzelnen Gehöfte eingekerbt. Dies sind die Hausmarken (oder doch deren Vorläufer), aus Strichen winklig zusammengesetzte, den Runen nicht unähnliche Eigentumsmerkmale, die an Haus und Hof hafteten, mit ihnen vererbten und das Zubehör des Gehöfts mit Einschluß des Inhabers kenntlich machten.

Das geschilderte Verfahren wurzelte in dem älteren, volleren Kommunismus der Sippe und entsprach noch einigermaßen der Art, wie man während der Nomadenzeit mit vereinten Kräften gewirtschaftet hatte. Für die ansässig Werdenden und ansässig Gewordenen war es die historisch gegebene Form, welche man nicht auf einmal über Bord zu werfen pflegt, sondern neuen Umständen anpaßt. Denn alles geschichtliche Werden ist Übergang, Entwicklung. Doch kam nun, im Gegensatz zu der Wanderzeit, die Lockung und Möglichkeit für das einzelne, über eine größere Zahl von Arbeitskräften und Essern verfügende Haus hinzu, durch Sonderunternehmungen, z. B. von den Übrigen gutgeheißene Rodung, sich festes Eigentum neben der Hufe, neben den Nutzungsrechten an der gemeinsamen Mark zu schaffen. Überhaupt verblaßten die Bedingungen, in welchen jene jährliche Losverteilung wurzelte, und je besser man wirtschaften lernte, um so größer mußte der Wunsch werden, daß, was jeder für seine Äcker und deren Ertrag zu tun imstande war, für eigenes Land tun zu können. So ist man denn, in Übergängen, zu dem Sondereigentum am Lande gekommen, und das Jahr 600 ist als ungefährer Durchschnittstermin für

den Abschluß dieser Wandlung anzusetzen. Aber auf dem alten periodischen Verteilungsverfahren beruhte es, daß der Anteil, die festgewordene Hufe des einzelnen Hauses vielfältig zersplittert in der ganzen Flur lag. Diese „Gemengelage" der einzelnen Ackeranteile war eben eine Verewigung der letzten Verlosungen, die stattgefunden hatten, stellte sie in Addition nebeneinander dar. Die Gemengelage und das durch sie bedingte Maß von Flurzwang sind meist erst, soweit überhaupt, in den neuesten Jahrhunderten beseitigt worden, durch vereinbarte oder gesetzliche Flurregelung in Gestalt von Zusammenlegungen der Äcker und von Wegeanlagen. — Die ungeteilte Allmend an Weide und Wald hat sich viel länger und vielfach bis heute erhalten.

Es gibt auch gemeinsame Marken im Eigentum mehrerer Dörfer, zumal von Wald, Heide und Moor. Hiervon rühren Namen wie „Vierdörferwald" (bei Emmendingen) her. In vielen Fällen ist dann eines davon das alte Sippendorf und die übrigen sind Tochtergründungen. Aber auch alte gemeinsame Besitznahmen durch mehrere Dörfer sind in diesen Fällen nicht ausgeschlossen. Für solche größere Markgemeinsamkeit besteht dann ein entsprechend umfassenderes Märkerthing oder Holzthing als Beschlußgemeinde und Frevelgericht. Die Urkundensprache bezeichnet derlei große Marken anstatt mit marca gelegentlich auch mit dem Allerweltswort pagus, Bezirk, und richtet damit bei denjenigen Unheil an, die in jedem pagus einen Gau erblicken.

Die Hofstätten standen für sich, auch in den geschlossenen Dörfern. — Die Auflösung von Dörfern in verstreute Einzelgehöfte, Einödhöfe im Alpengebiet genannt, kennen außer letzterem Schwarzwald, Vogesen und von älterem germanischem Siedlungsgebiet Westfalen und Belgien nebst niederrheinischen Gegenden. Eben hier, auf ihrem wesentlichen und beschränkten Beobachtungsgebiet sahen es die Römer: „Sie bauen sich gesondert an, wie jeden ein Quell, eine Flur, ein Hain lockte." Es hat keine volle Sicherheit, wenn man neuerdings die Einzelgehöfte zurückführen will auf Beibehaltung der Weise keltischer Vorbewohner, aber hat manches für sich: die geographische Verbreitung des Verfahrens, die von den Binnendeutschen abweichende Anlage der Häuser an sich, die irischen Analoga, und den Umstand, daß eben echtgermanisch die Siedlung in Sippendörfern war. — Auch die bauliche Selbständigkeit der Gehöfte in den Dörfern mußte den Römern auffallen, da in Italien längst, in Stadt und Land, die Mauer an Mauer gebauten Häuser zur Regel geworden waren.

Vor der Aufteilung der gemeinsamen Ackerflur gab es Sondereigentum nur an der fahrenden Habe. Zu dieser gehört, wie in der Zeit der Urwanderungen und der Kimbernfahrten, rechtlich auch noch das geschichtlich alt-germanische Haus. In der Tat fehlte es ihm noch lange daran, „fest wie der Erde Grund" zu stehen. So wie der schwedische Bauer neben der sonstigen Arbeit her sich beizeiten ein neues Haus, eine neue Stuga zimmert, um, wenn's so weit ist, aus der verbrauchten alten Wohnung hinüberzuziehen, so war es ähnlich mit dem altdeutschen Hause; seine Anlage und seine Wegnahme verwundete die Erde nicht. Selbst im späten Mittelalter sind ohne übermäßige Umstände ganze Dörfer verlegt, z. B. im Jahre 1392 das alte Bergheim an den Umwallungsgraben von Heidelberg herangerückt worden.

Die ganze vergleichende Geschichte des germanischen Hausbaus führt auf eine schon uralte Rechteckform, die wiederum ihren Vorläufer in dem langfirstigen Nomadenzelt mit der zweihängigen Bedachung hat. Mit Recht lehnt es auch eine neuerschienene Geschichte des deutschen Wohnungswesens ab, sich die winkelrechte Norm des altgermanischen Hauses durch die bienenkorbförmigen Schilfhütten auf der, wie schon früher gesagt, keineswegs so zweifelsohne zu verwertenden Mark-Aurel-Säule beirren zu lassen. (Das Reisigwerk von Köhlerhütten und derlei geringen Schlupfstätten freilich mag bis auf den heutigen Tag manchmal in die Runde zusammengestellt werden.) Selbst die Hausurnen, in welchen man die Totenasche als in nachgebildeten Behausungen beisetzte, strebten von der bei Tongefäßen natürlichen Rundform mehr oder minder deutlich der Eckigkeit zu.

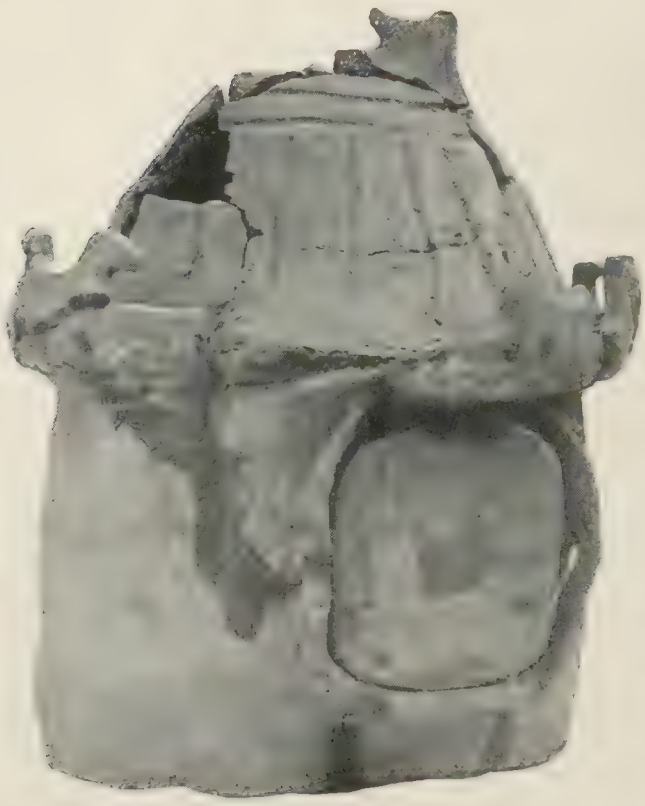


Abb 76. Hausurne.

Das germanische Haus war Zimmermannsarbeit und wird uns Lebenden nicht nur durch nordische Häuser, sondern auch durch die Almhütten im höheren Gebirge ziemlich unmittelbar veranschaulicht. Die blockhausmäßige Balkenfügung ward mit eingestopftem Moos verdichtet. Das Dach ruhte, ob nun seine Bedeckung Rinde, Flechtwerk, Rohr, Schilf, Stroh, oder auch schon rohe Schindeln waren, auf einem Sparrenwerk, das von dem Innenraum durch keinen Zwischenboden getrennt war. Überhaupt das alte Haus war einräumig: das neugeborene Kind beschrie, wie ein Volksrecht als Zeichen seines Lebens verlangt, die vier Wände und den First. — Die alten Wohngruben erlebten eine Fortsetzung ihrer Existenz in dem tung (nordisch dyngja), einem unterirdischen, zunächst nicht unter dem Hause befindlichen, im Winter mit wärmendem Dünger überdeckten Raume. Er diente nicht nur als frostfreier Aufbewahrungsort für Vorräte, sondern auch als warmer Wohn- und Arbeitsraum und hat sich insbesondere als Weberaum, wie ihn schon Plinius kannte, lange erhalten.

Im eigentlichen Hause bildete die Feuerstatt den Mittelpunkt, an ihr war der Herrensitz. Gezimmerte Bänke zogen sich vom Herd aus an den Wänden hin, sie (oder der Fußboden selbst) waren zur Nacht die ältesten Schlafstätten, und noch lange ins Mittelalter hinein, nachdem sich die Schlafverhältnisse der Familie sonst verfeinert hatten, schlief auf der Herdbank die Magd. Ferner gab es Tische, und früh auch tragbare Bänke, die zugleich Truhen waren. (Tisch ist, wie Tafel, Lehnwort, aus discus, und bedeutete zunächst auf dem Tisch die Schüssel [englisch dish]. Das verdrängte germanische Wort lautete „biet" und bezeichnete in seiner vornehmsten Anwendung den Opfertisch im Heiligtum. Es bezeichnete aber überhaupt Fläche, Platte, und hat sich im schweizerischen Biet — Landboden, in dem fränkischen Kelter-biet, Kelter-Platte, sowie in der Zusammensetzung Gebiet erhalten.) Der Rauch fand den Weg zu den Dachsparren frei und konnte am bequemsten durch die Lichtöffnung im Dach abziehen, das „Windauge" (englisch window: Fenster, schwedisch vindöga: Dachluke). Kälte, Schnee und Regen zwangen, diese Öffnung lukenartig verschließbar zu machen; auch dünne Häute und Leinenstoff sind, als Vorläufer des Glases, verwendet worden, um zusperren und doch etwas Licht durchlassen zu können. Deutsche Märchen erzählen, wie oben im Windauge gespenstisch das Gesicht des Diebes erscheint, der aufs Dach geklettert ist, um Schinken und Würste zu stehlen, die im Rauchabzug hängen. — Die Tür hatte eine hohe Schwelle, über die man hinüberstieg, und hing in ältester Form noch nicht in Angeln, sondern bestand aus mehreren Bohlen, die durch quer gerichtete Vorlegebalken festgeriegelt wurden. Zu dieser Vorrichtung stellt es sich, wenn noch heute hier und da die Bauernhäuser wagerecht geteilte Doppeltüren haben, so daß etwa die untere Hälfte geschlossen ist, die obere offen und die Bauernfrau sich mit dem Oberkörper hinauslehnen kann. Ganz unmittelbar in seiner Ursprünglichkeit findet man den Verschluß durch wagerecht vorgelegte Bohlen bei Heuschuppen im Gebirge. Den Fußboden des Hauses bildete festgestampfter Lehm, wie er in der Tenne fortdauert. Man belegte ihn im Winter mit Stroh.

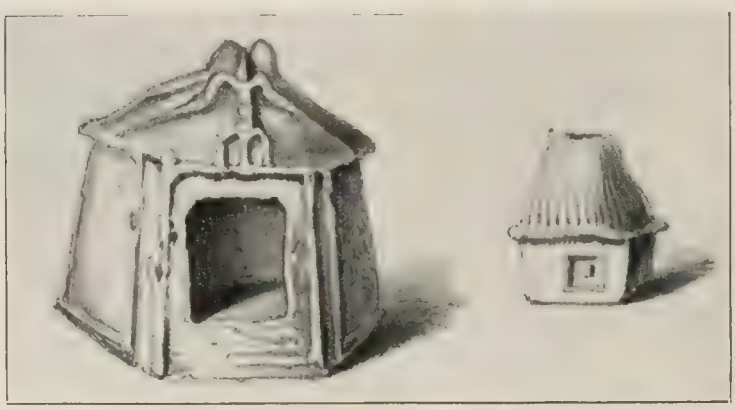


Abb. 77. Hausurnen. Abgüsse im germanischen Museum.

Das Äußere des Hauses ward im Beobachtungsgebiet der Gewährs-

männer des Tacitus durch einige Bemalung mit Erdfarben verschönt. Dies hat sich teils in ähnlich primitiver Art bis heute bei norddeutschen Bauernhäusern fortgesetzt, teils zu der kunstvollen Fassadenmalerei und Ornamentierung in den späteren Städten geführt, an der die Marktorte und Bauernhäuser der sinnenfreudigen Bajowaren mit besonderer Lebhaftigkeit teilnehmen, während z. B. die Alamannenhäuser des Schwarzwalds fast mürrisch farblos sind. Ferner wurden im Sachsengebiete schon früh die Ausläufer der Dachgiebelbalken zu Pferdeköpfen zurechtgeschnitzt. Auch die Steven und daneben die (z. B. im Kopenhagener Museum aufbewahrten) Zeltstangen der Wikingerschiffe liefen in Tierköpfe oder derlei Schnitzerei, auch wohl in Schmuckbeschlag aus. Allem Anschein nach hat im Dachbau überhaupt die in ihrem Alter nicht leicht zu überschätzende Technik der Schiffszimmerleute die der Hauszimmerleute geführt und sie u. a. das Versteifen gelehrt.

Abb. 78. Germane.
Römisches Triumphalrelief im Vatikanischen Museum zu Rom.

Das Badhaus, das nirgends fehlte, war ein kleines Gebäude für sich. Die Germanen hielten sehr auf ihr warmes Bad, und es ist überhaupt eine kulturgeschichtliche Reihenfolge: in der ersten Stufe den Körper eifrig zu baden und zu waschen, während die Kleidung dies weniger oder gar nicht erfährt und dafür auch weniger geeignet ist, in der zweiten Stufe waschbare Kleider zu tragen, während der Körper dann ein wenig mehr vernachlässigt wird, und auf der dritten Stufe endlich (oft sehr endlich) beides gleich sorgfältig rein zu halten. Das Badehaus hieß stuba, nordisch stufa; die Langobarden haben das Wort nach Italien gebracht, wo stufa die Badstube und ferner den Ofen als solchen bezeichnet. Diese Bäder waren Schwitzbäder, man erzeugte heißen Dampf, indem man in dem engen Raum Wasser auf die glühenden Steine des Ofens goß, ganz wie in den Bauernbädern des skandinawischen und finnisch-russischen Nordens.

Das sind die alten Anfänge. Allmählich traten Differenzierungen ein, man brachte Kojen an den Wänden als einzelne Schlafstätten an, woraus schließlich die Alkoven wurden, sonderte auch sonst die Schlafenden und schuf Zwischenwände. Die anderweitigen Ausgestaltungen und Erweiterungen des Hauses lassen sich in folgenden grundsätzlichen Unterschied gruppieren: entweder man stellt Wirtschaftsgebäude neben das Wohnhaus und schließt das ganze mit einer Mauer, durch welche Einfahrt und Eingangstür in den Hof führen, zum Gehöft zusammen („fränkischer" Typus), oder man bildet auf verschiedentliche Weise das System weiter, in einem groß und vielgestaltig werdenden Gebäude außer den Wohnräumen auch die Wirtschaftsabteilungen für Vieh, Tenne und Vorräte einzurichten.

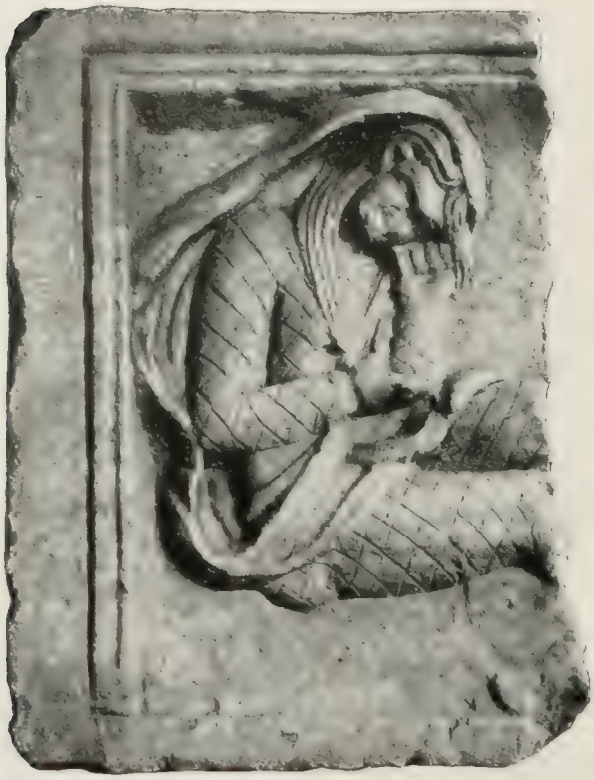


Abb. 79. Trauernde Frau in germanischer Tracht. In Germanien entstandenes römisches Bildwerk zu Mainz.

Die Bekanntschaft mit den Römern konnte nicht verfehlen, den Häuserbau und alles was dazu gehört, auch außerhalb Norikums zu beeinflussen. Was man von ihnen unmittelbar lernte, das sagen die alten Lehnwörter: Mauer, Pforte, Pfahl, Pfeiler, Pfosten, Ziegel, Kalk, Mörtel, Speicher, Söller, Platte, Turm, Schindel (auch wenn schon vorher roh gespaltene Brettchen eine gewisse Verwendung gefunden hatten), ferner Kette, Wall und Straße; später noch Fenster und Pfalz (Pfahlburg, künstlich mit palatium zusammengebracht). Die Beleuchtung am Winterabend, vorher allein durch den rötlichen Schein des Herdfeuers oder einen eingeklemmten Span von Kien-, auch Buchenholz geleistet, verbesserte sich, wenn auch nicht schon allgemein für den einfacheren Mann, durch Fackeln, Kerzen (aus Unschlitt, erst später aus Wachs) und die den antiken nachgeformten Dochtlampen, worin man Lein- oder Mohnöl brannte. — Erwähnt muß noch werden, daß auf dem Neuland der Bajowaren südlich der Donau das römische provinziale Haus von ihnen keineswegs verdrängt wurde. Wie ihre Städte und Märkte mit den zusammenhängenden hohen Häusern und den Bogengängen im Untergeschoß den Übergang nach Italien bilden, so wechseln auch auf dem Lande die vielstöckigen Steinhäuser mit anderen, germanischen ab.

Auf dem Gebiete der Tracht kommt den in Rom gearbeiteten Kunstwerken, bei denen jedesmal noch die Frage ist, ob wirklich germanische und keine anderen „Barbaren" gemeint sind, von vornherein nicht mehr Quellenwert zu, als selbst in unserer realistisch bestrebten und in der Übermittlung genauer Modelle viel besser situierten Zeit etwa den konventionellen Salonfiguren von Orientalinnen, die man in den Galanterieläden kaufen kann — wenn man mag. Ernstere Beschäftigung fordern solche Plastiken, die im römischen Germanien selber gemeißelt worden sind und deren wir eine abbilden. Sicher gehen wir ferner nach dem, was römische Offiziere und Reisende in Germanien gesehen und berichtet haben, zumal wenn es zu dem in den folgenden Jahrhunderten weiter Entwickelten, durch die germanistische Altertumforschung Bekannten, und zu allgemeinen Erfahrungsätzen der Trachtenkunde stimmt.

Vorweg fällt eine patagoniermäßige Abhärtung der alten Deutschen auf, da die Schriftsteller ihre Angaben zum Teil ausdrücklich als auch für den Winter gültig erklären. Die Kinder laufen selbst bei größter Kälte nackt; diese Angabe des Geographen Pomponius Mela (gegen Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr.) schränkt der wenig jüngere Tacitus dahin etwas ein: in omni domo nudi ac sordidi in hos artus, in haec corpora, quae miramur, excrescunt. Übereinstimmend geben Mela und Tacitus bei den Erwachsenen an, daß sie als eigentliches Kleidungstück eine Art Mantelumhang oder Wams, germanisch Hemd benannt (S. 145), um die Schultern trugen, das zusammengehalten wurde mit einer Fibel, der mehr oder minder kostbaren Spangen- oder Sicherheitsnadel, zur Not aber auch mit einem Dorn (spina, ob wirklich ein Naturdorn gemeint ist? etwa ein sprachliches Mißverständnis vorliegt? denn im alten Deutsch bezeichnete „Dorn" auch die Nadel und die Schnallenzunge). Die Wohlhabendsten, sagt Tacitus, unterscheiden sich durch sonstiges Gewand, das aber nicht bauschig fließend ist, wie bei Sarmaten und Parthern, sondern knapp und eng die Gliedmaßen einzeln umschließt. Das ist in erster Linie die braca, die Bruch, deren Wortstamm brôk altes Germaneneigentum, von Galliern und Römern entlehnt ist: das lederne Schenkelbeinkleid, zu dem sich abwärts vom Knie noch die beiden Hosen gesellen können, eine Tracht, die der in altgermanischen Äußerlichkeiten konservativste deutsche Stamm, der bajowarische,

unter dem Einfluß praktischer Gründe der Alpengegenden bis auf die Gegenwart gefristet hat. Erst die Vereinigung von Bruch und Hosen hat deren zweibeinigen Plural auf das einheitliche Kleidungsstück übertragen. (Der Ausdruck Hosen und Hasen kommt landschaftlich noch heute für lange Strümpfe vor.) Ähnlich sind die Ärmel als ursprüngliche Einzelgamaschen der Arme (man sieht derlei noch bei Garbenbinderinnen in der Ernte) erst allmählich aufgekommen und erst mittelalterlich (s. das dortige Kleiderkapitel) dem Wams angewachsen.

Das Material von Hemd und Bruch war außer Pelz hauptsächlich Leder und grober lodenartiger Wollenstoff (ganz wie bei den Bayern der Alpen). Cäsar weiß ausschließlich erst von Fellgewändern, die einen großen Teil unbedeckt ließen. Näher an der Römergrenze, über die soviel sonstiges, womit man sich hervortun konnte, herüberkam, legten die Deutschen, wie Tacitus angibt, nicht mehr soviel Wert auf die kunstvolle Verbrämung der Tracht mit feineren Pelzstückchen, wie im Binnenlande: ganz nach der allgemeinen Regel, daß die Tracht immer in den verkehrentrückteren Gegenden am konservativsten, kostbarsten und kompliziertesten ist. Im ganzen war die Germanentracht eine richtige „Schutzkleidung" (nach dem Ausdruck der Ethnologen, im Gegensatz zu der südlicheren „Schmuckkleidung", die sich unter anderweitigen psychologischen Einflüssen entwickelt) und wurde von den Römern als solche gewürdigt. Wenn auch wohl nicht ganz ohne Koketterie, trugen höhere Offiziere, deren uns verschiedene bei Gelegenheit namhaft gemacht werden, in Germanien den naturfarbenen Wollmantel und die lederne Bruch.

Im schleswigschen Angeln und in Jütland — also aus einer Gegend verkehrsbelebter und früh-reicher Kultur — sind vollständige Kleidungen, überdies jüngerer und nur noch ungefähr altgermanischer Art, in moorversenkten Särgen gefunden worden. Sie bestehen aus weit umschlagenden Mänteln von Wollstoff, die mit Fransen und Borten besetzt sind, aus Wämsern mit angestückten Ärmeln derberen Stoffs, und aus besonders derben Beinkleidern mit beim Knie angenähten Hosen. Oben um den Beinkleidrand sind Haften angenäht, um den Gürtel hindurchzuziehen. Randlose Hüte oder Mützen, Bundschuhe von einfacher Form vervollständigen die Funde, deren ursprüngliche Farben das Moor durch die seine ersetzt hat.

Abb. 80. Kleidungstücke aus Moorfunden in Jütland. In den Sammlungen zu Kopenhagen.

Für die Frauentracht ist das wichtigste, daß der jedes Wort wägende Tacitus unmittelbar an seine Beschreibung der Männertracht die Worte anschließt: „Und die Frauen tragen nichts anderes als die Männer“ Auch bei ihnen vervollständigt die Bruch die Kleidung. Das liegt überhaupt im Wesen der Schutz- und Arbeitskleidung und ist noch heute bei Lappen, Eskimos, aber auch bei den arbeitenden, kurz oder lang behosten Mägden und Sennerinnen in Teilen des bayrischen Alpengebietes so. Der weibliche Rock ist germanisch eine wenn auch frühe Neuerung. Die Unterschiede, wodurch Tacitus seine Hauptangabe über die prinzipielle Gleichheit der Tracht beider Geschlechter einschränkt, folgen dann nach: „Nur kleiden sich die Frauen häufiger in Leinen

Abb. 81. Mann aus der Zeit der dänischen Moorfunde.

Abb. 82. Weibliche Tracht aus der Zeit der dänischen Moorfunde.

Modellversuche in den Sammlungen zu Kopenhagen. (Die dazu verwendeten Anhaltepunkte werden noch durch die Schleswigschen Funde ergänzt.)

und besetzen den Stoff mit Rot. Den Teil der Kleidung am Oberkörper lassen sie nicht in Ärmel auslaufen, Ober- und Unterarme sind bloß, aber auch der nächste Teil der Brust.“

Bei allem Obigen dürfen wir nicht außer Augen lassen, daß römischer Handel und Geschmack in stets sich steigerndem Maße die heimische Art durchkreuzt haben. Ein begehrter Stoff ward schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung der Saben, ein feineres Gewebe oströmischen Ursprungs (*sabanum*), das als Schmuckstoff den Wettbewerb der Seide noch im Mittelalter aushielt. Die Völkerwanderung überhaupt hat in diesen Dingen viel Neuerung und Hin und Her verursacht; das Schlußergebnis war, daß die Beinkleidertracht der Germanen die ganze Männerwelt der Kulturvölker eroberte, dagegen das fließende Gewand der Antike als Rock die germanische Frauenwelt.

Das alte Germanenwort für die Rumpfbekleidung aus Fell, Loden oder Leinen, Hemd, haben die Römer in seiner noch nicht lautverschobenen Form kamitjo schon entlehnt, als camisia, gerade so, wie die Bruch, die brôk, als braca ins Keltische und Lateinische übernommen ward. Wir haben uns also in Kamisol und Chemise eigenes Sprachgut als wälsche Fremdwörter aufhängen lassen, wie in so vielen Fällen.

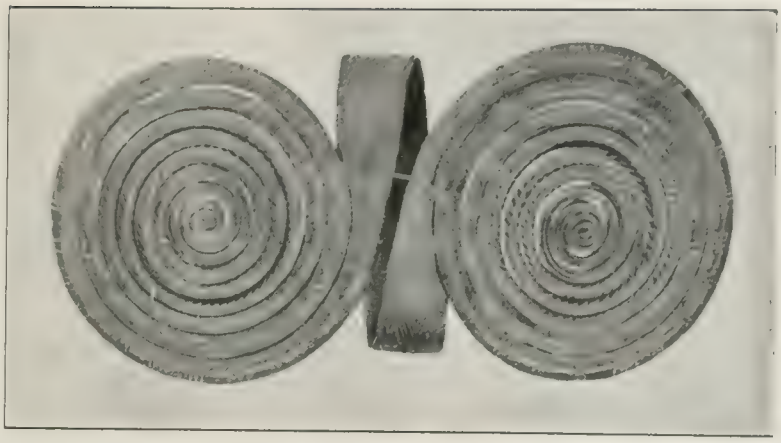


Abb. 83. Spiralischer Armring der jüngeren Bronzezeit. Im Museum zu Schwerin.

Den Gürtel kennen wir von den Kimbrinnen und aus den Funden. Er ward von beiden Geschlechtern getragen und war ein Leder- oder Leinenstreifen, der je nach der beabsichtigten Wirkung mit mehr oder minder umfänglichen und kostbaren Metallbuckeln und Schnallen ausgestattet wurde. Große Schwurringe wurden im Heiligtum aufbewahrt, persönlich trug man Armringe von mancherlei Art. Sie waren beliebte Ehrengaben, wurden auch, mit dem Kurzschwert zerhackt, zu Zahlungen und als Geschenke gegeben, und lagen oft zu vielen Stücken in den Schatzkammern. Noch Karl der Große trug den Armring zu seiner deutschen, fränkischen Tracht. Die Hauptformen sind das spiralische Gewinde und die massivere „Bauge", deren beide Endknäufe einander gegenüberstehen. Der Finger- und Siegelring drang erst von den Römern ein. Von der Fibel, der Sicherheitsnadel, wurde schon gesprochen, sie war ein mit der Sprödigkeit der Kleidungstoffe notwendig verstärktes, in einfachen wie in prunkhaften Metallen und Formen durch die Funde uns massenhaft überliefertes Zubehör. Ihr Gebrauch seitens der Germanen ist viel älter als die Herübernahme der römischen Bezeichnung fibula. Ferner gab es Halsschmuck mancherlei Art und Herkunft, auf Schnüre gereiht oder in massiven Stücken, und dann überaus unbequem, wie ein moderner Stehkragen, was aber nicht ganz allein auf die Schmuckabsicht und was man ihretwegen erträgt, sondern doch auch auf Schutz des Halses im Kampfe zurückzuführen ist. (Vgl. Abb. 11.)

Das Haar ließ man in den Nacken wachsen, Tiberius ahmte dies zeitweilig nach. Langwallendes und in besonderer Weise getragenes Haar kennzeichnete nach Quellenberichten die Fürsten der Sweben, der Alamannen (wenn nicht auch anderer) und die Merowingen. Die Sweben überhaupt hielten es mit einem Knoten beieinander, welchen eben die Fürsten in unterscheidender Weise („ornatiorem") anbrachten. Denselben Zweck wie der Knoten konnte ein Kamm erfüllen, solche sind, einfacher und kostbarer, recht viele in den Gräbern gefunden worden. Gewiß spielten Bänder im Haar eine Rolle, mindestens als Kriegsschmuck, auch für die Frauen liegen Anzeichen vor. Diese haben ihr langwallendes Haar erst mittelalterlich zu Zöpfen zu flechten begonnen, noch wieder später es aufgebunden. Hinsichtlich des Hutes versagen die Quellen in fühlbarem Maße. Doch kennen wir seine eine wesentliche Entstehung aus geflochtenem Gezweige

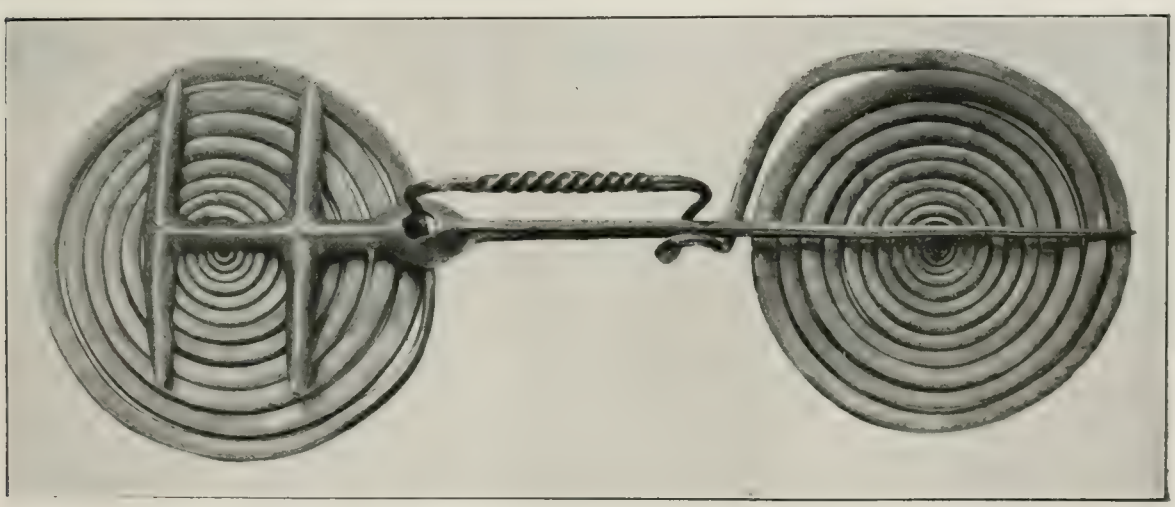


Abb. 84. Gewandspange der jüngeren Bronzezeit. Im Museum zu Schwerin.

und Grünwerk (darüber mittelalterlich Näheres) und wissen, daß man in Sachsen mindestens im 10. Jahrhundert geflochtene Strohhüte trug. Daneben ist früh an andere, feste und winterliche Stoffe zu denken. Daß der Hut das Kennzeichen Wotans, des Wanderers, war, ist ein noch sichereres Zeichen seines Alters, als seine Zugehörigkeit zu den S. 143 erwähnten Moorfunden.

Geselligkeit und Krieg.

Daß wir diese beiden Begriffe so eng zueinander stellen, beruht auf dem ganzen Dasein und auf den Verfassungszwecken der Germanen. Die Thing- oder (um nun die jüngere lautverschobene Form anzuwenden) Dingversammlungen der Heeresgemeinde waren die Gelegenheiten, wo man sich vornehmlich sah und abends nach vollbrachter Hin- und Herrede der Beratung im profanen Nebenraum des Volksheiligtums bei Bier und Schmaus an den langen Tischen zusammensaß. Hier kamen dann private Angelegenheiten zur Sprache, manche Aussöhnung wurde herbeigeführt, manche Eheverabredung und Verschwägerung ward vorberaten, mancher Handel in fahrender Habe abgeschlossen; überhaupt die ländlichen Märkte wurzeln in letzter Linie in den alten politischen Versammlungen. Man war um so mehr auf diese persönlichen Begegnungen angewiesen, als eine Verkehrsschrift noch nicht zur Verfügung stand.

Abb. 85. Nordendorfer Spange. In den Sammlungen des Historischen Vereins für Schwaben und Neuburg zu Augsburg. Vorderseite.

Etwa im zweiten nachchristlichen Jahrhundert kam das antike Majuskelalphabet — man hat allerneuestens die Frage aufgeworfen, ob wirklich das lateinische und nicht etwa doch das griechische — zu den Germanen herüber. Haben es die Römer vermittelt, so bleiben die hauptsächlichen Empfänger und Weitervermittler dieses lateinischen Alphabetes die Deutschen; jene neueste Hypothese weist dagegen auf die Gotengegenden als Gebiet der Herübernahme von den Oströmern, den Griechen, hin. Jedenfalls, die Charaktere der antiken Majuskeln gestalteten sich durch die landesübliche germanische Technik des Einkerbens von Zeichen in Buchenstäbe, des „Ritzens" (to write = schreiben, letzteres selbst ist jüngeres Lehnwort aus scribere) zu denjenigen um, die man Runen nennt. Rûna ist Geheimnis, mit „raunen" dasselbe Wort. Und geheimnisvoll, Eigentum weniger blieb diese Runenkunst noch lange, obwohl sie allmählich zu allen Germanen fortgepflanzt und durch territoriale Weiterbildungen nebensächlich variiert ward.

Eine wirkliche Schrift erhielten die Deutschen doch erst, als man vom vierten Jahrhundert ab und in der Völkerwanderungszeit auf die zweckmäßigeren Materialien der Römer mit deren damaligen Schriftformen richtig schreiben lernte. Auf dieser neueren Grundlage entstanden, durch einzelvolkliche Ausbildung je eines bestimmten provinzialen Ductus, die langobardisch-italische, die westgotisch-spanische, die angelsächsisch-britische und die merowingisch-gallische Schrift. — Auch die alte Dichtung der Germanen war durchaus bestimmt, nicht gelesen, sondern gehört zu werden.

In der Festversammlung wurden, wie später vor dem König, rezitative Lieder gesungen, und stark fielen die alliterierenden Gleichklänge der Wortanfänge ins Ohr. Es gab seit alters Rundgesänge, die allgemein im Kreise herumgingen, und wir wissen schon aus früher Zeit, wie schrecklich es einzelnen war, wenn die Reihe zu singen an sie kam, so daß sie sich lieber wegstahlen. Feierlichen Inhalts waren einheimische epische Lieder, Götter-, Volks- und Heldenüberlieferung, und in der Tat vertrat das epische Gedicht die Geschichtschreibung und Annalen der Deutschen, wie Tacitus mit Vorliebe wiederholt. Nicht etwas Neues, sondern das Altbekannte war es, was man immer wieder zu hören begehrte und wobei man, wie schon erwähnt, auch den praktischen Zweck der geschichtlichen Kenntnis nicht außer Augen verlor. Ausgangspunkt der germanischen Epik ist, worüber jetzt ziemliche Einhelligkeit herrscht, das historische, nicht das poetische und phantasierende Ingredienz. Zur einfacheren Kurzweil diente das altbeliebte Rätsellied, das später zu angelsächsischen, deutsch-mittelalterlichen und entsprechenden nordischen Kunstdichtungen geführt hat. Seine volkstümliche Fortsetzung ist das Schnaderhüpferl, das „Stückerl", welches, wenn es echt und recht ist, in den drei ersten Zeilen eine Spannung hervorbringt und in der vierten die Antwort in Form einer überraschenden Wendung, einer vorher nur zu ratenden Pointe gibt. — (Im germanischen Norden hat sich ein besonderer Stand vortragender Sänger herausgebildet, der Skalden; bei den Deutschen ist ein solcher Übergang von dem gemeinsamen Dilettantismus und der Volksdichtung, die nicht nach Urhebern fragt, zur Kunstdichtung dadurch hinausgeschoben worden, daß die römischen Gaukler und Spielleute aufkamen, dieses landfahrende Volk, welches mit den Römerheeren nach Germanien kam und den Übergang von Altertum zu Mittelalter, von Römern zu Germanen unverändert in seinem Wesen überdauert hat, und daß der Vortrag beim Fest von diesen minder Geachteten an sich gerissen wurde.) — Alte Begleitinstrumente waren die mit Draht über einfachem Hohlgestell bezogene Harfe und die Geige; beide Worte sind altgermanisches Sprachgut, dagegen das mittelalterlich beliebte „Fidel" ein Fremdwort aus viola, mittellateinisch vidula. Übrigens sang auch die Menge oder fiel in die Schlußzeilen des Sängers ein. Und in ihre Schilde hinein sangen die Deutschen beim Sturmlauf in die Schlacht, wenn das Heerhorn dazwischen schmetterte; wie Stimmen wilder Vögel erklang dem Kaiser Julian ihr ungefüger Naturgesang.

„Von Schaustellungen haben sie nur eine Art und darin bei ihren Zusammenkünften keine Abwechslung: nackte Jünglinge treiben die Kurzweil, sich in Tanzsprüngen zwischen Schwerter und entgegenstarrende Speere zu werfen," nur um den Lohn des Beifalls. (Tacitus.) An sich ist dieser Schwertertanz also den bekannten Produktionen der eben erwähnten antiken Gaukler außerordentlich ähnlich. Man könnte meinen, dieser Zweig fremder Künste sei von dem Wagemut der jungen Germanen der Nachahmung würdig befunden worden, wenn dem nicht anderweitige Hinweise auf eine viel ältere, westindo-germanische Verbreitung entgegenstünden. Sonstige scherzhafte Unterhaltung gab die allgemeine Lust zur Mummerei, welche unerschöpflich darin war, ihre Legitimation und ihre Stoffe aus den mythologischen Vorstellungen herzuleiten und sich mit den Festen zu verknüpfen. Ferner parodistische Narretei der Jugend

Abb. 86. Nordendorfer Spange. Rückseite.
Die (hier verstärkend retuschierte) Runeninschrift wird gedeutet: lona þiore Wodan winuþ lonaþ, mit teurem Lohn lohnet Wotan Freundschaft. Aþal Leubwinis, Eigentum Leubwins.

Abb. 87. Alamannisches Saiteninstrument, gefunden in Oberflacht bei Tuttlingen.

Abb. 88. Rekonstruktion der Harfe aus dem Grabe von Oberflacht.

Der untere Teil ist hohl. Die Harfe wurde bei der Ausgrabung in den Armen eines weiblichen Skeletts mit blondem Haar gefunden, welch letzteres aber an der Luft zerfiel. Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

und Neckerei jeglicher Art, alles die Ausflüsse einer kindlichen Volksart, die doch auch den Ernsteren ein Lächeln abzulocken versuchten. Dieselbe Volksnaivität schenkte den Possenreißern und Gauklern ihre Gunst, wenn sie auch in den Berufszweigen der Puppenspieler, Seiltänzer, Jongleure (joculatores), Taschenspieler auftraten oder abgerichtete Tiere zeigten. Vergeblich suchte die sonst nicht zarte Merowingenzeit, da allerhand Unfug und auch Liederlichkeit durch diese Fahrenden um sich griff, sie durch Verbote wegzuweisen. Wie den Römern zu den Germanen, so folgten sie den Heiden zum Christentum, und wie früher auf den Versammlungsplätzen beim germanischen Heiligtum, so erschienen sie, gerne gesehen, auf den Plätzen vor den Kirchtüren, wo die Kirchgänger in der Regel noch beisammen blieben und wo in nächster Nähe dann auch das Wirtshaus entstand.

Nicht immer bleibt es bei freundschaftlicher Rede und geselligem Zeitvertreib der versammelten Männer, zuweilen bricht der Meinungsgegensatz der Beratung wieder aus, oder der Trunk erhitzt den Zorn über einen an sich geringfügigen Anlaß, dann „lassen sie's selten beim schmähenden Wortwechsel bewenden, und es kommt zu Wunden und Totschlag". Ihre Waffen haben sie ja bei sich, insbesondere das kurze Schwert Sachs, welches in erster Linie das werktägliche Gebrauchsgerät zum Fleischzerlegen und vielen anderen Dingen ist (Messer ist in allerlei Lautwandlungen aus Mett-sachs entstanden). Doch am nächsten Tage des Things, so schließt Tacitus diesen Teil seiner Schilderung, beraten und beschließen sie wieder in nüchterner Ruhe, wenn die allzu hastige Erregung der rückhaltlosen Gemüter verflogen ist.

Abgesehen von den größeren Versammlungen kam man innerhalb der Gemeinde bei dem zusammen, der gerade gebraut hatte, was in den Häusern reihum ging. Das Zureichen des Trunks war Sache der Hausfrau und ihrer weiblichen Helfer; aber hierin ist sie weniger eine freundliche Wirtin, als vielmehr dieser Brauch der alten Unterordnung ihres Geschlechts entspringt. Das Schenken und Trankreichen ist Dienst, daher wird unter dem Königtum ein Hofdieneramt daraus, daher bedienen in der nordischen Skalden-Mythologie die Walküren beim Gelage in Walhall.

Und ein Weniges der gleichen Auffassung tritt auch in den Gastgebräuchen der Germanen noch hervor.

Schon von Cäsar wird die germanische Gastlichkeit eifrig gerühmt und seitdem immer wieder; welches Haus er will, mag der Fremde zur Einkehr und Herberge wählen und ist in dessen Frieden unverletzlich. „Wirt" bedeutet im ursprünglichen Sinne Hausherr; es ist bezeichnend für die Germanen, daß hieraus unsere Bedeutung des Wortes geworden ist. Genau analog wird aus „Gast", das an sich nur den Fremden bezeichnet, in Deutschland ein freundlicher Begriff, während der mit Gast sprachlich identische hostis zum unerwünschten Ankömmling, zum Feinde wird. Rechtzeitig bemerkt, wird der Gast des Deutschen über die Schwelle des Hauses geleitet; den Willkommenkuß der Hausfrau ersehen wir aus Quellen, die, wenn auch nicht ganz alt, so doch vor die höfische, staufische Zeit hinaufreichen, die die Sitten vielfältig neugestaltet. Man pflegt ihn, gibt ihm trockene Kleider, setzt ihn an den Herd, gibt ihm vom Besten, was man hat. Das unbegrenzte Aufenthaltsrecht des Fremden zeigen nordische Verhältnisse noch, wo man den Unbekannten unter Umständen die ganze schlechte Jahreszeit hindurch überwinterte. In Deutschland tritt infolge der rascher veränderten Zustände eine gewisse Beschränkung ein; im Mittelalter will man spätestens nach dreitägiger Frist das Nötige über den Gast wissen und sicher sein, daß Haus und Hof, Land und Leute vor ihm wohl versorgt seien. Bricht er auf, so erhält er sein Gastgeschenk. Das ist ein so feststehender Brauch, daß der Fremde es auch wohl einfach fordert, um damit zu sagen, daß er nun gehen wolle. Dann geleitet ihn der Wirt auf den Weg zur nächsten Unterkunft oder führt ihn selber dort ein.

Sehr umfängliche Ansprüche an die Gastlichkeit des Hauses stellte es, Gefolgsherr zu sein. Wir sehen bei Cäsar das Gefolgswesen noch in seinen Anfängen. Da bilden sich, durch Umfrage in der Versammlung, die Gefolgschaften nur für die Dauer der einzelnen Unternehmung, wenn diese und der Auffordernde Beifall finden; Cäsar bezeugt ausdrücklich, daß letzterer ein princeps sein muß, und wir finden in der ganzen Geschichte nur Fürsten als Gefolgsherren. Als das Band, welches die Gefolgsleute mit dem Gefolgsherrn verbindet, wird die Treupflicht charakterisiert. Man sieht, berichtet Cäsar weiter, diese Streifzüge (latrocinia) nicht ungern, die, wie sich auch von selbst versteht, außerhalb der Völkerschaftsgrenzen unternommen werden, denn man schätzt an ihnen, daß sie die junge Mannschaft üben und dem Müßiggang abhelfen. — Schon anders sieht das Bild 150 Jahre später aus, zur Zeit des Tacitus. Es ist nunmehr auch im Frieden für den princeps ehrenvoll, von einer Schar erlesener Leute umgeben zu sein.

Vereinzelt werden halbe Knaben, wenn ihr Geschlecht edel ist oder ihre Vorfahren besonders verdiente Leute sind, unter die erwachseneren und schon bewährten Gefolgsleute aufgenommen und halten es ihrerseits für kein Herabsteigen, in einer Gefolgschaft gesehen zu werden. Die Fürsten wetteifern nicht zum wenigsten in der Zahl und Tüchtigkeit ihrer Gefolgsleute. Für deren Unterhalt hat der Gefolgsherr zu sorgen, sie machen seinen Haushalt kostspielig und umfänglich, gehören zu den Lasten, die es mit sich bringt, als Mitglied einer Edelsippe eine politisch-militärische Rolle zu spielen. Aber das Gefolgswesen gehört um-

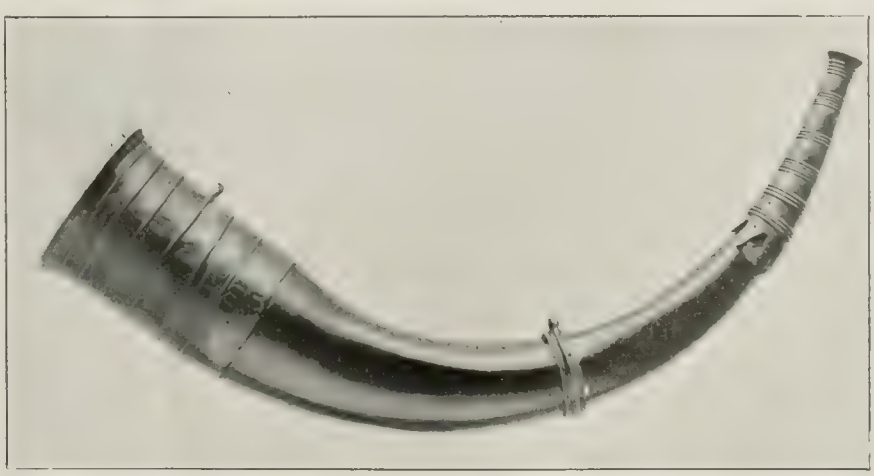


Abb. 89. Heerhorn von Wismar. Horn mit ornamentierter Bronze. Im Museum zu Schwerin.

gekehrt zu denjenigen Dingen, die die ursprüngliche Gleichartigkeit der Verhältnisse durchbrechen und die principes immer bestimmter über die gemeinfreie Menge hinausheben, zu persönlicher Machtstellung emportragen. Dem Gefolgsherrn die Treue zu brechen, ihn zu verlassen oder im Kampf zu überleben, daheim zu bleiben, wenn er ins Elend muß, ist größter Schimpf. Innerhalb des Gefolges wetteifern die einzelnen, wer ihm am nächsten steht, ihm Handreichung tut, sein Roß versieht, sein Schwert ihm abnimmt. Nur ist ausgeschlossen, daß sie für seinen Haushalt und seine Wirtschaft irgendwelche eigentliche Arbeit leisten. Das deutsche Wort für Gefolgschaft ist Gesinde, lateinisiert gasindi, darin steckt das Wort „sind", welches Reise, Heerfahrt bedeutet und mit senden, d. h. gehen machen, zusammenhängt. Der einzelne Gefolgsmann heißt „Degen", was mit der gleichnamigen Waffe nur zufällig zusammenklingt und mit τέκνον urverwandt ist; aus der angelsächsischen Form des Wortes, þegn, ist der englische Titel Than entstanden. (Ziemlich parallel dem Begriff Degen hat sich später aus dem Worte Knabe die Sonderform und Sonderbedeutung Knappe herausgebildet.) Fränkisch (und lateinisiert) begegnet später für Gefolgschaft das Wort trustis, aus der Wurzel von trauen, und entsprechend heißen die einzelnen dann Antrustjonen.

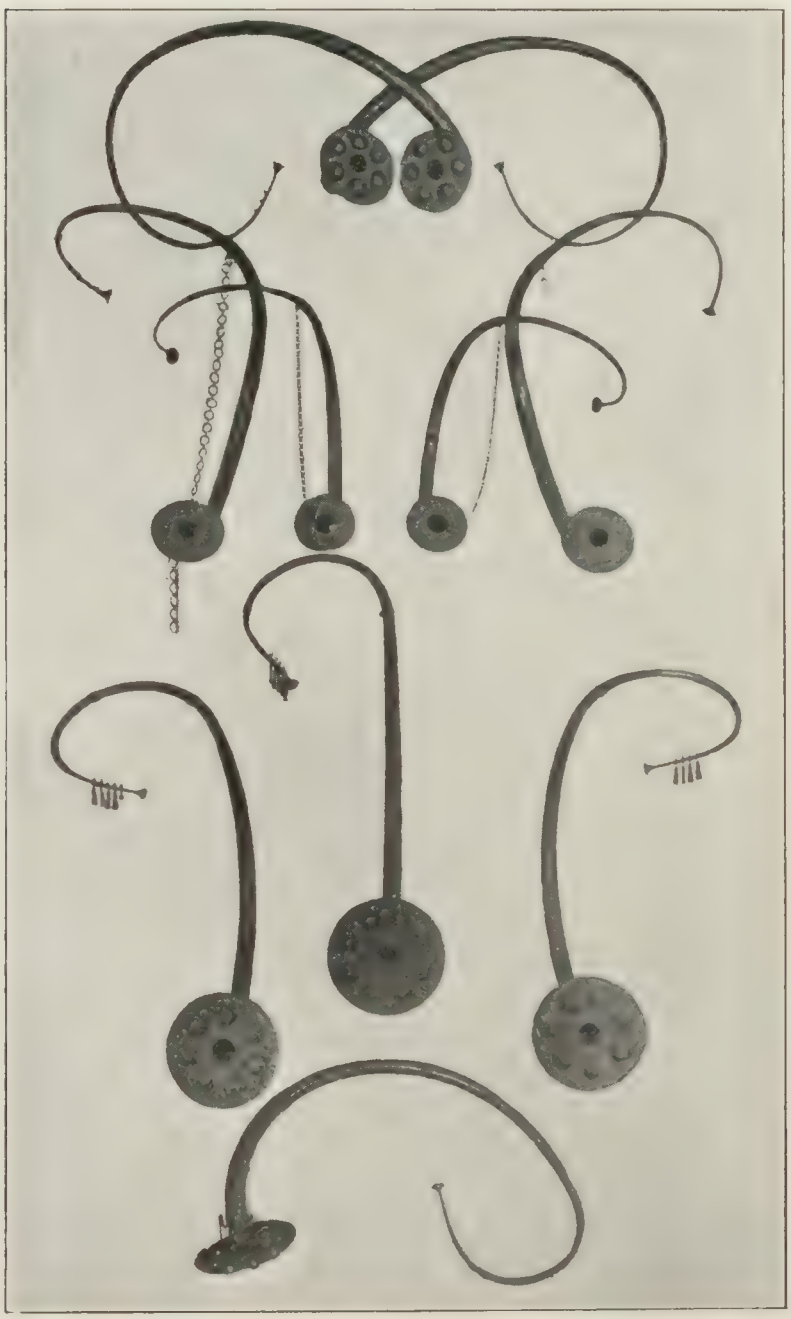


Abb. 90. Nordgermanische Blasinstrumente der Bronzezeit. In den Sammlungen zu Kopenhagen. Vgl. Abb. 10.

Die Formierung des Volksheeres baut sich auf den kleinen Einheiten der Sippen und, als Zwischengliedern, den Hundertschaften auf; bei den ostgermanischen Großvölkern treffen wir zur Völkerwanderungszeit einen weiteren Einteilungskörper von jüngerer und künstlicher Natur, Tausendschaften. Wie die historisch erwachsenen sozialen Verhältnisse durch das Gefolgswesen durchbrochen werden, so auch jene alte Gliederung des Heeres, da die Gefolgschaften keineswegs bloß auf Streifzüge gehen oder zu den Kriegen benachbarter Völkerschaften eingeladen werden („expetuntur legationibus et muneribus ornantur"), sondern auch in den eigenen Kriegen ihrer

Volksgenossen eine erlesene Sturmschar und „Garde" um den Führer bilden. Das Aufgebot der Heeresgemeinde bei feindlichem Einbruch geschieht durch Landgeschrei, ferner durch Feuerzeichen, die aus dem 4. Jahrhundert für den Alamannenbund quellenmäßig belegt sind.

Abb. 91. Goldmünze (stark vergrößert) des Drusus mit einer Trophäe von germanischen Waffen.

Das Fußvolk der Germanen wird gerühmt und ihre Reiterei auch. Die gelegentlichen Zahlenangaben der Römer lassen auf $^1/_{20}$ bis $^1/_{10}$ Berittene in den Heeren der westgermanischen Deutschen schließen.

Zaum und Zügel (aus der Wurzel tug—, ziehen) erweist die Sprache als sehr alt, wie sich auch von selbst versteht; Bügel (aus bauge, Ring, weitergebildet), Sattel und Hufeisen sind jünger, letzteres von den Römern übernommen; in Sporn steckt eine alte Wurzel, die „mit dem Fuße stoßen" ausdrückt.

Zu verschiedenen Malen wird eine den älteren Deutschen eigentümliche Kombination von Reitern und Fußkämpfern geschildert: behende Jünglinge, so viele wie Reiter waren, hielten sich jeder an die Mähne eines Pferdes und liefen mit. Das hatte das Ergebnis, gewissermaßen doppelt soviel Reiter zu schaffen und in die taktischen Bewegungen vor der Front zu bringen, als Pferde verfügbar waren. Denn diese waren bei den ansässigen Deutschen ziemlich knapp, da sie in der Landwirtschaft kaum gebraucht wurden und das Rind allgemein als Zugtier, gerade auch für den Pflug, diente. Die Ausrüstung der Berittenen war in normalen Verhältnissen keine andere als die des Heerbanns zu Fuß. Die älteste Waffe des Menschen, der Prügel oder Bengel, die naturwüchsige Keule, wird noch 377 bei den Goten erwähnt. Sie ward, wie alle alten Waffen, im Hieb geschwungen und auch geworfen. Ihre inzwischen begonnene Verfeinerung, die an dem jungen Baumstamm die Stümpfe der abgeschnittenen Zweige durch Metallbuckeln ersetzte, leitet hinüber zum „Morgenstern" und „Kriegsflegel" der schweizerischen Bauern und der Hussiten. Aber auch der Dreschflegel gehört eng in diesen Kreis. — Steinzeitlichen Ursprungs, bleibt der Hammer, das Zeichen Donars, noch auf lange hinaus eine derbe Waffe. Ihm sehr nahe im Ursprung und Wesen steht das Beil, die Axt oder Barte; unter den Deutschen bevorzugten die Franken diese Hieb- und Wurfaxt, die deshalb schlechthin die „fränkische" francisca, genannt ward. Am längsten erhielt sich die im Stiel verlängerte Form der Axt als Hellebarte.

Speer scheint ein urgermanisches Wort, Gêr ist eine sehr frühe keltische Entlehnung, welche schon in ihrer alten Sprachform gaisa viele Eigennamen (Merogais, Radagais, Geiserich) bilden half. Der Ger war wesentlich Wurfspeer, man nahm davon eine ganze Anzahl mit ins Gefecht. Eine fernere leichte Speerform mit schmalem, kurzem Eisen war die fra-

Abb. 92. Fränkische Äxte von Eisen. (Der Stiel ist erneuert.) In den Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde zu Karlsruhe.

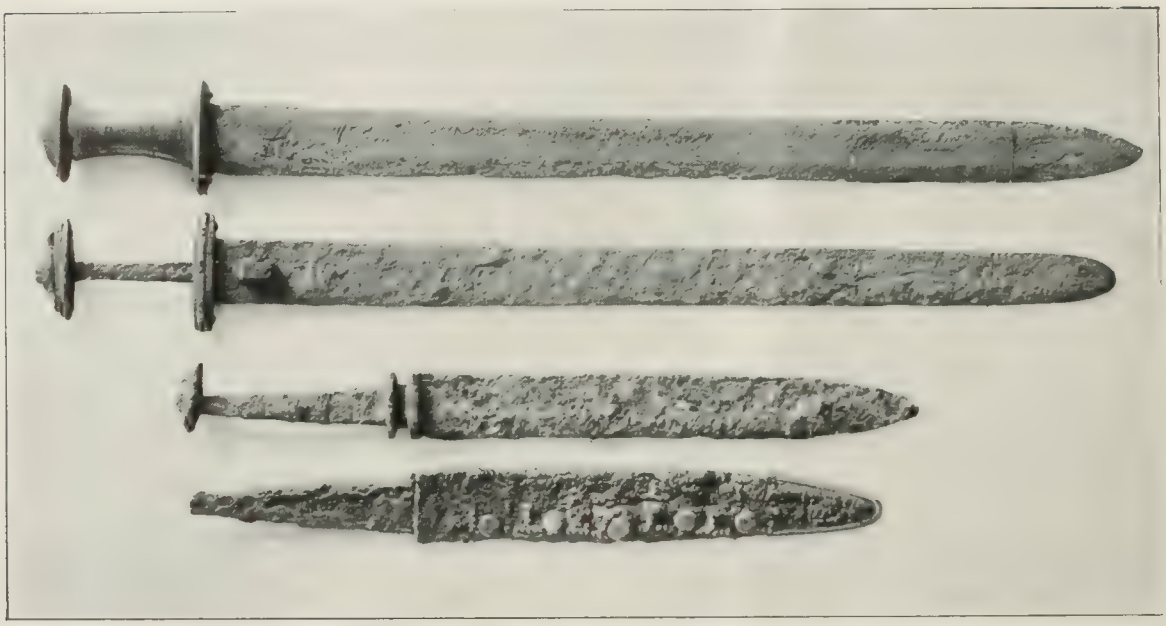


Abb. 93. Eiserne Langschwerter und Stramasachse (mit Scheide), alamannisch-fränkischen Ursprungs, aus dem 4. bis 7. Jahrhundert. Im römisch-germanischen Museum zu Mainz.

mea, in welcher Form sie von den Römern in ihre Sprache übernommen wurde; das Wort wird meist von bremen, stechen abgeleitet. Schwert ist ein altes, gemeingermanisches Wort; es klingt auch in dem Völkerschaftsnamen der Swardonen. Die beiden Hauptarten waren das Langschwert (e)hern (wovon „Cherusker"), gotisch hairus, und das Kurzschwert sahs. Letzteres war von vielfältigem Gebrauchswert, es diente als kurze Hiebwaffe, Dolch und häusliches Universalinstrument. Eine größere Abart war das Schrammsachs, skramasahs, der Franken und „Sachsen". — Bei den Ausgrabungen in Deutschland hat man beobachtet, daß die verhältnismäßige Häufigkeit von Schwerterfunden nach der Römergrenze hin zunimmt.

Abb. 94. Bronzemesser von Basedow. Im Museum zu Schwerin.

Schleudern werden bis ins 6. Jahrhundert bezeugt, sie waren wie Pfeil und Bogen, die nie ganz aus dem Gebrauch kamen, weil sie der Jäger verwandte, die Kriegswaffe der geringen Leute. Schilde (gemeingermanisches Wort) gab es in viereckiger und runder Form, erstere ist die ursprünglichere. Es waren zähe Bretter (daher die Bezeichnung der Schilde als „Linden") oder Rahmen mit Flechtwerk, über die Leder resp. Fell genagelt war. Bebuckelung und Beschlag mit Metall wandten sich erst den Rundschilden lebhafter zu. Als die Deutschen bei den Truppenkörpern der Römer uniforme Schildzeichen sahen, und vielleicht eben deshalb, benutzten auch sie die Schilde zu derlei. Scuta lectissimis coloribus distingunt, sie machen die Schilde durch sorgfältig gewählte Farben verschieden, sagt Tacitus; wir wissen anderseits, daß Völkerschaften und Völkerbünde ihren Schilden gemeinsame Farben gaben. Wie in der Antike, ward es auch dem Germanen zum Schimpf, den Schild zu verlieren, obwohl er eine Schutzwaffe war.

An sich und ursprünglich machte sich der herausfordernde Kampfstolz der Germanen aus dem Körperschutz nicht viel und trug vielmehr eine trotzige Nichtachtung zur Schau. Als Vitellius im Bürgerkriege Kohorten der Batawer nach Italien führte, warfen sie im Sturmlauf gegen Placentia die Schilde auf den Rücken herum. Die verschiedensten Beispiele bis in die späte Völkerwanderungszeit (natürlich sind es da wieder die Heruler) bezeugen, daß dieser Kriegerprotz so weit getrieben wurde, nackt in die Schlacht zu stürmen. Auch Tacitus sagt von den Gerschleuderern im Gefecht: nudi aut sagulo leves, nackt oder unbehindert im kurzen Mantel. Wenige haben Panzer, kaum der eine oder andere einen Metall- oder Lederhelm, berichtet derselbe Schriftsteller sonst noch, der immer zunächst die mit den Römern in engerer Berührung befindlichen Völkerschaften im Auge hat. — Grundsätzliche Unterscheidungszeichen in der Kriegstracht der Führer lassen sich nicht erkennen, abgesehen von der vorhin erwähnten Notiz über die Haartracht der swebischen Fürsten. Als Arminius bei Idistaviso verwundet durch die Reihen der

römischen Hilfsvölker brach, reichte sein blutüberströmtes Gesicht hin, ihn unauffällig und unkenntlich zu machen.

Gleich den Römern und ihren Auxiliaren scharten sich die Germanen seit ihrem ältesten Auftreten um Feldzeichen. Wenn die Kimbern und Teutonen dies, wie so manches von keltischer Bewaffnung und Tracht, entlehnt haben könnten, so weist das eigengermanische Wort für Feldzeichen, welches die Römer als bandum in ihre Sprache übernahmen und das gotisch bandwa lautete, doch auf einen selbständigen und alten Germanenbrauch hin. Jenes bandum kam zu uns aus dem Romanischen als Banner und Panier zurück. Es waren allerlei Tierbilder, die von den Völkern als ihre Kriegssymbole verwandt wurden. Gund-fano, Kriegsfahne (wovon italienisch gonfalone und gonfaloniere) ist ein Wort und Ding für sich; fano ist mit pannus urverwandt, und das Ganze war ein ragender Speer mit angeknüpftem wehendem Fahnenstoff.

Abb. 95. Swebe, von einem römischen Reiter niedergeworfen. Grabstein des Dalmatiers Andes von der claudinischen Ala, gefunden bei Zahlbach, aufbewahrt im Museum zu Mainz. Beachtenswert der Haarschopf und die Nacktheit des Sweben. Vgl. auch Abb. 28.

Die Taktik der Germanen, in geschlossenen Keilhaufen anzugreifen, wird bis ins vierte Jahrhundert erwähnt. Feste Städte einzunehmen, blieb ihre Kriegskunst noch lange unfähig.

Als Anfänge autochthoner Verteidigungsbefestigungen treffen wir Verhaue in den Wäldern (so in den Alamannenkämpfen der Römer im vierten Jahrhundert) und die Benutzung von Bergkuppen, die die Deutschen erst lernten mit Ringwällen zu sichern. Wall ist bezeichnenderweise römisches Lehnwort, wie Mauer auch. Die Höhen hatten für sie das praktische Interesse, daß sie Schutz boten, daher ward „bergen" ein Synonym für schützen. Diese Höhen oder „Burgen" wurden der Ausgangspunkt, woran ihre entstehende Befestigungskunst anknüpfte, nicht an das Gehöft mit seinem Zaun. Das deutsche Burg beruht auf einer indogermanischen Wurzel, deren Bedeutung „hoch" und „Höhe" ist. Diese dem Germanischen und dem Keltischen gemeinsame Bedeutung „Höhe" änderte letzteres nie; brigh, das genaue Analogon von Burg, ist Hügel, Berg, und die keltischen Brigantes (um Bregenz) sind sprachlich Bergbewohner, genau so, wie die völlig entsprechend benannten ostgermanischen Burgunden. Gotisch bildete man aus Burg das Wort für Gebirge, angelsächsisch bedeutete Burg den Grabhügel, und englisch to bury heißt begraben. Auch der Teutoburger Wald im Jahre 9 n. Chr. wird

Abb. 96. Reste eines altgermanischen Einbaums. Im Museum für Völkertunde zu Berlin.

mit Burgwerken schwerlich schon zu tun haben, sondern der Name bedeutet eben Volksgebirge (wie Detmold, „Theotmalli", Volks-Malstätte): zu dem germanisch lautverschobenen þiuda gehört als noch ältere, noch ganz unverschobene die Form teuta, Volk, die auch dem Keltischen, Italischen und Litauischen bekannt ist. — Immerhin in der Zeit lebhafter Beeinflussungen zwischen Römern und Deutschen im 1.—3. Jahrhundert n. Chr. erhielt Burg die Bedeutung künstliches Befestigungswerk und ging auch in den Soldatenjargon über. Burgus kam in die Romanenwelt als Fremdwort aus dem Germanischen und hat eine außerordentliche Verbreitung, sogar zu den Armeniern und ins Arabische erlangt. Etwas anders liegt es mit dem keltischen dûn, Burg oder Stadt, was lateinisiert als -dunum Hunderten gallischer Städtenamen seine Endung gibt, Lugdunum, Noviodunum, Augustodunum usw. Deutsch entspricht genau das Wort Zaun, niederdeutsch tûn. Die Kelten hegten eben schon Städte ein, als die Germanen erst Zäune flochten. Jene kamen von ihren Wohnsiedlungen aus zu Befestigungen, die Germanen von ihren Gebirgsschlupfwinkeln aus. Sie lernten deren natürlichen bergenden Wert verbessern und zwar mit Hilfe dessen, was sie den Römern absahen.

Auch begannen sie früh, die Ödgrenzen zwischen den einzelnen Völkerschaften durch Wälle — schon der als Militär von den Römern erzogene Arminius benutzte für seine Schlachtaufstellung einen solchen — zu ersetzen oder zu verbessern, was dann weiterhin eine Form für Grenzbezeichnungen aller Art wurde. Vielfach trifft der aufmerksame Wanderer in unseren Wäldern auf derartige Wallabgrenzungen der Gemarkungen oder auch größerer alter Einheiten. Das mächtigste Vorbild schufen ja auch hier die Römer in ihrem Limes.

Das Seewesen steckt dem Germanen seit früh im Blut, bestimmt seine Geschichte und Kultur von dunklen Vorzeiten her. (Vgl. den Anhang.) Und daher füllt es seine Sprache; von Wohlfahrt bis Untergang entnimmt er die Bilder des Lebens mit Vorliebe dem Verhältnis zur See. Wind und Woge sind dem Germanen

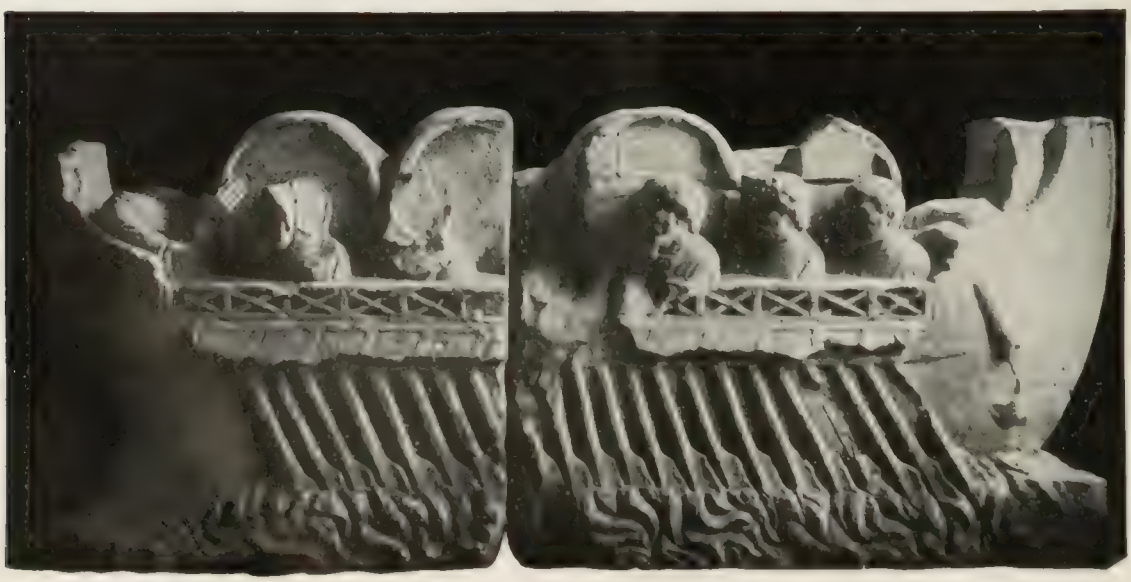


Abb. 97. Römerschiff aus Germanien. Von einem Grabdenkmal aus Neumagen im Museum zu Trier.

frohe Gesellen, die sein Kraftgefühl stählen, seinen Wagemut jauchzen machen, seine Phantasie beseelen. Selbst an dem Fergen, dem Fährmann auf Flüssen und Seen des Binnenlandes, haftet volkstümliche Poesie.

War hier der Einbaum das (bis zur Neuzeit hin nicht gänzlich verschollene, wenn auch schon früh nicht mehr einzige) Fahrzeug, so hat man an den Küsten Schiffe gebaut, die ziemlich viel Menschen aufnahmen und deren Seetüchtigkeit anerkennenswert war. Dabei stellten diese Germanenschiffe der Nordmeere keineswegs eine Nachahmung der antiken Fahrzeuge dar. Denn deren empfindlicher und komplizierter Ruderapparat mochte sich, wie auf dem Mittelmeer, auf den deutschen Strömen bewähren, im Wogengange der Nordsee versagte er allzu leicht, so daß Germanicus böse Seenot und Verluste mit seinen Vielruderern hatte und vorzog, für seine letzte Flottenunternehmung Veränderungen der neuzubauenden Triremen anzuordnen. Außerdem paßte diese entsetzlich enggepferchte Rudereinrichtung nicht für frei gewöhnte Männer. Vielmehr sind die germanischen Meerschiffe originale Weiterbildungen des offenen Bootes, die sich von den Römerschiffen grundsätzlich auch durch die Möglichkeit unterschieden, vorwärts und rückwärts (im letzteren Fall also in der Augenrichtung der Ruderer) zu fahren, d. h. viel leichter und sicherer zu manövrieren und zu rammen. Das setzt die Beweglichkeit der gesamten Rudereinrichtung mit Einschluß verrückbarer Bänke voraus, und diese Beweglichkeit im Gegensatz zu den römischen Vielruderern hebt Tacitus ausdrücklich hervor. Dem, was er insonderheit über die Schiffe der Swionen, welche durch ihre Flotten „Geltung besaßen", mitteilt, entsprechen auch die Reste eines 1864 im Nydamer Moor (Schleswig) gefundenen germanischen Schiffes, auf deren Abbildung leider verzichtet werden mußte. Dieses Schiff hat die respektable Länge von 24 Metern bei fast $3\frac{1}{2}$ Meter Breite und ist aus Eichenholz mit Rippen und klinkerweise übergreifenden Planken (wie bei unseren Jollen) zusammengefügt. Es hatte jeseits 14 Riemen, während es etwa 60 bis 80 Mann faßte, die sich demnach ablösen konnten. Gesteuert wurde es, wie die antiken und frühmittelalterlichen Schiffe, durch ein größeres hinteres Seitenruder (rechts, an „Steuerbord"). Diese überlange Art Ruderschiffe konnte Segel höchstens als Nachhilfe bei achterem Winde benutzen. An sich ist das Segeln den Germanen früh bekannt gewesen. Tacitus erzählt, wie die Batawer aus Kleidungstücken Segel improvisierten. Überdies, was mehr beweist, sind Mast und Segel germanische Worte, deren junge Entlehnung ausgeschlossen ist. Gewiß nur zufällig spät erfahren wir, daß zur Zeit Stilichos die Sachsen sich auf das Kreuzen, das Segeln mit ungünstigem oder entgegenwehendem Winde, verstanden. Man hat eben verschiedene und verschieden große Schiffsarten gehabt, je nach dem verschiedenen Bedarf. Die Schiffe des Nydamer Typus waren die bestgeeigneten für Raub- und Kriegszüge; sie sind das altgermanische Gegenstück zu den naves longae der Römer, zu den mittelalterlichen Galeeren und zu den modernen Dampfkreuzern.

Abb. 98. Kleines Rheinfahrzeug der Römerzeit. Vom Grabstein des Schiffers Blussus in Mainz.

„Schiff" ist gemeingermanisches Wort und bedeutet zugleich Gefäß. Ein wichtiger, ganz alter und germanisch verbreiteter Ausdruck war ferner „Kiel" für das Fahrzeug zur See. In der ganz richtigen Form ciulae (zu sprechen mit k), gibt daher der britisch-lateinische Erzähler Gildas die Bezeichnung der in Britannien landenden Angelsachsen für ihre Schiffe wieder. Die germanische Phantasie, welche gern an wertgehaltene Tiere dachte, legte diesen Wogengängern aber auch Ausdrücke bei wie Seeroſſe und Schwäne, sprach von Bug, von Brust und Schaumhals, und verzierte, wovon schon die Rede war, die Ausläufer der Steven, ähnlich den Giebelbalken der Häuser, mit Tierkopfgebilden. Überhaupt das Schiff war Haus, und vielleicht schon zu jener Völkerfrühzeit, die sonst nur erst Zelte und Rundhütten kannte. Auch hier saßen und schliefen die Männer als Bankgenossen. — Wir wissen von besonderen alten Seerecken, daß, wenn das Sterben an sie kam, ihr gutes Schiff, auf welchem der Holzstoß geschichtet war, vor wehendem Fahrwind vom Lande ihre Asche in die hohe See hinaus trug. Und wie man im Binnenlande aus Steinen den Toten Grabhäuser der Vorzeit erbaute oder Leichenbrandreste in Hausurnen beisetzte, so hat man, gleichfalls in undatierbarer Zeit, Seefahrern die Steine ihres Grabmals in der Form von Schiffspanten aufgerichtet.

Abb. 99. Grabmal eines nordgermanischen Seefahrers.

Abb. 100. Speereisen fränkischer Zeit. Im Germanischen Museum.

Die Reichsgründung durch die Franken.

Der Bund.

Im dritten Jahrhundert n. Chr., nicht lange nach den „Alamannen", treten in den römischen Quellen die „Franken" auf. Ein vereinzeltes Mal, schon viel früher, erwähnt sie Cicero als Frangones. Ob sie damals Völkerschaft oder Bund waren, bleibt unklar. Cicero nennt neben ihnen die Sweben, aber anderseits den ganz unbedeutenden Namen Tebani. — Falls der Name der Franken, was aber unwahrscheinlicher ist, nicht etwa doch die „Freien" bezeichnet, so ist er, wie der der Sachsen und Cherusker, von einer Waffe abgeleitet, dem franko (angelsächsisch franca, nordisch frakke), der wieder an framea denken läßt. Örtlich scheint der Name von Nordseeanwohnern innerhalb des Frankenbundes ausgegangen zu sein. Die Einzelnamen der zum Frankenbunde gehörigen Chatten, Tenkterer, Sigambrer, Kugerner, Marsen, Brukterer, Chattwaren, Chamawen, Ambsiwaren, Kanninefaten, Batawer werden seit dem 5. Jahrhundert entsprechend seltener genannt. Gänzlich verschwinden sie aus den politisch-militärischen Berichten noch nicht, denn dieser Bund der rheinischen Nachbaren ist noch loser als der alamannische gefügt. Ebenso behalten die Einzelvölker, noch länger als bei den Alamannen, je für sich ihre regierenden Familien, die sich zuweilen durch Sonderverbindungen mit den Römern gar sehr in Widerspruch zu den Bundesinteressen setzen, und wahren je für sich auch ihre Rechtsüberlieferungen. Erst als der Bund zum Großvolk unter einem Königshause, die Völkerschaftsgebiete zu Gauen geworden sind (z. B. Betuwe, Hamaland, pagus Boroctra, pagus Hattvaria), werden diese einzelvolklichen Rechte von der unvermeidlichen Ausgleichung abgelöst, aber allmählich und in Zwischenstufen. um 240.

Noch in der Karolingenzeit haben wir kein Einheitsrecht aller Franken, sondern die letzte dieser Zwischenstufen: ihre Gruppierung in Zugehörige des salischen und des ribuarischen Rechtes, der Franken näher an der Nordsee und derer am Rheinlauf. Außerdem aber hält sich noch bis in die Karolingenzeit ein sachlich beschränkter Sonderzustand von Chamawenrecht, der als Ewa Chamavorum zur Aufzeichnung gelangt ist. Er hatte von dem östlich der Issel gelegenen Chamawengau „Hamaland" aus auch in einigen Nachbargauen Geltung erlangt, stellt also kein reines Völkerschafts- oder Gaurecht, sondern schon eine Zwischenstufe der ribuarischen Rechtsausgleichung dar. Im Laufe des 9. Jahrhunderts büßte auch dieses rudimentäre Sonderrecht seine Maßgeblichkeit ein.

Die Zwischenstufen der unitarischen Entwicklung haben aber nicht bloß eine volksrechtliche, sondern in erster Linie eine politische Bedeutung. Und zwar geht die politische Gruppierung rascheren Schrittes als die volksrechtliche voran, wie sie eben

die letztere erst zur Folge hat. Schon seit dem 4. Jahrhundert läßt sich die räumliche Untergruppierung des Bundes in Ribuarier und Salier erkennen.

Daß auch hier für die Bezeichnung der Uferfranken am Rhein in verderbter Form römische Bezeichnung helfen muß, kann uns nicht sonderlich wundern. Es liegt überhaupt im Wesen der Deutschen, sobald sie ein wenig „gebildeter" sind — und der Durchschnitt rechnet als Bildung stets in erster Linie einige Sprachenkenntnis —, für neue Begriffe (oder Erfindungen) leichter ein Wort aus einer fremden Sprache zu bilden, als eine Neuerung aus der eigenen Sprache zu wagen. Die Gegenprobe auf diese Neigung resp. Scheu liegt in dem Spott oder auch ablehnenden Verdruß, worauf bei Vielen jeder Versuch von einzelnen Gruppen oder Behörden stößt, den herkömmlichen deutschen Sprachbestand irgendwie zu verändern. Zu den „Ribuariern" bieten unzählige Ausdrücke der jüngeren Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Belege der gleichen Erscheinung dar. — Das Wort Ribuarier hat sich bald zu der Form Reiffer in den volkstümlichen Gebrauch eingedeutscht; der Ortsname Reifferscheid kennzeichnet eine im Grenzstrich des Ribuariergebiets entstandene Neusiedlung. „Salier" braucht übrigens nicht, wie behauptet worden, auf das Lateinische zurückzugehen, wir haben doch auch den Salhund = Seehund.

Mit fast unglaublich kecken Unternehmungen, über Gallien hinaus, führten sich die Franken beim römischen Reiche und seinen Provinzialen ein. Zehn Jahre lang haben sich fränkische Seeabenteurer in Spanien behauptet, Fahrten von da nach Afrika gemacht. Kaiser Probus (276—282), immer bemüht, zwei Schäden des Reiches durcheinander aufzuheben, siedelte unruhige Franken als ackerbauende Kolonen in Britannien, Thrakien und am Schwarzen Meere an. Aber den letzteren gefiel das Stillsitzen unter römischer Verwaltung auf die Dauer nicht. Sie begaben sich, ohne viel zu fragen, auf Schiffe, tasteten sich an den Küsten Kleinasiens und Griechenlands herum, bald hier bald dort ihren Unterhalt gewaltsam nehmend, landeten unter anderem bei Syrakus und Karthago und fuhren schließlich durch die spanische See nach der alten Heimat; Rom sah mit Entrüstung und noch mehr Staunen die Dreistigkeit dieser Wikingerfahrt mit an. Um dieselbe Zeit begann das Reich auch schon Gebiet im Südwesten der alten Batawerinsel an die von dort aus vorrückenden Franken zu verlieren. Dieses allmähliche aber unerbittliche Hinübergreifen der Seefranken auf römisches Gebiet der Germania inferior entsprang nicht bloß ihren eigenen Ausdehnungsbedürfnissen, sondern auch dem Druck, den wieder von Osten her vorrückende Friesen und Sachsen auf die Franken übten. Im beginnenden 4. Jahrhundert drangen die salischen Franken, die früh als die „Ersten" innerhalb des Bundes galten, in das Land zwischen Maas und Schelde ein. Südlichere Bundeszugehörige saßen in vorgeschobenen Posten schon um Trier. Hier waren die Chatten die Führer in der Vorwärtsbewegung.

Das fränkische Vorrücken gab Veranlassung, Trier zum ständigen Kaiseraufenthalt seit Constantius Chlorus zu machen und von dem alten Schwerpunkt des Reiches hinweg einen wichtigen Teil der Regierung und Macht an diese Grenze zu verlegen. Das Reich dezentralisierte sich, Constantius' großer Sohn Konstantin fügte der stets herrlicher ausgestatteten Residenz an der Mosel eine ähnliche am Bosporus hinzu. Dieser Kaiser, an Gedanken und rücksichtsloser Grausamkeit dem Julius Cäsar vergleichbar, hat Frankenpolitik im großen Stil getrieben. Er begann auch bei Köln, von wo aus das Reich durch seine Flotte den Rheinstrom noch am sichersten beherrschte, eine steinerne Rheinbrücke, deren letzte Trümmer man noch 1766 gesehen hat. Zu mehreren Malen hat Konstantin Könige und Krieger der Brukterer und anderer Franken im Amphitheater von Trier zur Augenweide der residenzlichen Römer und Provinzialen durch wilde Tiere zerfleischen lassen. Aber der gleiche Kaiser, ganz ebenso wie er sorgte, die geistig-soziale Übermacht des Christentums dem römischen Staatsgedanken zu verbünden, suchte aus den Franken selbst tüchtige Kräfte

für seine Verwaltung und sein Heer zu gewinnen und gegen ihre eigenen Landsleute zu nützen. Seit Konstantin finden wir in den rheinischen Kriegen durch Menschenalter hindurch auf römischer Seite fränkische, nicht selten königliche oder doch den Königsgeschlechtern angehörige Parteigänger mit römischen Beamtentiteln, deren Heimat die römische Provinz geworden war und denen mit ihren Gefolgs- und Mannschaften Rom zeitweilig den Germanenkampf überlassen konnte. Das gallische Heer bestand so gut wie nur noch aus Westgermanen.

Ende 355 erhielt der Cäsar Julian den Befehl längs des germanischen Rheins übertragen, wo inzwischen das Abbröckeln der Römer-Herrschaft trotz allem weiter vor sich gegangen war. Der Alamannenbesieger (s. S. 105) hat Köln noch wieder besetzt, die Rheinflotte erneuert und unter wertvoller Hilfe des fränkischen Scharenführers Charietto eine Reihe ansehnlicher Erfolge über die Franken davongetragen. Auf eine vollständige Zurücknahme der in jüngerer Zeit verlorenen Gebiete hat doch auch er verzichtet. Und seine von den deutschen Römersoldaten vorgenommene Erhebung (auf den Schild!) zum Kaiser, sein Partherfeldzug und Tod haben die vorübergehende Fesselung der fränkischen Ausdehnungslust rasch wieder gelöst.

Die folgenden Kaisergenerationen unterhielten, bei genug anderweitigen Aufgaben, ein friedliches, ja freundschaftlich verbündetes Verhältnis zu den Franken. Von den germanischen Reichsregenten hat sich am meisten Arbogast verpflichtet gefühlt, der Gefahr entgegenzuarbeiten, die von seinen fränkischen Landsleuten unbeschadet ihrer vielfach guten Beziehungen zu Rom drohte. Eine Gefahr, die seit der Herabminderung der Grenzgarnisonen durch Stilicho (S. 75) so gut wie unabwendbar wurde, ohne darum sogleich eine akute zu werden. Die Franken ihrerseits hatten mit noch anderen Mächten als mit Rom zu rechnen, u. a. mit den Alamannen. Und sie erstrebten von Fall zu Fall nicht mehr, als sie schichtenweise für ihren volklichen Überschuß und dessen wirtschaftliche Ausstattung nötig hatten, sie trieben noch keine einheitliche Großvolkpolitik. Wenn ein Teil der Franken mit Attila bei seinem gallischen Einbruch ging, so kämpfte ein anderer mit Aëtius. Gerade dadurch, daß sie sich den Römern nützlich erwiesen, fanden sie am bequemsten die Möglichkeit, von Punkt zu Punkt eine Weiterausdehnung in das nordöstliche Gallien hinein zu erreichen.

Die Merowingen.

Auch diejenige Völkerschaft unter den salischen Franken, deren regierende Sippe den Namen der Merowingen trug, hat diese Politik festgehalten.

Wie wir wertvolle Stücke aus den epischen Überlieferungen der Goten, Langobarden, Sachsen besitzen, so sind uns auch die der Franken nicht ganz verloren. Nur ist die Form der Erhaltung hier eine ungünstigere. Bei jenen haben Söhne des Volkes die alten Sagen und Erzählungen in ihre Geschichtswerke aufgenommen, ohne daß ihre eigene persönliche Bildung der liebevollen Treue ihrer Aufzeichnungen Eintrag tat. Die fränkische Tradition dagegen, namentlich soweit in ihr die Merowingen der Mittelpunkt geworden waren, ist von einem gallischen Römer, dem Bischof Gregor von Tours († 594) in seine Frankengeschichte hineingezogen worden. So unbegrenzt dankbar wir ihm für dieses Quellenwerk sein müssen, leidet doch seine Behandlung jener älteren Volksüberlieferung dadurch, daß er versucht hat, das Profil der Tatsachen, welche die Sage rasch verwittern läßt und üppig überrankt, aus ihr wiederherzustellen; was übrig bleibt, nachdem er diesen Erzählungen das epische Kolorit genommen, ist weder die Volkssage noch Geschichte. Dies gilt vor allem von der Figur Chlodwigs, des großartigen und schöpferischen Begründers unserer ganzen nationalen Geschichte. Bei alten und neuen Bauern gelten Jähzorn, Härte und Wildheit an sich für keinen Tadel, dagegen das Verraten von zarten und weichen Empfindungen, selbst innerhalb der eigenen Familie, dünkt unmännlich. Die List und die Kraft in Chlodwigs furchtbarer Konsequenz

waren heroische Poesie für sein rauhes Erobervolk, sie wurden in dessen Liedern zu gesteigerter Wucht ausgeschmückt und zusammengeballt. Aber diese verlorenen Epen, welche nibelungenhaft großartig gewesen sein müssen, werden bloße Greueltaten, wenn uns die Epitome des zivilisierten Römers nüchterne Ereignisse aus den Gemälden des Epos herauszukernen sucht.

Die Frühnebel, die über der älteren Geschichte des Merowingenhauses liegen, gewähren einige Durchblicke erst zur Zeit des Chlodjo. Er schob in den dreißiger Jahren des 5. Jahrhunderts die Stellungen seines Volkes aus dem heutigen Belgien bis an die Somme, also über die Grenze des gegenwärtigen Frankreich vor. Das war die Gunst, welche diesen vordersten Saliern von Anfang an zu teil wurde, daß sie von der Waal her die Schelde hinauf und später über die Somme hinweg immer wieder schönes, meist ebenes Ackerland verlockend vor sich ausgebreitet fanden, während den ribuarischen Franken ihre Zukunft von der Eifel und den Ardennen geradeswegs zugeriegelt wurde und sie nur einzelne, von anderen mitumstrittene Durchlässe fanden. Und auch das trug die merowingenbeherrschte Saliervölkerschaft notwendig zu größerer Bedeutung empor, daß sie die unmittelbarste Fühlung mit den Römern in Gallien hatte und dadurch von selbst genötigt wurde, regelrechte Politik zu lernen und zu führen.

Von dem späteren König Childerich († 481), Chlodwigs Vater, ist es sicher, daß er zu Doornik (Tournai) an der Schelde bestattet worden ist, was von je den Schluß nahegelegt hat, dies sei seine Residenz gewesen.

Nun soll zwar schon Chlodjo in Kambryk (Cambrai) residiert haben. Dann wäre also die „Residenz" zurückverlegt worden. Indessen darf man sich nicht durch letzteren Begriff verwirren lassen. Der König jener Zeit residierte überall, wo er einen Herrensitz besaß (oder eroberte), der stattlich genug war, ihn mit seiner Umgebung aufzunehmen und königlich auftreten zu lassen. Es ist begreiflich, wenn für Childerichs Ruhestätte ein mehr im alten Lande gelegener Pfalzort gewählt wurde. (Kaiser Wilhelm I. dehnte, um im Stil der merowingischen Geschichte von ihm zu erzählen, die Herrschaft der unter ihm verbündeten Deutschen bis an die Vogesen aus, er machte Straßburg zu seiner Residenz und erbaute dort eine kaiserliche Pfalz. Sein Grab befindet sich jedoch in nächster Nähe von Berlin.)

Im Jahre 1653 ist in Doornik Childerichs Grab aufgegraben worden. Man fand darin Armring, Spangen, Streitaxt, Speer, Langschwert und Sachs, dazu aber, was nicht mehr germanisch ist, Reste eines seidenen, golddurchwirkten Purpurmantels und viele goldene Bienen, die offenbar ein Besatz dieses Mantels gewesen waren. Als es sich für Napoleon I. darum handelte, für seinen Kaiserpurpur, die Marschallstäbe und sonstige Insignien einen Ersatz des goldenen Lilienschmuckes der Bourbonen zu finden, hat er, zu dessen historischer Popularisierung neben dem antiken Cäsarentum ja auch die gallisch-merowingisch-karolingischen Erinnerungen vielfach herangezogen wurden, diese Bienen zum napoleonischen Emblem gemacht. Ferner fand man in Childerichs Grabe persönliche Gebrauchsgeräte und einen Siegelring mit der Umschrift: CHILDIRICI REGIS. (Vgl. die Abbildungen S. 161 ff.)

Wir haben es hier nicht mehr mit einem unverfälschten Barbarenkönig zu tun, sondern mit einem Gebieter über Franken und gallisch-römische Provinzialbevölkerung, der sich mit seiner Doppelstellung ganz ähnlich abfindet, wie Odwakar von Ravenna und die anderen Völkerwanderungskönige. Das würden wir jedoch ohne jenen ganz ungewöhnlich glücklichen Fund nicht ahnen; er mahnt eindringlich genug, die älteren Frankenkönige an Bildung und Umgebung nicht nach der Dürftigkeit und Roheit der Quellenüberlieferung einzuschätzen. Als Verbündeter der römischen Statthalter in Gallien leistete Childerich mehrmals Beistand gegen die Westgoten und ferner gegen einen Versuch sächsischer Seefahrer, unter Führung eines Adowakar sich an der Loiremündung einzunisten. (Interessant ist es, als Zeitgenossen des Skiren und Königs Od(o)wakar einen gleichnamigen Sachsen zu finden.) Eine andere Kombination sah Rom, Childerich und diese abenteuernden Sachsen verbündet gegen die Alamannen im Felde.

Auch hier, wie so oft in der Geschichte der Völkerwanderung, wird das Föderatenvolk der Römer zum Angreifer und nimmt ihnen die betreffende Provinz. Diese Wendung erfolgte 486 durch den zwanzigjährigen König Chlodwig (481—511), Childerichs Sohn. Inzwischen war das Ereignis von 476 eingetreten, Italien ein Germanenreich geworden; keine römische Zentralmacht stand mehr hinter dem Statthalter in den noch römischen Teilen Galliens. Dies war Syagrius, der 464 seinem Vater Aegidius gefolgt war, schon damals fast wie ein unabhängiger Fürst. Im Bunde mit anderen Franken warf Chlodwig sich auf ihn, vernichtete seine Herrschaft auf dem Schlachtfelde, wohl bei Soissons, und fügte sie, zuerst bis zur Seine, bald ganz und gar zum fränkischen Gebiete. Der geschlagene Römer war zu den Westgoten geflohen, sie wollten sich Chlodwigs Forderung, ihn auszuliefern, nicht entziehen und Chlodwig ließ ihn beseitigen.

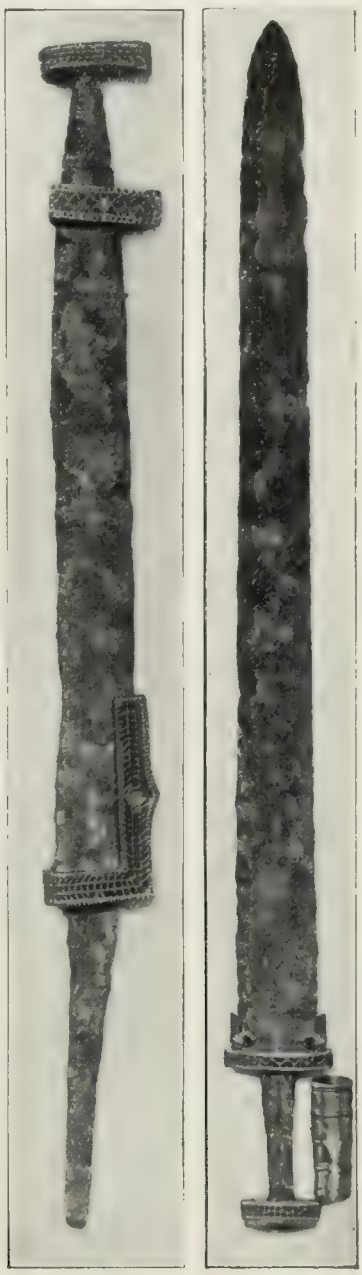


Abb. 101. Kurzes (Sachs) und Langschwert aus dem Grabe Childerichs.

So war Gallien, bis auf den armorikanischen Bund der keltischen Bretagner, in lauter Germanenreiche aufgeteilt, und diese selbst, Franken, Alamannen, Burgunden, Westgoten stießen hart und ohne das bisherige Prellkissen aufeinander; ebensowenig schieden sie sich durch natürliche Grenzen. Die keltoromanische Bevölkerung des alten Gallien mußte sich willkürlich zersplittert fühlen, dessen Organisationen, voran die Kirche, mußten versuchen, trotz der Germanenreiche die Einheit aufrecht zu erhalten. Es war ein von selbst gegebenes Kampfziel, Gallien in eine Hand zu bringen, Hammer zu sein, um nicht Amboß zu werden.

Diese gallische Provinzbevölkerung war allerorten römisch-katholisch, Burgunden und Westgoten waren Arianer, Chlodwig aber überhaupt noch kein Christ. Es war der ungeheure Vorteil, den er von vornherein über die beiden genannten Reiche hatte, daß er die Religion ihrer zahlreichen römischen Untertanen annehmen konnte und dadurch bei ihnen eine natürliche und eifrige Partei hatte. Ob er diesen Vorteil mit Bedacht herbeigeführt hat oder ob er ihm nur zugefallen ist, wissen wir nicht. Jedenfalls hatte er keine Veranlassung, Arianer zu werden; diejenigen Einflüsse, welche die Ostgermanen arianisch gemacht hatten, lagen räumlich und zeitlich sehr fernab. Dagegen hatte er schon als Herr seiner seit 486 zur Überzahl vermehrten römischen Untertanen Anlaß genug, römischer Christ zu werden, selbst wenn er es nur aus dem Grunde wurde, aus dem sein Vater den Siegelring mit der römischen Namens- und Titelform auf lateinische Urkunden drückte. Chlodwigs Gemahlin Chrotechildis war, obwohl burgundische Königstochter, mit Renegateneifer Katholikin, mit ihren Bemühungen vereinigten sich die der hohen gallischen Geistlichen. Sie erreichte zunächst, daß die Kinder ihrer Ehe getauft wurden; Chlodwig selbst hielt sich noch zurück.

Auf irgend eine Weise hängt der Zeitpunkt von Chlodwigs öffentlichem Übertritt mit seinem Kriege gegen die Alamannen zusammen.

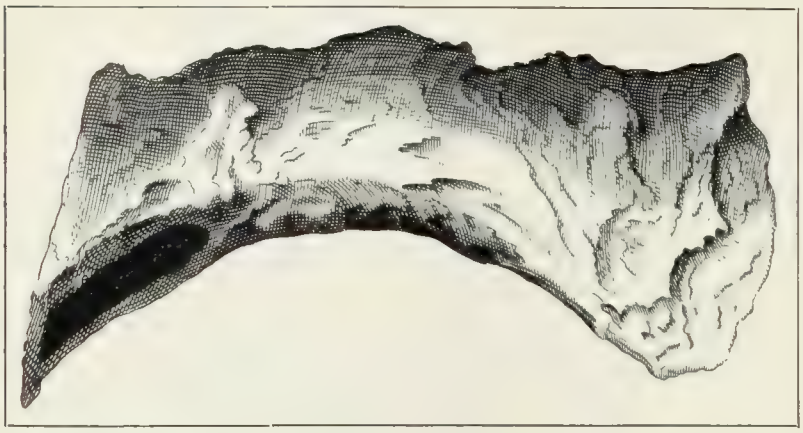


Abb. 102. Eiserne Streitaxt König Childerichs. Aus seinem 1653 aufgedeckten Grabe. Nach Chifflet, Anastasis Childerici. 1660, woselbst der größtenteils wieder verlorene Gesamtfund abgebildet ist.

Die Ergebnisse dieses Krieges wurden auch den chattischen Oberfranken zum großen Vorteil und ihnen hauptsächlich; das Merowingentum hatte die Lage und die Bestrebungen der übrigen Mitglieder im Frankenbunde mit wahrzunehmen, um diesen zusammen zu halten und sich die Führung zu bewahren. Überdies fällt auf, daß bei den Oberfranken, falls man sie, mit mancher Wahrscheinlichkeit, von den Ribuariern unterscheidet, zu Chlodwigs Zeit kein eigenes Königsgeschlecht mehr vorhanden war. Man hat daher auf eine frühe Anerkennung der salischen Merowingen als des auch bei den Chatten regierenden Hauses geschlossen. Die Ursache des unvermeidlich baldigen Entscheidungskrieges zwischen Franken und Alamannen bildete der Wettbewerb in der Landnahme, der sich auf ausgedehntem Gebiet zwischen Main, Rhein und Mosel und über diese hinaus abspielte und in welchem sich Alamannen, Chatten und Ribuarier schon vielfach kreuzten und durcheinander schoben. Aber auch die älteren Erfolge waren nur vollkommen und gesichert, wenn sie im vollen Umfange gegen die Alamannen aufrecht erhalten wurden; insofern lag für Chlodwig selbst ein nicht bloß oberfränkisches und ribuarisches Interesse vor.

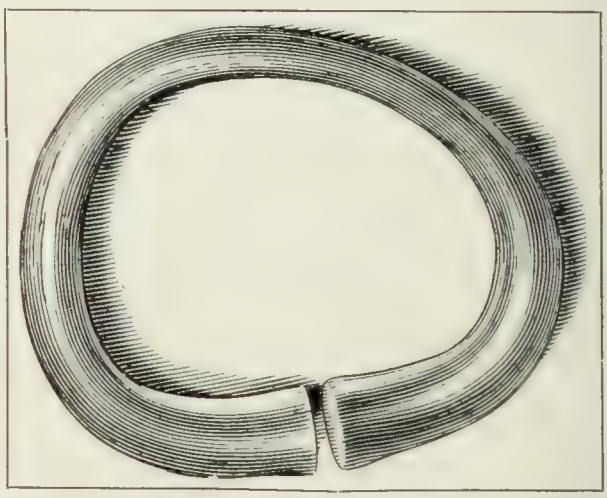


Abb. 103. Goldener Armring Childerichs aus seinem Grabe. Nach Chifflet.

Zuerst kam es 496 zum Feldzug des Frankenbundes gegen die Alamannen unter ihrem Einkönig, dessen Name in den Formen Gibuld und Gebaud überliefert wird. (Wer sich auf den alamannischen Dialekt versteht, kennt diese Übergänge aus l in u.) Eine Schlacht fiel zu Gunsten der Franken aus, ohne doch
496. eine volle politische Entscheidung zu bringen. Sie wurde am Rhein geschlagen, bei dessen beabsichtigter Überschreitung der Heerbann der Alamannen das Frankenheer angriff. Und zwar wahrscheinlich am Oberrhein. Jedenfalls nahm Chlodwig den Rückweg aus dem Feldzuge über Toul nach Reims. Dort ließ er sich Weihnachten 496 unter großer Feierlichkeit und Prachtentfaltung von Bischof Remigius taufen. Möglich, daß er dieser Demonstration damals politisch bedurfte, möglich auch, daß die volkstümliche Überlieferung diesen König in seinem germanischen Denken über göttliche Dinge gar nicht so falsch aufgefaßt hat. Denn sie erzählt, Chlodwig habe mit dem Christengotte ein Gelübde

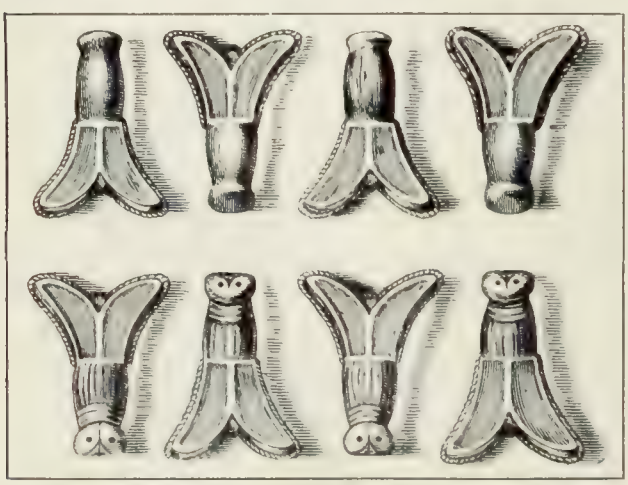


Abb. 104. Goldene, auf den Flügeln eingelegte Bienen aus dem Grabe Childerichs. Nach Chifflet.

paktiert, er wolle sich taufen lassen, wenn jener sich mächtig genug erweise, ihm den Sieg über die Alamannen zu bringen (deren Kriegsgott Ziu der älteste der deutschen Götter war). — Weitere Unternehmungen gegen die Alamannen verteilten sich auf die Zeit bis 501; in einer großen Schlacht des letztgenannten Jahres fiel der König Gibuld mit den Besten der Seinen und ward die Volkskraft der Alamannen gebrochen.

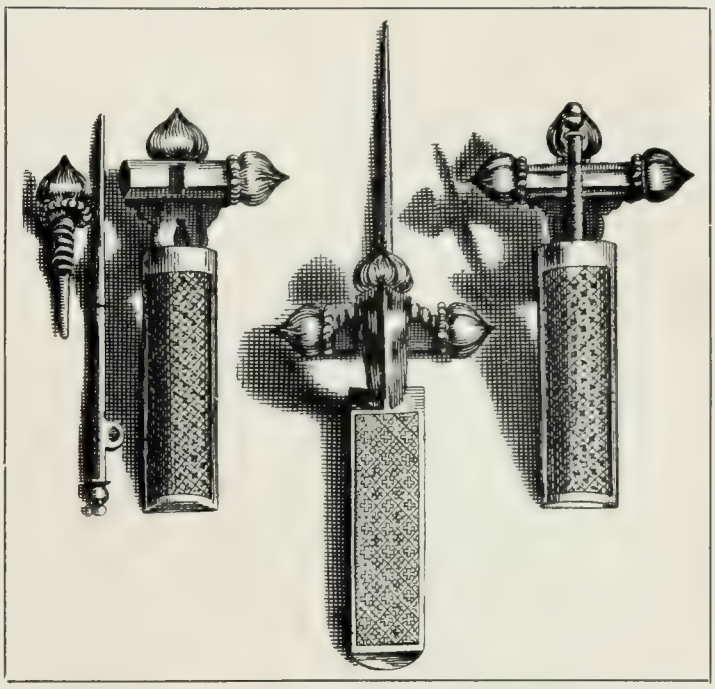


Abb. 105. Schreibgriffel Childerichs, nach Rekonstruktion Chifflets.

In diesem Moment griff von Italien aus König Theoderich kaiserlich intervenierend ein, um seinen Anteil an den Umgestaltungen zu retten, anstatt den raschen und gewaltsamen Franken im Norden der ostgotischen Sitze zum unmittelbaren Nachbarn zu bekommen. Die Alamannen am Lech, sowie im Vorland der Alpen 501. östlich von den Burgunden blieben von der fränkischen Herrschaft frei und standen fortan unter ostgotischer Schutzhoheit. Das Alamannengebiet links und rechts des Rheins dagegen verlor seine Selbständigkeit ganz und sah tief einschneidende Maßregeln.

Rechts des Rheins vom Main her bis zur Murg und Oos, in die Gegend des heutigen Rastatt und Baden-Baden, und links vom Strom südlich bis zur Lauter bei Weißenburg wurde das Volkstum der Alamannen erstickt, die Ausgetriebenen mochten sich mit in die Schutzgebiete Theoderichs begeben, oberfränkische Besiedlung und Mundart setzten sich an ihre Stelle. Im heutigen südlichen Baden und im schwäbischen Württemberg blieben die Alamannen unter Chlodwigs Herrschaft wohnen, aber im großen Maßstab wurden Ländereien zu fränkischem Königsgut eingezogen, manches davon alsbald an fränkische Einzelempfänger wieder ausgetan. So entstanden, im Gegensatze zu den Sippendörfern, Herrensiedlungen, die sich durch die Privateigentum kennzeichnende, an einen Personennamen angehängte Endung -heim von jenen -ingen-Orten unterscheiden. Im noch weit größerem Maßstab geschah dies in der elsässischen Ebene, wo die -heim-Orte dicht bei dicht gesäet sind; sie kam fast ganz unter fränkische Grundherrlichkeit. Wenn übrigens diese von ihrem Königtum ausgestatteten und belohnten Einzelbesitzer die maßgebende Schicht darstellten, so blieben sie doch der Zahl nach eine kleine Minderheit; Wesen und Sprache des Alamannentums erhielten sich auch im Elsaß und zogen die ins Land gesetzten fränkischen Grundherren zu sich herüber.

Es ist den älteren Merowingen eigentümlich, möglichst mit einigen starken, konkreten Umgestaltungen auszukommen und dann den Lauf der Dinge abzuwarten, anstatt sich als Theoretiker zu versuchen. Auf dem alamannischen Eroberungsgebiet war nicht anders verfahren worden, als vorher auf dem gallisch-römischen.

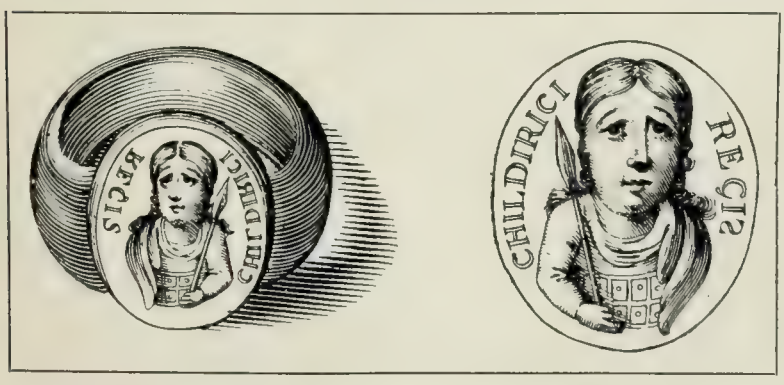


Abb. 106. Goldener Siegelring König Childerichs. Nach Chifflet.

Auch hier war, was herrenlos wurde oder gemacht wurde, zum Krongut genommen und zahlreiche fränkische Herrenhöfe schoben sich unter der Gunst der Krone bis über die

mittlere und untere Seine hinaus und noch zur Loire hinüber. Dies sind die mit deutschen Personennamen zusammengesetzten, ursprünglich durch -heim, in der eingetretenen Verwälschung durch -ville und -court gekennzeichneten Orte (das alte -ingen deutscher Sippendörfer wird in der Verwälschung zu -ange und -anges). Die Leistungen, die der römische Staat seit Jahrhunderten gefordert und ausgebildet hatte, erhob von den römischen Provinzialen der nunmehrige fränkische Fiskus. Das Wesentlichste waren die Grundsteuer und bei der landlosen Bevölkerung die Kopfsteuer. (Die freiwilligen Geschenke der Deutschen an ihre Fürsten, von denen Tacitus spricht, waren inzwischen ebenfalls zu einer bestimmteren Leistung geworden und wurden bei der jährlichen Heerschau des Märzfeldes erhoben.) Ferner nahm der königliche Fiskus die römisch-rechtlichen Einkünfte von Münzhoheit, Zöllen und Verkehrsabgaben an sich. Im übrigen lebten die Römer mit Einschluß der Kirche nicht anders als vorher und unter sich nach ihrem Recht, an welchem sich die merowingische Regierung durch kein Edikt oder Gesetzbuch versuchte. Die Franken ließen jedem sein persönliches Recht, in das hinein er geboren war, und indem sie hierbei auch in ihren Eroberungsgebieten blieben, haben sie das Prinzip des persönlichen Rechtsstandes anstatt territorialen Landrechts durchgeführt. Energischer dagegen, als die Ostgermanen, wahrten sie die Stellung der Franken als des herrschenden und im Vorrange stehenden Volkes. Auf dieser Grundlage ist ohne Krisen eine allmähliche Verschmelzung eingetreten. Wo die Franken nur als Herren verstreut waren, erlagen sie, wie der Alamannisierung, auch der Romanisierung, aber zum Reiche und Volke der Franken zählten sich alle mit Stolz und römisch Geborene trugen der deutschen Sprache entlehnte Eigennamen.

Chlodwigs Taufe, um zu dieser zurückzukehren, war eine Jubelbotschaft für den allerorten von arianischen Herrschaften niedergebeugten Katholizismus. Die westgotischen Bischöfe fanden den Mut zu frankenfreundlichen Umtrieben, noch offener suchten die burgundischen den Verkehr mit Chlodwig und schrieben ihm, wie Avitus von Vienne, Briefe voll leichtverständlicher Anspielungen. Sie mahnten erstlich, er möge den Samen des Christentums nun auch den noch in Unwissenheit verharrenden Völkern reichen. Da hätten sich dem neuen Schirmherrn der römischen Kirche am nächsten seine Franken und die Alamannen dargeboten. Aber Chlodwig ließ es mit der stattlichen Gefolgschaft bewenden, die in Reims gemeinsam mit ihm ins Christentum übergetreten war. Seine Königstellung war von monarchisch-absolutistischer Befehlshoheit noch weit entfernt, er zog auch vor, seiner Politik keine so unübersehbaren Hemmungen und Aufregungen zu bereiten, wie der Kampf gegen das Heidentum sie unter sein Volk sowie die anderen fränkischen Verbündeten und in das unliebe Gehorsamen der Alamannen hineingeworfen hätte. Jene Bischöfe mahnten jedoch ferner: nun möge das wahre Heil auch dorthin verbreitet werden, wo die Völker durch die Aussaat falscher Lehren verderbt seien. Und das wurde entgegenkommender verstanden. Daß Chlodwig begriff, wurde aber auch in der arianischen Welt vorausgesetzt. Das besorgte burgundische Königshaus, in welches der Katholizismus schon einzelnen Eingang gefunden hatte, begann diesem beflissene Freundlichkeit zu zeigen und den Arianismus zu verleugnen. Die Folge davon war nur die, daß es den Rückhalt an Theoderich dem Großen verlor und daß aus dem Spiel mit dem Katholizismus ein gefährlicher Ernst erwuchs durch seine Vermengung mit den germanisch-üblichen Streitigkeiten innerhalb der regierenden Sippe. Der Zwist des burgundischen Königs Gundobad mit seinem noch eifriger nach der katholischen Seite gewandten Bruder
500. Godegisel gab Chlodwig Gelegenheit, sich für letzteren einzumischen. Er siegte im Felde, aber dann brach er das Unternehmen plötzlich ab, ohne sich an der Einnahme der Städte zu versuchen, und wandte sich zur endgültigen Unterwerfung der Alamannen (S. 163). Es liegt nahe, zu vermuten, daß deren Haltung während des Burgundenkriegs ihn zu dieser Wendung veranlaßte. Für Burgund war der Ausgang der, daß Gundobad jetzt leicht mit Godegisel fertig wurde, seitdem aber eifrigst bemüht war, aus dem bloßen Waffenstillstand ein dauernd enges Verhältnis

zu Chlodwig zu machen. So stieg das Merowingentum, bisher nur die Vormacht der Franken, als germanische Großmacht neben Ravenna empor und die Welt sah, daß der Anschluß an seine Suprematie dem schon aufs äußerste bedroht gewesenen Burgundenreiche neue Wohlfahrt unter Gundobads fernerer Regierung zu gewährleisten vermöge. In Wirklichkeit nur eine Gnadenfrist, da die Grundlage selbständiger Kraft aufgegeben worden war. Da die neue germanische Vormacht katholisch war, konnte sie nun auch der Gunst des fernen Byzanz sicher sein. Die politischen Interessen beider durchkreuzten sich nicht und hatten das gemeinsame Ziel, Ravenna zu isolieren.

Wohl wiesen Briefe aus Theoderichs Kanzlei die Könige der Burgunden, Thüringer, Warnen, Heruler auf die sie alle bedrohende Gefährlichkeit des Frankentums hin. Aber vergeblich. Wie es der Lauf zu sein pflegt, fand er bei den direkt noch nicht Betroffenen taube Ohren. Es kam auch dann zu keinerlei gemeinsamem Vorgehen, als 507 der Krieg Chlodwigs gegen die Westgoten wirklich losbrach. Die immerhin nicht unerhebliche Scheu der Franken vor Theoderich und dessen gewandte Kabinettsdiplomatie hatten die Entscheidung so lange noch hinausgezögert.

Die Überlieferung läßt Chlodwig als Grund des Krieges gegen die Westgoten aussprechen, er könne nicht ertragen, diese Arianer in Gallien zu sehen. Solche aus einem Zusammenhang herausgefischten königlichen Dicta werden ja noch heute wirkungsvoll geprägt und in Umlauf gesetzt, ohne daß sie die Medaille des Ganzen bedeuten können. Es war ein politischer Krieg wie jeder andere, aber in der Tat war die gesamte west- und südeuropäische Politik unter die konfessionellen Gesichtspunkte gerückt und von diesen abhängig geworden. Auf Seite Chlodwigs fochten wieder die anderen Franken, sowie die Burgunden. Die Westgoten standen auf sich allein. Von den festländischen Germanen fiel kein Volk den Franken in den Rücken und Theoderich ward durch eine auffällige byzantinische Flottenbewegung zurückgehalten. Die allgemeine Lage, wie sie geworden war, kam aufs sichtbarste zum Ausdruck.

Vergeblich hatte der Westgotenkönig Alarich II. von Mannschaften herangezogen, was er nur konnte, die Münzen verschlechtert, neue Steuern ausgeschrieben, um seinen Kriegsschatz zu füllen. Er wurde bei Poitiers besiegt und fiel in der Schlacht. 507.
Doch zog sich der Feldzug in das Jahr 508 hinüber, bis es gelang, eine Reihe wichtiger Städte und Waffenplätze einzunehmen, darunter die Hauptstadt Toulouse. Dann kehrte Chlodwig aus dem Felde zurück. Über die Pyrenäen wollte er die Westgoten nicht verfolgen, die Siegesfrucht nur in Gallien pflücken.

An keinen Krieg der Franken knüpfen sich so viele kirchliche Legenden, wie an diesen: Sehnen und Hoffen des gallischen Klerus sahen ihre Sache geführt und den Gottesstreit wider den Arianismus sich erfüllen. Glaubwürdig, weil völlig germanisch gedacht, erscheint die Erzählung, daß Chlodwig dem hl. Martin von Tours, wenn er ihm den Sieg verleihe, als Opfergabe sein Streitroß gelobt habe. Wie er aber durch Tours als Sieger zurückkam, war es ihm leid um das gute und treue Roß und er wollte es von der Martinskirche mit 100 Goldstücken zurückkaufen. Da sagte man ihm, es lasse sich nicht fortbringen. Erst als er noch 100 Goldstücke zulegte, löste sich das Wunder und das Roß konnte Chlodwig wieder zugeführt werden; er meinte, der hl. Martin sei gut in der Not, aber teuer in Geschäften.

Inzwischen hielt Byzanz den Augenblick zu einer öffentlichen Auszeichnung Chlodwigs für erschienen, eine Gesandtschaft überbrachte ihm den Titel als römischer Konsul. Selbst wenn hierin ein Etwas liegen konnte, als habe nur ein tüchtiger Föderat für die Sache Roms und seines offiziellen Bekenntnisses gekämpft, so verschmähte Chlodwig den Titel doch nicht und machte dessen Annahme, wie er auch mit dem Taufakt getan hatte, zu einem demonstrativ prunkvollen Feste, als er auf

der siegreichen Rückkehr in Tours, der Stadt des gallischen Hauptheiligen, rastete. Er fügte sich damit in die Idee des römischen Reiches als Glied hinein.

Höchst wahrscheinlich war auch bei ihm die in der christlichen Welt allgemeine Auslegung der Danielischen Weissagung durch Hieronymus mitbestimmend, wonach als das letzte der vier Weltreiche vor dem Ende aller Dinge das römische angesehen wurde, also kein weiteres mehr möglich sein konnte und alle Staatenbildungen in dieses einzuordnen waren. Und dann: für seine römischen Untertanen gab dem König Chlodwig das Konsulat eine neue stichhaltige Legitimation, die nunmehr von der offiziellen römischen Seite selber kam.

Er hätte Byzanz um so weniger kränken dürfen, als jetzt Theoderich seine Zurückhaltung aufgab. Das Ostgotenreich sandte ein Heer nach Gallien, dem Chlodwig die burgundischen Bundesgenossen und fränkische Truppen entgegenschickte. Indessen beide Teile vermieden die Herbeiführung einer wirklichen Entscheidung, die eine solche über den germanischen Vorrang gewesen wäre. Der Krieg ward mit halber Kraft und beiderseits nicht durch die Könige persönlich geführt. Zuletzt kam es zu einem faktischen Friedenszustande, dessen Kosten gutenteils die Burgunden trugen. Ihnen war im westgotischen Kriege die Provence zugesprochen worden, diese nahm jetzt Theoderich an sich. Ebenso duldete Chlodwig, daß Theoderich die vormundschaftliche Regierung bei den Westgoten führte, im Namen seines Enkels Amalarich, des Sohnes von Alarich II. und Theoderichs Tochter Theodegotho. Die Franken dagegen behielten das südwestliche Gallien. Nur der Küstenstreif von den Pyrenäen zur Rhone hinüber, Septimanien, verblieb den Westgoten, der Schwerpunkt ihres Reiches war endgültig nach Spanien verlegt.

Die Quellenüberlieferung setzt die Auffaugung der noch übrigen fränkischen Einzelvölker, die Beseitigung ihrer Dynastien an das Ende von Chlodwigs Taten. Daß diese Vorgänge datumlos und auf einmal hintereinander, auch offenbar in falscher Reihenfolge erzählt werden, ist eben durch die mündlich-epische Tradition gegeben, der sie entnommen sind und die keine Jahreszahlen kennt.

Zu exaktem Eingreifen der Quellenkritik fehlt es leider an genügendem Material. Was erzählt wird, sind Vorgänge, wie wir sie in nicht minder blutiger Rücksichtslosigkeit bei der Ermordung Odwakars, in der ferneren Merowingengeschichte oder, wie schon angedeutet, auch im Abschluß des Nibelungenliedes an Etzels Hofe kennen. Es ist nur schade, daß uns die episch breite und reichliche Ausmalung der fränkischen Sage bloß in der Epitomeform, den kurzen Inhaltsangaben und gebrochenen Farben Gregors von Tours erhalten ist.

Den Historikern ist die Herkunft dieser Nachrichten aus der episch-mündlichen Überlieferung erst neuerdings nachgewiesen worden; sie haben ihren Inhalt daher nie beanstandet. An sich ist die historische Kritik gegen die Sage zugeknöpft bis zur ängstlichen Prüderie und man darf sie nicht schelten drum. Die ernsthafte Geschichte, die Reinheit des Wissens hat lange Zeit nur allzuviel Trübung durch leichtherzig aufgegriffene Sage erfahren. Besonders dadurch, daß man glaubte, in alter und neuerer Zeit, alle Epik sei verwertbar, wenn man das Wohlmögliche herausdestilliere. Das ist die allerfalscheste Methode. Und die geschichtliche Wahrheit erleidet diese Attentate durch die von Dilettanten gehandhabte Überlieferung noch fortwährend. Schließen sich diesen die wissenschaftlich ernsten Zeitschriften zu, so tummeln sie ihre urgermanischen, indogermanischen und verwandten Steckenpferde desto lustiger in den nationalen oder sonst für Deutschtum und Vorzeit interessierten Tagesblättern, wo sie außerdem sicherer sind, daß die Argusaugen der gründlichen Forschung sie nicht bemerken oder daß die letztere denkt: dort schadet's nicht. Es schadet aber doch. Denn das kommt an viel mehr gutes Publikum, als die im großen und ganzen Inzucht treibende Fachwissenschaft.

So die Geschichtforschung. Anders die Germanistik. Denn die Fachwissenschaften marschieren so gut wie getrennt und denken durchaus nicht beständig an das vereinte Schlagen. Der unablehnbare Zwang, sich auch mit der Sage zu beschäftigen, der für die Historie fehlt, ist für die Germanistik durch die breite epische Literatur und durch die Volkskunde gegeben. Die Germanistik hat sich daher schon seit ihrem Entstehen mit der epischen Sage ernsthaft beschäftigt und hat allmählich den Satz bewiesen, den Jakob Grimm zwar mit verfehlten

Belegen, aber aus den „Instinkten" des echten Forschers aussprach: daß immer ein historischer Hintergrund vorhanden sei. Hierfür sind seitdem die kräftigsten Belege vorgebracht und erläutert worden. Und man hat es auch systematisiert, wie die Sage verfährt, was sie aus ihrem historischen Kern zu machen pflegt. Alles das, was auch moderne Legendenbildung mit ihren Kernen macht. Erstlich kommt es der Sage nie so ganz genau auf die Eigennamen an. Der bekanntere Namen ist besser als der ursprüngliche, letzterer wird „berichtigt". Das allein Stabile ist die Anekdote, die Erzählung an sich. In Frankreich saugt Karl der Große das Eigentum von Karl Martell, Karl dem Kahlen und von Karlmann (Charlemagne) auf. In Skandinawien ersetzt man auch im Siegfried- oder Sigurdstoff Krimhild durch die den Meervölkern bekanntere Gudrun. Ganz ebenso geht es mit der Lokalität; ins Morgenland, anstatt gegen die Sarazenen in Spanien, fährt Karl der Große auf den Kreuzzug. Dann werden ferner die Zeiträume leichtherzig zusammengeschoben. Am Hofe Etzels steht der erheblich jüngere Dietrich von Bern.

Weiter liegt es in der Kunst jeglichen Erzählens, pointenhaft, abgerundet und verständlich zu sein. In diesen drei Adjektiven ist das innere Wesen der Sage gekennzeichnet. Sie dramatisiert in der Richtung auf das Packende, Glänzende oder Schreckhafte, behält übrig, was ihr dafür paßt: weite Heerfahrten, ganze Volkswanderungen, vernichtend entscheidende Kriege, aufopfernde Treue oder Arglist und Rache in größten Dimensionen, immer das menschlich Grandiose, das Kühne und das Seelengrauen in ihnen. Sie bringt auseinanderliegende Geschehnisse zusammen, um den epischen Konflikt oder die menschliche Pointe herauszubekommen. Umgekehrt scheidet die Sage aus, was von tatsächlichen Wahrheiten den Effekt der Zusammenhänge nur zu belasten und zu stören scheint. Und drittens liegt ihr nichts an noch so echter Altertümlichkeit. Diesen Sinn haben erst wir verkünstelten Gebildeten. Sie kleidet keine jungen Gedankengänge in alte Brokate, sondern macht ihre alten Bilder modern. Damit sie dem naiven, ungelehrten Menschen glaubhaft und verständlich sind. Darum redet sie feinste höfische Zucht der Staufenzeit im Nibelungenlied, durch das doch alle wilde, rücksichtslose Furchtbarkeit der Völkerwanderung nachzittert, und macht die sich höchst unhöfisch scheltenden Königinnen, die man sich am Zaun des heidnischen Königshofes zu denken hätte, zu pagengeleiteten frommen Kirchengängerinnen. Was in jeder Sage, großer wie kleiner, das Bleibende, das unter Umständen Jahrhundertebeständige und Unverwüstliche ist, das ist derjenige Inhalt, wegen dessen man sie überhaupt erzählt. Form, Einkleidung oder auch Verkleidung, dekorative Ausschmückung, sie sind für die historische Kritik das Geringwertige, wenn sie auch zu noch so hoher epischer Pracht erhoben worden sind.

Wir kehren zur Errichtung von Chlodwigs Einkönigtum bei allen Franken und der Darstellung Gregors von Tours zurück.

Die Ribuarier waren schon unter einheitlichem Königtum vereinigt. König Sigibert hatte mit gegen die Alamannen gekämpft und damals die Wunde ins Knie empfangen, die ihn hinken ließ. Der seiner Glieder nicht Vollmächtige ist aber nach altertümlicher Anschauung kein rechter Gebieter. Die Bundeshilfe der Ribuarier im Westgotenkriege hatte schon Sigiberts Sohn Chloderich befehligt. Diesem ließ Chlodwig sagen: dein Vater ist alt und hinkt, wäre er tot, würdest du König sein, und auf meine Freundschaft kannst du zählen. Als daher eines Tags der König auf der Jagd in dem großen Hessenwalde Buchonia ruhte, ließ ihn Chloderich töten. (Der treulose Mordanschlag auf der Jagd ist ein so bevorzugtes episches Motiv, daß auch der bresthafte König auf die Jagd muß, und zwar, damit es nach etwas aussieht, gleich in die entlegene große Buchonia.) Dann meldete Chloderich an Chlodwig das Geschehene und veranlaßte ihn, Beauftragte zu senden, damit er den ererbten Hort mit ihm teile. Durch diese Beauftragten ließ Chlodwig den Chloderich mit der Streitaxt erschlagen, als dieser sich über die Schatztruhe bückte. Chlodwig eilte herbei, berief Landsgemeinde bei den Ribuariern, und diese, deren Königssippe nun erloschen war, erhoben ihn auf den Schild als ihren neuen thingerwählten Gebieter.

Einer der salischen Frankenkönige, Chararich, hatte sich im ersten großen Kriege Chlodwigs, gegen Syagrius, neutral verhalten. Diese versagte Hilfe ward der Vorwand des Merowingen, ihn mit Krieg zu überziehen; Chararich und sein unbenannter Sohn wurden ergriffen, geschoren (d. h. durch diese schimpfliche Entfernung der langen Haare, des Abzeichens der regierenden Sippen, als Könige unmöglich gemacht) und unter die Geistlichen gesteckt. Da erfuhr Chlodwig, daß der Sohn zu dem Vater gesprochen habe: Das Laub ist abgestreift, aber das Holz ist noch grün, es kann wieder Blätter treiben; und er ließ beide enthaupten.

In Kammerich residierte ein anderer Salier, Ragnachar. Er war jedoch kein Einkönig bei seiner Völkerschaft, neben ihm war sein Bruder Richarius König und es gab noch weitere unbequeme Familienmitglieder, denen Ragnachar um so mehr nachstellte, als er selber bei den Seinen verhaßt war. Chlodwig gewann etliche unter seinen Leuten durch Spende von Armringen und Wehrgehängen, die er für goldene ausgab, die aber nur eherne waren. Als es nun zum Feldzug gegen diese Salier kam, verrieten jene die beiden königlichen Brüder und führten sie

gefesselt vor Chlodwig. Dieser fuhr den Ragnachar zornig an, daß er den Königstand erniedrigt habe, indem er Fesseln dulde, und spaltete ihm zur Sühne mit der Streitaxt den Kopf. Dasselbe tat er dem Richarius, weil er seinen Bruder nicht vor solcher Schmach bewahrt habe. Einen dritten Bruder, Rignomer, ließ er in der Fremde töten. Und den Verrätern, die sich über das unechte Gold beschwerten, sagte er, ihnen sei recht geschehen, sie sollten sich freuen, daß er ihren Verrat nicht nach Gebühr strafe.

Lauter alte und neue Züge durcheinander. Altertümlich die Geschichte mit Sigibert und zumal mit Ragnachar, wo die francisca, die Streitaxt, noch in der eigenen Hand des königlichen Priesters die Strafe vollzieht. Verblaßt die Erzählung über Chararich, ohne genauere Einzelheiten der Personen, Namen und Umstände, moderniſiert in der Maßregel des Scherens wie der Enthauptung. — Auch das ist eine Hinzufügung, daß die beseitigten Königsgeschlechter unwillkürlich als Verwandte Chlodwigs angesehen werden. Man muß sich vergegenwärtigen, daß inzwischen, bis Gregor dies alles niederschreiben konnte, das Merowingenhaus sich in mehrfachen Teilungen über das ganze Frankengebiet verbreitet und daß es damals eine Geschichte von gegenseitigen Greueltaten hinter sich hatte, die mit Chlodwigs Verfahren eine ungetrübte Ähnlichkeit besaßen. Durch alles dieses konnte der Sage die Vorstellung ganz selbstverständlich werden, daß die fränkischen Teilfürsten immer Merowingen gewesen seien. Übrigens in bestimmterer Form wird letzteres nicht von der Überlieferung behauptet. Daß die verschiedenen fränkischen Königsippen untereinander verschwägert waren, ist von selbst wahrscheinlich.

Aber in der Tat schonte Chlodwig auch seine eigene Sippe nicht. Alle Frankenfürsten überhaupt, außer den in jenen drei Erzählungen Genannten, schaffte er aus dem Wege, so weiß Gregor noch hinzuzufügen: darunter seine nächsten Blutsverwandten, und so habe er schließlich vor seiner Umgebung heuchlerisch klagen können, daß er ganz allein stehe. Der Dynastiewechsel bei ganzen Volksgruppen infolge von Bluttaten reizte natürlich zur Sagenbildung mehr, als die „internen Vorgänge" des einen regierenden Hauses. — Es hat in der Tat keine Merowingen mehr gegeben, als Chlodwig starb, außer seinen vier Söhnen. Und weil die entthronten Edelsippen radikal ausgetilgt waren, besaßen die Franken, im Gegensatz zu Alamannen, Bayern und Sachsen, keinen hohen Altadel mehr. Es war die Errichtung der Einherrschaft durch ein rücksichtsloses und fürchterliches Gewaltsystem. Nur eines fehlte, um den Ring zu schließen: daß Chlodwig auch seine Söhne bis auf einen gemordet hätte. Da das unterblieb, gewann schon mit seinem Tode der Sippengedanke doch wieder die Oberhand über all sein blutiges Tun.

Wie der folgerichtige Epilog auf Chlodwigs auswärtige Politik und die Bedeutung seiner Taufe erscheint es, wenn seine Regierung mit einem großen gallischen Konzil abschloß, das 511 zu Orleans stattfand. Der König, dessen Kirchenhoheit über jeder Angreifbarkeit stand und der die Versammlung wie einen Hoftag handhabte, bestätigte in deren Beschlüssen weitere scharfe Maßregeln gegen die „Arianer".
511. Bald danach, noch 511, ist er zu Paris gestorben.

König Chlodwig ist frei gewesen von jener schöntuerischen oder auch ehrlichen Beflissenheit für Wissenschaft, Kunst und feinere Bildung, welche sich nur selten mit der Selbstbeschränkung staatsmännischer Größe hat verbinden wollen. Weil diese, von dem vereinzelten größten Genius abgesehen, auf einliniger Konzentration von Willen und immerhin umfassender geistiger Kraft beruht. Chlodwig hatte den Mut und die Konsequenz, derjenige zu bleiben, als der er aufgewachsen war, nur zu tun, was er verstand, zu verstehen, was er tat. Wenn man es so auffaßt, so bleibt das auf ihn angewandte Wort richtig: ein Bauernkönig. An harter Klugheit, an Menschenkenntnis und an Verständnis für geschichtliche Sachlagen hat es demjenigen wahrlich nicht gefehlt, der von allen Völkerwanderungskönigen als einziger einen übermächtigen Bestandteil volksfremder Untertanen, Römer und Alamannen, ihre Lebensformen, ihre Bildung oder ihre Barbarei für sein Reich und dessen Zukunft unschädlich zu machen gewußt hat. Und wie er sich von allem Schein, von allem angenommenen Wesen fern hielt, so auch von jeder Voreiligkeit. Daß Chlodwig Maß halten konnte, zeigen alle großen Entscheidungen seiner Politik. Trotz des Umfangs und der Vielseitigkeit seiner Eroberungen ist das Wesen seiner Staatsgründung Bedächtigkeit; und

Abb. 107. Das Frankenreich unter den Merowingen. Aus „Droysen, Historischer Handatlas".

diese Bedächtigkeit nebst der rauhen Rücksichtslosigkeit, die ihr Begründer in die Wiege und in das Wesen der fränkischen Großmonarchie gelegt hat, haben sie gegen die Gefahren und Krisen der Zukunft im voraus gewappnet. Es spricht laut genug für die Solidität der Chlodwigschen Schöpfung, daß deren schlimmer Feind nur alleinig das merowingische Haus selber in kommenden Generationen geworden ist.

Mit Unrecht wird von neueren Historikern gerne der Ausdruck angewandt, Chlodwigs vier Söhne hätten sein Reich „privatrechtlich geteilt". Dazu wäre das Königtum trotz seiner außerordentlichen Machtsteigerung weder berechtigt noch imstande gewesen. Vielmehr hielten die vier Söhne durchaus die dem Sippendenken entsprechende Auffassung fest, alle miteinander das Ganze zu regieren und sich nur über die Ausführung zu verständigen, was auch in ihrem gleichlautenden Titel zum Ausdruck kam. Jeder von ihnen war „König der Franken", und die Summe der Regierungsrechte blieb gemeinsamer Familienbesitz. Sie trafen ein Abkommen über die Ausnutzung des Hausgutes, ein anderes über die territoriale Abgrenzung in der Betätigung ihrer gemeinsamen Regierungsgewalt. Beide Verteilungen deckten sich geographisch nicht, sollten auch nur gelten, bis einer von ihnen sterbe, nicht schon für Nachkommen. Alle diese Maßregeln rechnen mit der oberen Geltung der Sippe als Einheit, nicht mit der Begründung von erblichen Sonderdynastien. Die Lage der Hauptresidenzen bezeichnet jene praktische Verteilung ungefähr: Metz fiel Theuderich zu, Orleans dem Chlodomer, Paris dem Childebert, Soissons dem Chlotar.

Theuderich war der älteste Sohn Chlodwigs, von einer Nebenfrau geboren, weshalb wohl sein Name aus der Alliteration herausfällt. Den älteren Anschauungen über die Ehe entsprechend wurde noch kein rechtlicher Unterschied der Legitimität gemacht. Wie Geiserich, Theoderich der Große und dieser Theoderich sind noch Karl Martell und König Arnulf uneheliche Söhne gewesen.

In der auswärtigen Politik kehrt nun das Verhältnis wie vor Errichtung der Einherrschaft im Frankenbunde zurück. Bald gehen die Vier einzeln auf eigene Hand vor, bald finden Verbündungen statt. Chlodomer war der Führer bei der Eroberung des ihm benachbarten Burgund, Theuderich bei derjenigen des Thüringerreiches.

Auch auf die Söhne Chlodwigs übte der ruhmumstrahlte Name Theoderichs des Großen, solange dieser lebte, eine mäßigende Wirkung. Gegen die Burgunden konnten sie allerdings sicher sein, von Ravenna her freie Hand zu behalten. Hatte die Neigung zum Katholizismus schon in den letzten Zeiten Gundobads die freie Oberhand erhalten, so machte sein Nachfolger Sigismund diese Richtung zum Ausgangs- und Endpunkt all seines Verhaltens. Burgund ward unter ihm das getreueste Land der Kirche, der er eine so feste und mächtige Organisation im Lande schuf, wie sie nirgends besaß. Bei solchem Bestreben suchte Sigismund den Franken in dem Freundschaftsverhältnis mit Byzanz den Rang abzulaufen, wodurch die Spannung zwischen ihm und Ravenna eine noch schärfere werden mußte; es kam so weit, daß Theoderich eine nach Byzanz unterwegs befindliche burgundische Gesandtschaft einfach aufhob. Ermuntert durch diese Sachlage brachen die Franken unter Führung Chlo- 523.
domers los. Sigismund ward geschlagen, ins Kloster gesteckt und der größeren Sicherheit halber dann doch in einem Brunnen ertränkt. So schufen die Bannerträger der katholischen Kirche einen neuen katholischen Märtyrer und Heiligen. Das burgundische Volk verharrte im Kampfe und fand noch einmal einen Führer in Sigismunds Bruder Godomer. Er hatte das Glück, daß König Chlodomer, die Seele des Krieges, in einem für ihn ungünstigen Treffen fiel. Der Umstand, daß die Brüder Chlodomers übereinkamen, dessen Söhne nicht zur Mitregierung des Reiches zuzulassen und das erledigte Herrschaftsgebiet unter sich zu dritt zu verteilen,

legte für den Augenblick ihrer auswärtigen Politik Fesseln an, brachte die Unternehmung zum Stillstande.

Die Ostgoten hatten letztere eher begünstigt und sich ihrerseits von der Provence aus auf burgundischem Gebiet ausgedehnt. In der eingetretenen Friedenspause erfolgte noch einmal eine völlige Schwenkung der burgundischen Politik zu Ravenna hinüber, aber zu spät, denn mit Theoderichs des Großen Tode (526) war für die ostgotische Macht ihre bestimmte Richtung und Stärke dahin. Zum letzten Male hatten die Burgunden vor entscheidender Lage just das Unrichtige getan. Die Merowingen warteten ab, bis die ravennatische Regierung hinlänglich durch den byzantinisch-wandalischen Krieg beschäftigt war; dann beendeten sie die Eroberung Burgunds und
534. verteilten die Beute.

Über die sonstigen nichtfränkischen Germanenvölker hatte Theoderich der Große, ob erwünscht oder nicht, seine Hand gehalten; sie erlebten erst nach seinem Tode, was die Schreiben aus Ravenna ihnen mit Mahnungen und Warnungen prophezeit hatten.

Die alte Geschichte der Thüringer liegt für uns in bedauerlichem Dunkel, weil sie sich ziemlich außerhalb des Gesichtskreises berichtender römischer Schriftsteller befanden.

Sie kompliziert sich durch geschehene Aufnahme recht andersartiger Völker und eine kaum abzuweisende thüringische Sondergruppe unter den linksniederrheinischen Franken. Wegen dieses wenig durchsichtigen und kontroversen Zustandes verlege ich die nähere Besprechung von Entstehung und älterer Ausbreitung der Thüringer in den Anhang dieses Bandes. Hier nur so viel, daß ihnen die Hermunduren, die nach dem Durchbruch der Alamannen von der Nachbarberührung mit den Römern und mit Rätien wieder abgedrängt worden waren, den Namen geliefert haben, indem Duren in ein den Sippennamen angeglichenes Duringen verlängert wurde; wir kennen dieselbe Vorliebe des Sprachgebrauchs u. a. von der volkstümlichen Bezeichnung Fläminger anstatt Vlaemen und denken mittelbar auch an die Benennung ganzer Völker nach Sippennamen (S. 126). Mit Thüringern allmählich, in Übergängen, verschmolzen sind außer Herulern Volksteile der Angeln und Warnen. Und zwar dem Anschein nach nicht bloß an der thüringischen Ostfront nach der Saale zu, wo ihre Volksgebiete ein Gau Engili und ein Werinofeld wurden, sondern auch in den niederrheinischen Gegenden.

Im ausgehenden fünften Jahrhundert erscheinen die mitteldeutschen Thüringer als ein stattliches Großvolk, das vom Nordrand des Harz gegen die Donau zu sich dehnte und von der östlichen Saale, die in die Elbe geht, bis zur fränkischen Saale, vom Böhmerwald bis an die Tauber. Die alten Reibungen und Kämpfe der Hermunduren und Chatten wiederholten sich nunmehr zwischen Thüringern und Franken. Letztere benutzten 515 die Streitigkeiten unter den Söhnen des früheren Thüringerkönigs Basin zum Eingreifen. Wenn auch zunächst nur, um ihrem Schützling Hermanfried gegen seinen älteren Bruder Baderich, welcher hierbei umkam, zur alleinigen Herrschaft zu verhelfen. Der dritte Bruder Berthachar war schon vorher
531. in diesen Familienkämpfen getötet worden. Erst 531 wagte Theuderich, verbündet mit seinem Bruder Chlotar und mit den Sachsen, den Eroberungskrieg, welcher zur Unterwerfung führte. Die Verbündeten erstürmten die Stellung Hermanfrieds auf den Ronnebergen bei Vitzenburg unweit der Unstrut und später die Befestigung von Burg-Scheidungen an der unteren Unstrut. Hermanfried, der entkommen war, aber kein weiteres Heer mehr aufzubieten hatte, wurde zu Verhandlungen nach Zülpich eingeladen und hier unter Bruch des Geleits von der Stadtmauer herabgestürzt.

Das Thüringerreich ward mit dem fränkischen vereint, bis auf den Teil von der Unstrut nördlich zur Saale und Elbe hinüber, der den Sachsen als Preis ihrer Hilfe abgetreten wurde. Fränkische Kolonisation drang in dem eroberten Lande am

Main aufwärts und bis an den Thüringerwald vor, gewann diese Gebiete dem Frankentum und seiner Sprache. Auch die Sachsen nutzten ihren Anteil zur Erweiterung ihres Volksgebietes aus, wobei sie die thüringischen Bewohner zu sächsischen Liten (S. 126) machten. Sie waren nun das große, Norddeutschland beherrschende Volk geworden. So blieb nur ein sehr eingeengtes gemeinfreies Thüringertum übrig, das in den waldreichen Tälern und auf den Hochflächen vom Kamm des Thüringerwaldes bis zur Goldenen Aue hinüber wohnte und von seinem altgermanisch-bäuerlichen Dasein einen regelmäßigen Schweinezins an die fränkische Herrschaft entrichtete.

Radegund, die junge Waise des vorhin erwähnten Berthachar, war gefangen worden und wurde als herangewachsene Jungfrau, gegen 540, die Gemahlin Chlotars. Auch ihr Bruder teilte die Gefangenschaft. Als Chlotar es bald nach jener Vermählung für geraten hielt, diesen zu seinen Jahren gekommenen männlichen Angehörigen des entthronten thüringischen Königshauses zu beseitigen, löste Radegund ihre Ehe auf. Sie hat ihr weiteres Leben frommen Werken der Askese und Mildtätigkeit, sowie nach Weise derartiger Frauen dem engen Freundschaftsverkehr mit geistlichen Herren gewidmet. In der literarischen Tätigkeit des aus Italien gebürtigen Bischofs von Poitiers und lateinischen Dichters Venantius Fortunatus nimmt Radegundens Schicksal und der geistige Bund mit ihr einen breiten Raum ein. 587 ist sie gestorben; auch sie gehört zu den Opfern des Merowingenhauses, welche heilig gesprochen worden sind.

Theuderich war der hervorragendste von Chlodwigs Söhnen. Als Hug-Dietrich, d. h. Franken-Theoderich, ist er, der den deutschen Osten des Reiches regierte und ihn so stattlich vermehrte, in der Sage lebendig geblieben. Als er starb, wollten 533.
Childebert und Chlotar sein Gebiet einziehen. Aber glücklicher, als ehemals seine Vettern, Chlodomers Söhne, verteidigte sein Sohn Theudebert Leben und Herrschaft und erkämpfte seine Anerkennung nicht nur als Miterbe und Teilhaber am fränkischen Reiche, sondern als Inhaber des politisch stärksten Teilgebiets.

Der Krieg Justinians gegen Ravenna hatte begonnen. Die Franken verhandelten mit beiden Mächten, Witiges trat ihnen im Jahre 536 die Provence und jene Schutzherrschaft über den östlichen und südlichen Rest Alamanniens ab, welche Theoderich der Große errichtet hatte. So war jetzt ganz Alamannien beim Frankenreiche. Was hier um Hilfe gegeben ward, behielten die Franken dann als Preis bloßer Neutralität. 539 erschien zwar Theudebert in Italien, aber mit freier, selbständiger Politik, die gegen beide kriegführende Parteien gerichtet war und sich erfolgreich hielt. Er wollte der tertius gaudens sein. Da war es eine Lagerseuche — wie viele Male sollte sich für deutsche Italienfahrten ein solcher Schluß wiederholen! — die seine Unternehmungen zum Stillstand brachte, sein Heer zum schleunigen Abzug zwang. Indessen es waren neue Wege gewiesen. Die Franken standen in Europa nicht mehr als mit Amtsehren bedachte Helfer der Byzantiner, sondern traten gegen sie auf, und das Kampfziel war nicht bloß das Erbe des sinkenden Gotenreichs, sondern schon das — des westlichen Imperiums. Bedurfte es noch einer Bekräftigung dieses Umschwungs, so lag sie darin, daß fränkische Goldmünzen, auf welchen bisher die Kaiser abgebildet oder genannt waren, fortan Theudeberts Namen und neben diesem das Wort Augustus trugen. Der römisch-germanische Kaisertraum des ostgotischen Theoderich findet über diesen entschlossenen Merowingen den Weg zu Karl dem Großen.

Abb. 108. Goldmünze Theudeberts.

Durch die Einverleibung der letzten Alamannen ins fränkische Reich waren zu dessen unmittelbaren Nachbarn am Lech die Bayern geworden. Auch über sie mußte

jetzt die Entscheidung fallen. Aber das Nähere entzieht sich genauer Kenntnis. Fest steht, daß seit den vierziger Jahren des sechsten Jahrhunderts die Bayern mit ihrem Herzogshause der Agilolfingen die fränkische Hoheit ertrugen. Mehreres spricht dafür, daß dies nicht herbeigeführt war durch einen von aller Überlieferung vergessenen Krieg, sondern auf eine minder gewaltsame Art. Ob die Agilolfingen in ihrer Stellung an der Spitze der Bayern durch das neue Verhältnis zu den Franken eingeschränkt oder befestigt, etwa gar erst eingesetzt worden waren, entzieht sich auch der Beurteilung. Jedenfalls hatte die fränkische Regierung eine bedeutsame Neuerung zugestanden: ein Landesherzogtum innerhalb der Gesamtmonarchie. Rasch, um 550, begegnen nun auch Herzöge der Alamannen, Butilin und Leutari. — Der zeitgenössische agilolfingische Bayernherzog hieß Garibald, seine Gemahlin ward eine langobardische Königstochter, die als Frankenkönigin verwitwet war. Die Agilolfingen standen also im Connubium auf der Rangstufe der Königshäuser. Garibalds Tochter Theudelinde gehört als nachmalige Königin der Langobarden zu den wichtigsten Gestalten in deren Geschichte. Vielfach, u. a. auch in der Eigennamenbildung der beiderseitigen regierenden Familien, tritt die Freundschaft der Bayern und Langobarden hervor, die schon älter ist, als der letzteren Übersiedlung nach Italien im Jahre 568.

Theudebert starb schon 548, sein Sohn Theudebald 555; nun riß Chlotar dies große Gebiet an sich. Und als 558 auch Childebert von Paris starb, ward jener überlebende jüngste der Söhne Chlodwigs wieder zum alleinigen Inhaber des fränkischen Königtums und Reiches. In Chlotars letzte Lebensjahre fallen schon Kriege gegen die Sachsen, jedoch noch ohne Entscheidung.

561. Als dann 561 auch Chlotar aus dem Leben ging, vollzog sich ganz ebenso, wie vor fünfzig Jahren bei Chlodwigs Tode, eine neue Verteilung auf vier Söhne. Charibert erhielt Westgallien, Guntramnus Burgund und die fränkischen Gebietsteile von Chalons und Orleans, Sigibert die östlichen Teile nebst südgallischen, wobei Reims seine Residenz wurde, Chilperich den ursprünglichen Anteil Chlotars I. nebst der Residenz Soissons.

In den Anfängen der neuen Herrscher sehen wir eine gemeinsame Reichspolitik als Ziel gewahrt. Der Festsetzung der Langobarden in Italien 568 haben die Franken jedoch nichts in den Weg gelegt.

Wieder einmal erfahren wir Völkerschiebungen an der deutschen Ostgrenze nur durch Zufall. Mit den Langobarden nach Italien zogen 20000 Sachsen von den Gegenden am Harz und an der Bode. Aber diese sächsischen Auswanderer fanden doch keine Zufriedenheit in der weiteren Schicksalsverbundenheit mit den Langobarden und mit Albwins italischem Königtume. Eines Tages kamen sie am Harz wieder an und verlangten ihre Wiederaufnahme. In ihren verlassenen Sitzen an der Bode und Wipper waren von der fränkischen Reichsregierung inzwischen Schwaben angesiedelt worden (keine Alamannen, sondern in Norddeutschland zurückgebliebene Teile des alten semnonisch-swebischen Bundes). Diese Schwaben wollten den vormaligen Inhabern entgegenkommen, boten die Rückerstattung eines Drittels, boten noch ein Drittel, aber die Sachsen wollten unverkürzte Herausgabe. Schließlich gab es so lange Kämpfe, bis beide Platz hatten.

Bald stießen Langobarden und Franken zusammen, in der Provence, die von ersteren als ein ihnen mit Italien zustehendes Erbe der Ostgoten betrachtet wurde. Die langwierigen Feindseligkeiten zogen sich durch die siebziger und achtziger Jahre hindurch, zeitweilig stand alle natürliche Gegnerschaft der Langobarden: Franken, Byzantiner, Papst in geschlossener Liga gegen sie. Schließlich zerstörte eine abermalige Heereskrankheit den Erfolg der Franken und es kam 591 zum Frieden, der alles beim alten, also die Provence beim fränkischen Burgund beließ.

Überhaupt treten in dieser dritten merowingischen Generation neue Feinde auf. Das uralisch-altaische Volk der Awaren hatte mit den Langobarden zusammen das

Gepidenreich vernichtet (S. 99) und ward dadurch noch mächtiger an der Donau, daß die Langobarden zu ihren Gunsten die pannonischen Sitze aufgaben und nach Italien abmarschierten. Bald unternahmen die Awaren, das fränkische Reich in seinen östlichsten Gebieten zu beunruhigen. Von den germanischen Völkern im Reiche begannen die Bayern ihre Zugehörigkeit wieder zu lockern; sie verhielten sich schon im Kriege gegen ihre langobardischen Freunde auf eigene Faust neutral. Auch sonstige zentrifugale Bestrebungen, im äußersten Südwesten und Nordwesten des Frankenreiches, gewannen um so leichteres Spiel, als die merowingische Dynastie sich unterdessen in einen der wildesten und berühmtesten Verwandten- und Bürgerkriege aller Weltgeschichte verstrickt hatte.

Abb. 109. Weihgeschenke (Kronen aus Gold mit Edelsteinen) westgotischer Könige des 6. und 7. Jahrhunderts. Aus Guarrazar bei Toledo, jetzt im Clunymuseum zu Paris.

Im Jahre 567 führte König Sigibert von Reims die Tochter des westgotischen Königs Athanagild Brunhild heim. Begeistert pries Venantius Fortunatus, der unübertreffliche Fest- und Gelegenheitsdichter, die junge Neuvermählte; Venus und Cupido ließ er auftreten und über die Schönheit ihrer Gestalt, die Anmut des Antlitzes, die Feinheit ihrer am spanisch-westgotischen Hofe erhaltenen Bildung sich unterhalten: antike Heidengötter in bischöflichen Versen über die Germanin, ein rechtes Exempel dieser seltsamen gallisch-fränkischen Mischkultur. Eine Art Eifersucht ließ nun auch Chilperich von Soissons um eine Schwester Brunhildens freien, Galswinth, und sie ward ihm zugestanden, nachdem er sich verpflichtet hatte, seine bisherigen Frauen oder Buhlerinnen von sich zu tun. Welcher Ausdruck der passendere sei, läßt sich nicht ganz genau sagen; es geht in diesen Dingen bei den meisten Merowingen recht zahlreich und willkürlich zu. Aber bald gewann die Erinnerung an eine der Verstoßenen, Fredegunde, wieder Gewalt über Chilperich, ihre Bevorzugung trieb die Königin Galswinth zu dem unwilligen Entschluß, in ihre Heimat zurückzukehren. Ehe sie das ausführen konnte, fand man sie eines Morgens im Bett erdrosselt, und Chilperich setzte nun Fredegunde zur rechtmäßigen Gemahlin und Königin ein.

Da war es Brunhild, welche die Blutrache der Schwester auf sich nahm und Sigibert in diese hineintrieb. Kriege und Verträge wechseln nun in rascher Folge. Alle politischen Motive des Gebietserwerbs, alle Frontwechsel und bunten Bündnisbildungen mit den übrigen Frankenkönigen, dazu auswärtige Kriege mengen sich in den Zorn Brunhildens hinein, der allein der ruhende Punkt in all dem Wirrsal ist. Mehr und mehr kommt Chilperich ins Elend; es faßt uns doch auch ein menschliches Empfinden für Fredegunde, von der wir nicht wissen können, welche Summe von Leid und zugefügtem Unrecht sie vielleicht bei jener

Verlobung durchgemacht hatte. Wild und herb, wie diese Herzen sind, will sie einmal in ihrer Not einen soeben geborenen Sohn umbringen, um ihn vor traurigem Leben, vor vielleicht doch nicht gespartem grausamem Tode zu bewahren, kaum verhindert es Chilperich. Doch dann findet sie wieder den Mut zu neuer Gewalttat der Notwehr. Sigibert ist von Chilperichs eigenen Untertanen als König auf den Schild erhoben worden. Zu Vitry hat er ihre Landsgemeinde zur Heerschau versammelt, da drängen sich zwei Leute Fredegundens an ihn heran und stoßen
575. ihm von jeder Seite ein vergiftetes Sachs in den Leib.

Was Sigibert als Rächer unternommen und erkämpft hatte, hatte er, der an sich mildere, etwas träge Mann, doch nur auf Brunhildens unabläßigen Antrieb getan und weitergeführt. Nun war sie Witwe, und ihren fünfjährigen Sohn raubte ihr einer ihrer höhergestellten Untertanen. Der Amtsadel, der in diesen Kämpfen überhaupt die Gelegenheit fand, zu steigender Bedeutung emporzukommen, wollte im Namen des Unmündigen selber schon regieren; die Königswitwe überlieferte man dem Chilperich. In dieser schlimmen Lage wird Brunhild die Kampfbärin, wie ihr Name sie nennt. Kein Mittel ist ihr zu kühn und zu verrucht, sie wählt ihre Helfer und gewinnt sie, gleichviel um welchen Preis, treibt ihren Keil in Chilperichs Familie, indem die etwa dreißigjährige Frau dessen Sohn Merowech zu sich herüberzieht. Beide heiraten sich, werden von Chilperich ereilt, Brunhild entkommt jedoch abermals aus der Haft; den Merowech läßt, wie es scheint, Fredegunde ermorden, auch den zweiten Sohn, dessen Aufsäßigkeit gegen ihr Regiment sie fürchtet. Unter der Zeit verständigt sich Chilperich mit Brunhildens Sohn Childebert oder vielmehr mit den Großen, in deren Gewalt er ist; gegen beide steht mit Brunhild Chilperichs Bruder in Burgund, Guntramnus. Plötzlich erhebt sich die Heeresgemeinde im Austrasischen, d. h. dem Reichsteil Sigiberts und nunmehr Childeberts, gegen die Politik und
584. Herrschsucht des Amtsadels und geht von dem Bündnis mit Chilperich zu Guntramnus und Brunhild über. Dem Chilperich stößt, als er im Dunkeln von der Jagd heimkehrt, ein Mann ein Messer in den Leib, auch dieses Mordes beschuldigt man Fredegunde und weiß ihn mit ehebrecherischen Motiven zu erklären. Und alles das sind nur ganz wenige Züge aus dem vielverschlungenen Wirrsal der Morde, der natürlichen und unnatürlichen Bündnisse, der unaufhörlichen Kriegswendungen. So geht es weiter; immer neue Generationen treten auf, von der älteren verharren Brunhild und Fredegunde auf dem Kampfplatz und senden den Mörder gegen den Feind wie gegen den verdächtigen oder nicht ganz gefügigen, der Greuel überdrüssigen Verwandten und Freund; allein zehn Mitglieder des Merowingenhauses ermordet zu haben, warf man später Brunhilden vor. Martern und Hinrichtungsurteile, aus dem Römerrecht entnommene oder formulierte Neuerungen, Blendung und Verstümmelung gehen daneben her.

597 starb Fredegunde. Die Lage bei ihrem Tode war die, daß Brunhilde Austrasien und Burgund in der Hand hielt, dort ihr einer Enkel Theudebert II., hier der zweite, jenes Bruder, Theuderich II. König hieß. An Fredegundens Stelle trat ihr dreizehnjähriger Sohn Chlotar II.; er unterlag dem Heerbann Brunhildens und mußte an Austrasien fast sein ganzes Erbe abtreten.

Abb. 110. Merowingisches Pfeilerkapitäl. Aus der auf alten Bauwerken stehenden Zitadelle von Metz. Im städtischen Museum zu Metz.

Gleichzeitig aber vertiefte sich eine Entfremdung zwischen beiden Enkeln Brunhildens in Austrasien und Burgund. Theuderich von Burgund hielt weiter zu Brunhild, den Theudebert handhabte wieder der austrasische Amtsadel, dessen Weizen neu herangereift war und dessen Herrschsucht keine monarchische Führung mehr ertrug. Es kam zum Kriege, und Burgund siegte in zwei Schlachten; den Theudebert und seinen kleinen Sohn ließen Brunhild und
612. Theuderich töten. Da starb der alten Kämpferin, in dem siegreichsten Moment ihres Lebens, als sie sich just anschickte, nun mit Fredegundens Sohne Chlotar ein völliges Ende zu machen,
613. ihre Stütze, Theuderich, und es kam zu einer neuen kriegerischen Verständigung der austrasischen Großen mit Chlotar. Gleichzeitig riß auch in Burgund der von einem mündigen König ledig gewordene Adel die Bestimmungsgewalt an sich und ließ unter Führung des dortigen Hausmeiers Brunhilde im Stich. So fiel die letzte Entscheidung all der Menschenalter erfüllenden Kriege ohne Schwertschlag. Chlotar war Herr der Sachlage und sorgte, daß er allein überlebender Merowinge und fränkischer König ward. Er tötete eigenhändig zwei der kleinen Urenkel Brunhildens und

Söhne Theuderichs, indem er ihre Köpfe an einen Stein schmetterte, den dritten, weil er ihn aus der Taufe gehoben, ließ er etwas rücksichtsvoller im Gefängnis sterben, der vierte war geflüchtet worden und ist verschollen. Drei Tage lang ließ Chlotar die etwa 65jährige Königin Brunhild, welche auf der Flucht gefangen war, an Leib und Gliedern foltern, danach schimpflich durchs Heer führen, schließlich, mit einem Arm, einem Fuß und ihrem langen Haar an den Schweif eines ungebärdigen Rosses gebunden, zu Tode schleifen. So endete Die in Blut und Greueln, welche aus einem dichterbesungenen bräutlichen Mädchen durch Leid und Leidenschaft die blutigste Gestalt in einer blutigen und treulosen Zeit geworden.

Und doch fehlt es ihrer Person und ihrer Regierung an freundlichen und gedenkenswerten Zügen nicht. Brunhild hat sich frei gehalten von der wilden Unsittlichkeit des Merowingenhauses, sie hat als Mensch und als Königin Liebe und Treue unverbrüchlich erwidert, wo sie ihrer sicher war, sie war milde in täglichen Dingen und leicht zu Freundlichkeit bewegt. Sie hat als Regentin Straßen und Bauten angelegt, das Finanzwesen reformiert, ist überhaupt, soweit ihr Zeit und Frieden dafür blieb, eine allseitig fürsorgliche Gebieterin gewesen. Und wofür sie gekämpft hat, ist wohl anfänglich die Blutrache, zuletzt doch immer das Königtum selbst. Ja, sie hat, so seltsam es klingen mag, schließlich doch nur, weil sie Geist, Bildung und eine harte Ethik besaß, die Kräfte und Mittel zusammenhalten und verwenden können, die ihr Leben zu einer Kette von

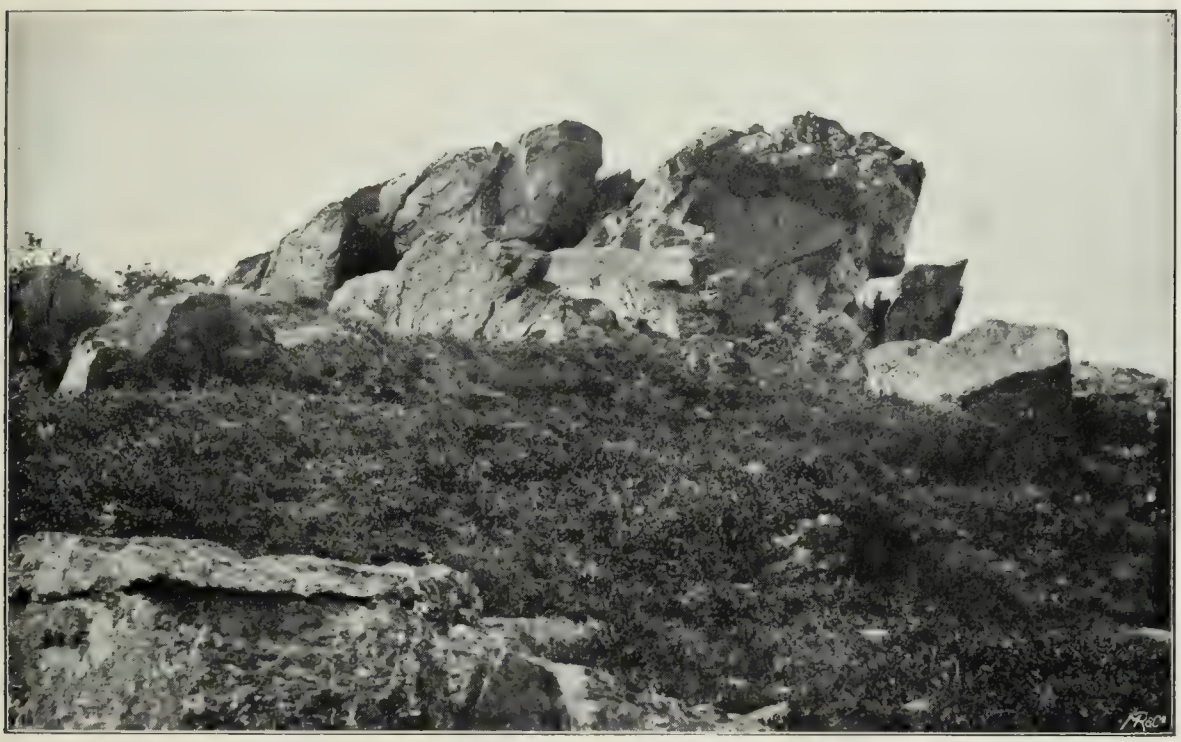


Abb. 111. Das Brunhildenbett auf dem Feldberg im Taunus.

Kampf und Vernichtung machen. Und dann: auch ohne das Mitwirken dieser heroischen Frauengestalt, ohne den zufällig-persönlichen Beginn mit Galswinths Ermordung, hätte es nicht erspart werden können, daß die politischen und sittlichen Gärungsstoffe dieser Umbildungsperiode, dieser Zusammenmischung aus ungebrochener Barbarei, heißwallendem Zornmut und Machtbegehren, strotzender Sinnenkraft, kaum erst überfirnißtem Heidentum und überlebter römisch-provinzialer Fäulnis sich bis zur allseitigen Erschöpfung austobten.

In Worms hat Brunhilde am meisten residiert. In benachbarten Gebirgen, Haardt und Taunus, bewahren den Namen, den sie trug, schon früh im Mittelalter erwähnt, Brunholdisstuhl und Brunhildenbett. Aber auch im salischen Altlande des vlämischen Belgien und im ganzen Gebiete der Maas und der Meurthe wimmelt es förmlich von Brunhildensteinen und -brunnen, von Örtlichkeiten und zumal von Wegen und Straßen, die ihren Namen tragen. Gestalten wie sie vergißt das Volk nicht, und es mußte die Erinnerung an sie noch vertiefen, daß sie mit den Großen des Amtsadels hatte kämpfen müssen, daß ihre Abwehr gegen diese soziale und politische Neubildung zwar zunächst für das Königtum, aber doch zugleich für die gemeinfreie Schicht, das Volk, geschah. Mag bei alledem der Grundton der epischen Volkstradition, die sich an den Namen Brunhild geknüpft hat, bewundernde Scheu dämonenhaften Weibes sein, so ist dieses Nachgedenken doch ohne Erbitterung und eher voll Mitleid und Liebe. Und daß diese Volks-

Abb. 112. Johanniskirche zu Poitiers. Merowingischer Bau des 7. Jahrhunderts.

erinnerung eine „reinliche" Unterscheidung von der Brünhild des Nibelungenstoffes nicht verträgt, daran kann kein Zweifel sein. Keine Philologie kann ihre mühsam erlernte Schulung, vorsichtig gegen das Naheliegende und Gleichlautende zu sein, nachträglich auf das alte naive Volkstum übertragen, kann dessen leicht angeregte Sagenbildung und dessen Neigung zum Verwechseln und Vermengen durch exaktere Begriffsunterscheidungen zensieren.

Was übrig blieb aus dieser merowingischen Selbstzerfleischung, war die Einherrschaft Chlotars II. Aber auch die ausschlaggebende Stellung des Adels, an dessen Spitze sich das Hausmeiertum gesetzt, nachdem es bisher umgekehrt den Amtsadel im Interesse der Krone überwacht hatte. Da es durchweg und aus natürlichen Gründen das Wesen von selbstsüchtigen Adelsgruppen ist, partikularistisch zu sein, so verteidigten Hausmeiertum und Adel die gesonderte Aufrechterhaltung der drei Reichsteile, wie sie sich in den territorialen Verschiebungen und Abtretungen der letzten Generationen schließlich zurechtgeformt und befestigt hatten: Austrasien im Osten, Burgund im Süden und Neustrien. (Diese einfache Benennung nach Himmelsrichtungen für die Einteilung von Großvölkern ist bei den Germanen sehr beliebt, wir haben Ost- und Westgoten, Ost- und Westfalen bei den Sachsen, Austria und Neustria auch bei den Langobarden in Italien und ganz Ähnliches bei Angelsachsen und Skandinawiern.) Chlotar, der gemeinsame König, konnte sich dem Begehren der Kräfte, die ihn zum Siege getragen hatten, nicht dauernd entziehen, daß er seinen Sohn Dagobert zum Teilkönig in Austrasien mache, wo die beiden Stammväter der Karolingen, Pippin der ältere als Hausmeier und Bischof Arnulf von Metz die maßgebenden Persönlichkeiten waren. Diese beiden waren es gewesen, welche die austrasische Wendung von Brunhild und

Abb. 113. Goldmünze Dagoberts.

Theuderich zu Chlotar hinüber im Jahre 613 herbeigeführt hatten. Aber wie sie dies nicht um Chlotars willen getan hatten, verlangten sie auch nur deshalb einen König im Lande zu haben, um damit von der einheitlichen Reichsgewalt loszukommen. So sehr übrigens Dagobert durch sie gebunden war, so war er doch keineswegs ein Schwächling, und als er nach Chlotars Tode (629) Gesamtkönig wurde, hat dieser Enkel Fredegundens verstanden, das Königtum noch wieder zu erhöhtem Ansehen und Befehl zu führen. Auch nach außen. Bayern und Alamannen wurden enger beim Reiche gehalten, den Thüringern, nachdem dux nunmehr ein häufig gebrauchter fränkischer Amtstitel geworden war, für ihre stammlichen Gelüste ein solcher Herzog, namens Radulf, wenigstens von der Krone gesetzt, von den Sachsen die Anerkennung eines älteren Jahrestributs von 500 Kühen erzwungen.

Dagobert ist der letzte noch wirklich herrschende Merowinge, und bei der dankbaren Hingabe, die das wirkliche Volk stets für tatkräftig durchgreifende Regenten hat, welche politische und soziale Sonderbestrebungen ausgleichen, ist er der überhaupt volkstümlichste und am besten erinnerte aller jüngeren Merowingen geblieben. Wo während des Mittelalters man in den austrasisch-rheinischen Gegenden für die Ausgestaltung von Legende oder auch für die Fälschung von Urkunden eines Merowingenkönigs bedurft hat, da steht der Name des Königs Dagobert.

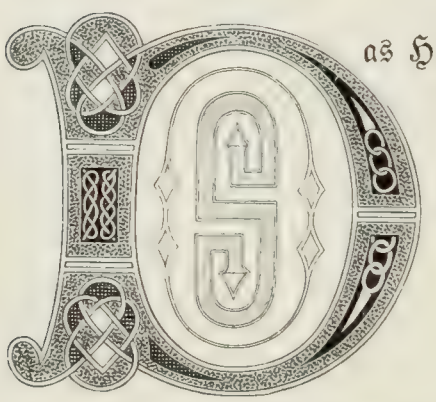
Ein arger Mißerfolg fällt bei alledem in diese Regierung. Mit ähnlich stetiger Unaufhaltsamkeit, wie einst die Germanen gegen die Keltengebiete und Römerprovinzen, waren seit Jahrhunderten die Slawen gegen die Sitze der östlichen Germanen vorgedrungen, hatten diesen das Aushalten in ihren Sitzen verleidet und waren eine stets näher rückende Gefahr, der sich die Merowingen nicht verschlossen. Ihretwegen waren sie schon im sechsten Jahrhundert bemüht gewesen, die Lücken, welche durch das schwächliche Ausweichen der Deutschen sogar schon westlich von Elbe und Saale in den Bode- und Unstrutgegenden entstanden, durch Seßhaftmachung versprengter Volksteile und sonstiger um Neuland froher Ansiedler wieder zu stopfen. Hierher gehören altswebische (nicht alamannische) Schwaben, ferner Friesen und Hassen, die alle drei aus den nördlichen Küstengegenden herangezogen zu sein scheinen, woher auch die S. 170 erwähnten Angeln und Warnen stammten. Die Namen Schwabengau, Friesenfeld (um Sangerhausen) und Hassegau (um Eisleben) erinnerten, ebenso wie Engili und Werinofeld, im Mittelalter an diese Bezirke völkerschaftlicher Ansiedlung.

Zu einem geschlossenen Vorgehen und systematischen Verhalten der Slawen fehlten bisher alle politischen Vorbedingungen; genau wie bei den rheinischen Germanen, bis zu ihnen Armin die Klugheit der Römer brachte. Hier bei den Slawen war es ein aus dem Frankenreiche gekommener Kaufmann Samo, der Armin und Marbod zugleich wurde. Ein über Mannschaft gebietender Handelsherr und Expeditionsführer, der sich in den Unabhängigkeitskämpfen der Slawen gegen die lastende Herrschaft der Awaren verdient machte und sich um das Jahr 630 von Böhmen aus ein Reich schuf, das noch andere Slawen einbegriff und bis zur Havel, zum oberen Main, bis an die Alpengebiete der Bajowaren reichte. Mit ihm kam Dagobert zum offenen Bruch und zum Kriege (632/633) und erlebte dabei eine blutige Niederlage. Die innere Rückwirkung war, daß er nun doch den Austrasiern wieder einen eigenen König, seinen Sohn Sigibert, zugestehen mußte, für welchen Ansegisel, der Sohn Arnulfs von Metz, regierte.

Mit Dagoberts Tode 639 beginnt die Periode der so gut wie unbeschränkten 639.
Hausmeier. Es sind noch Merowingenkönige vorhanden, sogar sehr zahlreich, der Verbrauch an diesen Puppen ist erheblich. Aber sie setzen nur ihren Namen noch unter die Urkunden, die die Hausmeier entwerfen lassen, und werden auf dem Märzfeld den Frankenkriegern gezeigt, als altertümlich langlockige, auf altgermanisch-

priesterlichen Ochsenwagen sitzende, lamahaft umhegte Schemen entschwundener Persönlichkeit und Kraft. Um so natürlicher aber ist es, daß sich nunmehr gegeneinander die Reibungen und der Ehrgeiz der Hausmeier richten, die sich stark genug fühlen, um das aristokratische und partikulare Widerstreben ihrer bisherigen Hintermänner geringer zu achten. In Austrasien wagte 656 Pippins Sohn Grimoald (d. i. Grimwalt), den Merowingen Dagobert II. zum Mönch scheren zu lassen, seinen eigenen Sohn Childebert als König zu erheben. Eine solche Tat kam aber doch noch zu überraschend. Er unterlag der Vereinigung der von ihm unterschätzten inneren und äußeren Widerstände und ward in Neustrien hingerichtet. Dann wurde wieder in Neustrien der autokratisch auftretende Hausmeier Ebruin (Eberwin) von seiner durch den Bischof Leodegar von Autun geführten Adelsopposition niedergezwungen und mußte sich in eine Art freiwillige Haft ins Kloster Luxeuil flüchten. In den Wirren, welche im Anschluß hieran und bei beständigen Bündniswechseln der Parteiungen alle drei Reichsteile noch länger erfüllten, gelang es Ebruin, wieder an die Spitze einer solchen Parteigruppe zu kommen; 680 besiegte er seinen hauptsächlichen (austrasischen) Widersacher, den Sohn Ansegisels, Pippin den Mittleren. Aber 681 wurde er ermordet. Nun hatte Pippin die Hände frei und setzte sich seinerseits das Ziel Ebruins: das eigene Hausmeiertum nach innen sicher zu stellen und ihm die übrigen Reichsteile zu unterwerfen. Und diesmal gelang es mit Dauer. Auf dem Schlacht-
687. felde von Tertri an der Somme, wo er den neustrischen Gegner Berthar niederwarf, sah sich Pippin als Majordomus des ganzen Frankenreichs, „begann seine Regierung", wie ein baldiger Quellenschriftsteller sagt. Der König ward noch als verfassungsmäßiges Inventarstück beibehalten und nach Bedarf erneuert. Die große Geschichte des arnulfingisch-karolingischen Hauses hebt an. Dessen Sieg aber ist gleichbedeutend mit dem neubefestigten Übergewicht des austrasischen, d. h. des unverwälschten deutschen Elements, seiner Heereskraft und der deutschen Verfassungs- und Lebensformen innerhalb des germanisch-gallisch-romanischen Reiches der Franken.

Die älteren Karolingen.



Karolingischer Majuskelbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Das Hausmeiertum ist für das Geschlecht der Karolingen die Durchgangstufe gewesen, von der sie in ungeahnten Erfolgen zum König- und Kaisertum gelangt sind, aber es ist nicht die ursprüngliche Quelle ihrer Macht und Bedeutung.

Das Amt des Hausmeiers ist an sich eine Abzweigung aus der Hausherrn-Eigenschaft des Königs. Das Anwachsen des Haushalts, dessen Umwandlung in einen großen Hofstaat machten eine verantwortliche Stelle zwischen dem Herrscher und seinen Hofdienern, seiner Gefolgschaft nötig. Westgoten, Langobarden, Burgunden Angelsachsen kennen dieses Amt auch. Benannt wurde es als verhältnismäßig jüngere Schöpfung mit einem Fremdwort, indem man die Benennung des römischen Hausvorstehers herüberzog; von Majordomus ist Hausmeier nur die mechanische Verdeutschung. Zu historischer Wichtigkeit ist das Amt nur bei den Franken gelangt.

Je mehr der König durch den Umfang der Regentenpflichten und die große Politik beschlagnahmt wurde, desto mehr mußte er demjenigen, der ihn als „Wirt" und Hausvater vertrat, von den hierher gehörigen Befugnissen überlassen. Der Hausmeier ward der oberste Beamte über die Domänen, gewann Kontrolle und Aufsicht über die ganze Beamtenschaft im Staate, stand an der Spitze der Gefolgschaft und Vasallität. Wer etwas von der Person, der Gnade des Königs wollte, tat gut, sich an ihn zu wenden. Und da er das Königtum

in einem großen Teil seiner häuslichen Muntherrnstellung vertrat, ward er auch der berufene Vormund, Erzieher und Leiter unmündiger Thronfolger. Bei alledem erfolgte die rasche letzte Vollendung dieses Aufstiegs zur Macht doch nicht so, daß die Hausmeier durch ihr Amt sehr große und reiche Herren wurden, sondern daß umgekehrt solche das wichtige Amt an sich zogen. Deshalb kam die Wendung so jäh und revolutionär, die die Hausmeier aus den ersten Dienern der Krone zu deren obersten Widersachern machte.

Der große Grundbesitz, welcher dem aus der Ehe der Kinder verschmolzenen Hause*) Arnulfs von Metz und Pippins des Älteren seine materielle und aristokratische Stellung gab, lag wesentlich in den Mosel- und Eifelgegenden um das Familienkloster Prüm gruppiert, also auf rein deutschem Frankengebiet. Die Arnulfingen, Pippiniden oder „Karolingen", wie die geschichtliche und volkstümliche Überlieferung sie schließlich allgemein genannt hat, sind also Deutsche, die großen Männer ihres Hauses sind sogar mit Bewußtsein deutsch gewesen, und nur ein später Zweig ist wälsch geworden.

Es würde von einem Irrtum ausgehen, sich über den Bischof Arnulf zu verwundern, der durch seinen Sohn Ansegisel der Urahn der Karolingen im Mannesstamme ist. Die fränkischen Bischöfe dieser Zeit waren keine aus der Priesterweihe zu höheren kirchlichen Würden emporgestiegenen Zölibatäre. Sie waren verdiente Kriegsmänner, Kronbeamte oder sonstige ansehnliche Leute, die aus Dankbarkeit oder Rücksichten des Königtums in die hohen geistlichen Stellen befördert wurden, kraft des Genehmigungsrechts der Staatsgewalt, das seit Chlodwigs Söhnen als Ernennungsrecht gehandhabt wurde. Diese alten weltlichen Haudegen und großen Herren haben auch als Bischöfe nicht viel anders gelebt denn vorher, haben stattlichen und gastlichen Hof gehalten, sind auf die Jagd gegangen und bei alledem keine schlechten Verwalter ihres kirchlichen Besitzes und Amtes gewesen. Arnulf, der ein Mann seiner Zeit und ihrer Bewegungen im hohen Adel war, gehörte persönlich zu ihren tadelfreisten Charakteren, und das verehrungsvolle Ansehen, das er hinterließ, hat ihn unter die Heiligen der gallischen Kirche erhoben.

Wir haben Grimoalds Voreiligkeit und Sturz erzählt; dieser legte für längere Zeit doch auch der Familie Ansegisels, seines Schwagers, Zurückhaltung auf. Aber im Kampfe gegen Ebruin stand Pippin der Mittlere wieder an der Spitze der Austrasier, und 687 ward er der Herr im Frankenreiche. Der Tag von Tertri ist der Geburtstag der karolingischen Monarchie.

War somit die Lage im Frankenreiche geklärt, der innere Friede in feste Hand genommen, so trat die Aufgabe heran, auswärtige Versäumnisse der letzten wirren Zeiten nachzuholen. Bei der Neuverlegung des Schwerpunktes nach Austrasien und der geographischen Lage des eigenen Hausbesitzes ist es natürlich, daß wir die Kraft Pippins sich vornehmlich nach der deutschen Seite einsetzen sehen. Hier waren die nächstwohnenden Friesen gefährliche Bedränger der nordöstlichen Frankengebiete ge-

*) Auszug aus dem Stammbaum:

Arnulf, Bischof von Metz, † 641 — Pippin der Ältere, † 639

Ansegisel, † 685? — Tochter (Begga?) — Grimoald, † 656.

Pippin der Mittlere, † 714.
1. Gemahlin Plektrudis.
2. Nebenfrau Chalpaida.

(1.) Drogo, † 708. — (1.) Grimoald, † 714. — (2.) Karl Martell, † 741.
1. Gemahlin Chrotrud
2. Nebenfrau Swanahild

Arnulf — Hugo — Godofred

(1.) Karlmann, † 754. — (1.) Pippin, † 768 (König.) — (2.) Grifo, † 753.

Karlmann. — Karl der Große.

worden. Ihren Fürsten Ratbod besiegte Pippin (wohl 689) bei Wyk-te-Durstede und eröffnete auf Grund des nachfolgenden Vertragsverhältnisses das Land der christlichen Mission. Gegen die Friesen ist zwar auch noch später gekämpft, aber keineswegs so viel Kraft und Nachdruck aufgewandt worden, wie durch Karl den Großen gegen die Sachsen; dafür ist aber auch ihre Einordnung in das Reich eine oberflächliche geblieben. Auch gegen die Alamannen, die sich so wenig wie Bayern und Thüringer noch um das Reich gekümmert hatten, wurden Heerfahrten unternommen. Hier blieb die Hauptsache zu tun den Nachfolgern überlassen.

714. Am 16. Dezember 714 starb Pippin der Mittlere. Seine beiden ehelichen Söhne waren vor ihm gestorben; ihre Mutter Plektrudis unternahm es, als eine neue Brunhild das Reich für ihre unmündigen Enkel zu regieren, und setzte rasch den noch überlebenden Sohn Pippins in Haft.

Er trug den Namen Karl, das bedeutet als gemeinsam-germanisches Wort (wozu auch „Kerl" gehört) in betontem Sinne „Mann"; den kräftigen Beinamen Martell (der Hammer) finden wir erst im neunten Jahrhundert für ihn auftauchen. Karls Mutter Chalpaida war eine schöne Frau von keineswegs niedrigem Geschlecht gewesen; nicht diese außereheliche Geburt hielt ihn, nach herkömmlicher germanischer Anschauung, von dem Anteil an der Erbfolge fern — mindestens einer von jenen Enkeln der Plektrudis war auch unehelich —, sondern das Bestreben der Stiefmutter, den Kreis der Ansprecher enger zu ziehen und sich zu behaupten.

In diesem Augenblick zeigte sich, daß die junge Herrschaft des arnulfingischen Hauses bei dem Mangel dynastischer Legitimität doch noch nicht vertrug, daß das Hausmeieramt von einer Frau versehen wurde. Die Reichseinheit klaffte wieder auseinander, die Neustrier erhoben sich, schlugen Plektrudis' Heer, setzten sich einen eigenen Hausmeier, in Ratbod fanden sie einen willigen Bundesgenossen. In dieser Not entsprang Karl aus der Haft und rief die Austrasier auf. Zuerst warf er sich mit ihnen auf die Friesen, die mit ihren Schiffen gegen Köln heranfuhren, ward aber geschlagen; auch die Sachsen zogen heran. Da stürzte er sich ungebeugten Mutes mit rascher Wendung auf das Heer der Neustrier. Sein Sieg unweit Malmedy verjagte sie aus Austrasien, eine neue Schlacht am 21. März 717 im Gebiet von Kambryk (Cambrai) brachte sie zur Ruhe und damit auch die Offensive ihrer Verbündeten. Als Sieger zwang Karl die Plektrudis zu seiner Anerkennung und zur Herausgabe des Hausgutes, welches seine Stellung erst fundierte. Aber es galt, zu Austrasien hinzu auch das übrige Reich zurückzugewinnen.

Im südlichen Gallien war die Aufsässigkeit Aquitaniens seit lange in der Art, wie die dortigen Herzöge aufkamen, und in deren Verhalten zum charakteristischen Ausdruck gelangt. Jetzt verbündeten sich die Neustrier mit dem Herzog Eudo, dessen Unabhängigkeit sie anerkannten. Auch über diese Vereinigung wurde Karl Herr. Bei Soissons schlug er sie, brachte Eudo wenigstens zur Waffenruhe und unterwarf dann Neustrien. 725 und 728 zog er gegen die Bayern, erzwang die Wiederanerkennung der fränkischen Oberhoheit, 730 gegen Herzog Landfried von Alamannien, dazwischen verschiedentlich gegen die Sachsen. Wenn auch noch längst nicht alles erreicht war, war doch die Kraft des Reiches und seines Herrn in allen Außengebieten nachdrücklich und warnend gezeigt. Das aber ward von unschätzbarem Wert, als nun die größte Gefahr heranbrauste, welche jemals den Gesamtbestand des christlichen und germanisch-romanischen Europa bedroht hat.

Wie ein züngelndes Lauffeuer hatte die politisch-religiöse Eroberung des Islam und der Kalifengewalt sich über Vorderasien, Persien, Ägypten, Nordafrika verbreitet, war nach Spanien hinübergesprungen und hatte 711 das Westgotenreich vernichtet. Auf Spanien mußte Gallien folgen; schon 720 gingen die Araber über die Pyrenäen.

Einige Zeit hielt Eudo sie auf. Aber 732, während der arabische Ansturm gleichzeitig an den oströmisch-byzantinischen Eingangspforten Europas rüttelte, kam der Statthalter Abdurrahman von neuem und jetzt mit ungeheurer Heeresmacht, schlug Eudo und rückte in langsam verheerendem Zuge gegen Tours, um dessen berühmte Kirchenschätze nicht zu versäumen. Da warf sich schützend vor die Stadt des nationalen Heiligen der Majordomus, dem außer seinen Franken in dieser furchtbaren Entscheidung die Thüringer, Alamannen, ja Friesen Heeresfolge und Hilfe nicht versagt hatten. Den deutschen Verteidigern war es von Nachteil, in den einleitenden Phasen des Zusammenstoßes, der bei Alt-Poitiers erfolgte, keine eigene Berufsreiterei gegenüber den leicht beweglichen Sarazenenreitern zu besitzen. Aber als es am siebenten Tage dieser Kämpfe zur vollen Schlachtentfaltung kam, da brachen sich die heranschwärmenden Massen an den geschlossenen Reihen des deutschen Heerbanns, die hereinsinkende Nacht sah Tausende von jenen gefallen, das Schlachtfeld von Karl behauptet. Und dann brachte die Morgenfrühe des neuen Oktobertages eine Überraschung, ähnlich wie einst, als von den katalaunischen Feldern Attila abzog: das Lager der Feinde war leer, sie waren fort, und ihr tapferer Feldherr war gefallen, wie man nun erfuhr. So haben auf ferner neustrischer Walstatt das furchtlose Auge und die eiserne Faust der austrasischen, deutschen Heervölker das Abendland gerettet. 732.

Aber es blieb noch viel zu tun übrig. Alle nächsten Jahre beunruhigten die Sarazenen den Süden des Reiches und verbündeten sich dort den Karls Herrschaft widerstrebenden Elementen. Sie kamen zu Lande und übers Meer, hielten die ganze südfranzösische und ligurische Küste in Atem, noch heute stehen die „Sarazenentürme" aus jener Zeit. 737 schlug sie Karl bei Narbonne; aber erst von 739 an erhielt er Ruhe. — Die tief einschneidenden Umgestaltungen, welche die Erfahrungen von 732 innerhalb der fränkischen Monarchie hervorgebracht haben, werden beim Lehns- und Heerwesen zu besprechen sein.

Im Jahre 739 war die Gefahr noch wieder so groß gewesen, daß Karl die Hilfe des Langobardenkönigs Liutprand in Anspruch nehmen mußte. Nicht gerne, denn das zwang zur Absage nach anderer, befreundeter Seite hin.

Das Papsttum zu Rom hatte durch die scharfen Erklärungen Gregors II. und Gregors III. gegen die Bilderstürmerei griechischer Kaiser das letzte Band mit Byzanz zerrissen, war nun aber um so schutzloser der Langobardenregierung ausgesetzt. Diese hatte, abgesehen von verstimmenden Einzelvorgängen, das große Interesse, die territoriale Vereinigung von Oberitalien und Tuscien (Toskana) mit dem langobardischen Süden, Spoleto und Benevent, herzustellen. In dieser Lage war das Papsttum auf die Franken geradezu angewiesen. Im Gegensatz zu den früheren Merowingen, welche ihre heidnischen Unterworfenen nicht durch eifrig geförderte Mission erregten, suchte das Karolingentum seine Autorität im Verein mit der des Kreuzes und durch diese zu befestigen und zu erweitern. Ferner hatten bedeutende Männer der Kirche und der Mission, wie Winfried-Bonifatius, an den neueren Erfolgen und Schöpfungen nicht unerheblichen Anteil. (Über Winfried und die kirchliche Seite des Verhältnisses vgl. Kapitel V, 2.) So sah sich Karl auch seinerseits auf den Verkehr und die Verbindung mit dem transalpinen Papsttum hingewiesen, die für die fränkische Geschichte ein Novum war. Eben 739 belagerte Liutprand Rom. Die Wegnahme des ducatus Romae stand in Frage, wo das Papsttum, gestützt auf geistliche Gewalt und großen Grundbesitz, seit dem Verblassen der Autorität des byzantinischen Exarchats von Ravenna zu landesherrlicher Stellung gelangt war. Gregor III. rief nach fränkischer Intervention, er bot Karl das „Konsulat von Rom" an. Denselben Titel, womit einst Ostrom Chlodwig zierte, wollte jetzt der Landesherr von Rom dem Hausmeier verleihen: der eine kein Kaiser,

der andere kein König, aber eben beide um Byzanz nicht mehr bekümmert. Der Sinn des Titels sollte natürlich die militärische Verteidigung des Papsttums sein. Aber an eine entschlossene Wendung gegen die Langobarden war in keinem Augenblick weniger als in diesem zu denken. So ließ sich Karl von dem „Volke der Franken" eine ablehnende Abstimmung zur Verfügung stellen.

Daß die Friesen Karl gegen die Araber unterstützten, entsprach dem nach Ratbods Tode (719) eingetretenen freundschaftlichen Verhältnis. Aber unter Ratbods zweitem Nachfolger, Poppo, erfolgte eine heidnische Reaktion, die die ganze Heftigkeit und Erbitterung des Religionskrieges annahm. 733 und 734 führte Karl zu Lande und über den Middelsee seine Truppen ins Land, verwüstete es, schlug die Friesen und verbrannte ihre Heiligtümer; Poppo fiel. Auch gegen die Sachsen waren, seit sie sich 715 den Friesen verbündet hatten, mehrere Feldzüge geschehen, die stattliche Heerfahrt von 738 bildete den vorläufigen Abschluß.

Es war ein Leben voll unermüdlicher Arbeit und reicher Ernte, das Karl am
741. 22. Oktober 741 beschloß. Freilich der Mann, der das Christentum der abendländischen Welt vor dem Islam gerettet, der das Heidentum bekämpft hat, der seinen tätigen Anteil besitzt an allem, was Kirche und Papsttum dem Winfried und den fränkischen Synoden verdanken, er hat bei der gallisch-fränkischen Geistlichkeit ein seltsam einseitiges Andenken hinterlassen.

Baldige Visionen erblickten den verstorbenen Reichsregenten, wie er unter ausgesuchten Qualen im Höllenpfuhl sich krümmte, und als man, so wurde weiter erzählt und verbreitet, hierdurch veranlaßt sein Grab zu St. Denis öffnete, entfloh daraus ein scheußlicher Wurm, der Sarg aber war innen ganz von höllischem Feuer verkohlt. Warum dies alles, deuteten jene Visionen durch den Mund eines Engels: weil Karl — er tat es notgedrungen, um die Mittel der Sarazenenabwehr und der dafür erforderlichen Umgestaltungen zu beschaffen — das ungeheuer angewachsene, ein Drittel des schönsten gallischen Bodens umfassende Kirchengut mit herangezogen hatte. Das allein wollte man von all seinem großen Tun nicht vergessen. Und deswegen hat man ihn zu dem Schreckexempel höllischer Vergeltung gemacht, womit man in den folgenden Jahrhunderten die Könige einschüchterte. Völlig ist erst in neueren Zeiten seine Persönlichkeit wieder zu gerechter Würdigung gelangt, als eines der verdientesten und bedeutendsten Karolingen, und daneben als eines der bedeutendsten Förderer der Kirche, allerdings in ihren minder materiellen Zielen.

Bei Karls Tode waren die im Hausmeiertum verkörperten Rechte und Befugnisse befestigt genug, um zu vertragen, daß der Sippengedanke jetzt auch über dieses Amt Gewalt gewann. Der sterbende Regent nahm eine Teilung der Reichsverwaltung unter seine Söhne Karlmann und Pippin vor, welche ersterem die deutschen, letzterem, dem jüngeren, die romanischen Gebiete zuwies. Doch blieb die Idee des gemeinsamen und einheitlichen Reiches gewahrt, diejenigen beiden Herzogtümer, wo die Hausmeier nur die Oberhoheit wahrten und nicht selbst die Verwaltung ausübten, Bayern und Aquitanien, wurden demnach nicht in die Abgrenzung einbezogen. Ein außerehelicher Sohn des großen Hausmeiers, den ihm die aus dem Feldzuge von 728 mit heimgebrachte Bayerin Swanahild geboren hatte, Grifo, wurde nur mit Besitz anstatt Herrschaft abgefunden. Eine Übergehung, die bei den mehrfach erwähnten Anschauungen der Zeitgenossen selbst einem Winfried überraschend kam. Und da Grifo das mutige, zornige Blut seiner Mutter und ihres Stammes hatte, so sollte er den Brüdern noch viel zu schaffen machen.

Überall, wo sich an der Peripherie des Reiches Unruhen und Selbständigkeitsgelüste zeigten, hatte Grifo schürend und mitwirkend die Hand im Spiel. Gegen Aquitanier, Alamannen, Bayern und Sachsen haben die beiden Hausmeier zu kämpfen gehabt. Herzog Odilo von Bayern, besiegt, erhielt sein Land gegen Anerkennung der fränkischen Hoheit zurück. Bei den Alamannen umstellte Karlmann 746 mit

Heeresmacht eine Landsgemeinde des Stammes, die zu Kannstadt am Neckar stattfand, und hielt hartes Strafgericht. Im nächsten Jahre, 747, hat dann Karlmann auf alle weltliche Tätigkeit und Hoheit verzichtet.

Er war ein ernsthaft frommer Mann, der mit Winfried zusammen viel durch Synodalbeschlüsse für die Abstellung der ärgsten Unzuchtausschreitungen beim unteren Priesterklerus getan hat. In den inneren Grund seiner Stimmung zur Resignation können wir nicht hineinsehen; es ist die übliche mechanische Kombination nachlebender, nur einige äußere Brocken kennender Historiker gewesen, „Reue" über seine Härte gegen die Alamannen als Motiv anzunehmen. Er empfahl seine Söhne dem Pippin, nicht ohne Hoffnung, sie in der Regierung berücksichtigt zu sehen, pilgerte mit reichen Geschenken zum heiligen Vater nach Rom und ließ sich von diesem in den geistlichen Stand aufnehmen. Auf dem Berge Soracte baute er sich ein Privatkloster, wo er in mönchischer Stille leben wollte. Da aber der Weg von Norden nach Rom am nahen Soracte vorbeiführt und es für die meisten großen Reiz besitzt, solche vornehmen und vielbesprochenen Einsiedler auf Grund gesellschaftlicher Stellung oder auch bloßer Vorwände aufzusuchen, so zog sich Karlmann vor den vielen fränkischen Störern seiner Ruhe nach dem entlegenen Kloster Montecassino in Unteritalien zurück. Von dort behauptet die Klostertradition viele Züge von der Demut des berühmten Insassen, der nichts davon hören wollte, ein „König" der Franken sein zu sollen, sich die Askese niederer Dienste auflegte und es schweigend duldete, als ihn der Klosterkoch prügelte. Aber auch in Montecassino ist ihm kein friedliches und beschauliches Ende beschieden worden.

Pippin hatte zunächst wieder mit Grifo zu tun und mußte seinetwegen 748 gegen die Sachsen, 749 gegen die verbündeten Bayern und Alamannen ziehen. Dem unter Vormundschaft seiner Mutter stehenden Sohne des verstorbenen Odilo, Tassilo, ließ er nur eine festumschränkte herzogliche Amtsgewalt als Lehn, den Herzog Landfried führte er über den Rhein davon. Landfried starb bald und blieb (bis ins zehnte Jahrhundert) der letzte Stammherzog der Alamannen.

Grifo erhielt trotz dieser hartnäckigen Kämpfe und der vollkommenen Erfolge Pippins doch wieder eine große Abfindung in Neustrien; so weit bewies auch Pippin, daß er ein gewisses Recht des Stiefbruders nicht verkenne. Um deren Genuß brachte sich Grifo selbst, indem er zu den Aquitaniern ging, um sie zu insurgieren, was ihm nicht mehr gelang.

Auf dieser Höhe des Ansehens dachte der Majordomus an den Schritt, welchen vor hundert Jahren Grimoald probiert hatte: das eigene Haus zum königlichen zu machen. Es sprachen dabei andere Beweggründe als nur Ehrgeiz. Ein vollmächtiger und verfassungsmäßiger König stand anders im Reiche als ein bloßer Gewaltherr und hatte in allen Schwierigkeiten, wie sie Pippin bisher durchgefochten, von vornherein ein freieres Übergewicht. Aber mit peinlichster Vorsicht ging Pippin zu Werke. Nicht er wollte die Verantwortung wagen, sondern das Volk und das Haupt der Kirche sollten sie übernehmen. Nach dem legal herbeigeführten Beschluß einer Reichsversammlung sandte er den Bischof Burchard von Würzburg und den Abt Fulrad von St. Denis, also aus Austrasien und Neustrien je einen Vertreter, an Papst Zacharias mit der berühmt gewordenen Frage: wegen der Könige im Frankenreich, die zu dieser Zeit die königliche Gewalt nicht mehr haben, ob das gut sei oder nicht? (In dieser unübertrefflichen Stilisierung geben die offiziösen großen Reichsannalen, die im Kloster Lorsch unweit Worms geschrieben wurden, die Anfrage.) Der Papst, dessen Verhältnis zu Pippin aus dringlichsten Beweggründen dasselbe war, wie das seiner Vorgänger zu Karl Martell, gab den unverblümt ins Positive gedrehten Bescheid: es sei besser, daß, wer die Gewalt habe, auch König heiße.

Nun säumte Pippin nicht. In der ersten Hälfte des November 751 wurde er 751.
durch die Reichsversammlung zu Soissons „nach altem Brauch" zum König erwählt. So weit war es derselbe Vorgang wie etwa bei Witiges. Aber damit begnügte sich der Kluge nicht. Dem germanischen Brauch fügte er eine neue Legitimation hinzu, über die seine Frankenversammlung keine Gewalt besaß und die er der eifrigen Bereit-

willigkeit der Kirche entnahm, zu den Formalien mitzuwirken. Winfried-Bonifaz war bisher in der ganzen Angelegenheit absichtlich umgangen worden, weil er mehr der Berater Karlmanns gewesen war und weil Pippin vorzog, mit dem benöteten Papst ohne Umwege zu verhandeln. Aber als ständiger apostolischer Vikar salbte er nun, wie es aus dem Alten Testament von den Königen erzählt wurde und schon westgotischer Königs- und byzantinischer Kaisergebrauch geworden war, den neuen Herrscher. Übrigens nichts geschah, was so gedeutet werden konnte, als sei durch das erbetene päpstliche Gutachten irgend ein päpstliches Vergebungsrecht anerkannt. Vielmehr, was jetzt vielleicht versäumt wurde, beeilten sich 768 die Nachfolger Pippins nachzuholen. Sie betonten, daß die göttliche Autorität unmittelbar bei ihnen selber sei, und betitelten sich amtlich Dei gratia rex Francorum, von Gottes Gnaden König der Franken. — Zum letztenmal ward ein Merowingenkönig geschoren und mitsamt dem Sohne, den er hatte, ins Kloster gesteckt, er hieß Childerich und der Sohn hieß Theuderich.

Als an Papst Zacharias jene Anfrage kam, hatte der König der Langobarden Aistulf schon die Reste des griechischen Exarchats in Italien nebst der Hauptstadt Ravenna erobert. 752 und 753 bedrohte er Rom und forderte die Anerkennung seiner Herrschaft über den Dukat. Hätte er seine Absicht durchzuführen vermocht, so hätte sich das Einigungswerk Italiens schon damals anstatt 1870 vollzogen. Indessen Stefan II., seit 752 Papst, hatte das Glück, daß der Retter jenseits der Alpen die Hände frei hatte. Er ließ sich von Pippin nach Gallien einladen, und dem Gaste des Frankenherrschers mußte Aistulf Durchzug und Geleit gewähren. Ende 753 näherte sich Stefan der Pfalz Ponthion unweit Chalons, wo Pippin sich aufhielt. Des Königs Sohn Karl ritt ihm entgegen, saß bei dem Zusammentreffen ab und geleitete den Zelter des Papstes am Zügel.

Es war ein Brauch, den hl. Vater bei römischen Prozessionen nicht allein reiten zu lassen, sondern sein Roß zu führen, ursprünglich aus Vorsicht, „damit es nicht strauchele". Aus derlei bilden sich unvermerkt Zeremonien, zumal wo solche so fein bedacht und gepflegt werden, wie in der ganzen Geschichte des römischen Stuhles. Schon hatte sogar König Liutprand dem Papste unbedenklich diesen Ehrenbrauch erwiesen, der Präzedenzfall lag vor. Daher ward ihm auch zu Ponthion einfach Folge gegeben, und ebenso blieb es unter folgenden Kaisergeschlechtern. Erst als die dem hohen Geistlichen gerne erwiesene Ehrenbezeugung einem anspruchsvollen Herrn als schuldiger Dienst geleistet werden sollte, da haben die Deutschen in anders werdender Zeit die Demütigung dieses Herkommens empfunden.

Im Frühjahr 754 wurde auf der Reichsversammlung zu Quierzy (unweit Soissons) der Krieg beschlossen, da Aistulf die friedliche Einmischung Pippins ablehnte. Dem Papste wurde gleichzeitig durch formelle Beurkundung eine „Rückgabe" zugesichert, die über den Dukat hinausging. Es ist nicht abzuweisen, daß Pippin sich von irgendwie begründeten Ansprüchen des römischen Stuhles auf das Gebiet des byzantinischen Exarchats hat überzeugen lassen oder lassen wollen.

In diesem Moment griff Aistulf zu dem Mittel, den in Montecassino lebenden Karlmann mit einer Gesandtschaft an Pippin zu betrauen. Dieser nahm das peinliche Erscheinen des Bruders sehr übel auf. Offenbar kam letzterer auch um seiner Söhne willen. Karlmann wurde in ein fränkisches Kloster gesperrt, zu Vienne, wo er bald starb; seine Söhne wurden nun ebenfalls geschoren, und in demonstrativer Weise ließ Pippin sich und seine beiden Söhne Karl und Karlmann zu St. Denis vom Papst Stefan selbst salben und weihen, welcher dabei die jemalige Wahl von Königen aus anderer Nachkommenschaft mit den schwersten geistlichen Strafen bedrohte. Die deutsche Geschichte hat keinen Anlaß zu beklagen, daß endlich Formen gesucht wurden, den Gesamtansprüchen der Familien auf Regierung und Nachfolge

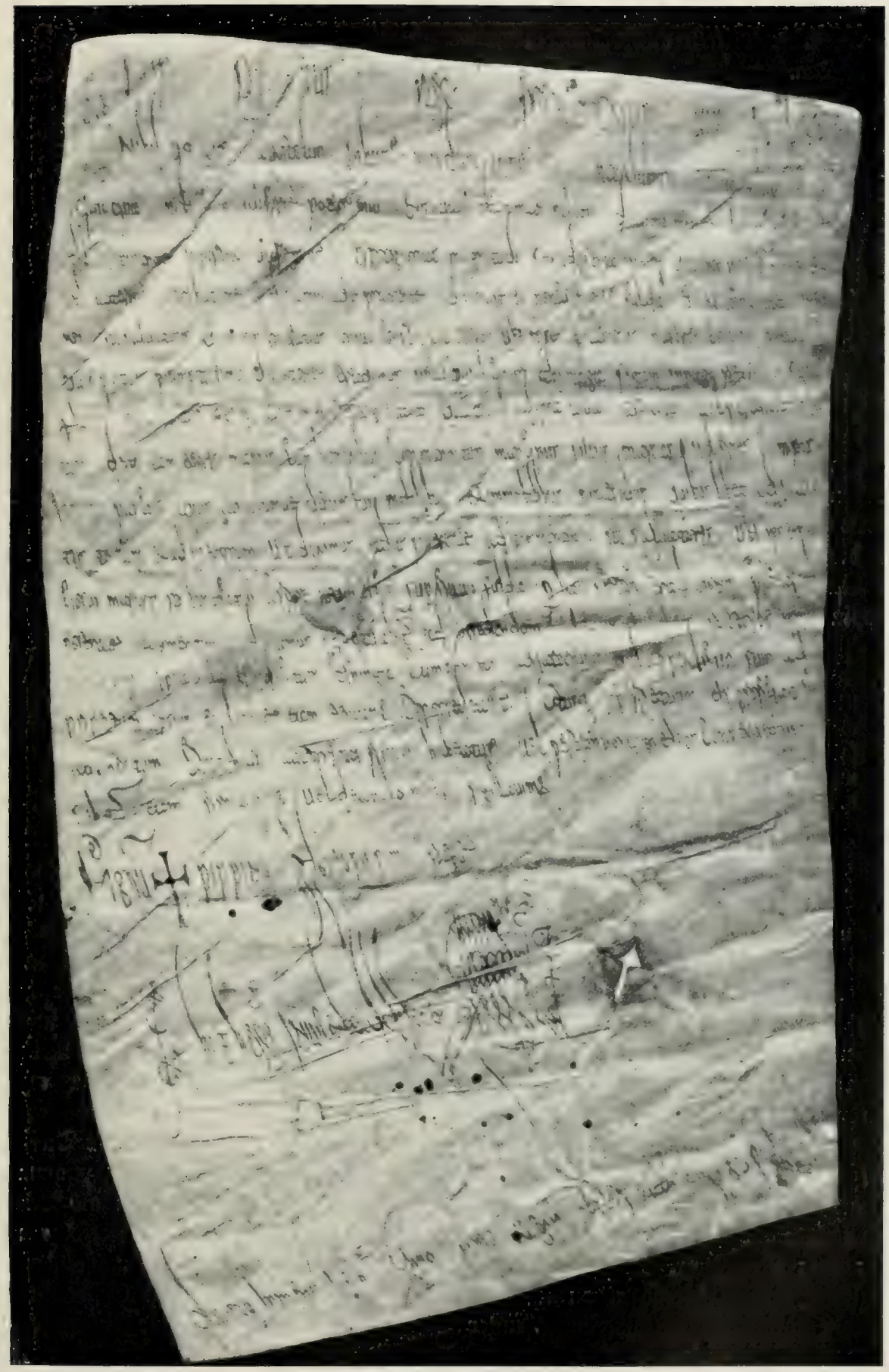


Abb. 114. Eine Urkunde König Pippins. Im Staatsarchiv zu Marburg.

etwas engere Grenzen zu setzen, wenn dies auch nicht, ohne dem Einzelnen unrecht zu tun, geschehen konnte. Das Papsttum aber hatte hierdurch neue Gelegenheit gehabt, seine Mitwirkung bei der Übertragung der fränkischen Königskrone schätzbar zu machen. Bei der gleichen Gelegenheit verlieh der Papst an Pippin und seine Söhne den Titel Patricius Romanorum. Das war aus mancherlei Wandlungen der von Ostrom verliehene Titel für Inhaber der Regierung Italiens und daher zuletzt auch für die Exarchen zu Ravenna geworden; er schloß die Wahrnehmung der Kaiserrechte und Schutzrechte über den römischen Stuhl ein. Nun verlieh ihn an den Franken der Papst, der also als unbeschränkter italischer Rechtsnachfolger von Ostrom auftrat, nachdem Gregor III. aus seiner Stellung im Dukat nur das Recht abgeleitet, Karl Martell den „Konsul" anzubieten. Es war eine Überhebung Stefans und eine Unterordnung zugleich. Der letzteren bedurfte er, weil der Schutzherr seine Aufgabe noch vollbringen sollte.

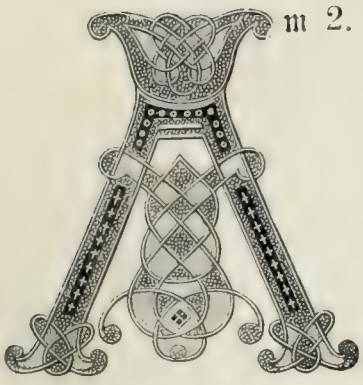
Dies geschah in den beiden siegreichen Feldzügen von 754 und 755. Aistulf mußte Ravenna nebst dem Gebiet von der Pomündung bis Ancona herausgeben, und Pippin versprach es dem päpstlichen Stuhle; Byzanz blieb ganz beiseite geschoben. Dies sind die Anfänge der Entstehung des Kirchenstaates. Durch ihn ward Italien in zwei Teile zerschnitten, deren ganz verschiedene Sonderentwicklung seitdem unvermeidlich war. Das bis zuletzt ausgeübte Recht des Exarchen, die Papstwahlen, ehe die Weihe vorgenommen werden durfte, als Patricius zu genehmigen, verflüchtigte die Kurie dem neuen fränkischen Patricius gegenüber zu einer bloßen Anzeige, und Pippin ließ es dabei bewenden.

Um diese Zeit und wegen jener Ereignisse von 753 ist die berühmte Fälschung der Konstantinischen Schenkung entstanden, die alles damals Geschehene erst richtig verstehen lehrt. Sie griff weit über das Nächste hinaus und behauptete, Konstantin der Große als Gesamtkaiser des Reiches habe dem Bischof von Rom den Prinzipat über alle Patriarchen, die kaiserlichen Domänen in Italien, die Hoheitsrechte über Rom, Italien und die Inseln geschenkt und in natürlicher Konsequenz dieser Abtretung seine Residenz an den Bosporus verlegt. Sie vergaß auch nicht hinzuzufügen, er habe dem Papste Silvester die Zügel des Rosses geführt.

In seinen späteren Jahren hat Pippin Septimanien (S. 166) erworben, welches ihm, um einer spanisch-sarazenischen Hoheit vorzubeugen, die westgotisch-römischen Bewohner übergaben, und hat durch die langwierige Niederwerfung des letzten Herzogs Waifar dem Reiche endlich Aquitanien wieder fest einverleibt. Aber krank kehrte er aus dem abschließenden Feldzuge zurück und starb, 54 Jahre
768. alt, am 24. September 768 zu St. Denis, wo er bestattet wurde. Vorher hatte er das Reich unter seine Söhne Karl und Karlmann verteilt, und zwar in der ungewöhnlichen Weise, daß ersterer den breiten nördlichen Gebietsgürtel des Reiches, letzterer den südlichen (mit Elsaß und Alamannien) erhielt, wodurch aber erzielt wurde, daß beiden Königen deutsche Truppen zur Verfügung standen.

Bayerns konnte nur noch nominell gedacht werden. Denn wohl war Tassilo 757 auf der Reichsversammlung zu Compiègne erschienen, hatte seine zusammengelegten Hände in die des Königs gegeben und sich dadurch von neuem als Lehnsmann bekannt. Aber seitdem hatte er alle Gelöbnisse vergessen, Heerfolge und Gehorsam verweigert. Pippin, durch Aquitanien vollauf beschäftigt, mußte darauf verzichten, etwas hiergegen zu tun. So tritt denn in der bayrischen Geschichte die Periode tatsächlicher Souveränität unter Tassilo ein, die zugleich eine Blütezeit des jungen inländischen Christentums und frischen geistigen Bildungsstrebens innerhalb dieses großen, vom Fichtelgebirge bis zum Eisack, vom Lech bis zur Enns sich erstreckenden Herzogtums darstellt.

Karl der Große.



Aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen (gemalt um 860), von ihm einer deutschen Kirche geschenkt, jetzt auf der k. Bibliothek zu Berlin.

Am 2. April 742 ist Karl geboren, sein Geburtsort jedoch entzieht sich der historischen Feststellung.

Wieviel über diesen Geburtsort schon geschrieben, vermutet, widerlegt und disputiert worden ist, das ahnt man nur in sehr bescheidenem Umfang in der waldumrauschten Reismühle des Würmtals zwischen München und Starnberg, wo nach einer frühen und merkwürdig verbreiteten Sage der Kaiser Karl zur Welt gekommen ist. Als nämlich König Pippin, so erzählt die Chronik von Weihenstefan bei Freising aus dem 14. Jahrhundert, zu Freising Hoflager hielt, um die Königstochter Berta heimzuführen, da beging der Edelbote argen Treubruch, verstieß in der Gegend der Reismühle die Braut, die er herangeleitete, in den finsteren Wald und führte dem König seine eigene Tochter zu. So wurde eine falsche Braut die Königin. Da begab es sich etliche Jahre später, daß Pippin sich auf der Jagd verirrte und in die Reismühle kam. Hier trat ihm die echte Berta entgegen, er erkannte sie an dem Verlobungsringe, und sie wurde die Mutter des großen Kaisers. Von Bayern als Geburtsland Karls kann natürlich nicht die Rede sein. Wenn aber hier eine Sage über „Berta" leicht aufgenommen und lokalisiert wurde, so ist das bei der außerordentlichen Popularität einer anderen, der mythischen Berta im bajowarischen Alpengebiet verständlich genug. Daß es mit Karls Geburt tatsächlich eine besondere Bewandtnis hatte, geht schon hervor aus den sonderbaren Wendungen von Karls Zeitgenossen und offiziösem Biographen Einhard über das „Unpassende", auf seine Geburt und Jugend näher einzugehen. Darum bleibt natürlich obige Sage immer nur Sage, wenn auch auffällig ist, daß eine der „Berta" widerfahrene Leidenszeit, eine Verstoßung in Wald und Felsenwildnis, auch in den sonst ganz abweichenden romanisch-karolingischen Sagen ständig wiederkehrt. Aber wir haben aus einer genau unterrichteten Quelle die kritik-beständigere Nachricht, daß der Hausmeier Pippin die Mutter Karls, Bertrada, erst 749 heimgeführt hat, wonach dann Karlmann geboren wurde. Und nunmehr wird, worauf wir hinaus wollen, klar: daß der soviel jüngere Karlmann seine Treibereien gegen Karl und dessen Mitregierung nach Pippins Tode deshalb begann, weil er, als der in der Ehe Geborene, sich für vorberechtigt hielt. Bei gleicher Legitimität hätte sich der Jüngere gehütet, die gemeinsame Regierung zu erschüttern. Zu dieser Zeit hinderte eine minder korrekte Geburt die Thronfolge noch nicht unbedingt, aber ihr Rechtsverhältnis war in das Stadium der Erörterung und Prüfung, des beginnenden Meinungsumschwungs eingetreten, und Christentum wie Staatsraison drängten gleichmäßig auf eine ausschließende Bevorrechtung legitimer Geburt.

Die Jahre von Karls und Karlmanns Doppelregierung sind erfüllt mit unerfreulichem innerem Zwist, entsprechenden Schwierigkeiten in den äußeren Grenzgebieten, offenem Aufstande in Aquitanien.

Angesichts dieser gebundenen und bedenklichen Lage war es dringende Notwendigkeit, ein möglichst gutes Verhältnis zu den Langobarden zu haben. Ein solches betrieb vor allen Bertrada, die mehr als ihre streitenden Söhne das Ganze im Auge behielt. Sie ging als Brautwerberin für Karl an den Hof des Langobardenkönigs Desiderius und reiste dabei durch Bayern, dessen Herzog Tassilo schon ein Schwiegersohn des Desiderius war. So versäumte sie auch nach dieser Seite kluge Annäherung nicht. Desto lebhafter mußte der Papst beunruhigt werden durch die im Werk befindliche Verbindung des feindnachbarlichen Langobardentums und der fränkischen Freunde. Sein duftiger Briefstil in diesen entscheidungsvollen Tagen spiegelt die Erregung, die bei der Kurie herrschte, genugsam wieder. Wahnsinn sei es, schreibt der Nachfolger Petri und zwar klüglich an beide Könige der Franken, daß ein Sproß des herrlichen und erlauchten Königshauses der alle Völker überstrahlenden Franken sich mit dem perfiden und greulich stinkenden Volke der Langobarden, von dem der Aussatz stamme, verbinde und beschmutze. Auch machte er den geschickten Schachzug, Karls Verbindung mit einer fränkischen Edlen, Namens Himiltrud, als Ehe zu behandeln. Da das aber alles nichts half, so trat wieder einmal der in der Geschichte so häufige Moment ein, daß absolute Gegner sich um eines beiderseitigen Verbündeten willen zu vertragen suchten. Der Papst gab gute Miene, Desiderius ging nach Rom, trat mit Stefan in Beziehung und

ward nunmehr als „ausgezeichnetster Sohn" betitelt. Der Frankenkönig Karl war Schwiegersohn des Langobarden.

Alles das ging über Karlmanns Kopf hinweg, der eben schon legitim verheiratet war, aber der als Herr der Provence und Burgunds die italienische Politik der Franken als *seine* Sache betrachtet hatte und sich beiseite geschoben fand. Ehe jedoch die von ihm angesetzten Keile den Bund Karls mit den Langobarden und Bayern, der Karlmann rings umschloß, zu lockern und auseinander zu treiben vermochten, schmetterte ein rücksichtsloser Schlag des älteren Bruders die ganze Konstellation auseinander. Dieser starke und gewaltige Mann hatte auch ein starkes, rasches Herz und ein von dem Bilde seiner Persönlichkeit nicht zu trennendes sehnendes Verlangen nach zärtlich hingebender, weiblicher Anmut, welches in dem politischen Ehebunde unbefriedigt blieb. Karl sandte dem Desiderius seine Tochter wieder; bald darauf nahm er die von dem alten schwäbischen Herzogshause abstammende Alamannin Hildegard zur Ehe, und von ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit wird uns genug erzählt, während die Tochter des Desiderius wie eine Schattengestalt durch die Quellen geht. Der Langobardenkönig natürlich war aufs äußerste gereizt. So drohte denn die Verwickelung, welche Bertradas Klugheit hatte abwenden wollen, jetzt erst recht Bürgerkrieg und auswärtigen Krieg zugleich herauf zu beschwören; Karlmann war in der Tat zu allem bereit. Da wurde in dieser peinlichsten Situation von Karls ganzer Regierungsgeschichte der
771. junge Mitherrscher der Franken durch den Tod abberufen.

Karlmann starb am 4. Dezember 771. Er hinterließ Söhne, aber Karl war entschlossen, sie nicht zur Regierung kommen zu lassen. Nicht nur die letzten, sondern alle Erfahrungen der fränkischen Geschichte drängten gebieterisch zur Einherrschaft.

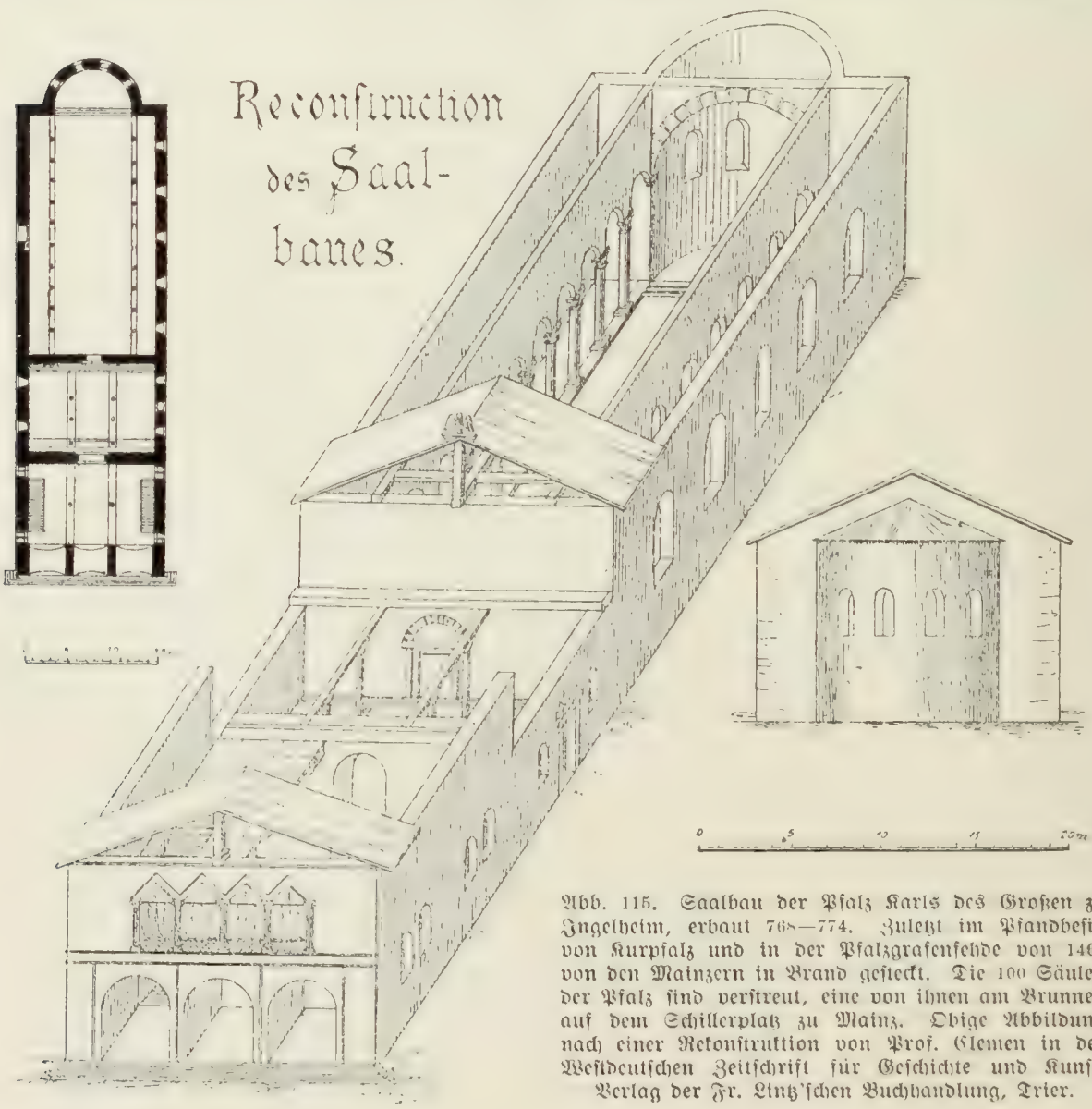


Abb. 115. Saalbau der Pfalz Karls des Großen zu Ingelheim, erbaut 768—774. Zuletzt im Pfandbesitz von Kurpfalz und in der Pfalzgrafenfehde von 1462 von den Mainzern in Brand gesteckt. Die 100 Säulen der Pfalz sind verstreut, eine von ihnen am Brunnen auf dem Schillerplatz zu Mainz. Obige Abbildung nach einer Rekonstruktion von Prof. Clemen in der Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst, Verlag der Fr. Lintz'schen Buchhandlung, Trier.

Auch Karlmanns Untertanen verschlossen sich dieser Einsicht nicht, als Karl energisch vorging, und ihre Versammlung stimmte seinem Königtum zu. Wieder war ein Vorgehen gegen den Sippengedanken erfolgreich durchgeführt: noch keine gesetzliche Maßregel, welcher Bedenken aller Art und die ganze Wucht herkömmlicher Rechtsanschauungen entgegengestanden hätten, sondern eine rasche konkrete Tat, ein heilsamer Staatsstreich, der sich durch die souveräne Volksentscheidung legalisierte. Und nun warf sich Karl, Alleinherrscher der Franken, auf die große Aufgabe, dem Reiche in den noch unbezwungenen Sachsen einen machtvollen Zuwachs an altertümlicher germanischer Volkskraft zu gewinnen. Wir werden jedoch diese Sachsenkämpfe, die sich durch Karls ganze Regierung ziehen, später für sich zusammenfassen.

Abb. 116. Kopf Karls des Großen, nach einer Reiterfigur aus Metz, jetzt im Carnavalet-Museum zu Paris. Die zeitgenössische Entstehung der Figur wird beachtenswert bestritten.

Sie wurden zunächst durch die Langobarden unterbrochen. Zu König Desiderius waren die Söhne Karlmanns geflohen, die letzten Hoffnungen ihrer Rechtsauffassung standen bei ihm. Und als der 772 gestorbene Papst Stefan in Hadrian I. einen Nachfolger erhielt, der bittere Feindschaft gegen Desiderius auf den Stuhl Petri mitbrachte, da stießen sich alle Gegensätze noch härter als zuvor und trieben der unausbleiblichen Entscheidung rasch entgegen. Desiderius tat den Schritt, den Papst aufzufordern, Karlmanns Söhne zu Frankenkönigen zu salben. Mit anderen Worten, er stellte ihm das Ultimatum, sich von Karl offen loszusagen. Hadrian lehnte ab und rief gegen Desiderius' drohende Zwangsmittel Karls Hilfe an. Mochten diesen die Sachsen schwer genug beschäftigen, so zeigte sich doch wieder, genau wie einst in den Römerkämpfen gegen die Germanen, daß ein derartig in verfassungsmäßigen Urzuständen befindliches Volk noch keine auswärtige Politik treibt. Karl konnte die persönliche Führung des Sachsenkrieges einfach aussetzen und hatte die Langobarden als alleinige Gegner. Er führte ein Heer über den Mont Cénis und sandte ein anderes über den Mons Jovis, den Großen St. Bernhard. Desiderius sah die starken Verschanzungen teilweise umgangen, mit denen er im Tal von Susa, auf der lombardischen Seite des Mont Cénis, das fränkische Heer aufzuhalten dachte, er räumte sie, ging auf seine Hauptstadt Pavia zurück und wurde dort eingeschlossen. Während der Belagerung im Winter 773/774 ging Karl nach Rom, welches somit zum erstenmal ein fränkischer König und patricius Romanorum betrat. Die Be-

hörden mit ihren Bannern, die Jugend mit Palmen und Ölzweigen zogen ihm entgegen, empfingen ihn wie ihren gottgesandten Herrn. Karl stellte alle seiner staatsrechtlichen Stellung in Rom grundsätzlich vorgreifenden Maßregeln zurück, erneuerte nur das Pippinische Schenkungsversprechen von Quierzy, besuchte andachtsvoll die heiligen Stätten der römischen Tradition und kehrte dann zu seinem Belagerungs-
774. heere zurück.

Um den 1. Juni 774 ergab sich Desiderius mit seiner Stadt. Der Sieger war längst entschlossen, ganze Arbeit zu machen. Das Langobardenreich war mit diesem schwächlich geführten Kriege zu Ende. Desiderius und seine Familie, darunter auch diejenige, welche ein Jahr lang Königin der Franken geheißen hatte, wanderten in fränkische Klöster, welche man ja längst als Staatsgefängnisse der Vornehmen benutzte. Karlmanns Witwe und Söhne, welche von einer Heeresabteilung in Verona, einst der festen Burgstadt Theoderichs, gefangen genommen wurden, werden ein ähnliches Schicksal gefunden haben.

Abb. 117. Kleines Reiterbild Karls des Großen. Vgl. Abb. 116.

Karl war Herr des Langobardenreiches und damit fast ganz Italiens, da nur der äußerste Süden noch unter Byzanz stand. Aber er vermied es, einen Gebietsteil, der so ausgedehnt, geographisch in sich geschlossen und durch seine Lage in gesonderte politische Nachbarschaften und Interessen verkettet war, dessen germanische Bewohner überdies in den letzten Generationen der Romanisierung erlegen waren, dem Frankenreiche einzuverleiben. Die feste Autorität und Bewegungsfreiheit, die er in diesem und durch dieses besaß, durfte nicht verwirrt und in Frage gestellt werden.

So wurde denn Karl ein König der Franken und Langobarden, rex Francorum et Langobardorum. Und im Jahre 780 setzte er seinen Sohn Pippin als König für Italien ein, um diesen seinen Untertanen wieder einen inländischen Königshof als Mittelpunkt zu geben und ihn als einigermaßen selbständiges Organ für die Angelegenheiten der italischen Grenz- und Mittelmeerpolitik zu verwenden. Wurde so die zunächst glücklichste Form für die Eingliederung der Langobarden in das Reich gefunden, diesen auch ihr Volksrecht belassen, so geschah doch manches, um eine zukünftige Ausgleichung vorzubereiten. Fränkische Verwaltungseinrichtungen stellten sich neben die langobardischen, das Lehnswesen,

Abb. 118. Kleines Reiterbild Karls des Großen. Vgl. Abb. 116.

die Immunität und andere Neuschöpfungen der fränkischen Verfassungsentwicklung (s. u.) wurden eingebürgert, im Gerichtswesen manches abgeändert.

Übrigens fühlten sich die Langobarden, wenn sie auch allmählich die Verkehrssprache ihrer Untertanen angenommen hatten, nichts weniger als zu Römern geworden. Sie schieden sich von den Römern grundsätzlich noch immer durch sehr vieles, vor allem durch ihr Recht, dessen altgermanische Ausdrücke wir in die lateinisch niedergeschriebenen langobardischen Gesetzesverordnungen eingestreut finden. Noch im 10. Jahrhundert sagt ein Lombarde: Wir halten es für genügende Beleidigung, einen Feind Römer zu nennen. Denn wir fassen darin alles zusammen, was unedel, feige, habgierig, üppig, treulos ist, jegliches Laster. So haben die italienisierten Langobarden auch ihre germanischen Eigennamen noch lange beibehalten, bis daraus schließlich Familiennamen wurden. Das deutsche Grimwalt z. B. klingt in Grimaldi, dem Familiennamen der Fürsten von Monaco, und mit der endlichen Einigung Italiens ist, wie allbekannt, der Name Garibaldi (den auch der alte Bayernherzog des 6. Jahrhunderts trug) aufs innigste verbunden.

Wie im langobardischen, wurde im Gebiete Roms die fränkische Herrschaft mit ruhiger Bestimmtheit gehandhabt. Zum Beispiel verbot man den schwunghaften Ausfuhrhandel mit italischen Unfreien und verknechteten Freien zu den Sarazenen, welchen griechische und venezianische Kaufleute in den adriatischen Häfen des Kirchenstaats unter Beihilfe von römischen Agenten betrieben. Der Langobardenkrieg hatte auch das Papsttum in ruhiger, fast unvermerkt vollzogener Tatsächlichkeit zur bloßen geistlich-weltlichen Behörde des Reiches gemacht. Sein und seines Vaters Versprechen, dem Papste die „Gerechtsame Petri" in Italien zurückzugeben, hielt Karl in der Grundsätzlichkeit, worin es beurkundet war, aufrecht. Aber er forderte, daß der Papst für seine verschiedenen Ansprüche die Rechtstitel im einzelnen vorlege und ließ Beteuerungen nicht ohne weiteres als solche gelten. So ging die Besitzeinweisung doch nur mit vielen Hindernissen voran.

In Spanien hatte der Omaijade Abdurrhaman, als diese Dynastie zu Damaskus von den Abbasiden aus dem Kalifat verdrängt wurde, eine Zuflucht und eigene Herrschaft gefunden. Natürlich stand diese in lebhafter Feindseligkeit gegen das neue Kalifat, welches seinen Sitz nach Bagdad verlegte. Widerspruch, den dieses vom Kalifat abgetrennte Omaijadenregiment auch in Spanien fand, Hilfsgesuche aufsässiger
777. spanischer Unterstatthalter gaben Karl die Gelegenheit zum Eingreifen.

Daß er sie nicht ablehnte, beweist uns neben anderem, daß seine Politik sich keineswegs an die nationalen Grenzen des Germanentums binden wollte, so sehr er in der Verfügung über alle Deutschen die Hauptaufgabe und die Grundlage für sein Reich erblickte. Er war ja ohnedies längst nicht mehr ausschließlich der Herr von Germanen. Wie er über die Alpen hinübergegriffen hatte, nicht anders überschritt er 777 die Pyrenäen. Es war ein Eroberungs-, kein Religionskrieg. So faßten es auch die unabhängigen christlichen Bevölkerungen auf, die sich in den baskischen Pyrenäen und in Galäzien, dem alten Lande der ins Westgotenreich aufgegangenen Sweben, seit der maurischen Eroberung der Halbinsel wieder konsolidiert und behauptet hatten. Sie fühlten in erster Linie sich von den weit umgreifenden Eroberungen des Frankenreichs bedroht, und es kam mit den Basken, durch deren Gebiet der Zug führte, zu offenen Feindseligkeiten. Inzwischen waren auch diejenigen Sarazenen, deren Hilfegesuch Karl herbeigerufen hatte, bedenklich und anderen Sinnes geworden, hatten sich mit dem Abbasidenkalifat verständigt und bedurften der Franken nicht mehr. So kam der Feldzug ins Stocken, und Karl kehrte um, nachdem er kaum bis vor Saragossa gekommen. Bei dieser Heimkehr wurde, als das Heer in langen Marschlinien durch die Pyrenäen zog, deren „bis zum Himmel ragende Berge, schauerliche Felsabstürze, dichte Wälder, enge Wege, vielmehr nur Pfade" ein Chronist beschreibt, die Nachhut von den Basken überfallen und eine Anzahl vornehmer Franken erschlagen, unter ihnen der Graf der bretonischen Mark, Hruodland. Bei der raschen Beweglichkeit der Basken und ihrer Art, inmitten der Bergwildnisse plötzlich aufzutauchen und wieder zu verschwinden, war eine Vergeltung aussichtslos, und das Heer verfolgte weiter seinen Heimweg.

Etwas Näheres weiß die Geschichte von dem Gefecht zu Roncesval und von Roland nicht. Sage und Epos suchen sich ihre Helden nach Beziehungen und Neigungen, welche, wie schon gesagt, weit mehr einen Inhalt, als einen Namen festhalten wollen, und ebenso finden sie ihre Volkstümlichkeit und Verbreitung unabhängig von den Einwänden ehrsam gewissenhafter Historie. So auch hier, und Roland ist der von der Sage, später auch von der Kunstpoesie am liebevollsten ausgestattete Held in der gesamten Tafelrunde der Helden und Paladine um den großen Kaiser geworden.

Die romanische, in Frankreich und Italien verbreitete Sage gibt eine Version, daß Roland der Sohn eines Ritters Milon und einer Schwester Karls, die wieder Berta genannt

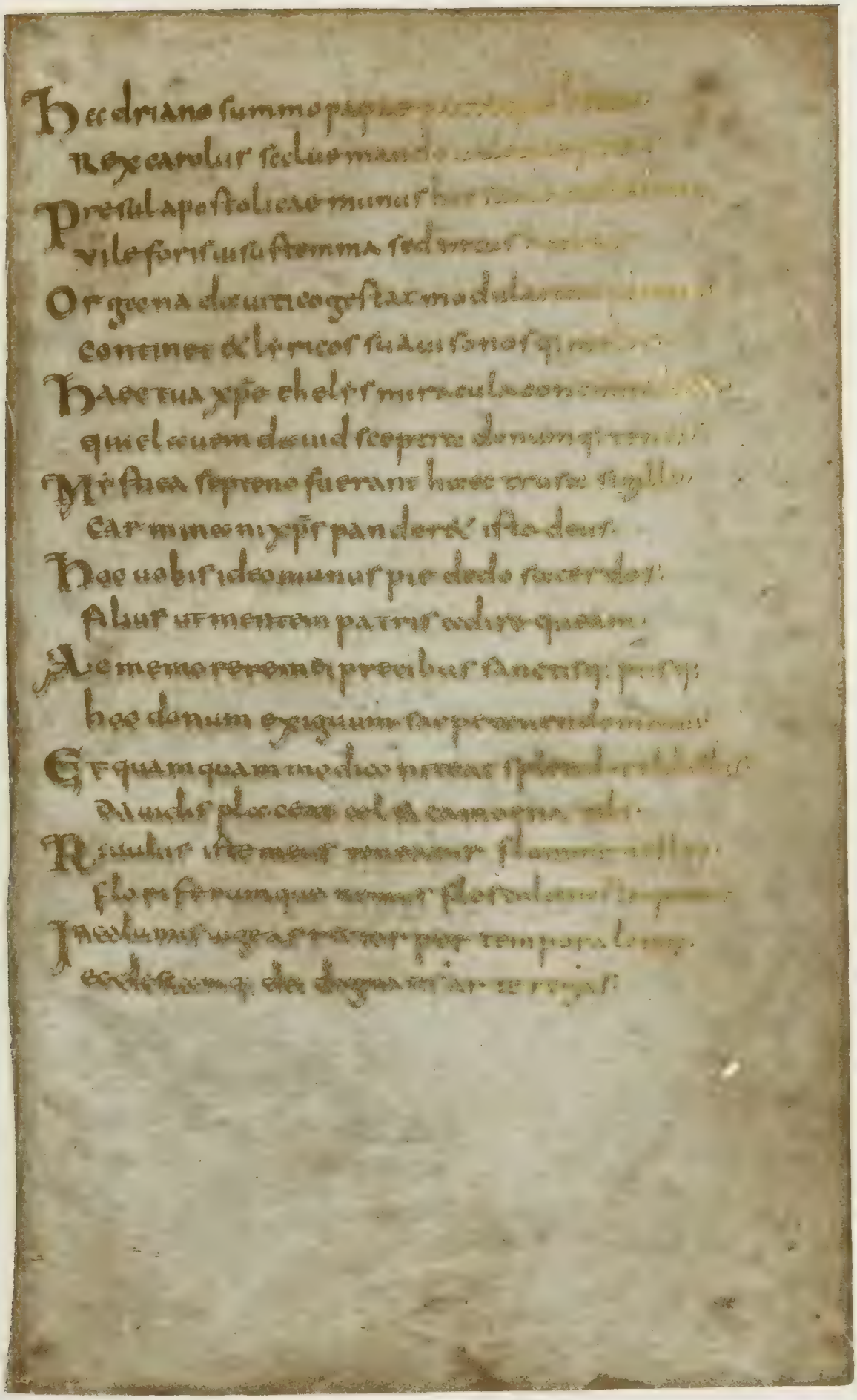


Abb. 119. Widmungsblatt des ganz mit Goldtinktur geschriebenen Psalters, welchen Karl d. Gr. an Papst Hadrian geschenkt hat. Auf der Wiener k. k. Hofbibliothek.

Hadriano summo papae patrique beato
Rex Carolus salve mando valeque pater.
Presul apostolicae munus hoc sume cathedrae.

wird, gewesen sei; das Nähere ist durch die Uhlandschen Balladen wohl genugsam bekannt. Im spanischen Kriege bot der Sarazenenkönig von Saragossa, Marsilie, dem Kaiser eine scheinbare Unterwerfung an. Roland durchschaute die treulose Absicht, sein Stiefvater Genelun aber setzte die Annahme durch. Roland riet nun, den Genelun selber zu Marsilie als Unterhändler zu senden. Da die Volkssage keineswegs immer alles logisch ordnet, läßt sie Genelun, der doch bisher Marsilies Ehrlichkeit vertreten hat, den Auftrag höchst widerwillig annehmen. Er beschließt aus Rache, den Urheber seiner Sendung, Roland, durch die Sarazenen zu verderben, und verabredet an Marsilies Hofe Verrat. Marsilie ergibt sich scheinbar an Karl und erhält die Hälfte seines Reiches zu Lehn zurück, mit der anderen wird Roland belehnt. Das Heer mit dem Kaiser zieht ab, und alsbald wird Roland, bei dem sich auch der rein sagenhafte Erzbischof Turpin noch befindet, von den Heiden überfallen und umringt. Vergeblich besiegt er mit dem Schwerte Durendart drei Heere, ein neues, viertes kommt, da stößt er in sein Horn Olifant, daß es Karl über Berg und Tal vernimmt und umkehrt. Aber er findet nur noch die Toten, darunter Roland und Turpin. So kann er Roland nicht mehr retten, nur noch rächen. Er besiegt dreiundvierzig Könige der Heiden und läßt Genelun von wilden Pferden zerreißen.

Aus der poetischen Ausmalung dieses Gerüstes der „chansons de Roland" stammt erst die bestimmte Nennung des Tales von Roncesvalles. Das deutsche Rolandlied des Pfaffen Konrad im 12. Jahrhundert ist eine Nachdichtung der erwähnten französischen Epen. Es hat im Zeitalter der Kreuzzüge nur der Bekanntschaft mit diesem ausländischen Stoff bedurft, um Roland auch in Deutschland und besonders in dessen eifrig kreuzfahrendem Norden zum Ideal eines Sarazenenkämpfers und weit darüber hinaus überhaupt zum Schützer von Treue, Glauben und Recht zu machen.

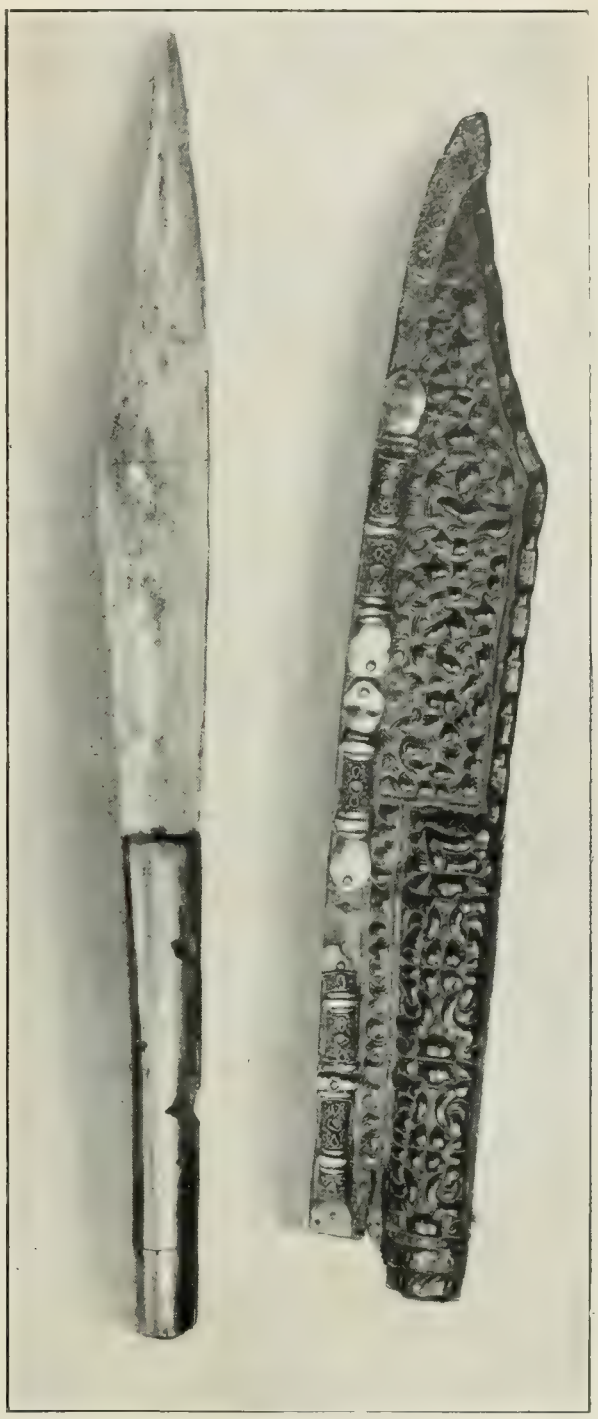


Abb. 120. Das von Harun al Raschid an Karl den Großen geschenkte Schwert. Im Dom zu Aachen.

Als Karl aus Spanien zurückkehrte, legte ihm die Königin Hildegard ein Zwillingspaar in die Arme. Gegen sonstigen Sippenbrauch gab man diesen jungen Karolingen merowingische Namen. Hludowig, d. i. die entsprechende jüngere Lautform zu Chlodowech, und Hlothar. Es war eine legitimistische Demonstration des neuen Königsgeschlechtes als des Trägers merowingischer Tradition. Der kleine Lothar starb bald, Ludwig blieb zum Mißgeschick des Reiches und unseres Volkstums am Leben.

Die Zukunft der spanischen Unternehmungen stellte Karl den Aquitaniern anheim, deren Tatendrang er damit zu einer minder rebellischen Richtung ablenkte. Zu diesem Zweck bekamen sie, wie die Langobarden, ein eigenes Unterkönigtum. Der kleine

Ludwig wurde als König von einer Vormundschaft in Aquitanien erzogen, trug baskisches Mäntelchen und weite Beinkleider und wurde nur zuweilen dem Vater zugeführt. Unter Benutzung neuer spanischer Wirren ist es dieser Regentschaft und später Ludwig allmählich gelungen, die fränkische Herrschaft bis über den Südabhang der Pyrenäen vorzuschieben und durch Befestigungen eine „spanische Mark" vorzubereiten.

Aus den spanischen Angelegenheiten ergab sich eine von den Zeitgenossen in bewundertem Staunen miterlebte Anknüpfung. Die gegen den Omaijaden zu Cordova fortgesetzte Politik ward für Karl eine Brücke, mit dessen Todfeind, dem Abbasiden anzuknüpfen. Das war Harun al Raschid, der Kalif zu Bagdad, ein Mann, der eine gewisse Parallelität des Wesens und der historischen Erscheinung mit dem großen Karolingen aufweist: kräftiger Herrscher, Schutzherr der Wissenschaften und Künste, volkstümlich und Held unerschöpflicher ausschmückender Sagen. 797 ordnete Karl eine Botschaft an den Kalifen ab, und so reichten sich nach der Zurückweisung des erobernden Arabertums durch Karl Martell zum erstenmal Germanentum und Islam die Hand. Seitdem gingen zahlreiche Gesandtschaften hin und her. Die des Kalifen brachten wundersame und angestaunte Geschenke mit, 801 einen Elefanten mit Namen Abul Abbas, † 810, für den die Quellenberichte viel mehr Aufmerksamkeit haben als leider für wichtige Taten Karls und für seine besten politischen Helfer; ein andermal eine kunstvolle Wasseruhr, die durch ein klingend herabfallendes Kügelchen den Stundenablauf anzeigte und aus deren 12 Türchen kleine Reiter herauskamen. Praktisch bedeutungsvoll sind diese
800. Höflichkeiten für die abendländischen Christen in Palästina geworden, die sie sich als Fingerzeig dienen ließen. Schon 799 kamen Gesandte des Patriarchen von Jerusalem, andere im Jahre darauf und überbrachten Karl die Schlüssel der Stadt und der Grabeskirche. Daß Karl sie annahm, vertrug sich sehr wohl mit den guten Beziehungen zu dem Kalifen als Landesherrn Palästinas; diese Übernahme einer gewissen Schutzherrlichkeit richtete sich eher gegen die Byzantiner. Sie kam den Christen im heiligen Lande auch materiell zugute. Karl hat, abgesehen von reichlichen Spenden, die er an verschiedene orientalische Christengemeinden gesandt hat, in Jerusalem ein nach ihm benanntes Hospital dotiert und sogar gesorgt, daß es eine Bibliothek besitze. Diese Verbindung Karls mit dem heiligen Lande ist der historische Kern von allem, was während der nächsten Jahrhunderte immer abenteuerreicher über seine Meerfahrt zum heiligen Lande gefabelt worden ist und auch hineinspielt in die Geschichte seiner Heiligsprechung, welche Friedrich Barbarossa herbeigeführt hat.

Abb. 121. Silbermünze Karls des Großen.

Des Langobardenkönigs Desiderius Sturz konnte nicht ohne Rückwirkung auf seines Eidams Tassilo, des Bayernherzogs, Verhalten bleiben und ward schließlich auch diesem zum Verderben.

Die Agilolfingen waren als Landesherzöge groß geworden durch den Anschluß an die Franken. Gerade die zur Zeit der fränkischen Oberherrschaft ergänzten und aufgezeichneten Teile des bayrischen Volksrechts setzten fest, daß der Herzog aus der Sippe der Agilolfingen als der „höchsten Fürsten" des Landes sein müsse, daß die Mitglieder dieses Hauses bei Verletzungen das vierfache Entschädigungsgeld (Wergeld) der Freien haben sollten, während den fünf anderen Edelsippen, die sich in dem nunmehrigen „Stamm" der Bayern von alters erhielten, nur das doppelte Wergeld zukam. Auch der auffällige Katholizismus der Agilolfingen innerhalb arianischer und heidnischer Umgebung wird auf ihre Anlehnung an die fränkischen Herrscher zurückgeführt. Das fränkische Lehnwesen und die Verwaltung der Gaugebiete durch der Regierung verantwortliche Grafen waren dem bayrischen Gebiete nicht fremd geblieben. Seit 757 waren aber die Verbindungen mit dem Frankenreiche zerrissen worden. Tassilo sprach von seinem „Reiche" und schuf Einrichtungen, die nur ein solches haben kann. Eine tüchtige und erfolgreiche auswärtige Politik und der Anschluß an die Langobarden konnten in der Tat die Überzeugung hervorbringen, daß man der Franken und ihres Reiches nicht länger bedürfe.

Die keltoromanischen Vorbewohner Bayerns waren als untergeordnete, zinspflichtige Leute in unschädliche Nationalitätsinseln des Alpengebiets zusammengedrängt. Dagegen waren von Osten als eine bedenkliche Gefahr die Winidi (Wenden, Winden) oder Sclavi, wie die Quellen jener Zeit die Slawen bezeichnen, neu erschienen. Dies waren einerseits die

Slowenen, die bis ins steirische und kärntnische Alpengebiet, und anderseits die Tschechen, die ins nordöstliche Volksgebiet des Bajowarentums sich vorgeschoben hatten, bis in die Gegenden der Pegnitz und Regnitz, deren Namen noch heute die charakteristische itz-Endung der Slawen tragen. Jenen gegenüber hat Tassilo tapfere deutsche Wacht an der Traun und Mur gehalten, 772.
die kärntnischen Slowenen unterjocht und seine mit reichem Grundbesitz ausgestatteten Klostergründungen, darunter Krems-Münster, vorgeschoben. Alle diese Slawengruppen waren politisch noch keine bedrohlichen Faktoren, sie wechselten eigentlich nur die Oberhoheiten anderer Völker und waren damals großenteils den Awaren untertänig. Aber sie waren eine nationale Gefahr, weil der wirtschaftlich und sozial Genügsamere, der minder Kultivierte immer im Vorteil ist, solange überlegene Kraft und Kultur ihm nicht in zielbewußter Abwehr entgegentreten. Selbst bei militärischem Sieg wird die nationale Gefahr durch das untergeordnete Volk an sich noch nicht beseitigt; dem Sieger liegt die Versuchung nahe, anstatt die Eingedrungenen aus den zurückeroberten Gebieten wieder zu vertreiben, vielmehr ihre genügsame Arbeit für sich als den politischen und wirtschaftlichen Herrn zu benutzen, sie zu einer tribut- und zinspflichtigen, minderfreien Bevölkerung zu machen. Daher hat sich auch von Südosten der neue Brauch, niedere Hörige als Sclavi, Sklaven, d. i. Slawen, zu benennen, allmählich über die deutsche Welt verbreitet.

Abb. 122. Kelch Tassilos im Kloster Krems-Münster.

Tassilos Gemahlin Liutberga, Desiderius' Tochter, war es, die den Bayernherzog in die frankenfeindliche Haltung hineintrieb, vor der er doch selbst zurückscheute; denn Frauenrache ist nachhaltig und läßt keinen höheren politischen Gesichtspunkten ihr Recht. So hat Tassilo, was er im richtigen Augenblicke während des Langobardenkrieges von 773/74, nicht gewagt hatte, hinterher tun und Stellung gegen die Franken nehmen müssen. König Karl versuchte es zunächst damit, den Herzog an den in seiner Kindheit vor Pippin geleisteten Eid zu erinnern. In der Tat wich Tassilo einer entscheidenden Krisis wieder aus, fügte sich, erschien 781 auf der Reichsversammlung zu Worms und erneuerte seinen Eid. Aber neue Reibungen und Verstimmungen nötigten den König, 787 gegen Bayern zu marschieren. Es gereicht dem tapferen Volke der Bayern zum Ruhme, wie umfassend die Mobilmachung des großen Reiches gegen sie war. Karl selbst zog von Westen durch Alamannien an den Lech, die Mainfranken, sowie Thüringer und sogar sächsische Scharen rückten von Norden an die Donau, das italische Aufgebot kam das Etschtal hinauf bis Bozen. Es war eine vollständige Umklammerung. Und nun erfuhr es Tassilo, daß alle seine eifrige Fürsorge für die Kirche im Lande sich als politisch vergeblich zeigte. Die Bischöfe hatten einen eigenen oberen Herrn, den Papst, und dieser war an das fränkische Interesse gebunden. Angesichts des allgemeinen Abfalls und Verzagens am Widerstande war Tassilo ohne Schwertstreich besiegt und mußte auf dem Lechfelde vor Karl erscheinen. Fortan hatte er sein Herzogtum als Lehn der fränkischen Krone. So milde dieses Urteil des 787.
Siegers war, der Stachel blieb doch zurück. Äußerungen, wie sie für einen Lehnsherzog Hochverrat waren, bedrohliche Verbindungen Tassilos mit Awaren und Griechen wurden Karl berichtet. Er forderte ihn vor die Reichsversammlung von 788 zu Ingelheim, und der Herzog, dessen ganzes Verhalten in diesen Konflikten nur Inkonsequenz, übel angebrachten Mutwillen und unschlüssige Schwäche zeigt, erschien. Diesmal sollte er unschädlich gemacht werden, Karls Hoffnung, mit ihm zurechtzukommen, war erschöpft. Die Versammlung fällte über ihn das Todesurteil. Und zwar verurteilte sie ihn, da die neuen Anklagen offenbar nicht prozessualisch durchschlagend waren, auf Grund seines alten „Harisliz" von 754, wo er König Pippins Heerfahrt verließ. Karl begnadigte ihn zu Kloster; in Lorsch, gegenüber Worms, unweit des rechten Rheinufers, hat der

Agilolfingenherzog seine letzten Jahre verbracht. Seine Söhne Theudo und Theudebert, seine Gemahlin und Töchter haben in anderen Klöstern zu Ende gelebt.

So hatte Karl auch in Bayern schließlich mit aller Rücksichtslosigkeit „ganze Arbeit" gemacht. Ihm war die wiedergewonnene Eingliederung des Herzogtums in das Reich von außerordentlicher Wichtigkeit, und er hat die nächsten Jahre ganz und gar daran gesetzt, den Bayern diese Wendung in ihrer Wichtigkeit und ihrem Nutzen für sie zu zeigen. Zwei Jahre lang wohnte er in Regensburg, Castra Regina, der alten Militär- und Grenzstadt der Römer an der Donau, und saß als im Lande waltender König in der bayrischen Herzogspfalz. Große Kulturaufgaben stellte er sich für den deutschen Südosten, nicht minder führte er im größten Stil bayrische Politik, das bisherige Herzogtum überbietend. Das ist der Kernpunkt in seinen Awarenkriegen, wenn sie auch in Tassilos verräterischen Anknüpfungen ihren nächsten Anlaß hatten.

Alles was uns von den Awaren, die wie Finnen und Madjaren zur uralisch-altaischen Völkerfamilie gehören, erzählt wird, erinnert bis auf die Einzelheiten an die Hunnen. Sie sind eben wie diese reine Reiternomaden, auf dem Pferde aufgezogen und wie mit ihm verwachsen, krummbeinige, sehnige Krieger, deren Waffen der Bogen, der Köcher voller Pfeile und die Lanze sind. Ohne eigenen Ackerbau leben sie von der Arbeit der Völker, über die sie sich zu Herren setzen; ungefähr in denselben Gegenden, wo einst Attila über Ostgermanen und Sarmaten herrschte, dienen jetzt ihnen die Slawen. Die von Raubzügen und aus Tributen zusammengebrachten Schätze stapeln sie in ihren „Ringen" auf. Das sind ausgedehnte, durch Steine und Verhaue verstärkte Wallbefestigungen, die ihre Wohnplätze im Kreis umschließen. Sie sind untereinander durch Postenketten verbunden, die ihre Hornsignale von Mann zu Mann weitergeben, und bilden so ein doch nicht ganz primitives System von Zwingburgen, das den Awaren die Herrschaft im Lande und ihre Verteidigung gegen äußere Feinde sichert. Ihre Verfassung besteht in der oberen Autorität eines Großkhans über die einzelnen Häuptlinge, die Khane.

Im August 791 brach Karl von Regensburg auf und zog flußabwärts die alte Römerstraße, welche noch heute zwischen Castra Regina und Vindobona in den kleinen österreichischen Donaustädten die dem Strome parallele Hauptstraße zur „Regensburger Straße" macht. Vom Überschreiten der Enns an befand sich das Heer in Gebieten, welche der Botmäßigkeit der Awaren unterstanden. Aber nach der Strategie aller militärisch minder durchgebildeten Völker stellten sich die Gegner nicht zur Feldschlacht, und Karl war mit seiner Offensive einigermaßen in Verlegenheit gesetzt. Bessere Ergebnisse erzielten unter Benutzung gemachter Erfahrungen und innerer awarischer Wirren die Heere, die er 795 und 796, das letztere unter König Pippin, entsandte. Damals wurde in den erstürmten Ringen ungeheure Beute, zumeist byzantinischen Ursprungs, gemacht an Gold, Silber, Waffen und edlem Schmuck. Karl konnte das ganze Abendland, von Rom bis zu den Königen und Bischöfen der Angelsachsen, mit solchen Trophäen beschenken, der riesige Zufluß von Edelmetall ins Frankenreich drückte sogar den Geldwert herab.

Das Volkstum der Awaren war schon in diesen Feldzügen ziemlich zusammengeschmolzen, und einzelne Teile wichen nach dem Osten zurück. Nun da ihre auf der Angst der Untertanen und Nachbaren beruhende Macht gebrochen war, schrumpften sie zu einem wenig bedeutenden Volke zusammen, das in neuen Expeditionen (797—803 und noch 811) völlig den fränkischen Anordnungen unterworfen ward. Sie wurden in Sitze zwischen Hainburg und Steinamanger eingewiesen. 822 werden sie überhaupt zum letztenmal in der Geschichte genannt. Sie sind in das Völkergemisch aufgegangen, das seit damals und in immer wieder neu vermengter Buntheit den herrlichen Boden des alten Pannonien und Dakien bewohnt. Ihr einstiges Reich wurde als Grenzmarken organisiert, und die bayrischen Kirchen erhielten dort Missionssprengel zugeteilt nebst bedeutendem Grundbesitz. Mit der Kirche kamen Ansiedler, weit überwiegend bayrischen Stammes, in das Gebiet zwischen der Enns und dem Plattensee, schoben sich zwischen die Slawen und Awaren. Deutsche Siedlungen und Ortsnamen entstanden neu oder als Ersatz der alten Römernamen. Was den

Ostgermanen entfallen war, hatte das Westgermanentum auch hier angetreten: das Römererbe an Macht und Kulturaufgaben in Pannonien, und zwar durch die Hand des siegreichen Karl, zu nächsten Gunsten des bayrischen Stammes.

Aber noch anderes plante Karl für Bayern. Im Jahre 793 fuhr er von Regensburg die Donau hinauf bis zu seinem „großen Graben". Er hatte die Kanalverbindung von Main und Donau durch die Rednitz und Altmühl, von der Nordsee zum Schwarzen Meere begonnen.

Gewaltig breit sollte der Kanal sein, mit Riesenkräften wurde an ihm gearbeitet, wochenlang blieb Karl bei dem Werke. Aber das Unternehmen war wohl noch zu kühn für die Technik der Zeit; ermüdet durch Erdrutschungen hat man es schließlich aufgegeben. Erst König Ludwig I. von Bayern hat es nach mehr als tausend Jahren wieder aufgenommen und in kleinerem Maßstabe, den man heute als unzulänglich und des Ausbaus bedürftig beurteilt, ausgeführt.

Könnten über Karls Sachsenkriege außer den fränkischen auch eigene Berichte der Sachsen vorliegen, so würde in unseren Darstellungen anstatt nur von der „Widerspenstigkeit" und „Treulosigkeit" wohl auch von dem Heldenmute und der Selbsttreue des für seine Unabhängigkeit und seine alten Götter kämpfenden Volkes die Rede sein. Freilich an sich war dessen Einfügung in das fränkische Reich eine Notwendigkeit, ohne die gar keine „deutsche Geschichte" geworden wäre, die Germanen des Festlandes einen ähnlich zerspaltenen Zustand wie die Skandinawier oder die Slawen hätten, und ohne die das Frankenreich gänzlich dem romanischen Schwergewicht hätte nachgeben müssen.

Die Sachsen zu Karls Zeit lebten in der Hauptsache noch in den taciteischen, d. h. den alten, früher geschilderten, den Westgermanen gemeinsamen Verhältnissen. Sie waren ein aus Völkerschaften zurecht verschmolzener Bund, der aber weder Bundeskönigtum noch in den zugehörigen Völkerschaften Einzelfürsten hatte. Vielmehr besaßen noch die im Bunde vereinigten Edelsippen als solche die Führung, als herrschende und sozial oberste Schicht. Sie hatten ihre Gefolgschaften, hier Muntmannen genannt, in alter Art, hatten sich hoch über die Gemeinfreien, die Frilinge, hinausgehoben und wahrten diesen abgesonderten Adelsrang mit äußerster Strenge. Tod stand auf Verbindung einer Edelingstochter mit bloßem Gemeinfreien, und Karl, dessen Absicht stets dahin zielte, sie zu gewinnen und gegen das Gesamtvolk auszuspielen, gestand ihnen in ihrem sechsfachen Wergeld der Freien ein höheres zu, als selbst die über die anderen Edelsippen der Bayern emporgestiegenen Agilolfingen hatten. Der Bundesgott war Tiu (Ziu der Alamannen) oder Er, der hier gern mit dem Beinamen Sachsnot, d. i. Sachs-genoß bezeichnet wurde; mit Sachsnot standen Wodan und Dunar in höchstem Ansehen. Noch waltete der Hausherr als germanischer Priester innerhalb der Familie, der führende Edeling als Volkspriester in den Thinggemeinden, noch wählte man, wenn sich Krieg erhob, den Herzog durch Volkszuruf aus den Edelingen. Ein heller Schein fällt auf die sächsischen Frauen, wenn es im Leben einer Heiligen von dieser heißt, sie sei schön von Antlitz und Wuchs gewesen, wie sie denn eine Sächsin gewesen sei; wer ein Urteil hat, wird beistimmen, daß noch heute in Niederdeutschland weibliche Schönheit und Stattlichkeit zwar nicht ausschließlich zu Hause, aber relativ häufiger sei. Und während hinter den Franken schon die schlimme Moralverwirrung der Merowingenzeit lag und manches davon noch jetzt nicht überwunden war, hatten die Sachsen jene bäuerlich rauhe, auch wohl harte, aber gesunde Ursprünglichkeit des Daseins und der Sitten bewahrt, als deren Verkündiger wir um sieben und acht Jahrhunderte früher Cäsar und Tacitus fanden. Nun führte Karls bewußte Offensive diese beiden so völlig verschieden gewordenen germanischen Welten, die rasch vorangeeilte fränkische, die das Römererbe in sich aufgenommen, und die zäh im Alten und Urdeutschen hangende sächsische, zum Entscheidungskampfe gegeneinander.

Man kann nicht sagen, daß der Sachsenbund seine militärisch-politische Aufgabe viel besser erfüllt habe, als einst der alamannische im Kampfe gegen die römischen Kaiser und Feldherren des 4. Jahrhunderts oder der fränkische die seinige vor der Zusammenschweißung durch Chlodwig. Er hatte sich inzwischen, wie alle germanischen Bünde und Großvölker immer wieder tun, neue Untergruppen geschaffen: Westfalen,

in denen u. a. die Cherusker enthalten sind, Engern in den Wesergegenden (das alte Angriwarier-volk), Ostfalen und nördlich der Elbe Nordalbinger. Sie haben sich geschlossen doch nur ganz episodisch den Frankenheeren und Karls Maßregeln entgegengesetzt. In der Hauptsache ist von 772 bis 804 bald gegen die einen, bald gegen die anderen Sachsenteile gekämpft worden.

772. Die ersten, welche von dem Angriff Karls getroffen wurden, waren die Engern. Er eroberte die Eresburg, eine am Oberlauf der Diemel gelegene, jetzt durch den Ort Ober-Marsberg bezeichnete Bergbefestigung, und zerstörte die damit verbundene Irminsul. Dies war „ein in die Höhe gerichteter Baumstamm von nicht geringer Größe" mit zugehörigem Heiligtumsgebäude, worin reicher Goldschatz erbeutet wurde. (Über ähnliche Wahrzeichen des kriegwaltenden Tiu vgl. Kap. V, 1.) Zur Schlacht stellten die Sachsen sich nicht, und Karl folgte ihnen diesmal noch nicht in das Innere.

In Vorbrüchen bald von der einen, bald von der anderen Seite gehen die Ereignisse der weiteren Kriegsjahre hin, mit mancherlei Kämpfen, mancherlei Siegen

Abb. 123. Die Örtlichkeit der Eresburg. Heute Ober-Marsberg, Reg.-Bez. Arnsberg. (Die ursprüngliche Anlage der Kirche wird auf Karl den Großen zurückgeführt.)

der fränkischen Waffen, jedoch nicht gerade durchschlagenden Erfolgen. In der Eresburg, in der eroberten Sigiburg (Hohensyburg an der Ruhr), in der vorgeschobenen, neu angelegten Karlsburg an der Lippe besaß Karl Stützpunkte, wie sie sich ganz ebenso einst die Römer in Aliso und anderen Kastellen schufen. Zuerst wurden die weniger unmittelbar betroffenen Ostfalen unter ihrem Herzog Hessi kriegsmüde, dann die Engern unter ihrem Herzog Brun, auch die Westfalen ließen im Wider-
777. stande nach. Im Jahre 777 konnte Karl zum erstenmal die allgemeine Reichsversammlung nach Sachsen hinein, nach Paderborn berufen. Auch die Sachsen waren hierzu eingefordert. Ihr Erscheinen stempelte sie zu Reichsgliedern und war zugleich der Weg, ihnen das Gesamtreich in seiner Heereskraft und in der politischen Vertretung seiner Größe zu zeigen, sie mit einem Stolze der Zugehörigkeit zu erfüllen. Es ward so eingerichtet, daß auch die unterwegs befindlichen sarazenischen Gesandten aus Spanien hierher kamen.

Aber wenn Karl sich damals mit Zuversicht baldiger Eingewöhnung der Sachsen tragen mochte, so sollte erst jetzt sich der leitende Mann des Widerstandes, der Armin der Sachsen, unter dem verwirrten und unschlüssigen Volke erheben. Das ist Widukind, und er ist der geliebte Held sächsischer Volksüberlieferung geworden, der Mittelpunkt westfälischer Sagen bis auf den heutigen Tag geblieben.

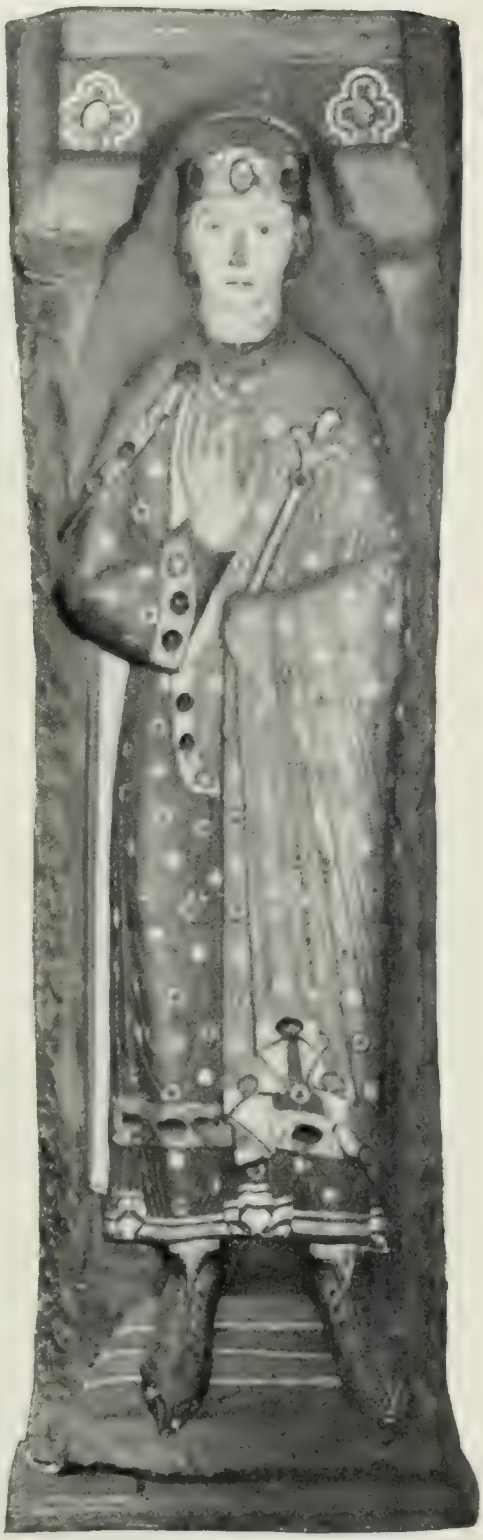


Abb. 124. Grabstein Widukinds. Arbeit des 12. Jahrhunderts.

Für Widukinds Unternehmen waren der Rückhalt und das Notasyl von Bedeutung, die der sächsische Edeling bei dem Dänenkönig Sigifrid fand. Mit 778 begannen die von ihm geleiteten Aufstände, welche Karl eine Anzahl Feldzüge, auch bis an die Elbe aufzwangen. Erst 782 war der Frankenkönig wieder so weit wie 777, eine große Versammlung ins Sachsenland, an die Lippe, ausschreiben zu können. Hier wurden durch verordnetes königliches Gesetz die sächsischen Angelegenheiten umfassend geordnet. 782.

Die Grafschaftsverfassung wurde eingeführt und zwar durchweg mit der Praxis, daß zu Grafen, also Vertretern der Königsgewalt, gauansässige Edelinge bestellt wurden, was dem Volke ein leichterer Übergang, den betreffenden Edelingen eine konkrete und gesetzmäßige Festlegung ihrer führenden Stellung im Gau und insofern ein Vorteil sein konnte. Den weltlichen wie den kirchlichen Gehorsam sollten eine Anzahl schwerer Strafandrohungen sichern. Tod stand auf Verbrennung der Leichen (anstatt Begräbnis), auf Verschmähung der Taufe, auf Fleischessen in den Fasten, wenn es mit demonstrativer „Verachtung des Christentums" geschah, und auf heidnischen Menschenopfern. Doch sollte die freiwillige Beichte bei einem Priester die harte Strafe abwenden. So setzte Karl die Kirche selbst, für die er diese drakonischen Verordnungen erließ, zur freundlichen Hüterin des königlichen Gnadenschatzes ein und suchte ihr den Weg zu den Herzen zu öffnen. Ferner wurden heidnische Gelübde und die Opfergaben, die man den Quellen, Wassern und Bäumen darbrachte, mit Strafbußen bedroht; Losdeuter und Wahrsagerinnen sollten verknechtet werden.

Prüfen wir, in welcher Richtung sich die Widerspenstigkeit der Sachsen äußert, so erfolgt diese doch weit weniger gegen die neue Obrigkeit, als gegen die Kirche und den neuen Glauben, welche zu ihnen mit Verboten heilig gehaltener Volksanschauungen und in Begleitung erhobener Frondienste und Zehntabgaben kamen. Priestermorde, Zerstörungen der neubegründeten Kirchen sind die ständige Einleitung der Aufstände, die Ursachen neuer Strafexpeditionen; Karls gesetzgeberische Absicht, heilsam zu schrecken und gleichzeitig durch die mildernde Hand des Priesters wohlzutun, blieb eine schön gedachte Theorie.

Abb. 125. Das Grab Widukinds in der Stiftskirche zu Enger. Heutiger Zustand.

Karl hatte noch im späteren Verlauf des Jahres 782 gegen die wendischen Sorben ein Heer geschickt, da er schon politische Zwecke des über Sachsen waltenden Landes- und Schirmherrn ins Auge faßte, ganz ebenso, wie an der bayrischen Ostfront gegen die Awaren. Dieses Heer traf bei seinem Durchzuge durch Sachsen bereits wieder Unruhen an, an denen der von neuem aus Dänemark heimgekehrte Widukind beteiligt war. Es gab deshalb den Sorbenkrieg vorläufig auf, wandte sich in die Gegend der Porta Westfalica, wo die Weser den Höhenzug des Süntelgebirges durchbricht, und wurde hier blutig aufs Haupt geschlagen. Als Karl selber erschien, war Widukind schon wieder bei den Dänen; die sächsischen Edelinge zeigten beflissene Loyalität und gaben jenem alle Schuld. Karl forderte die Auslieferung der Friedensbrecher und Anhänger Widukinds, und die Edelinge zögerten nicht, die Forderung zu erfüllen; man hat wohl mit Recht betont, daß sie glauben konnten, sie nur als Geiseln ferneren Wohlverhaltens an Karl zu übergeben. Alle 4500 ließ Karl zu Verden enthaupten; an dieser Tatsache, so schauerlich das Blutgemälde ist, wenn man sich die Ausführung vorstellt, ändert alle Tüftelei nichts. Aber trotz des fürchterlichen Aufgebots von Wirkung durch den Schrecken wurde nur das Gegenteil erreicht. Die Jahre 783 bis 785 gingen mit neuen Aufständen hin, an denen sich auch die Ostfriesen noch einmal beteiligten. Bei Detmold, dessen alter Name Theotmalli Volks-Malstätte bedeutet, und an der Hase wurde gekämpft; wichtig und nützlich war, daß das Heer auch im Winter in Sachsen blieb und die Aufständischen verhinderte, in der Winterruhe neue Kräfte und Verbindungen zu sammeln. Und endlich gelang es, vom Bardengau aus, wo Karl 785 drohend mit dem Heere stand, mit dem bei den Dänen befindlichen Widukind und dem erst jetzt hervortretenden Abbio Verhandlungen anzuknüpfen, die zum Ziele führten. Die Widerstandskraft der Sachsen war erschöpft, vielleicht auch der Mut der Dänen, die sächsischen Führer ferner zu schützen. Wie verabredet wurde, erschienen Widukind und Abbio mit
785. ihren Gefolgschaften nach Karls Rückkehr ins westliche Frankenreich bei ihm in der

Pfalz zu Attigny und ließen sich dort taufen. Die Sage freilich wollte später den Ort der Taufe nicht in ihr unbekannten Gegenden finden, sondern, wie sie überhaupt in Lokalisierungen willkürlich ist, suchte sie ihn am „Wittekindsberg" an der Porta Westfalica, wo eine alte Kapelle mit Altar und Taufstein steht. Enger bei Herford galt schon im Mittelalter als Widukinds Grabstätte.

Nach dieser anscheinend dauerhaften Beruhigung Sachsens und der endlichen Sicherung des friesischen Gehorsams griff Karls Politik aus den schon angedeuteten Gesichtspunkten abermals über die sächsische Ostgrenze hinaus. Also zu den Slawen hin, nicht zu den Dänen. Auch sie in die künftig werdende „deutsche" Nation einzubeziehen — worin sie gar nicht viel fremder als Sachsen und Friesen gewesen wären und an diesen die gewohnten Verkehrsfreunde gefunden hätten —, eine bedeutsame Küsten- und Meeresstellung im Norden einzunehmen, an diese höchst hinausschauenden Dinge ist Karl damals nicht herangegangen. Wir begreifen ja auch aus vielen dringend guten Gründen, daß er die Dänen in Ruhe ließ und sich lieber an die Slawen machte. Er hat damit als erster die Bahnen betreten, in welchen Otto, Heinrich II., Konrad II. niederdeutsche Politik getrieben, schließlich Heinrich der Löwe und die staufische Zeit das weite ostelbische Land dem Niedersachsentum gesichert und damit die Verluste des alten Germanentums an die Slawen wieder gut gemacht haben. Karl gewann fügsame Verbündete in den wendischen, in Mecklenburg wohnenden Obotriten, welche in den Wilzen Bedränger hatten, gegen die er sie unterstützte. Einst in den Frühstadien slawischer Verfassungsentwicklung war das germanische Wort kuningas zu den Slawen gedrungen und hatte ihnen den Ausdruck Kneese, Fürst, gegeben; jetzt war es Karls königlicher Name, der als Kral, Kroll (Krull) den westlichen Slawen die höchste Vorstellung von Herrschertum und königlichem Titel gab.

Noch einmal rebellierten, auch ohne daß Karl sich auf nordische Abenteuer einließ, die Sachsen. Nämlich als er sich in den Krieg mit den Awaren verwickelte, deren Macht jene überschätzten. Zwölf Jahre zogen sich diese Unruhen in Sachsen hin, erst 804 war völlige Ordnung wieder hergestellt. Am längsten widerstanden die Nordalbinger, zumal sie nachbarliche Sonderfeindschaft mit den von Karl heran-

Abb. 126. Sog. Reliquienbehälter Widukinds. Arbeit des 9. oder 10. Jahrhunderts.
Die Vorderseite ist mit Silberblech bekleidet und die Rückseite in sogen. Verroterietechnik ausgeführt.

gezogenen Obotriten hatten. Diesmal griff Karl zu einem Mittel, welches auch die Römer umfänglich angewandt hatten, nämlich Verpflanzungen ganzer Volksteile in sichere Gegenden vorzunehmen; daneben wurde fränkische Kolonisation in Sachsen begünstigt.

In Hessen, in fränkischen Rheingegenden, in Alamannien und selbst in Bayern finden wir solche verpflanzten Sachsengemeinden, deren Niederlassungen vielfach durch ihren Namen kenntlich sind, wie Sachsenhausen, Sachsenflur, oder Groß- und Lützelsachsen. Umgekehrt zeigen dem Sächsischen fremde Ortsnamenendungen oder Bildungen wie „Frankenhausen" die fränkische Einwanderung in das Sachsengebiet. (Es sei bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß auch Verpflanzungen irgend welcher „Wenden" auf Karls östliche Unternehmungen zurückzuführen scheinen; wir finden recht zahlreiche Ortsnamen wie Windischbuch und Windenreuthe bis ins Rheintal hinein durch das deutsche Gebiet verstreut.)

Seit 804 waren der Besitz und die Ruhe von Sachsen gesichert. Das strenge Strafgesetz von 782 war schon 797 durch ein wesentlich milderes ersetzt worden, wie denn Karl immer wieder aus der Strenge und durch sie zur Milde hinstrebte.

Im Jahre 799 hatten die Sachsen Gelegenheit gehabt, das geistliche Oberhaupt des neuen Glaubens, welchen ihnen die fränkischen Waffen gebracht, inmitten ihrer Wälder zu sehen. Leo III. war 795 auf den Stuhl Petri erwählt worden. Wie Karl seine Stellung zu Rom auffaßte, zeigte er auch darin, daß er dem Neugewählten ernste, mahnende Worte über sein hohes Amt schrieb, allgemeine Grundsätze als Richtschnur gab und ein paar Einzelheiten des Wandels einzuschärfen für nicht überflüssig hielt. Indessen würde es falsch sein, Karl hierin als den Wahrnehmer weltlicher Standpunkte im Gegensatz zu hierarchischen Ansprüchen ansehen zu wollen. Karl war der oberste Herr in aller abendländischen Christenheit, der höchstgestellte Hüter von Ordnung, Recht und vor allem der der Kirche, deren Aufgaben er zu seinen eigenen gemacht. Der Papst zu Rom fügte sich in diesen Wirkungskreis der von Gottes Gnaden verliehenen Krone als der erste Geistliche des Abendlandes und oberste Bischof des Reiches noch ohne Gegensätzlichkeit ein.

Leo wurde mit seinen Stadtrömern schlecht fertig und mußte 799 fliehen, er kam zu Karl, der sich in Sachsen befand. Aber auch „die verruchten Söhne des Teufels", die Römer, sandten Klagen und Rechtfertigung an Karl. Dieser ließ zwar Leo durch zwei Erzbischöfe autoritativ zurückführen, stellte aber durch sie eine gleichzeitige Untersuchung an. Da die Unerfreulichkeiten in Rom nicht zu Ende kamen, ging er selbst über die Alpen. Am 24. November 800 zog er in Rom ein, am 23. Dezember leistete Leo einen Reinigungseid vor dem König und schwor, wie im Gericht, die gegen ihn erhobenen Anklagen ab.

Am 25. Dezember 800 war Karl zum Weihnachtsgottesdienste in der Peterskirche und betete nach der Messe an dem Grabe, welches als das des Apostelfürsten von dieser Kirche umschlossen wird. Da setzte ihm, als er sich erhob, Papst Leo eine bereitgehaltene Krone auf, begrüßte ihn unter dem Zuruf der vorher verständigten geistlichen Umgebung und anwesender Römer als Kaiser und Augustus und beugte
800. sich vor ihm, wie die alten Päpste vor den byzantinischen Kaisern taten.

Karl war völlig überrascht und zwar unliebsam. Der Papst hatte vorgegriffen, hatte Dinge eigenmächtig überstürzt, die Karl bedächtig und allseitig vorbereiten wollte.

Wir haben schon früher erwähnt, daß nach allgemeiner christlicher Anschauung, die in der Auslegung der Danielischen Weissagung von den vier Weltreichen wurzelte, jedes große Reich nur das römische sein konnte; betrachtete sich also ein Reich nicht selber als das römische, so ordnete es sich damit demjenigen ein, das von Byzanz aus regiert wurde. Letzteres war ein für den Herrn des Abendlandes nicht mehr zu ertragender Standpunkt. Karl war außerdem persönlich ein großer Verehrer von des heiligen

Erklärungsblatt.

Das Mosaikbild Leos III. und Karls des Großen.

Leo III. (795—816) erbaute zwei Triclinien (wörtlich dreifaches Lager, weiter Speisehalle, Gastraum) zur Bewirtung fürstlicher Personen, eines bei S. Peter, eines im Lateranpalast, letzteres von seltener Größe, geschmückt mit einer Musivabsis, worin das Mosaikbild mit der Darstellung, wie S. Peter dem Leo die Stola, Karl dem Großen die Fahne Roms übergibt, jene das Zeichen der geistlichen, diese das der weltlichen Macht.

In diesem Triclinium bewirtete noch Nikolaus V. den Kaiser Friedrich. Dann verfiel der Palast; Sixtus V. befahl die Wegräumung der letzten Überbleibsel, doch erhielt sich die Hauptabsis mit dem Mosaik, bis Kardinal Francesco Barberini eine neue Nische an der gegenüberliegenden Straßenseite errichten und in derselben das restaurierte Mosaikbild wieder anbringen ließ. Unter Benedikt XIV. wurde das Bild noch einmal restauriert, hierbei soll hauptsächlich nur der Kopf des Petrus Modernisierungen erlitten haben. Es existiert eine Abbildung des Bildes aus der Zeit vor der Barberinischen Restaurierung, aus der Mitte des XVI. Jahrhundert. Genaue Vergleichung mit unserer nach dem jetzigen Zustande genommenen Abbildung ergibt als einzig wesentlichen Unterschied eine Veränderung in der Kopfbedeckung des Kaisers; auf der alten Zeichnung trägt er eine enganliegende Kappe mit drei kleinen Federn.

Die Inschriften.

Oben: Sanctus Petrus.
Links: Sanctissimus Dominus Leo Papa.
Rechts: Domino Carulo regi.
Unten: Beate Petre donas
Seliger Petrus du gibst
vitam Leoni P. P. b(v)icto
Leben dem Papste Leo und Sieg
riam Carulo regi donas.
Karl dem Könige.

Abb. 127. Petrus überreicht Karl dem Großen die Fahne von Rom und dem Papste Leo III. die Stola.
Mosaikbild vom Triclinium Leos III. im Lateran zu Rom.

Augustin Buche „Vom Gottesstaat", woraus er sich ständig vorlesen ließ; durch die weitschichtige Geschichtsphilosophie dieses die Anschauungen des Mittelalters beherrschenden Buches mußte ihm obige Theorie noch besonders geläufig sein. Innere Gründe gegen die Verkündigung seines Reiches als des römischen fielen eigentlich weg. Karl ist ein durchaus deutscher Mann gewesen, voller Liebe und Fürsorge für sein Volkstum, nicht rastend, bis er alle deutschen Bevölkerungen in sein Reich vereinigt, auch bei politischen Eroberungen über die Grenzen der deutschen Nationalität stets in erster Linie auf deutsche Kolonisation und Volksausdehnung bedacht. Er hat auch keinen Moment daran gedacht, seine Residenz in Rom zu nehmen, und hielt sich am liebsten in den Rheinlanden auf. Aber er war wiederum ein Mann seiner Zeit und vor allem ein eifriger Christ, der in damaligen Anschauungen des Dogmas stand. Es ist undenkbar, daß er, der ohnedies über große Romanengebiete, über keltische Bretonen, über Basken, Slawen und Awaren gebot, einer nurdeutschen Nationalitätsidee zuliebe sein Reich von innen heraus hätte zerreißen, die ganze christliche Weltanschauung seiner Zeit herostratisch zerstören, die Fortdauer des römischen Weltreiches bis zum Jüngsten Tage leugnen und in Widerspruch mit der Lehre ein Germanenreich aus eigenem, jungem Recht hätte aufrichten können. Nein, wenn er sein Reich auf die oberste Rangstufe erhöhen wollte, so konnte dies nur geschehen, indem er den Weg einschlug, welcher schon durch Theoderich den Großen und den kühnen Merowingen

Abb. 128. Grabinschrift König Pippins, † 810, in S. Ambrogio zu Mailand. Nach Abschrift des Verfassers. (Die „Indiktion", ein 15jähriger Jahreszyklus, ersetzte bis ins 9. Jahrhundert vielfach die Zählung der Jahre von Christi Geburt. Die Abkürzung M ist aufzulösen menses.)

Theudebert gewiesen war: sich als den Nachfolger der römischen Kaiser des Westens zu verkünden. Das ist es, was im Ausgange der neunziger Jahre von ihm und in seiner Umgebung erörtert und vorbereitet war. Ob man den Papst dazu mit verwenden wollte, wie Pippin in ähnlicher Lage 751 getan hatte, wissen wir nicht; daß Karl ihn entbehren konnte, zeigte er 813 bei der Kaiserkrönung Ludwigs. Übrigens hat am Weihnachtstage 800 noch niemand den Eindruck haben können, daß der Papst diese Krone *vergeben* wolle. Was Karl verdroß, das war vielmehr die zu früh herbeigeführte Tatsache, während er noch nicht mit Byzanz verhandelt hatte. Jetzt, hinterher, befand er sich in der peinlichen und ungünstigen Stellung, über die Anerkennung von Würden und Titeln verhandeln zu müssen, die er schon in Gebrauch genommen hatte, und Byzanz ersparte ihm nichts. Erst 812, als Karl *Venedig*, das weder zum fränkischen Italien noch zu Byzanz gehören wollte, eroberte und es dem oströmischen Reiche übergab, erkannte ihn dieses formell als den Kaiser des römischen Westreiches an.

Innerhalb des Reiches und im gegenseitigen Verhältnis seiner Länder wurde praktisch nichts durch die Kaiserwürde des Oberhauptes geändert. Immerhin gab die Kaiseridee dem Ganzen einen festeren Zusammenschluß. Auch dem Papste, sowohl in seiner bischöflichen, wie in seiner weltlichen Eigenschaft als Landesfürst im Dukat von Rom und in anderen Teilen von Italien, hatte Karl die eigene oberherrliche Stellung schon vorher so unverkennbar gezeigt, daß sein römisches Kaisertum bloß

eine Vereinfachung der staatsrechtlichen Theorie verglichen mit dem jetzt fortfallenden „Patriziat von Rom" bedeutete.

In Karls kaiserliche Zeit fallen noch weitere Sorbenexpeditionen, sowie Kämpfe gegen die Beheimi oder Cichu-Windones, Tschechen-Wenden, wie die fränkischen Quellen sie nennen. Sie hatten immerhin so viel Erfolg, daß Böhmen seitdem bei den Verfügungen über das Reich dazu gerechnet wurde. Auch ist gegen die Dänen nun doch gekämpft worden.

Zu Karls Zeit vereinte sich das Dänentum in ein Reich, das sich von Südschweden, Schonen, bis an die Schlei erstreckte. Den Namen des nunmehrigen Königs Göttrik geben die fränkischen Quellen als Gottfried wieder. Die Anlässe, deren es zu diesen Dänenkämpfen der Jahre 808—810 bedurfte, lagen in der Aufmunterung, welche die Sachsen bis zuletzt von dieser Seite gefunden hatten, und auch in den obotritischen Interessen. Bei Gelegenheit dieses Krieges haben die Dänen die Anfänge des Danewirks gebaut, lange „von Ostsee zu Westsee" gezogene Schanzen. Daß

Abb. 129. Der (marmorne) Kaiserstuhl im Dom zu Aachen. Die Art der Aufstellung im oberen Umgang der Pfalzkapelle und eine Einbuchtung im Gitter, die auf den Blick von diesem Stuhle Rücksicht nimmt, beweisen, daß der Stuhl von Karl im Gottesdienste benutzt wurde.

Abb. 130. Antiker Marmorsarkophag, worin Karl der Große ursprünglich bestattet wurde. Mit Reliefdarstellungen des Raubes der Proserpina.
Aus der „Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins".

die Dänen als Wikinger die Nordseeküsten seines Reiches brandschatzten, vermochte Karl nicht abzuwehren, bitter empfand er, keine Flotte zu besitzen, und gab Befehl, schleunigst in den Häfen und im Unterlaufe der großen Ströme Schiffe zu erbauen. Inzwischen aber wurden die in Holstein geführten Kämpfe durch Göttriks Tod und das Ruhebedürfnis seines Nachfolgers Hemming beendet. Es kam zum Frieden, womit also auch der Frankenkaiser zufrieden war, und an der Eider wurden die Verträge von beiderseitigen Gesandten feierlich beschworen.

Abb. 131. Schmalseite des Reliquienschreins mit den Gebeinen Karls des Großen. Im Dom zu Aachen. Werk des 13. Jahrhunderts.

Damit ist denn auch der einzige mittelalterliche Anlauf zu einer Reichsflotte in den nördlichen Meeren ohne Folge geblieben.

Im Jahre 810 starb dem Kaiser der tüchtigste seiner Söhne, Pippin, das Jahr darauf der ältere, Karl. Es waren schwere Schicksalsschläge für den innig an seinem Familienglück hangenden Herrscher; der mächtige Mann begann rasch zu altern. Die Frage der Nachfolge, die er noch 806 wieder durch eine Teilung hatte lösen wollen, war nun von selbst gelöst; es war nur ein ehelicher Sohn übrig, Ludwig. Die außerehelichen hatte Karl anderweitig versorgt. Er hatte mit dem einen davon, der nicht mehr am Leben war, dem Sohne der Himiltrud, Mißlichkeiten genug erlebt, wie sie der Anspruch solcher Nebensöhne auf Erstgeburt nach sich zog. Pippin hinterließ einen Sohn Bernhard, diesem blieb Italien als abhängiges Königreich. Zum Kaiser setzte Karl im Einverständnis mit seiner Reichsversammlung Ludwig ein, hielt am 11. September 813 in der Pfalzkapelle zu Aachen eine Ansprache an diesen und ließ ihn die angefertigte Krone, die auf dem Altar lag, sich selbst aufs Haupt setzen.

Am 22. Januar 814 wurde Karl, der in diesen Jahren ständig in Aachen wohnte, infolge einer Erkältung bettlägerig, aus der eine Rippenfellentzündung wurde;

am 28. Januar starb er in der neunten Vormittagstunde. In Aachen wurde der 814.
große Kaiser auch begraben, jedoch nicht aufrecht auf dem Throne im Kaiserschmuck, wie man sich später erzählte, sondern in einem antiken Marmorsarkophage. Im Jahre 1215 wurde er in den kostbaren Reliquienschrein eingebettet, der seine Gebeine heute enthält. 1843 und 1861 hat die Zudringlichkeit wissenschaftlicher Neugier das wohlerhaltene Skelett besichtigt und den größten Herrscher unseres Volkes mit dem Zollstock gemessen. Es ergab (umgerechnet) 1,92 Meter.

Karl war, nach dem Augenmaß des zeitgenössischen Biographen Einhard, ein stattlicher, aber nicht übermäßig großer Mann, mit kurzem Nacken und etwas schwerem Körper. Sein Antlitz, welchem große, lebhafte Augen und die kräftige, bestimmt geformte Nase königlichen Ausdruck gaben, war im Alter von schönem, weißem Haar umflossen. Der große Herrscher trug ständig die fränkische Tracht und unterschied sich für gewöhnlich von einfacheren Leuten nicht; über Hemd und Beinkleid trug er ein Wams, im Winter den Mantel über einem kurzem Pelzrock von Seehund und Zobel. Die Riemen der Schuhe umschnürten als Bänder die Schienbeine und ihre Umhüllung; das kurze Schwert ließ er nicht von seiner Seite. Bei Festen trug er die Krone und entwickelte dann in seiner Erscheinung auch die königliche

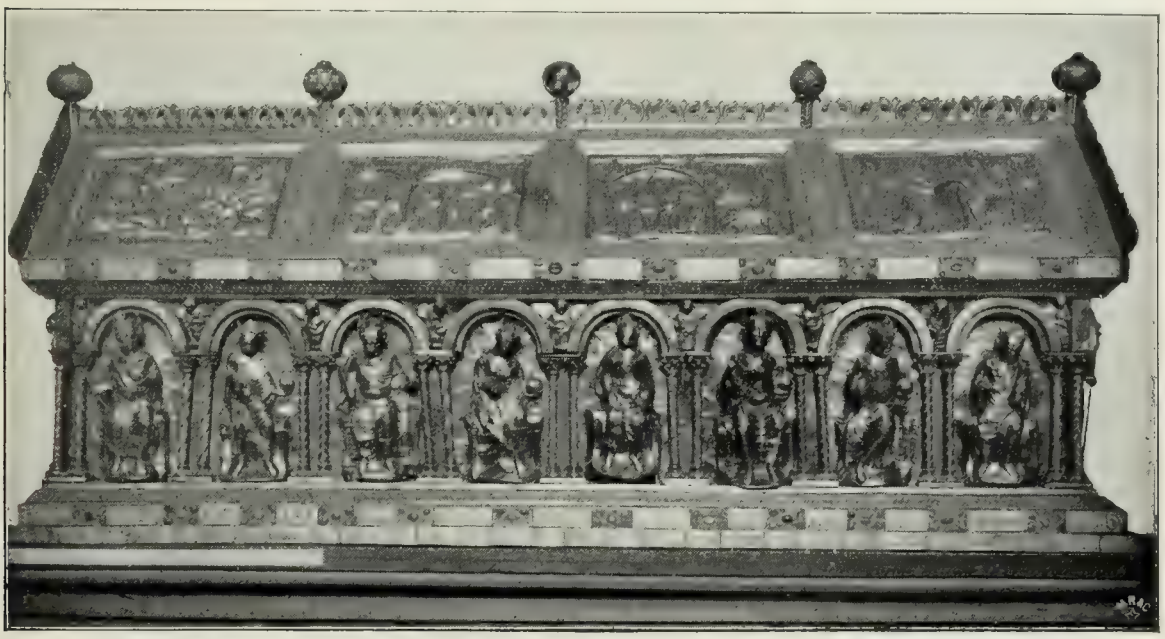


Abb. 132. Der Schrein mit den Gebeinen Karls des Großen im Dom zu Aachen.

Pracht der Seide, der golddurchwirkten Stoffe, des Edelsteinbesatzes, jedoch als germanische Prunktracht und mit großer goldener Gewandspange. Dann führte er auch den Stab mit goldener Krücke. (Diese Stäbe mit Metallkrücke, die wir schon aus Ausgrabungen kennen, sind ebenfalls germanisch und alursprüngliche Abzeichen der Volksführer oder sonst ausgezeichneter Personen. Sie haben sich aus dem Hammer oder der Axt entwickelt, indem man deren Klinge anfaßte und den Stiel aufstützte. Selbst noch ganz späte Amtsstäbe zeigen die Hammerform [Abb. 158], während in anderen Fällen früh die Klinge sich in einen Griff verwandelte. Auch die Zepter sind nur eine durch die Antike mit beeinflußte Sonderentwicklung dieser Amtsstäbe.) Römischen Ornat hat Karl nur zweimal auf Wunsch des Papstes angelegt.

Karl sprach sehr gut, schwungvoll und klar, konnte lesen und wollte auch noch schreiben lernen. Unter seinem Kopfkissen lag stets das Schreibzeug, und wenn er schlecht schlief, dann übte er sich, da er tags wohl nicht viel dazu kam, mit dem Griffel und Täfelchen; zur Vollkommenheit brachte es die des Schwertes besser gewohnte Hand aber nicht mehr.

Von dem Hochmut der lateinisch Gebildeten, der an Karls eigenem Hofe sich gelegentlich gegenüber der deutschen Sprache und dem deutschen geistigen Eigentum hervorwagte, hat der große Herrscher sich niemals berühren lassen, obwohl er Latein wie Deutsch sprach und sogar etwas Griechisch (das seiner Zeit, nicht das des Sophokles) verstand. Im Gegenteil, zu einer Zeit, wo die Schriftkundigen an derlei nicht dachten und es absichtlich verschmähten, hat

Abb. 133. Karl weiht der Maria das Aachener Münster. Reliefbild aus vergoldetem Kupfer von dem die Gebeine Karls enthaltenden Schreine aus dem 13. Jahrhundert. (Der Kopf des Kaisers kann keinen Anspruch auf Porträtähnlichkeit machen, interessant ist die Veranschaulichung der damaligen Gestalt der Kirche.)

er die Epenstoffe des Volkes, worin die „Taten und Kriege der alten Könige erzählt wurden", sammeln und aufzeichnen lassen. Wenn aber selbst Karls getreuer Einhard seiner Bildung schuldet, diesen Volksüberlieferungen außer antiquissima auch das Epitheton barbarisch zu versetzen, so darf uns nicht verwundern, daß es der damals nachgefolgten, bewußt nichtdeutschen Regierung so leicht gefallen ist, diese Sammlung verloren gehen zu lassen und sie einer verständnisvolleren Nachwelt unwiederbringlich zu entziehen. Sogar daran dachte Karl, eine Grammatik des Deutschen — d. h. seines fränkischen Idioms — zu veranstalten; sie wäre der Ausgangspunkt einer gleichberechtigten deutschen Schriftsprache neben dem Amtslatein geworden! Wenn man nicht noch weiterdenken will, wozu ja die frühe Beteiligung der Volkssprache in den amtlichen angelsächsischen Urkunden ermuntert.

Den römischen Namen der Monate stellte Karl deutsche entgegen; ich gebe sie in ihrer originalen Form, als Probe der fränkischen Sprache um 800 und derjenigen, welche Karl persönlich redete: Wintarmanoth, Hornung, Lentzinmanoth, Ostarmanoth, Winnemanoth (von wini, freundlich, das auch in Winfried, Wingolf, Winland enthalten ist), Brachmanoth, Heuwimanoth, Aranmanoth (Ähren), Witumanoth (witu = Holz), Windumemanoth (von dem mit den römischen Weinausdrücken eingebürgerten vindemiare, windumön; noch heute sagt man am Rhein Wimmet), Harbistmanoth, Heilagmanoth. Das Mittelalter hat sich in der Tat an diese und ähnliche Ausdrücke volkstümlich gehalten. Ferner hat Karl zwölf deutsche Ausdrücke für die Winde nach der Himmelsrichtung, ungefähr gebildet wie „Ostnordost", anstatt der bisherigen nur vier unbestimmten Bezeichnungen eingeführt. Wäre nur eine Generation noch nach ihm gekommen, die diese seine Bestrebungen fortgesetzt oder wenigstens vor der Verlachung seitens superkluger Lateinbildung geschützt hätte! Aber auch so wird ohne Zweifel der sich noch auswirkenden Sinnesart Karls des Großen die kurzlebige Blüte einer althochdeutschen und altsächsischen Literatur verdankt, die auch nach der philologischen Seite hin für uns ganz unschätzbar ist.

Indessen den Standpunkt eines modernen, seiner Zugehörigkeit zu der geistig führenden Nation stolz bewußten Deutschen hat Karl trotz alledem noch nicht einnehmen können. Ganz parallel seiner geschichtlich-politischen Haltung als Herrscher,

der mit Absicht und Bewußtsein die Volkskraft aller Deutschen für sein Reich zusammenfaßte, aber zugleich im Erbe anderer Schöpfungen und Aufgaben und in den Anschauungen und Theorien seiner Zeit stand, war es ihm wichtig, mit aller universalen Bildung seiner Zeit auch sein Reich auszustatten, es zu deren Gefäß und Sitz zu machen. Diese Bildung aber konnte nur erst die römische und die ebenfalls auf antiker Grundlage beruhende kirchliche sein. Den Musenhof eines neuen Augustus zu schaffen, war sein Ziel, längst ehe er selber der Imperator und Augustus ward. So hat er in der Tat eine gewisse Wiedergeburt der Antike, wenn auch mehr oder minder in kirchlicher Durchdringung, eine „karolingische Renaissance" aus der Bildungsbarbarei des bisherigen Frankenkönigtums emporsteigen lassen.

In Italien gewann er den Grammatiker Petrus von Pisa für seinen Hof, dann, wenn auch nur für einige Zeit, den vornehmen Langobarden Paul, Warnefrieds Sohn oder Paulus Diaconus, und ferner den gelehrten Schotten Dungal; aus dem maurisch gewordenen Spanien kam der Gote Theodulf; vor allem aber gewann Karl in Italien den dort auf einer Gesandtschaft anwesenden northumbrischen Angelsachsen Alkwin, Alcuinus, den besten Gelehrten der Zeit, der, wie die meisten von jenen, auch Dichter in Nachahmung

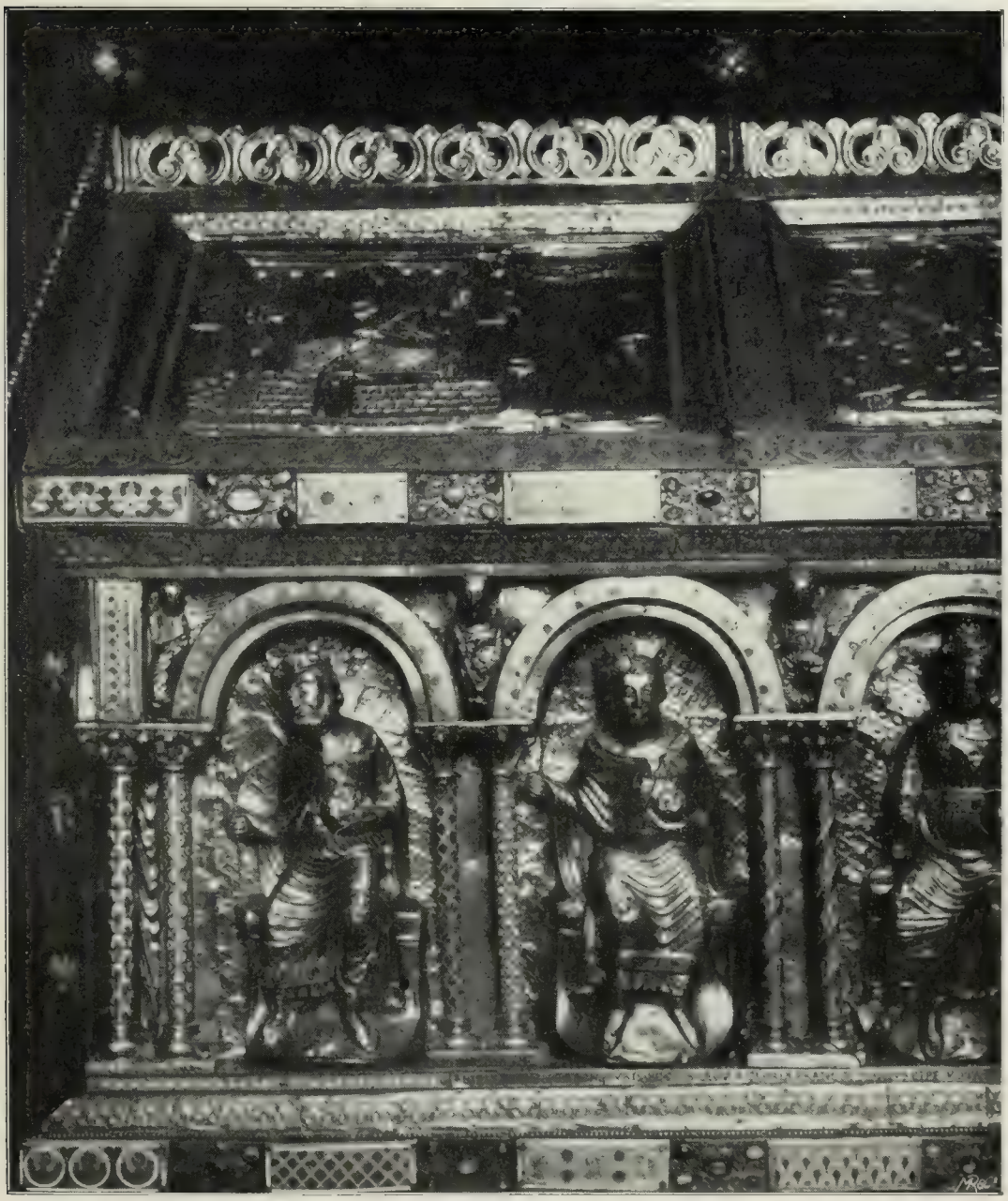


Abb. 134. Teil der Langseite des Reliquienschreins mit den Gebeinen Karls des Großen.

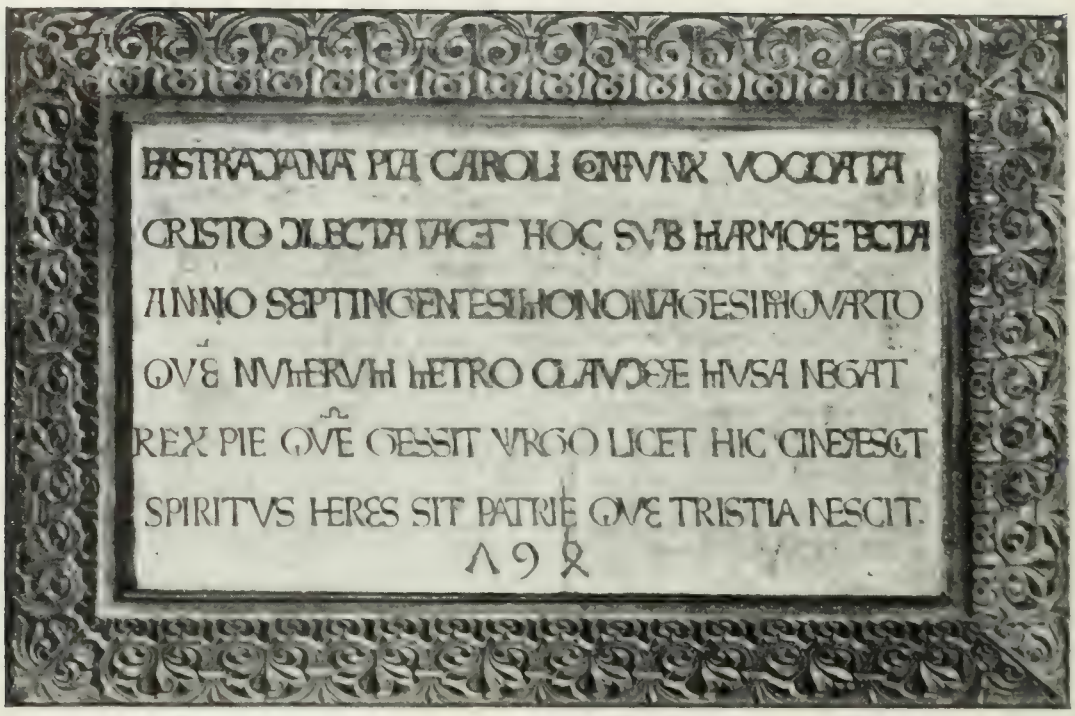


Abb. 135. Grabstein der Fastrada, dritten Gemahlin Karls des Großen. Im Dome zu Mainz. Die Schrift ist nicht sehr geschickte archaisierende Erneuerung, die hinzugesetzte arabische Zahl ein paläographischer Anachronismus, der verzierte Rand von 1836.

Fastradana pia Caroli conjunx vocidata
Fastradana, Kaiser Karolus' fromme Gemahlin,
Cristo dilecta jacet hoc sub marmore tecta.
Innig von Christo geliebt liegt unter dem marmornen Stein hier.
Anno septingentesimo nonagesimo quarto
Im Jahre siebenhundertneunzig und vier,
quem numerum metro claudere musa negat.
welche Zahl in Verse zu schließen die Muse sich sträubet.
Rex pie quem gessit virgo licet hic cinerescit,
Heiliger Herrscher, der Jungfrau Sohn, wenn hier die Asche ruhet,
spiritus heres sit patrie que tristia nescit.
Möge die Seele das Reich ererben, das Traurigkeit nicht kennt.
794.

der klassischen Vorbilder war. Diese Männer trugen die Bildung und das Wissen der Zeit an den karolingischen Hof, wo seitdem aus Franken, Schwaben und nicht zuletzt auch aus den geflissentlich gerne mit wichtigeren Ämtern und geistlichen Stellen ausgestatteten Bayern ein jüngeres, hochgebildetes Geschlecht herangezogen wurde. Angilbert, der schöne, stolze Dichter und Gelehrte, und Einhard, der geschickte Hofhistoriker und baukundige Meister, der Leiter von Karls architektonischen Unternehmungen, haben unter den jüngeren den verdientesten Ruhm gewonnen. Aus dem Kreise dieser gelehrten Freunde ließ Karl seine literarische Tafelrunde entstehen, die sich zum Zweck leichterer, anmutiger Geselligkeit historisch oder sonst berühmte Beinamen gab, wie mit solchen ein etwas naiver oder jugendlich gearteter Bildungseifer ja gerne spielt.

Karl hieß David, nach dem berühmtesten König der Bibel, der auch Gesang liebte und die Harfe spielte. Alkwin war Flaccus, Angilbert Homerus; der satirisch angelegte Theodulf machte nicht viel Umstände, sondern übersetzte einfach den zweiten Teil seines Namens mit Lupus. Für Einhard war der Name Beseleel, nach dem Erbauer der Stiftshütte, ausgedacht, aber noch lieber hieß man den stets auf ziervolle Erscheinung bedachten, etwas schmiegsamen Hofhistorikus nardulus, das Parfümmännchen. Er verstand den Spott übrigens herauszugeben und war sogar ziemlich boshaft, wie so oft die kleinen Leute. Auch die vornehmen Regierungs- und Hofbeamten, soweit sie an der unzeremoniösen, geistvoll scherzenden Tafelrunde teil hatten und dort ihre Stellung einzunehmen wußten, wurden mit solchen Namen begabt. Hildebold, Bischof von Köln und Kanzler, führte den hoheprieſterlichen Namen Aaron, der Erzbischof von Mainz den vergilischen Idyllennamen Damontas; der

Abb. 136. Goldmünze Karls des Großen.

Abb. 137. Karl der Große. Ölgemälde Dürers von 1512, im Germanischen Museum zu Nürnberg, hier beigefügt, weil es jahrhundertelang die Bildnisauffassung des Kaisers bestimmt hat.

Seneschall Audulf wurde Menalcas, der Kämmerer Meginfried, ein kluger, gewandter Hofmann mit früher Glatze, ebenfalls vergilisch-idyllisch Thyrsis, der Mundschenk Eberhard, von guten Freunden Eppin abgekürzt, Nehemias, nach dem Schenken des Persers Artaxerxes genannt. Ferner nahmen die Frauen teil, Karls Schwester Gisela redete man als Lucia an, Hruodtrud oder Rotraud, seine schöne Tochter, als Columba, ihre Schwester Berta als Delia. Vergil, Ovid, daneben Horaz nehmen als die obersten Vorbilder lateinisch-poetischen Gestaltens und anmutig-literarischen Verkehrs die Stelle ein, die sie für das ganze Mittelalter behalten, und es kann nicht fehlen, daß sie auch die gesellige Sittlichkeit des Kreises um Karl in unverkennbarer Weise beeinflussen. Übrigens gab es Leute am Hofe, die von all dem gelehrten Treiben nicht viel wissen wollten, sich mit deutlichem Gegensatze altfränkisch und als rauhe Kriegsmänner hielten und nebst den allzuvielen Versen deren Verfasser dahin wünschten, von wo sie gekommen waren. Karl, der die kleinen Bosheiten aller gegen alle behaglich hingehen ließ, hielt ärgere Differenzen schon durch den unverbrüchlichen Respekt vor seiner Person zurück. Er wußte, daß er seine Haudegen, auch wenn sie die Hexameter und künstlichen Strophen zuweilen durch ganz fabelhafte Jagd- und Kriegsgeschichten überbieten wollten, noch nötiger hatte, als die lateinischen Grammatiker und Dichter.

Unter Karls Gemahlinnen ist Hildegard, † 783, die Nachfolgerin von Desiderius' Tochter, die anmutigste und liebenswürdigste Erscheinung; sie hat ihm auch seine wichtigsten Söhne geboren. Die Ostfrankin Fastrada dagegen, welche er 783 heiratete und die 794 starb, hat nur das Andenken einer herrschsüchtigen, zur Härte drängenden und höchst unpopulären Frau hinterlassen. In der reichen Literatur der Gelegenheitsdichtungen und Briefe, die uns von Karls Hofe und aus seiner Umgebung hinterblieben ist, steht Fastradas Nachfolgerin Liutgard, wie Hildegard eine Schwäbin, als jüngere, liebevolle und allgemein geliebte Herrin des Hofes neben dem rüstigen König und Kaiser. Karl hat nur Germaninnen zur Ehe genommen. Vor und neben diesen sind vier weitere von Karl geliebte Frauen bekannt, auch sie mit deutschen, edelklingenden Namen, eine davon, Gerswind, eine Sächsin. In diesen Dingen steht der sonst so ehrbare und strenge Herrscher und die Zeit mit ihm noch auf dem Standpunkt des Ariowist oder Thiudemer, wie denn überhaupt die Ehe keineswegs schon der Kirche und dem christlichen Sittengesetz unterworfen war, sondern erst seitdem fortschreitend zu geläuterten Auffassungen geführt worden ist.

So hat denn Karl auch seine ehelichen und unehelichen Kinder in ihrem Verhältnis zum Vater am Hofe ganz gleich gehalten, und eine der letzteren Töchter, Hruodhaid, ist am Hofe mit am meisten gefeiert worden. Hübsch schildert Theodulf, wie Karl von der Frühmesse heimkommt, die Söhne ihm Mantel und Schwert abnehmen, die Töchter mit Rosen, Veilchen, Lilien den Morgengruß und das Frühstück bringen, Brot, roten Wein und Äpfel. Selbst der unbeteiligte Annalist versäumt es nicht, die Schönheit von Karls Töchtern hervorzuheben; dem Dichter am Hofe aber blicken ihre Gestalten fast bei jeglichem Stoff in seine Verse hinein. Prächtig schildert Angilbert eine Jagd in der Nähe von Aachen. Es ist früher Morgen, die Rosse scharren und wiehern vor dem Palast, Karl tritt heraus, mit ihm sein Jagdgefolge, durch das geöffnete Tor sprengt der Zug dahin, Hörnerklang erfüllt die Flur. Etwas später sind die Königin Liutgard und ihre Stieftöchter mit dem Anzug fertig, und geleitet von den Söhnen Karls reiten sie den übrigen nach. Der schimmernde Hals der jugendlichen Königin strahlt mit rosigem Hauch das purpurne Kopftuch zurück, das mit ihrem Haar durchflochten und von diesem gehalten den Nacken überflattert; über der Stirn leuchtet das goldene Diadem. Hinter den Brüdern reiten die blondgelockte Rotraud, die heranwachsende Gisela, und Berta, bei welcher Angilbert von dem Ernst des schönen Antlitzes spricht, wodurch sie dem Vater ähnele — er freilich darf zuletzt darauf anspielen, welch ungestümes Herz in der Brust dieser stolzen Königstochter schlägt. Ferner Rodhaid, Theoderada und Hiltrud, alle Schwestern verschieden, aber gleich kostbar geschmückt, mit Hermelin, mit heller Seide oder Purpur, mit Perlen oder edlen Steinen, mit Goldfäden im freiwallenden Mädchenhaar. Nach der Jagd wird an einer Quelle gegessen und getrunken, wo ein prächtiges Zeltlager aufgeschlagen ist, die Diener schaffen die erlegten Eber heim, und fröhliche Geselligkeit beendet den Tag. So freilich jagt Karl nicht immer; eben weil dieser farbenprächtige Aufzug eine besondere repräsentative Veranstaltung ist, ist er zum Nachruhm in das schildernde Gedicht von Karl und seinem Hofe aufgenommen.

Karls Töchter haben keine Ehe eingegangen. Unter dem politischen Gesichtspunkt war allerdings der Hinzutritt von Schwiegersöhnen in die Karolingenfamilie keine leicht erledigte Frage. Eine Verlobung der Rotraud nach Byzanz hin wurde rückgängig gemacht. Indessen von Politik abgesehen, wie könnten wir, wenn es kaum die Zeitgenossen zutreffend zu deuten vermochten, noch beurteilen wollen, was alles von Lust und Unlust des Herzens und des Lebens-

geschmacks bei diesen Nichtverehelichungen mitgesprochen und hineingespielt haben mag. Der Vater selbst, wird uns von Einhard versichert, wollte die stete Nähe seiner Töchter nicht entbehren, und diese Angabe des Hofhistoriographen entspricht allerdings dem eigenartigen Patriarchalismus seines Wesens. Dafür freilich ließ Karl diesen sich als souveräne Gebieterinnen fühlenden königlichen Mädchen Dinge hingehen, in denen — er selber eben nicht recht der

Abb. 138. Der Dom zu Aachen. Unter Karl ist nur der links befindliche Rundbau errichtet, das übrige jüngere Gotik von 1413. Das Dach des Rundbaues ist im 18. Jahrhundert aufgesetzt.

berufene Sittenprediger war. Wie wir es wenden und erklären mögen, hierin bleibt auf der Hofhaltung des großen Karl ein selbst bei der robusteren Ethik jener Zeit böser Makel haften. „Hüte dich vor den gekrönten Tauben, die durch die Kammern der Pfalz schwirren!“ so warnt Alkwin einen auf sein Studium gerichteten jungen Mann, der zu Hofe ziehen soll, und wir wollen es mit diesem Bilde des ernsten Gelehrten bewenden lassen. Die Söhne der Berta und Angilberts sind Hartnid und Nithard; so lauten ihre Namen in eigentümlicher Doppelverwendung

gleicher Silben. Von ihnen ist Nithard ein glänzender Vertreter der von Karl erstrebten national gerichteten Laienbildung, ein tapferer Staatsmann und Krieger, zugleich der Geschichtschreiber der Kämpfe unter Ludwigs des Frommen Söhnen geworden. Er ist es auch, der uns das interessante und wichtige Sprachdenkmal der Straßburger Eide aufbewahrt hat. Ein anmutiges, liebevolles Gedicht Angilberts, das er von der Reise aus an Karl und die Seinigen als Gruß sendet, gedenkt auch der beiden Knaben des Dichters, die in seinem der Pfalz nahe gelegenen Hause wohnen und im Garten spielen. Die zärtlichste Vaterliebe spricht sich hier in poetischen Worten aus, aber von einer Mutter dieses Hauses muß sie schweigen. Dagegen begrüßt der dichterische Briefschreiber unter Karls Töchtern Berta mit besonderer Verehrung; und daß er zugleich mit der Begrüßung des Königs, seines süßen Davids, die eigenen Kinder grüßen darf, erweist uns ein von jeder Peinlichkeit freies, vertrauliches Verhältnis.

Auch die nachklingende Sage hat sich dieser Dinge am Hofe Karls bemächtigt, hat aber wieder einmal alles verwirrt und vertauscht, den grundkorrekten Einhard vorgezogen und für Berta oder Rotraud, zwischen denen sie die Wahl gehabt hätte, eine Tochter Karls namens Emma geschaffen, weil nämlich Einhards wirkliche Frau so hieß, ohne jedoch eine Königstochter zu sein. Ähnlich ist auch in der volkstümlichen Ausmalung des Vorgangs nur das „Milieu", dieses allerdings, wie gewöhnlich, bemerkenswert richtig festgehalten: wie der nächtliche Schnee lautlos über die Pfalz herabfällt, während die Liebenden heimlich beieinander sitzen, und wie am dämmernden Morgen der über Herzklopfen keineswegs erhabene Einhard vor der unberührten weißen Decke des Hofes erschrickt, die ihn verraten muß, die rasche und starke Königstochter jedoch ihren Schatz auf den Rücken nimmt und an sein Gemach trägt, und Kaiser Karl — still und unbemerkt zuschaut.

Wenn man sich Karl und seine Umgebung örtlich vorstellen will, so hat man ihn, soweit eine derartige Festlegung zulässig ist, in den rheinischen Gegenden und in Aachen zu suchen; hier war er am liebsten und fühlte sich heimisch.

Mit der gewissen Ausschließlichkeit freilich, wie die antiken römischen Kaiser oder wie die Fürsten der neueren Jahrhunderte, konnte das mittelalterliche König- und Kaisertum nicht eine Residenz haben. Je mehr an die Stelle der römischen Geldwirtschaft wieder eine ursprünglichere Naturalwirtschaft trat und andererseits die materiellen Lasten wuchsen, welche die Ernährung des großen Hof- und Regierungsapparates bereitete, war der Hof gezwungen, da seine Einkünfte schlecht zu ihm gebracht werden konnten, seinerseits zu ihnen zu gehen, d. h. die Kammergüter und Pfalzen nacheinander zu bereisen und sich dort aufzuhalten. Und daneben waren es Regierungsgeschäfte, die es notwendig machten, alle Teile des ganzen Reiches mit einer gewissen Regelmäßigkeit zu besuchen.

Zu Ingelheim am linken Rheinufer im Angesichte des Niederwaldes und zu Nymwegen hat Karl neue Pfalzen erbaut, die schönste aber zu Aachen, welches mit seinen von Römerzeiten her berühmten heißen Quellen (daher Aquae) ihm in seinen Alterstagen gut tat und schon ein Pfalzort der Merowingen gewesen war. Hier hat er auch, nach dem Vorbilde von S. Vitale in Ravenna, der Stadt der letzten weströmischen Kaiser und Theoderichs, den hohen Rundbau der Pfalzkapelle erbauen lassen, welcher die alten Teile des Aachener Doms bildet. Marmor- und Bildwerke, ja ganze Säulen wurden aus Ravenna und Rom über die Alpen geschafft, um diese Aachener Pfalzkirche zu zieren, heimische Metallkunst fügte weiteren Schmuck hinzu. Vor der Pfalz auf dem Platze aber stand das eherne Reiterbild Theoderichs, das ebenfalls aus Ravenna nach Aachen wandern mußte. So kann man in der Tat davon sprechen, daß Karl Aachen an die Stelle von Rom und Ravenna setzen wollte.

Durch Vermittlung von Aachen wurde das ravennatische Vorbild weiterhin noch verschiedentlich für Kirchenbauten in Deutschland nachgeahmt, so in den Zentralbauten von Essen, Fulda, Diedenhofen, Ottmarsheim. Allgemeines Muster wurde der Rundbau nicht, dafür steckte in den Deutschen doch zu sehr die rechteckige Raumvorstellung. Man hielt sich für die Kirchen auch weiterhin an die Basilika, welche sich nicht nur mit dem deutschen Haus- und Saalbau, sondern auch mit den heidnischen Heiligtumsbauten der Germanen so vortrefflich vertrug.

Es ist für Franzosen und Deutsche bezeichnend, was jede der beiden Nationen von dem Kaiser Karl im Volksbewußtsein hauptsächlich festgehalten hat, der über beide zusammen regiert. Die Franzosen haben ihn vor allem zum Sarazenenbekämpfer, zum glänzenden Ritter und fränkischen Cid gemacht. Bei den Deutschen

Abb. 139. Inneres in dem von Karl erbauten Teil des Aachener Münsters. Mit dem von Friedrich I. gestifteten Kronleuchter.

dagegen ist in erster Linie das Bild des mächtigen Herrschers im einfachen Jagdrock, des großen Ordners, des Richters und Gesetzgebers, und des liebevollen Pflegers seiner Schulen lebendig geblieben. (Wir werden von diesen Zweigen der Tätigkeit Karls in ihren eigenen geschichtlichen Zusammenhängen zu erzählen haben.)

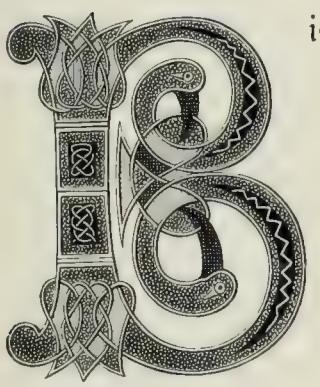
Was aber von derlei und von anderem gegen das Jahr 900 sich das Volk von dem Kaiser Karl erzählte oder was man bis dahin von älteren und jüngeren Anekdoten an seinen Namen angehängt hatte, das hat um die genannte Zeit ein Mönch von St. Gallen, der seinen Namen nicht nennt, zu einem treuherzigen und behaglichen Büchlein zusammengestellt, welchem immer wieder gerne nacherzählt und in Balladen nachgedichtet worden ist.

Abb. 140. Eherne Wölfin. Römische Arbeit, welche von Karl dem Großen nach Aachen gebracht wurde.

Verfassung und Kultur der fränkischen Zeit.

Innerhalb der soeben dargestellten Periode, in welche sie alle als germanische Heiden eintreten, sind nacheinander Chlodwig, seine Franken, die Alamannen, Bayern, Friesen, Sachsen zu Christen geworden.

Das Heidentum der Deutschen.



Karolingischer Majuskelbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Bis vor kurzem entrollten die Darstellungen der deutschen Mythologie eine an Figuren und Szenerien reiche, wohlgefügte, dramatisch hinreißende Komposition.

Von Midgard, der Erde, schwingt sich die Brücke Bifrost zu Asgard hinauf, wo die göttlichen Asen wohnen. Zwölf Stühle sind in Asgard erhöht, und über sie erhebt sich Odins Hochsitz, des Allvaters und Oberen der Götter. Im gläsernen Saale Walhall sitzen die Einherier, die kampfgefallenen Helden, und Odins Schildmädchen, die Walküren, tragen ihnen Speise und Trank zu. Kein Ase ist Loki, aber Odin hat Blutbrüderschaft mit ihm getrunken, und die Götter dulden ihn trotz alles Unheils, das der allzu Kluge schon verursacht. So werden Himmel und Erde stehen, bis der Fimbulwinter kommt, der drei Jahre dauert. Dann verschlingen die Himmelswölfe Sonne und Mond, Midgard erbebt und das Meer überflutet das Land. Der Fenriswolf, Lokis Sohn, zerreißt seine Fesseln, seine Kiefer berühren Himmel und Erde, die Söhne Muspels, der Unterwelt, reiten zum Kampfe daher, mit ihnen Loki und Hel, seine Tochter, und der Asen alte grimme Feinde, die Riesen aus Jötunheim. Heimdalls Horn ruft die Asen und die Einherier, auf der Ebene Wigrid wütet der Kampf; Odin wird vom Fenriswolf verschlungen, Thor und die Midgardschlange, auch sie Lokis Tochter, Heimdall und Loki töten einander, Feuer loht und zehrende Flamme, und die ganze Welt verbrennt. Dann aber nach dem Weltenbrande werden sich Himmel und Erde aufs neue scheiden, eine Erde, die ungesäetes Korn tragen und von friedlichen, unschuldigen Menschen bewohnt sein wird. Auch die Asen werden verjüngt aus der Vernichtung entstehen, aber nicht mehr sie walten, sondern ein höherer, ungenannter Gott.

Wir wissen heute, daß die deutschen Göttervorstellungen mit Asgard, Walhall und Ragnarök, der „Götterdämmerung", und mit fast allem, was in sie hinein verwebt ist, so gut wie nichts zu tun haben.

Die beiden Edden, welche für alles jenes die Quelle sind und von den älteren Generationen schlechthin als die germanische Mythologie betrachtet wurden, sind erstlich nordisch, nicht deutsch, und das nordische Heidentum hat eine ganze Reihe von Jahrhunderten länger an seinen mythologischen Vorstellungen gestalten dürfen, als das deutsche; sie enthalten zweitens sehr viel skaldische, d. h. dichterisch-gelehrte Kunstmythologie und Konstruktion; und sie sind drittens, da sie überhaupt erst im 13. Jahrhundert gesammelt und verfaßt sind, erheblich mit christlichen und sogar antiken Vorstellungen durchsetzt. Für die heidnischen An-

schauungen der Nordgermanen sind die beiden Edden eine nur mit scharfer Kritik zu benutzende Quelle, für die der Deutschen nur eine Gelegenheit zu interessanter Vergleichung. Für das echte Eigentum der Deutschen an mythologischen Vorstellungen stehen dagegen folgende Quellen zur Verfügung: antike Berichterstatter, wie Tacitus; römische, von germanischen Auxiliarsoldaten gesetzte Votivsteine; lateinische Historiker germanischer Abkunft; die Äußerungen und die zahlreichen Lebensbeschreibungen („Viten") von Heidenmissionaren, von Pionieren der Klostergründungen und anderen verdienten Männern der Kirche; staatliche und kirchliche Erlasse gegen das Heidentum und seine Nachklänge; dann diese Nachklänge selbst, wie sie in Gebräuchen, Märchen, Redensarten bis auf den heutigen Tag erhalten und vom 19. Jahrhundert eifrig gesammelt worden sind; ferner die erhaltene deutsche Literatur vom Muspilli an bis in die große mittelhochdeutsche Zeit und darüber hinaus, soweit in ihr alte germanische Volkssagen und Vorstellungen niedergelegt sind; und schließlich wieder die Sprache selbst.

Die Götter.

Von dem Einheitsgotte der Indogermanen war schon die Rede. Der Name dieses Urgottes, dessen sprachliche Wurzeln sanskritisch in Dyaus und dêvâ, griechisch in dem Genitiv *Διός* noch deutlicher als in dem Nominativ *Ζεύς*, lateinisch in (D)Ju-piter und deus die gleichen sind, hat auf urgermanischer Stufe Tiwas geheißen, wovon Tiu, Tio, das angelsächsische Tiw, das nordische Týr, das althochdeutsche, alamannische Ziu die sprachgesetzlichen Weiterbildungen sind. Die indogermanische Wurzel all dieser Namen, div-, bedeutet strahlen. Denn diese Urgottheit ist einer mythologischen Personifikation der herrlichsten und regelmäßigsten Naturerscheinung, der strahlenden Himmelssonne entsprungen. Auch der Tiwas der Germanen war vor allem Himmelsgott. Cäsar gibt denn auch den ältesten und ersten der germanischen Götter durch Sol, den Sonnengott, wieder, und noch Tacitus erzählt eine ergreifende Szene, wie ein Führer heimatlos gewordener Ampsiwaren, denen die Römer die Erlaubnis zur Besiedlung ödliegenden Grenzlandes versagen, seine Augen in die Strahlen der Sonne emporhebt und ausruft, ob der Gott den Greuel ansehen könne, daß die Ampsiwaren in der Elende umkämen, während diese Äcker unbestellt lägen. So erscheint aber schon hier der alte Lichtgott Tiwas in seiner Funktion als Hüter des Rechts; ebenso ist er von den Germanen zum ältesten und eigentlichen Kriegsgott weitergestaltet worden. Beides mußte er früh werden bei einem Volke, dessen ganze ältere Entwicklung in der Ausbildung von Einrichtungen für den Rechtsschutz und für den Krieg besteht.

Durchaus hat er zur Römerzeit in Deutschland noch den Vorrang; als praecipuus deorum bezeichnet ihn Tacitus in den Historien. Erst allmählich weicht er dem vordringenden Wotan; im sächsischen Taufgelöbnis gegen 800 nimmt er die dritte Stelle ein. So als Kriegsgott, der mit dem blinkenden Schwert strahlte, wurde Tiu insbesondere der Bundesgott der alten Sweben und blieb es den Alamannen, die davon noch lange Ziu-waren genannt wurden. Er wurde auch wieder der schützende Gott der jüngeren Bundesgestaltung auf demselben norddeutsch-altswebischen Boden, bei den Sachsen, die ihn nebenbei gerne Sachs-not nannten. Nicht minder verblieb er den swebisch-markomannisch-quadischen Bajowaren. Nur nannten die Bayern ihn Ēr, welchen Namen auch die Sachsen kennen (Eresburg). Bei der Herübernahme der lateinischen Wochentagsnamen wurde Tiu für dies Martis verwendet: zîstag, diestag, êrtag (Dienstag); englisch tuesday, schwedisch tisdag. Römersoldaten am Hadrianswall in Britannien, welche Friesen aus dem Völkerschaftsgebiet der westfriesischen Twianten, der heutigen Twente, waren, setzten ihm als dem Mars Thingsus einen Altar.

Eine Erscheinungsform und verselbständigte Eigenschaft des Tiu als Versammlungs- und Gerichtsgott scheint Fosite, der Bundesgott der Nordfriesen, volksetymologisch von den Nordländern, die ihn durch Verkehr kennen lernten, zu Forseti, d. h. „Vorsitzer", gedeutet. Sein Heiligtum befand sich auf der Insel Fositesland, die man später als Heiligenland, Helgoland verchristlichte. Auf den zum Heiligtum gehörigen Weiden wurde das dem Foseti geheiligte Vieh gehalten.

Nach dem Siege bei Scheidungen (ob. S. 170) errichteten die Sachsen ein nach Sonnenaufgang schauendes, dem Kriegsgott gewidmetes Siegeszeichen. 1115 nach dem Siege über Heinrich V. errichteten die längst christianisierten Sachsen einen Tiodute als Siegeszeichen, der in die aufgehende Sonne blickte. Tiodute oder dann auch Jodute, in dieser erweiterten

Form hat sich Tius alter Name noch bis in die junge Zeit erhalten; Jodute! scholl der niederdeutsche Notruf bei Mord und Mordprozeß. Verschiedene Tie-berge erinnern an Tiu, und nordwestdeutsch wurde Tie ein Wort für Gerichts- und Versammlungsstätte. Die alte Eresburg dagegen ist heute in Marsberg unkenntlich geworden.

Die kluge Anpassungsfähigkeit der alten Kirche an vorläufig noch allzu festgewurzelte heidnische Vorstellungen und Ortskulte ist auch dem Tiu zugute gekommen, man hat noch spät in westfälischen Gegenden einen heiligen Jodute umhergetragen. Aber seinen wichtigsten christlichen Vertreter hat der alte Kriegsgott im Erzengel Michael bekommen. Die Ziuheiligtümer (und ebenso der Marstempel germanischer Auxiliaren zu Köln) wurden zu Michaelsbergen und Michaelskirchen; Michaels Banner ward vorangetragen in den Schlachten des Reichs, seit die sächsischen Herrscher die Franken abgelöst hatten. Er wurde der Patron des Waffenwesens, der Schwertgesellschaften und Fechtbrüderschaften. In dieser seiner christlichen Vertretung blieb der alte Kriegsgott überhaupt der „Schutzherr Deutschlands", wie mittelalterliche Quellen den heiligen Michael nennen. Daher spottete man, als die Volkskraft der Deutschen erlahmte und kleinmütig ward, des „deutschen Michels", bis er sich erhob und wieder zum schwertstrahlenden Michael und Kriegsgewaltigen wurde.

Abb. 141. Der Erzengel Michael in einer Darstellung der staufischen Zeit im Dom zu Bamberg.

Schon in weit zurückliegender germanischer Urzeit ist aus Tiwas eine andere Vorstellung abgezweigt worden, die der lichten Strahlengottheit ergänzend als Verkörperung der Gewittergewalt des Himmels zur Seite trat. Das ist Thunar, wie die niederdeutsche Form, Þor, wie die nordische, und Donar, wie die hochdeutsche lautet.

Der Donner ist das Rollen seines Wagens und der Blitz seine Waffe: sein Wurfhammer, den er schleudert, in noch älterer Vorstellung die Wurfkeule. Donar ist ein jüngerer, stürmischer Mann; wird er erregt, dann spricht oder bläst er in seinen roten Bart. Seine Augen funkeln gewaltig, alles ist gewaltsam, riesenhaft in seiner Kraft; er vollbringt fabelhafte Leistungen, ähnliche Taten wie Herkules, bekämpft Ungeheuer, grause Würmer und Meertiere, ißt und trinkt ganz überschwenglich. Aber wie wird es der kleine Mensch ertragen, einen derart heftigen und gewaltsamen Gott nicht zugleich versöhnlich, wohlwollend, freundgesinnt zu wissen? Und so gestaltet sich denn auch das weitere Bild Donars nur freundlich aus. Er erweist gerade in derjenigen Richtung Wohltaten, in der er so furchtbar zu treffen

vermag, erlöst von der Dürre regenloser Sommerzeit und von stickhaften Übeln, heilt Mensch und Tier von Krankheit, schützt überhaupt das Vieh und den Segen der Landmannsarbeit, wird wie ein lieber, hoher Familiengast, daher auch Hochzeitsgott. Seine Farbe ist rot, und rot sind die Bänder am Hut des Hochzeitsbitters und der Festgäste; bei Hochzeit und anderen Festen wird Donars Minne getrunken, denn der alte und tiefe Sinn von Minne ist Gedenken.

In der älteren Zeit setzte man im Germanenverkehr der Römer den Gott der Kraftwunder mit der Schlag- und Wurfkeule oder dem Hammer dem Herkules gleich. Wir haben den Hercules barbatus („mit dem Bart") auf lateinischen Gelübdesteinen von Deutschen, und Tacitus berichtet, daß Herkules bei den Deutschen „gewesen sei" und man dort noch von ihm im Liede singe. Infolge seines aufsteigenden Ansehens schien Donar jedoch schon zu der Zeit, als man die römischen Wochentage ins Deutsche übertrug, dem blitzschleudernden Jupiter näher zu stehen als seinem keulentragenden Sohne, und der dies Jovis ward ein Donnerstag und thursday.

Heiligtümer Donars werden verschiedentlich erwähnt, in einem solchen (des „Herkules") als Vereinigungspunkt ihres Bundes kamen 16 n. Chr. die Cherusker und ihre Verbündeten zusammen. Ferner gibt es Donnersberge und Donnersquellen genug, mit begleitenden Erinnerungen an Heilzauber und heidnisch-heilige Stätten. Aber auch die Petersberge, Peterskirchen, soweit sie sehr alt zurückgehen, und Petersbrunnen deuten auf ihn, denn der heilige Petrus, der nach sehr trivialisierter Wendung Kegel schiebt, wenn's donnert, ist Donars Hauptvertreter geworden. Petri Eigenschaft als Fischerpatron hat ihn zunächst mit Donar zusammengebracht, welcher Meertiere und fabelhafte Fische fing. Außerdem lebt Donar in Bayern als St. Leonhard weiter, nach dem der ganze dort so gewitterreiche Juli die Lenhardtage hieß. Noch heute ist an oberbayrischen Bauernhäusern über der Stalltür St. Leonhard als Schützer angebracht, nebst zwei Pferden, zwei Rindern und zwei Schafen, und dort werden auch Leonhardsfeste mit vielen alten Volksbräuchen gefeiert. Ferner stellt sich St. Georg, der Drachentöter, als Vertreter Donars ein, und St. Georgen (23. April) ist bis auf den heutigen Tag ein wichtiger volkstümlicher Termin im Jahre geblieben. Volkstümliche Symbole und Zeichen, die auf Donar deuten, sind ⊤ als Hammer, der „Donnerbesen" ᛉ, das vierspeichige Rad ⊕. Dazu das ethnographisch und kulturgeschichtlich merkwürdigste von allen, das Hakenkreuz 卐 mit seiner geheimnisvollen Verbreitung über die ganze indogermanische Welt, aber auch nach Karthago, China, Altamerika; der Leser wolle Abb. 142 beachten und findet (Abb. 50) dieses Kreuz auch als Motiv des Ornaments an Stilichos Römersarg.

Abb. 142. Silbernes Hakenkreuz, mit anderen Schmucksachen in einem Grabe der bayrischen Agilolfingenzeit gefunden. Sammlungen des historischen Vereins zu Regensburg.

Windgott, Verkörperung einer dritten starken und sinnfälligen Naturgewalt ist Wotan. Wotan und Wuotan sind die hochdeutschen Formen seines Namens, der niederdeutsch entsprechend Wodan lautet. Aus beiden Formen rühren die zahllosen jüngeren Verschleifungen in der Art von Wute, Gute, Wode, Gode, Gude her. Die Form der Skandinawier wurde Odinn. Der Odenwald hat mit ihm nichts zu tun, und es ist überhaupt verfehlt, diesen deutschen Gott anstatt Wotan oder Wodan Odin zu nennen.

Wotan als Windgott bringt dem Landmann Segen, denn „ohne Wind verscheinet das Korn" und „viel Wind, viel Obst". Warum auch nicht sollte der Bauer aus seiner Arbeit und Hoffnung zu den verschiedenen Göttern, von denen er wußte, einen Gedankengang finden? So wird denn neben Donar auch Wotan sein Schützer; wendet der ältere Landmannsgott seine Fürsorge am meisten dem Viehbesitz zu, so sind allerhand Erntegebräuche, das Stehenlassen der letzten Ähren und derlei, besonders in Niederdeutschland bis auf den heutigen Tag der wenig oder gar nicht mehr verstandene Überrest alter Dank- und Entsagungsopfer an Wodan. — Da ferner die altgermanische Vorstellung ist, daß die Seelen der Abgeschiedenen in der Natur, in der Luft, im Winde, in den Bäumen, durch die der Wind flüstert, in den Bergen fortleben, so wird der Gott des Windes und des sausenden Tönens in der Luft der Seelen- und Totenführer, Wal-fadir, d. i. Totenvater, wie ihn der Norden nennt, der Schimmelreiter vor dem Geisterheer, der wilden Jagd. Und wie die

Seelen selbst, so hat auch ihr Führer die Fähigkeit, sich in allerhand Gestalten zu wandeln. Von dieser Eigenschaft als Totenführer, als Psychopompos, rührt die Gleichsetzung Wotans mit Hermes-Merkur her, die den dies Mercurii zum Wodensdag und Godensdag Niederdeutschlands, zum Wednesday der angelsächsischen Engländer und Onsdag der Schweden machte. Vom Niederrhein und den davon östlichen niederdeutschen Gegenden her, wo er volkstümlich war, ist Wotan erhöht worden und zur Geltung gekommen; so auch zu den Langobarden hin in der Zeit ihrer niederelbischen Sitze. Da aber jene niederrheinischen Gegenden unter den Westgermanen den regsten Austausch mit der Römerkultur hatten, so konnte Tacitus sagen: deorum maxime Mercurium colunt. Von hier aus sind an Wotan Eigenschaften entwickelt worden, die aus Merkurs Eigenschaft als Verkehrsgott, aber auch unmittelbar aus der Tatsache jenes Kulturgewinns durch Grenzverkehr hergenommen sind. Wotan war schon als Gott, der im Winde fährt, selber der Wanderer, dem man Hut, Mantel, Stab, Tasche beilegte; desto leichter wurde er, wie Merkur, auch Schützer der Wanderer, wurde nun auch der Bringer von fremden Kenntnissen und vielerlei Wissen. Er wurde Lehrer — nicht Erfinder — der römerentlehnten runischen Kunst und als Wisser geheimnisvoller Kenntnisse zum Wisser übernatürlicher Zauber und zum Heilgott. So also ward er auf verschiedenen Gebieten ein Konkurrent des Donar. Und als kriegwaltender Bundesgott der Franken ward der speertragende Wotan auch eine Art göttlicher Widersacher des Ziu, Er oder Sachsnot, des Schwertgottes.

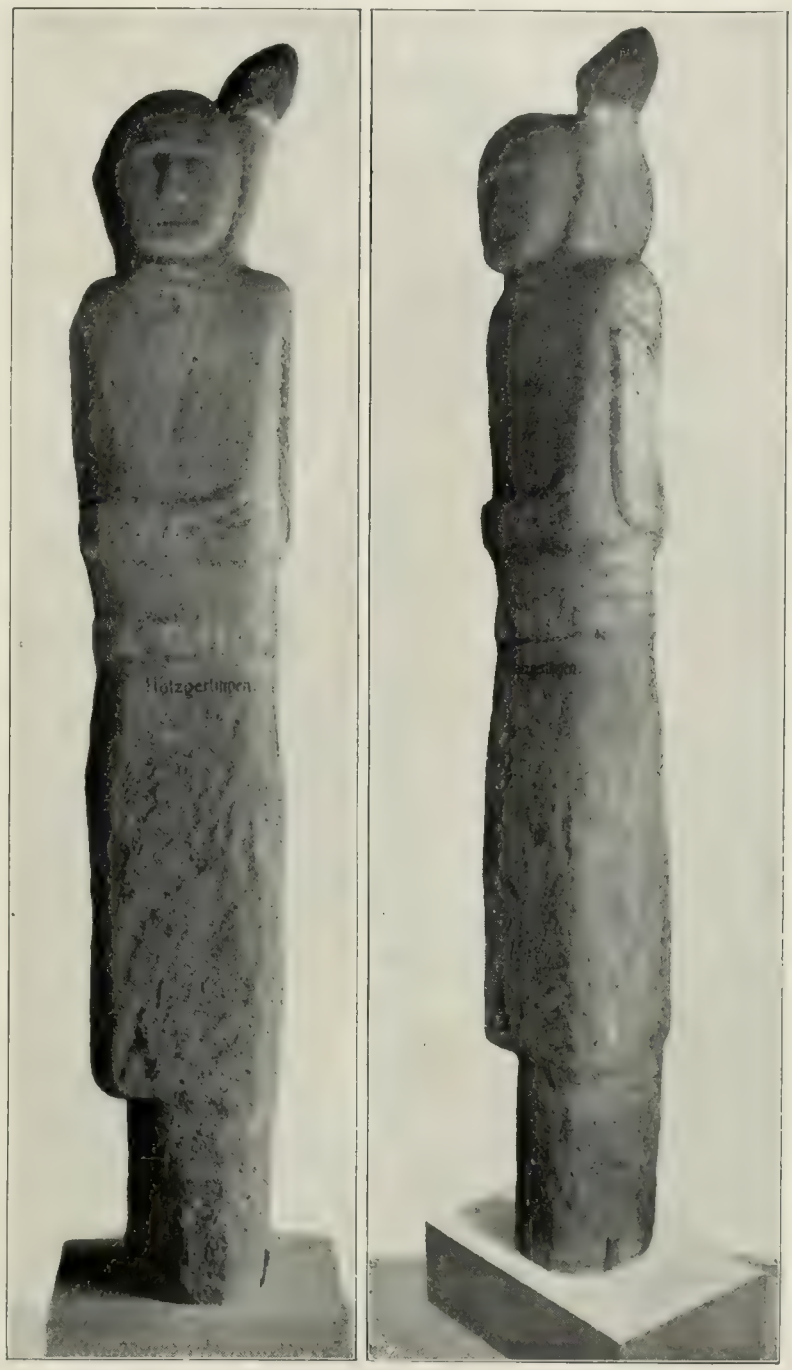


Abb. 143. Steinernes Idol, gefunden bei Holzgerlingen in Württemberg.

Bayern, Schwaben und ein Teil Mitteldeutschlands kennen Wotan wohl,aber nur als elementaren Windgott, er hat hier keine größere Verehrung, er wird nie recht volkstümlich, weshalb diese Gegenden auch statt des Wodanstages einen farblosen „Mittwoch" haben. Es berührt etwas darin wie eine absichtliche Opposition gegen den Frankengott. Dann aber haben zweierlei Dinge den Wotan in stetem Aufstieg schließlich doch zum allgemein anerkannten obersten Gott erhoben: erstlich das unaufhaltsame politische Übergewicht und die erobernde Herrschaft der Franken, die es mit dem Christentum während der Merowingenzeit ja noch nicht so eilig hatten, und zweitens, vielleicht noch mehr, der deutsche Respekt vor dem vielen Wissen, auch in Anwendung auf die Rangordnung der Götter. In Skandinawien sind es die Skalden, die höfischen Kunstsänger und mythologischen Konstrukteure, die die festländische Bedeutung Wotans, welche gerade auch bei den Sachsen eine größere ward, zum Anlaß genommen haben, Odinn als Gott und Stammvater der Könige über Thor, den Bauerngott des Volkes, zu erheben. Sie

haben ihn zum Göttervater gesetzt und um der angedeuteten Tendenz willen ihm Thor als Sohn untergeordnet, wie eben das Fabrizieren von Genealogien und Stammbäumen eine Hauptbetätigung der Skaldenkunst war. Motive vom Festlande haben sie ja auch sonst herübergenommen, z. B. den ganzen fränkischen Sagenkreis von Siegfried.

Unter dem Christentum sind von Wotan bezeichnenderweise am meisten seine altursprünglichen Eigenschaften volkstümlich geblieben, weniger diejenigen, die er bei den Franken zugeteilt erhalten hat. Er bleibt vor allen Dingen Wind- und Totengott: der Schimmelreiter, zuweilen ein grauenhaftes Gespenst ohne Kopf auf kopflosem Pferd, der wilde Jäger, der Hel-jäger (daraus französisch, fränkisch vermittelt, Hellequin) und Hackelberend mit dem Sturmmantel. Personen der Geschichte und Sage werden mit ihm vertauscht, ein Vorgang, der sich an Ziu oder Donar nicht heranwagt. So reiten denn nächtens als wilde Jäger mit dem Geisterheer auch Dietrich von Bern, Karl der Große, Herzog Abel in Schleswig, der Dänenkönig Volmer, der Ritter von Rodenstein im Odenwald und andere. Und auch bei ihnen allen schließt der Geisterzug eben so seltsam, wie bei Wotan, mit der Gans, die auf breitem Fuß hinterdrein patscht. Donars Zeit ist der Sommer; Wotan gehört der Winter mit den langen Nächten und den kalten Stürmen, die um das Haus heulen und an der Luke des Windauges rütteln, während am flackernden Herd die Frauen und Mägde sich zusammendrängen und von Gespenstern flüstern. Und wie „der Wind aus den Bergen kommt" und in den Bergen die Seelen wohnen, so denn auch Wotan. Die „Wuodenes"-berge älterer Urkunden, die Gudens- und Godesberge sind zahlreich, und auch von anders benannten Bergen wird erzählt, daß Wotan auf ihnen oder in ihnen wohne, er selbst oder eine der verstorbenen historischen Persönlichkeiten, deren Weiterleben im Tode man mit dem Totenführer vermengte. Als Stellvertreter Wotans, denn das ist der älteste Kern dieser Kaisersagen, sitzt Kaiser Karl im Desenberge bei Warburg, im Untersberge bei Salzburg, Kaiser Friedrich im Kyffhäuser (der in einer Urkunde von 1277 Wodensberg heißt) und in einer Felskluft bei Kaiserslautern, Siegfried im Burgberg von Geroldseck, Widukind-Wittekind in einem Hügel bei Mehnen, König Heinrich I. im Südemerberg bei Goslar, und in einem Hügel bei Tönningen König Dan mit 200000 Kriegern.

Wotans Vertreter dagegen als christliche Heilige und Kult-Erben sind Martin, der reitende und reisende Heilige mit Mantel und Hut, an dessen Kalendertag die Gans gegessen wird, St. Nikolaus, dann der Liebling der Spielmannsdichtung, St. Oswald, der den Raben zum Boten hat, gleich Wotan, und gleich diesem ein umschweifender Wanderer ist, ferner St. Hubert, der rastlose Jäger, und hier und da Wendelin.

Die wichtigste, den Germanen gemeinsame weibliche Gottheit ist Frija. So lautet die hochdeutsche Form, welcher altniederdeutsch Frî, nordisch Frigg entsprechen.

In ihrem ursprünglichen Wesen tritt sie als Erde und Verkörperung von deren fruchttragender, hervorbringender Kraft neben Tiwaz, den Himmelsgott. So wird sie Beschützerin des Ackerbaues und zugleich aller Aufgaben des Weibes und der Hausfrau. Wie das Abzeichen der letzteren die Spindel ist, so auch das ihrige, und in volkstümlichen Sagen hat sie flächsenes Haar. Die aufsteigende Bedeutung Wotans führte dann Frija allmählich von Ziu fort an seine Seite. Sie ist auch die Gottheit der Liebe und Ehe, was dem Freitage allerlei Beziehungen zu diesen Dingen gibt, ihn zum ursprünglichen Haupttag des Fensterlns macht, wenn der Bursch das Maderl herausklopft. — Charakteristisch für Frija und ihren Kult ist, daß sie auf einem Wagen, Schleifschlitten, auch auf dem Pflug und der Egge oder auf einem gezogenen Schiff durchs Land fährt, als Fruchtbarkeit verleihende Gottheit, und daß sie gebadet wird.

Ein anderer, früher Name dieser ältesten Germanengöttin ist dem Volksmunde verschollen: Nerthus. Sieben Völkerschaften im Norden, welche Tacitus aufzählt, darunter die Angeln und Warnen, hatten ein gemeinsames Heiligtum der Nerthus, d. h. der Terra mater (mütterlichen Erde) auf einer Meerinsel. Dort ward ihr Gefährt aufbewahrt, nur der Priester durfte es berühren. Bei ihren Festen zogen die ihr geweihten Kühe dieses Gefährt, Jubel und Feierlichkeiten geleiteten den Umzug, es herrschte heiliger Friede, Freude und Gasterei, die Waffen waren beiseite gelegt. Nach beendetem Umzug wurden das Gefährt, dessen Decke und das Bild der Göttin in einem versteckten Teiche unter Leitung des Priesters gebadet, die dazu verwendeten Hörigen ertränkt. — Eine längst abgetane Textvariante des Namens Nerthus ist Hertha. Nach guter neuerer Sprachdeutung ist Nerthus die Erdkraft, das befruchtet Hervorbringende, Weibliche schlechthin und damit als ein sehr alter Name Frijas verständlich, zumal letzterer Name auch sanskritischem prijâ, Gattin, entspricht. Durch diese Etymologie würde die Übersetzung des Tacitus einfach bestätigt werden. Auf welcher Insel

das von Tacitus erwähnte Nerthusheiligtum gestanden habe, hat man nur vielfältig vermuten, nicht nachweisen können; neuerdings ist das dänische Seeland die relativ wahrscheinlichste geworden, wobei uns nun wieder unsere modernen politischen Grenzen oder die Meerfahrt nicht stören dürfen. — In den deutschen und skandinawischen Frühlingsfesten, Maifesten und Umzügen sind noch heute eine Menge von Nerthuserinnerungen erhalten.

Bei Tanfana, die ihr Heiligtum bei den Marsen hatte (oben S. 49), bleibt im Dunkeln, ob dies eine selbständige Göttin oder nur ein Beiname einer Gottheit, etwa Frijas, war. Letztere berührt sich auch nahe mit der Hludana oder Hludena römisch-friesischer und niederrheinischer Inschriften, die auch nordisch, als Hlodyn, bekannt ist. Vereinzelt in dem Merseburger Zauberspruch (Abb. 147) begegnen uns, außer Frija genannt, Sunna und deren Schwester Singthgunt. — Uralt, schon indogermanisch erscheint eine weibliche Gottheit, von der Aurora die römische, die Frühlingsgöttin Austro, Ostara (davon Ostern) die germanische Weiterbildung ist.

Noch zwei germanisch vorkommende, männliche Gottheiten bedürfen kurzer Erwähnung. Balder scheint ein ursprüngliches Beiwort des Tiwas-Tiu und eine Abzweigung aus ihm zu sein; er wird im Merseburger Pferdesegen genannt und gelangt nur im Norden, vor allem in Dänemark, zu voller mythologischer Ausgestaltung. Der in jenem Zauberspruch ferner genannte Vol (das gelehrte Phol fällt doch wohl nur dem Aufzeichner zur Last) wird vorerst nur von Hypothesen gedeutet. Bei den Merseburger Zaubersprüchen ist nicht außer acht zu lassen, daß sie anglischen Ursprungs und die Angeln, ursprünglich an der äußersten Nordgrenze der Deutschen wohnend, in den Harzgegenden Fremdlinge sind (s. o. S. 177). Dies mag es mit erklären, wenn jene Zaubersprüche, verglichen mit unserem sonstigen und allgemeinen Wissen von der Mythologie der Deutschen, einen Ausnahmecharakter behalten.

Wenn nicht schon gemeingermanisch, so hat man spätestens in der nordisch-ostgermanischen Gemeinsamkeit die verschiedenen Götter als Asen oder (mit der bekannten Nasalierung langer Vokale als) Ansen zusammengefaßt. Namen wie Askar, Ansgar, Oskar, Ansegisel sind hiermit zusammengesetzt. Götterstammbäume dagegen sind dem älteren gemeingermanischen und dem deutschen Volksglauben fremd geblieben. — Von Muspel, Muspilli, dem Weltbrand, wissen auch das niedersächsische und oberdeutsche Volkstum. Auch hier verschwelen Meer und Himmel und verbrennt Mittilagart, aber im übrigen fehlt die nordische Ausstattung; ohnedies hat in dem erhaltenen Gedichte Muspilli schon eine christliche Besetzung der Rollen mit Elias und dem Antichrist stattgefunden.

Uralt ist die Vorstellung, daß die „ausgehauchte“ und dem Körper entflohene Seele selbständig weiterlebt.

Den Zurückbleibenden erübrigt für ihren Unterhalt zu sorgen. Der Leichenschmaus gilt ihr, und ebenso

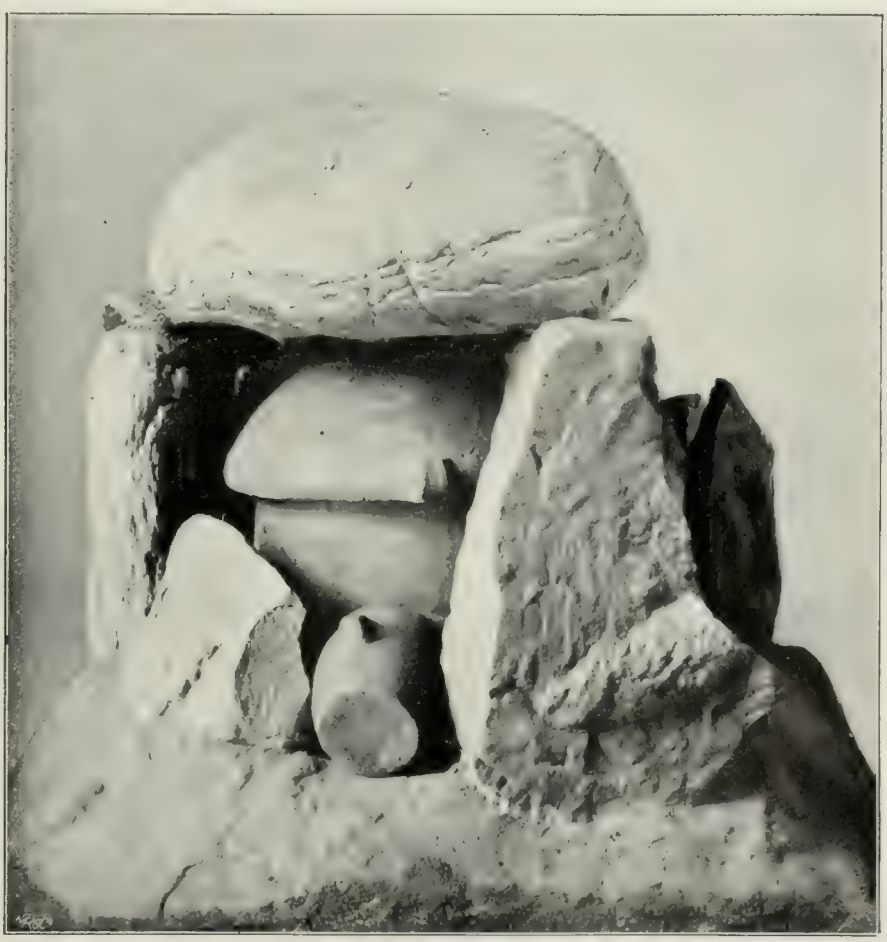


Abb. 144. Steinsetzung mit Knochenurne, von der Erde befreit. Aus Niederdeutschland. Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.

Abb. 145. Fränkischer Steinsarg aus Köln. Im Germanischen Museum zu Nürnberg.

kommt, was dabei getrunken wird, „dem Toten zugute", wie man noch heute auf dem Lande sagt. Die alten Germanen (wie überhaupt fast alle primitiveren Völker tun) gaben dem Toten ins Grab mit, was er für ein seiner Stellung und seinen Lebensgewohnheiten entsprechendes Auftreten im Seelenreiche brauchte: Waffen, Schmuck, Gerät, Speise, Trank, unter Umständen Rosse, Hörige oder sein Schiff. Noch heute stehen neben oberbayrischen Friedhofsgräbern die flachgehöhlten Steine, in die man dem Toten Trank tat, und es gibt Gegenden, wo man den Toten mit Gummischuhen und Regenschirm ausrüstet. Der Brauch bleibt, die Einzelheiten wandeln sich und auch der Sinn wird vergessen.

Verhehlen wir es nicht — es schwebt ein Grauen um jene älteren Gräber der Prähistorie, die wir schon als germanische anzusprechen haben. Sie enthalten durchweg nur männliche Skelette, dazu aber oftmals andere, zerbrannte Gebeine, die in Urnen oder auch ohne solche hinzugetan sind. Der Tote will in das unbekannte Seelenland auch sein Weib mit sich nehmen, ferner, sobald er Gesinde besitzt, auch von diesem. Und die Pietät der Nachlebenden bringt sie ihm als Opfer dar. Geschichtlich weiß das Deutschtum nichts mehr von Witwenverbrennungen, wohl aber von umgebrachten Dienern. Noch die christliche Frankenkönigin Austrigild mag nicht allein sterben und ohne Gefolge in die Totenwelt eingehen, und König Guntramnus, ihr Gatte, wählt mit rauher Ironie ihre beiden Ärzte zur Tötung aus. Bei den ostgermanischen Herulern und den Skandinawiern kennen wir den Witwentod aus geschichtlicher Zeit. Daher wies die junge Gunhild im 10. Jahrhundert die Bewerbung Hakon Jarls ab, weil er alt sei und — zum wenigsten gab sie diesen Grund vor — sie fürchtete, früh sterben zu müssen.

Dann wird inmitten der Bronzezeit die Leichenverbrennung allgemein zunehmende Sitte und wird schließlich Regel. Man hat gemeint, weil sie die Seele vollständiger und radikaler

Abb. 146. Totenbaum aus dem Alamannischen. Im Germanischen Museum zu Nürnberg.

vom Körper befreie. Das mag sein; aber es ist auch eine kultur-geschichtliche Erfahrung, daß hinter Wandlungen der Sitte, des Brauches, der Mode keineswegs immer ein Gedanke stehen muß. Zuerst behält man auch jetzt die Langform der Steinsetzung noch bei, gleichviel ob unter stattlichem Kegelgrab (Hünengrab) oder im Flachgrab. Dann aber geht die jüngere Bronzezeit zur Beisetzung in Urnen mit den auf der Brandstätte gesammelten Resten der Gebeine und Zutaten über. Die ganze Bestattung verliert zunehmend an Feierlichkeit, Stattlichkeit und Fürsorge; noch umgibt man die Urnen mit einer Steinsetzung, schließlich stellt man sie in die bloße Erde, ordnet sie nebeneinander zu Urnenfeldern, Urnenfriedhöfen. Durch römischen Kultureinfluß kommt dann wieder die Leichenbeerdigung auf und, wie neue Bräuche sich eben verbreiten, dringt sie, die Leichenverbrennung durchkreuzend, jedoch nicht verdrängend, auch in nördliche und östliche deutsche Gegenden vor, wohin die Römer selbst kaum, sondern nur ihre Handelswaren und die von ihnen entlehnten Begriffe und Wörter gekommen sind. Zur Steinumsetzung unverbrannter Leichen und zum Steinsarg, den man den Römern nachahmt, gesellt sich der Totenbaum, der hölzerne Sarg. Das Christentum vollendet den Sieg dieser Neuerungen und die Austilgung der Leichenverbrennung, für welche erst seit dem späten 19. Jahrhundert eine abermals sich wandelnde Richtung den Kampf wieder aufgenommen hat.

In die Wälder und Bäume, die Quellen und Flüsse, in Berge und in die Erde geht nach germanischer Anschauung die körperentwichene Seele ein. Das Flüstern und Säuseln der Blätter, das Rieseln im Wasser, der Wind, „der aus den Bergen geht," sind das Leben und Weben der Seelen. Aber nicht bloß dem Sterbenden, auch dem Schlafenden kann die Seele entweichen, dann reitet sie mit im Winde, im Geisterheer, tanzt mit auf den Bergen; man spricht von Träumen, aber auch von Hexenwesen und Zauberei. Volksmärchen erzählen, daß solche Seelen den Weg in den Körper nicht wieder gefunden haben, so daß dieser tot „blieb". — Die Seelen haben die Fähigkeit, sich zu verwandeln, und dann suchen sie, besonders wenn sie Anlaß haben, sich zu beklagen, die Nachlebenden mit Spuk und Schreckniſſen heim, als Wiedergänger, Gespenst, Mart. Und ebenso, wie die bloß vorübergehend dem Körper entronnene Seele des Schlafenden, sehen und deuten sie das Schicksal. Zuweilen hat jemand sie reden hören, nachdem sie sich in Tiere des Stalles oder in Vögel verwandelt. Die Hauptzeit des Seelentreibens ist die Nacht, besonders aber sind es die längsten zwölf Nächte, die Zwölften, die mit dem Dreikönigstag (6. Jan.) enden. In dieser zugleich festlichen und unheimlichen Zeit steckt alles voller Weissagung und Vorbedeutung, Träume gehen in Erfüllung, schicksalverkündendes Blei wird gegossen, und durch allerhand heute verblaßte oder sinnlos gewordene Zeremonien zwingt die Magd in nächtlicher Kammer ihren Zukünftigen, sich zu zeigen. In den Lüften, im nächtlichen Sturm, da heult es und braust es vom wilden Seelenheer; wer sich und das Vieh gegen ihr Treiben wahren will, schreibt ein ✡ oder ähnliche Zeichen an die Tür. Die bekannteste spezifisch christliche Nachfolge, in die sich der Brauch gewandelt hat, ist es, wenn der Bauer der katholischen Gegenden am 6. Januar sein C + M + B, die Buchstaben der heiligen drei Könige Caspar, Melchior, Balthasar, über die Türen kreidet und in ihrem Schutze das neue Jahr beginnt.

Weitergestaltende Phantasie hat aus den seelischen Wesen, die in der Natur leben, eine ganze Anzahl von Spezialgeistern und selbständigen Erscheinungsformen herausentwickelt. Das quälende Druckgespenst, das oberdeutsch als Alp (angelsächsisch als aelf) bekannt ist, begegnet auch unter den verbreiteten Namen Drute, Drude und Mart, Mahr, Nachtmahr (fränkisch-französisch cauchemar); Werwolf, d. i. Mannwolf, ist ein gespenstischer Mann in Wolfserscheinung. In den fränkischen Rechtsbüchern der alten Zeit erscheint Fara als das Wort für eine Frau mit der Hexeneigenschaft, die Seele vom Körper zu trennen, daher man aus Holda (s. u.) auch eine heilige Pharahildis gemacht hat. Jünger tritt das Wort hage-disse ein, das ursprünglich ein Hag- oder Buschwesen bezeichnet, und dessen lautliche Zusammenziehung Hexe ist. Vielfach fallen die im Volke bekannten Hexentanzplätze mit ehemaligen Opferstätten für Wotan oder für Holda oder auch nur mit solchen für die Abgeschiedenen zusammen. Zu den bekanntesten zählen die niederdeutschen „Blocksberge", darunter der Brocken, ferner der Köterberg oder Weckingstein in Westfalen, der Inselsberg und der Hörselberg in Thüringen, der Staffelstein in Franken, der Heuberg in Schwaben, der Kandel im Schwarzwald, der Brüschbückel in den Vogesen, der Pilatus in der alamannischen Schweiz, der Schlernkofl in Tirol usf. Gleichen Ursprungs wie die Hexen, doch edleren Wesens sind die Schicksalsfrauen, zu denen die Idisi des kürzeren Merseburger Zauber-segens zu stellen sind. Im Nibelungenliede trifft Hagen an der Donau die wîsiu wîp Hadeburg und Winelint,

si swebten sam die vogele vor im ûf der fluot,

er raubt ihnen das Gewand, nach der gleichen Auffassung, die die Märchen von den Schwanen-jungfrauen haben: daß er ihnen damit ihre Verwandelbarkeit und übermenschliche Art nimmt. So

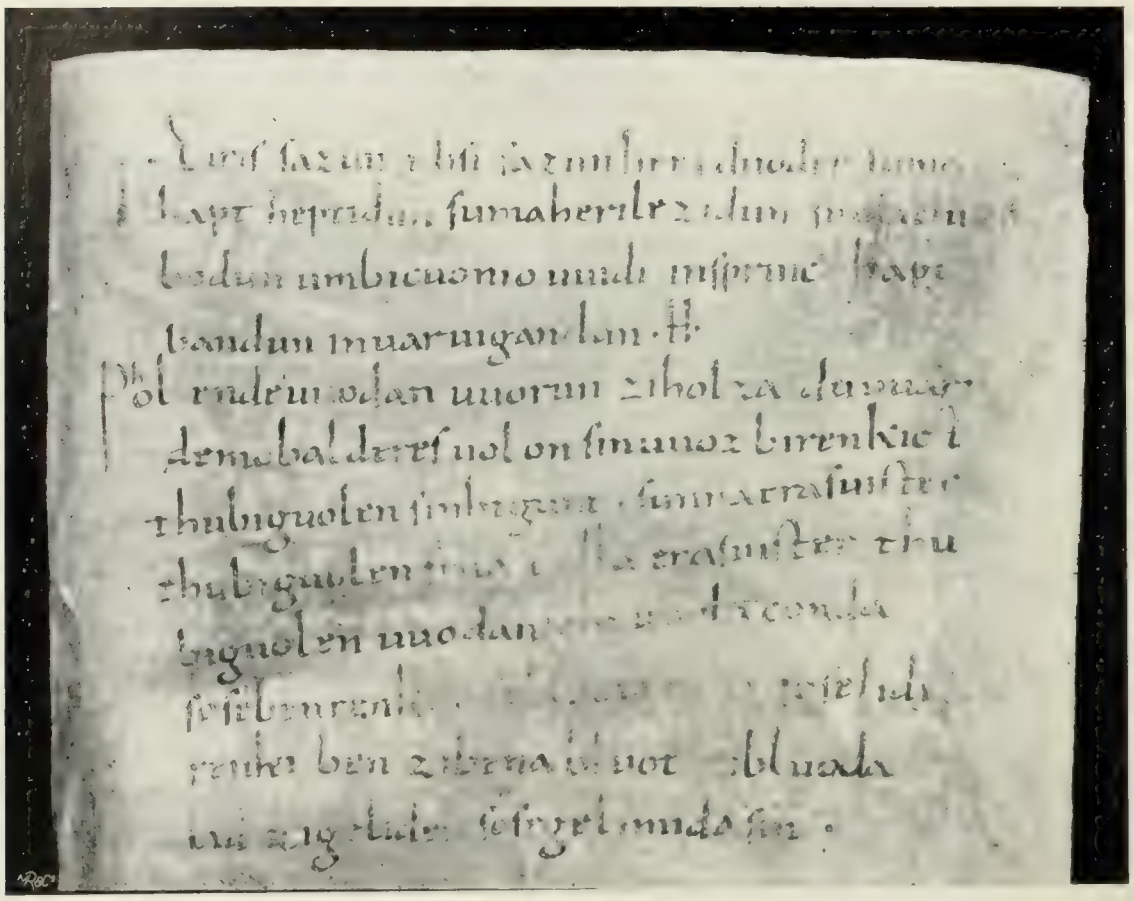


Abb. 117. Zauberſprüche. Handſchrift des 10. Jahrhunderts in Merſeburg.

Spruch über Feſſeln.

Eiris ſazun idiſi, ſazun hera duoder,
ſuma hapt heptidun, ſuma heri lezidun,
ſuma clubodun umbi cuoniowidi.
inſprinc haptbandun, invar vigandun.

Vormals ſetzten ſich Weiber, ſetzten ſich her und weg,
die einen Feſſeln feſſelten, die andern das Heer aufhielten,
die andern ſuchten um nach Kniefticken.
entſpring den Feſſelbanden, entgeh den Feinden!

Pferdeſegen.

Phol ende Wodan vuorun zi holza.
du wart demo Balderes volon ſin vuoz birenkit.
thu biguolen Sinthgunt, Sunna era ſuiſter,
thu biguolen Frija, Volla era ſuiſter,
thu biguolen Wodan, ſo he wola conda,
ſoſe benrenki, ſoſe bluotrenki,
ſoſe lidirenki.
ben zi bena, bluot zi bluoda,
lid zi geliden, ſoſe gelimida ſin.

Vol und Wotan fuhren zu Walde.
da ward dem Balders Fohlen ſein Fuß verrenkt.
da beſang ihn Sinthgunt, Sonne ihre Schweſter,
da beſang ihn Frija, Volla ihre Schweſter,
da beſang ihn Wotan, wie er wol verſtand,
ſo die Beinverrenkung, wie die Blutverrenkung,
wie die Gliederverrenkung.
Bein zu Beine, Blut zu Blute,
Glied zu Gliedern, als ob ſie geleimt wären.

---

zwingt er ſie, gegen die Rückgabe der Kleider ihm zu weisſagen, und erfährt den eigenen und der Nibelungen Untergang. Die Zwei- oder Dreizahl haben wir auch in örtlich bis zur Gegenwart erhaltenen Erinnerungen an ſolche Schickſalsfrauen, wenn ſie dann auch zumeiſt nur noch in der Geſtalt weiblicher Lokalheiligen begegnen. — Nordiſch ſind die Nornen hierher anzureihen. Das Wort Fee iſt Lehnwort aus dem Romaniſchen, vom mittellateiniſchen fata.

Seelenweſen, die die Natur beleben, ſind ferner die Alben, Elben (die engliſche Form Elfen iſt erſt durch Shakeſpeares Sommernachtstraum bei uns eingebürgert worden); der obige Alp iſt nur eine im Auslaut verſchobene Sonderform hiervon. Zu den Alben gehören auch die Schrate oder Schrättel und die Truden und Druden im weiteren Sinne, für die anſprechend vermutet worden iſt, daß das Wort mit „traut“ zuſammen hänge und ſomit ein Euphemismus ſei, wie z. B. auch die griechiſchen Eumeniden. Auch die „Unterirdiſchen“ in den Hügeln und Bergen Niederdeutſchlands, und das zahlloſe Geſchlecht der Erdmännchen und Zwerge gehören

hierher mit ihren Königen Alberich (d. i. „Albenherrscher"), Gibich, Godemar, Hans Heiling, Laurin, mit ihrer Schmiede- und Zauberkunst und ihren unermeßlichen Schätzen — denn in den Bergen und in der Erde liegt das Metall.

Seelische Wesen dieser Art, von Haus aus Unterirdische, sind auch die mannigfachen Hollen, Holden und Perchten, was mit hehlen und bergen zusammenhängt und also in beiden Fällen den oben bezeichneten Sinn hat. Aus ihnen sind schließlich durch Zusammendrängung in eine Gestalt die Frau Holle oder Holde mit mitteldeutschem Verbreitungsgebiet und die oberdeutsche und den Alpenländern bekannte Perchta, Berchta, Berta entstanden. Beide sind nicht sachlich, nur landschaftlich zu unterscheiden. Sie haben gewisse an sie geknüpfte Eigenschaften mit Nerthus-Frija dadurch gemein, daß auch sie mit dem Erdschoß zusammenhängen und daß Frija die Gattin des Seelenführers Wotan wurde. Das hat denn zu früher geltenden Identifikationen im Ursprung geführt, die jetzt aufgegeben sind. Aber unzweifelhaft hat sich die Volksauffassung schon sehr früh zwischen ihnen und Frija verwirrt. — Holle und Berchta sind mit den toten Seelen, werden deren Führerinnen (namentlich der Kinder), fahren durch die Lüfte, lassen sich ursprünglich am meisten in der Zwölftenzeit sehen und walten im Wetter. Hollenbrunnen, aus denen die kleinen Kinder kommen, Hollenteiche, Holloch, Spillaholle, Hollenberge, Hollenhoope, Hollensteine, Hölltobel, Höllentäler, Berchtesgaden und andere Örtlichkeiten erinnern an sie. Besonders ist im Alpengebiet Berchta mit volkstümlichen Festen und Maskeraden, die vom Perchtentag (6. Jan.) allmählich bis zum Fasching weiter gerückt sind, eng verbunden geblieben. An das Baden, wie es mit den Nerthus-Frijabildern zu diesen Festen gehörte, erinnern auch hier wieder Hollenbäder am Meißner und in Thüringen. Beide, Frau Holle und Berchta, kümmern sich um die jungen Leute und zumal um den Fleiß in den Spinnstuben: „als Berta spann" ist eine bekannte Wendung für die alte verklungene, die goldene Zeit. Die Kirche hat sie einesteils bitter bekämpft, das hexenhafte Mütterchen aus ihnen gemacht oder die verstoßene Heidin, was sich wieder mit dem ebenfalls bekämpften antiken Heidentum vermengt hat, so daß aus der schlimmen bergwohnenden Huldin vom Hörselberg und anderen zauberumgebenen Bergen die Frau Venus werden konnte. Andernteils hat ihnen die Kirche ihre eigenen Gestalten und Heiligen untergeschoben. Maria, die sonst wohl auch für Frija eintritt, so daß die Sonnenkälbchen der Frija zu Marienkäfern wurden, erschien hierfür nicht zu erhaben, weshalb die Marientage Landmanns- und Wetterbedeutung haben, die Kirchen der Maria ad nives an Frau Holle erinnern, die ihr Bett mit den Gänsedaunen schüttelt. Ferner treten Lucia, die Regenheilige Margarethe, die Brunnenheilige Verena ein. Schließlich Katharina, die in England auch noch Spinnpatronin ist; daher rühren die Geisterumzüge der Katharinennacht (25. Nov.), die Spukerscheinungen der „Schlüsselkathrin", „schwarzen Kathrin" oder auch der „weißen Frau". Wesentlich und charakteristisch für die von der letzten heidnisch-deutschen Mythologie überhaupt erreichte Stufe ist es, daß sich mit den überall örtlich vertrauten Hollen und Berchten unzweifelhaft viel deutlichere und engere Volksbeziehungen verbanden, als mit der Herausklärung der höheren göttlich-weiblichen Gestalten. — Die Namen Frau Harke, Arke, Frau Wode, Gode usw. sind ohne altertümlichen Belang.

Abb. 148. Kostümfigur eines „Berchtenläufers". Aus dem Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg.

Weiter gehören zum Umkreise der die Natur belebenden Seelenwesen die Alraunen, dann die ganze Fülle der Hausgeister, die Heinzel- und Wichtelmännchen, Kobolde (eigentlich Kobenwalt) und Butzemänner, der Klabautermann auf den Schiffen. Das rieselnde, quillende, plätschernde, flutende Wasser wird bewohnt von Wasserjungfrauen, Seeweibel und Nixen nebst dem männlichen Neck, Nickelmann oder Wassermann, wozu sich an den Küsten die Seejungfrauen und Meerweiber, der Meermann gesellen. Moor, Sumpf, Erlenbruch, abendlich nebelnde Wiesen, alles ist von solchen Wesen belebt, im tiefen Walde hausen Schrat und Schrättel, die aber auch wieder als Alpdruck auftreten — alle diese Wesen gehorchen moderner Reglementierung nur unvollkommen —, Waldfrau, wilde Fräulein und „wilde wîp", auf den Alpenhöhen der Bajowaren die saligen Fräulein, schneeweiße überirdische Mädchen, die manchen stattlichen Burschen herzen und verderben. Auch die phosphoreszierenden Lichterscheinungen der Natur vermengen sich mit Seelenvorstellungen zu Irrlichtern, feurigen Männlein und Zeislern.

Wie den Seelen der Toten wird auch diesen Naturwesen geopfert. Besonders denen in den Wassern und Quellen, man bekränzt diese, wirft Blumen und grüne Zweige hinein.

Abb. 149. Masken von den Mummereien der Berchtentage. Aus dem Museum Carolino-Augusteum zu Salzburg.

Abb. 150. Quelle nebst Festgebäude zu Popperode bei Mühlhausen in Th.

In hübscher Weise haben solche Opferdarbringungen an die Flüsse, Quellen und Brunnen sich in Johannisbräuchen erhalten oder als Kinderfest, z. B. beim thüringischen Mühlhausen, wo an dem klaren, stattlich gefaßten Quell von Popperode ein eigens hierfür errichtetes Festgebäude vom Jahre 1614 steht. Aber auch den Baumwesen gilt bekränzendes Opfer und Rücksicht aller Art, um ihres freundlichen, schützenden Waltens sich zu versichern. Hierher rührt die Pflanzung und liebevolle Pflege einzelner Bäume, besonders der traulichen, schönen Linde neben den einzelstehenden Häusern, auf den gemeinsamen Plätzen und Versammlungsstätten, daher auch neben den Kirchen und Wirtshäusern später, und an den Kreuzwegen. Noch mehr als die Eiche, wenn sie auch der Donarsbaum ist und den Römern besonders imponierte (Westfalen ist in der Tat wohl ihr deutsches Hauptgebiet), ist die Linde überhaupt der Baum der deutschen Phantasie.

Heftigere Naturerscheinungen oder sonstwie starke Eindrücke sind der Ausgangspunkt für den Glauben an Dämonen, welchen das ausgleichende, überwiegend freundlich gewordene Wesen der älteren Naturgötter fehlt und gegen welche die Götter kämpfen müssen.

Wir haben für sie die Ausdrücke Tursen (hochdeutsch; entsprechend gibt es nordische Hrim-thursen, Frostriesen), Riesen (oberdeutsch) und Hünen (mittelhochdeutsch Hiunen, niederdeutsch Heunen). Die Hunnen haben mit ihnen an sich nichts zu tun, aber die Volksbildung hat beide vermengt. Ortsnamen wie Hünfeld, Personennamen wie Hünbolt, Humboldt, erinnern an diese am meisten menschliche Gattung von Riesen, die man für die Werkmeister der gewaltigen Steinsetzungen und Kegelgräber der Vorzeit hielt.

Zu den Winddämonen gehört u. a. der Roggenhund oder Roggenwolf, eine überaus einleuchtende, plastisch gesehene Verkörperung der Windbewegung, die durch das hohe Kornfeld läuft; zu den Wetterdämonen gehört als Riesenkater oder Bullkater, Bukater die schwarz heraufziehende Hagelwolke. Ferner gehören hierher die Riesenwölfe, welche die Sonne und den Mond rastlos über den Himmel jagen und sie zuweilen erreichen, so daß jene verfinstert werden. Die ältere Kirche hat viel Not mit ihnen gehabt, da die jungen deutschen Christengemeinden nicht anders als wie heutige Südseeinsulaner trommelten und lärmten, wenn der Wolf die Sonne erjagt hatte, um ihn wieder von ihr wegzuscheuchen.

Von Wasserriesen und centaurischen Ungeheuern erzählen die Merowingensage bei Gregor von Tours und die von den Angelsachsen aus ihrer deutschen Heimat mit nach Britannien genommene Sagendichtung von Beowulf, wo Grendel die landverzehrende Gewalt der Nordseefluten als raubendes Ungeheuer verkörpert. Friedlicher ist Ägir, die nordische Personifikation des ruhigen, den Schiffern freundlichen Meeres. Aber Ran, seine Gattin, ist das ohne Herz erschaffene Weib, die kalte Totenhüterin der See. Erst seitdem man für die Toten der Leichen-, der Walstatt die Walhall dichterisch erschuf, wo Odinns Walküren, Walvaters dienende Begleiterinnen, das Methorn und den Speck des Ebers kredenzten, hat man auch die toten Helden der Meerfahrt im grünen, gläsernen Reiche der Ran bei Hummer und Dorsch etwas freundlicher versorgt.

Unwillkürlich suchten die Römer einen besonderen Priesterstand der Germanen, um dann, schon durch Cäsar, festzustellen, daß von einem solchen als Gegenstück zu den römischen pontifices und den keltischen Druiden nicht gesprochen werden könne. Dagegen fehlt ein Priestertum keineswegs. Der leitende Mann innerhalb jeglicher Genossenschaft ist auch ihr Priester, der den Verkehr mit den Göttern vermittelt. In der Familie ist es der Hausvater, in der Völkerschaft ein Edeling, im Großvolke ist es der König.

Nicht etwa das Alter gibt den Ausschlag. Als Germanicus auf die Varusstätte kam, zeigten ihm die aus der Katastrophe entronnenen Soldaten die Stelle, wo Arminius als Opferpriester gewaltet und über das Geschick der Gefangenen die Versammlung habe richten lassen. Das in ostgermanischen und nordischen Formen vorkommende Wort für den amtierenden Priester ist Gode. Aber auch althochdeutsche Glossen geben das Volksamt eines römischen tribunus durch coting wieder. Erhalten geblieben ist das Wort nur in Familiennamen.

Aus dem mit Pflichten überhäuften Einkönigtum des Großvolkes zweigten sich — wir haben es schon bei dem Majordomus als vertretendem Hausherrn und Wirt erwähnt — einzelne Funktionen wieder ab und wurden von dazu berufenen Personen selbständig wahrgenommen. So hat bei Burgunden und hier und da Skandinawiern das Königtum seine priesterliche Funktion auf bestimmte Personen übertragen. Jedoch als auf nunmehrige Beamte sich selber wahrt der König den Hochsitz und die Oberleitung der Versammlung.

Die Menschenopfer sind vom Witwentod und dem Mitsterben von Hörigen zu unterscheiden, da sie freie oder frei gewesene Männer und deren Darbringung an die Gottheit betrafen.

Sie sind kein erhaltener Rest urzeitlicher Barbarei, sondern vielmehr eine jüngere Einrichtung, eine logische Konsequenz der Staatszwecke. Wer sich an diesen und damit an der über der Volksgemeinde waltenden Gottheit versündigte, der ward ihr zur Sühne dargebracht, gleichviel ob er ein Feind von außen war, den man gegriffen hatte, oder ein feiger, abtrünniger Volksgenosse. Milderung durch die Kultur ist das bloße Auswählen einzelner Gefangener zur Opferung; nach der Varusschlacht z. B. wählte man die Tribunen und Centurionen erster Ordnung. Keineswegs nur das Opfermesser, das Schwert des Ziu und Sachsnot, vollzieht die Opferung resp. die damit identische altertümliche Strafvollstreckung. Wir wissen auch von Vergraben, Ertränken in Wasser und Moor, Erhängen; Wotan heißt Hangagud von den Gehängten, die im Winde schaukelten. Auf der Varusstätte fand man die Schädel an den Baumästen bleichen — vielleicht ein Anzeichen, daß der Bund der Cherusker

sie dem Wotan darbrachte. In die Körper der dem Wotan Gehängten gehen dessen Zauberkräfte über, Leichenteile von Gehängten, Diebsfinger usw. gelten bis an die Schwelle der Gegenwart als Talisman, sowie als Hilfsmittel für Schatzsucher, Einbrecher und für allerhand Zauberei.

Darbringungen von Gefangenen resp. durch Gefangenschaft hörig Gewordenen waren schon ein hohes Opfer an die Götter, eine höhere Stufe als bloße Opfertiere; eine noch höhere Sühne aber war es, wenn man die Opfer dem eigenen Volke entnahm. So sind bei Herulern, Franken und Sachsen angesehene seniores (wie die Quellen sie bezeichnen) geopfert worden. Und alle Opfer übertraf das des Priesters selbst resp. des Königs, das bei den Burgunden und Herulern bezeugt ist.

Die Germanen, auch die Deutschen, hatten Tempelgebäude.

In der Germania betont zwar Tacitus, die Germanen hätten keine Gebäude für die Götter, und man hat ihm das immer gerne nachgesprochen. Richtig ist hieran, daß in der Tat die ganze Natur dem Deutschen von der Gottheit und den Seelenwesen belebt war und daß Bäume, Haine, Quellen durch Opfer verehrt wurden. Aber in jenem etwas tendenziösen Ausschluß von Heiligtumgebäuden durch Tacitus brauchen wir ihm nicht zu folgen. Ihm selber entschlüpft doch schon bei der Nennung der Nerthus ein templum. Als er dann seine großen Geschichtsbücher, die Annalen und Historien schrieb, mußte er sich durch noch weitere Einzelheiten widerlegen. Er nennt ein bauliches Heiligtum der Tanfana; die Varustrophäen, die Germanicus zum Teil wieder beibrachte, waren in die Heiligtümer der verbündeten Völkerschaften verteilt worden. Wir kennen solche Kultgebäude genugsam aus jüngeren Quellen und haben außerdem die parallelen Aufschlüsse, welche Skandinawien gibt.

Das typische ist ein größeres Langhaus als Versammlungs- und Gemeinderaum, der Rechteckform der germanischen Häuser entsprechend, und ein kleinerer Raum, der das Götterbild aufbewahrt, wobei natürlich nicht an plastische Kunstwerke zu denken ist, sondern an Idole. Daß auch größere hölzerne Götteridole neben dem Tempelgebäude oder dieses durchragend aufgerichtet sein konnten, darauf deuten die Irminsul und der Tiodute von 1115 (S. 218); wir werden sie uns etwa wie die ältesten hölzernen Rolande des Mittelalters vorstellen. Im kleineren Heiligtumsraum wurden ferner die Opferkessel und Geräte, aufgehängte Trophäen und Waffen und die geweihten Ringe aufbewahrt. Einen dieser Ringe trug der Priester während der Handlung am Arm, was den Römer Tacitus, der vernünftigerweise nur Armringe der Frauen kennen will, gelegentlich von „Weiberschmuck" des Priesters sprechen läßt. Man hat solche Ringe aus purem Golde von gewaltigem Wert und Gewicht aufgefunden; leider aber sind die wichtigsten auf die Seite gebracht worden und bei dunklen Vermittlern verschwunden. — Den geweihten Tempel*bezirk*, wie er die allgemeine Regel alter Kulte ist (es sei nur an den herrlichen Tempelplatz von Jerusalem, an die der Griechen erinnert), umhegte ein Wall oder Zaun. Spezifische Wörter für die Einhegung sind „hof", sowie, beides althochdeutsch, haruc und paro, nordisch der Ausdruck stafgardr, Stabumzäunung. Auf Fositesland (Helgoland) und wohl auch sonst weideten die dem Kult geweihten Tiere im umhegten Tempelbezirk.

Solche Heiligtümer werden nun sowohl für die Völkerschaften, wie für die Bünde durchaus nicht selten erwähnt: bei Franken, Alamannen, Langobarden, Burgunden; bei den Friesen sowohl die einzelvolklichen, wie die der Bundesvereinigungen. Das Kultgebäude selbst nannte man althochdeutsch und altniederdeutsch *wih* (nordisch vé) oder auch, wiederum ober- und niederdeutsch, *alah* (gotisch alhs). Als erhaltene alte Tempelumwallungen betrachtet man den stattlichen Rundwall bei Burg im Spreewalde, der sogar auf das Swebenheiligtum, das die Semnonen hüteten, bezogen wird, ferner die „Pippinsburgen" bei Bremerhaven und Osterode, die Arkeburgen in Oldenburg und Mecklenburg und andere. Auch der Gall- oder Galgenberg bei Hildesheim, wo man 1868 das berühmte römische Silbergeschirr fand, wird als Heiligtum gedeutet. Man hat wohl gemeint, dies schöne Geschirr sei das aus der Beute in ein Heiligtum gestiftete Tafelgeschirr des Varus, zu dessen Person es allerdings passen könnte. Aber dann wäre es wohl wie die anderen Trophäen verteilt worden, da Arminius' Bund zu vorübergehend war, um ein Bundesheiligtum zu haben; auch sind ein paar Stücke darunter, die sicher aus jüngerer Zeit als Varus stammen. Und schließlich — warum soll dergleichen immer „Beute" sein, wenn wir doch wissen, wie reiche Geschenke Rom aus politischen Gründen nach Germanien oder an germanische Gesandte machte, und wenn man bis nach Mecklenburg hinein von Cipius Polibus und anderen großen römischen Fabrikanten, die z. B. auch nach Pompeji lieferten, prachtvolle Kannen mit dem Firmenstempel und silbergetriebene Schalen besessen hat, die man heute in der reichen Schweriner Altertümersammlung bewundern mag?

Die *Götterfeste* und politischen Versammlungen, gleichviel ob der Völkerschaft oder von Bundesbeschickungen, gehören eng zusammen und sind eines ein Teil vom anderen. Nur gefesselt

und barhaupt durfte man den inneren heiligen Raum betreten. Beides war eine Demütigung und abgeschwächte Selbstdarbringung, wie auch das indogermanisch verbreitete Händefalten eine solche Selbstfesselung ist. Während der einleitenden Opferhandlung herrschte Stillschweigen, während der ganzen Versammlung scharfes Friedensgebot. Mit dem Opferblut besprengte der Priester die Wände und das Idol, um die Gottheit in ihr Bild und in ihr Gemach hineinzuziehen. Aber auch die Anwesenden ließen sich damit besprengen. Zu den Gelübden und Schwurvereinigungen, welche den Versammlungszwecken entsprachen und ihretwegen geschahen, wurden die heiligen Eidringe benutzt. — Auf das Opfer und die Beratung folgten abendliche, in die Nacht verlängerte Gelage im größeren Nebenraum des Heiligtums. Denn zugleich mit dem Kessel für das Opferblut wurden auch der Bräukessel und eventuell der große Siedekessel im Tempelgebäude verwahrt. Germanisch älter jedoch als das Kochen ist das Braten am Spieß, und die großen Ochsenbratungen am Drehholz bleiben ein Zubehör solcher Festversammlungen, sind untrennbar von den mittelalterlichen Krönungsfesten und gehören noch heute z. B. zum Volksfest auf der Münchener Oktoberwiese. Zum Trinkgefäß des einzelnen Mannes bot die Natur dem viehzüchtenden Germanen am einfachsten die Hörner des Rindes dar; aus ihnen hat man denn auch allgemein und hernach, als man Bequemeres hatte, doch mit einer gewissen Vorliebe und besonderen Stimmung noch gezecht. „Gilde" ist das ursprüngliche Wort für die mit Vereinbarungen verbundenen genossenschaftlichen Opfergelage; von da aus hat es seinen mittelalterlichen Sinn bekommen.

Abb. 151. Runenstein aus Dänemark.

Um ein größeres Haupt Vieh zu opfern oder gar mehrere, mußte die Zahl der Anwesenden und die Stattlichkeit der Veranstaltung schon lohnen. In kleineren Genossenschaften verwandte man entsprechend kleinere Opfer. Die Martinsgans, welche Wotan gebührte, bewältigte ja gerade eine Familie mit ihrem Gesinde. Sonst opferte man auch ein Teilchen der Ernte (s. o. S. 220) und insbesondere durch lohendes Feuer. Um ihres Opfercharakters willen mußten diese Sonnwendfeuer usw. völlig rein sein, der Feuerbrand ward nicht vom Herd geholt, sondern mit bestimmten Hölzern angerieben, daher der leicht mißverständliche Ausdruck Notfeuer, d. i. (h)nod-Feuer, Reibefeuer. Auf solche Feuer der Mittwinterszeit geht auch der mit Lichtern brennende Weihnachtsbaum zurück. Nämlich, indem man die Lichter unmittelbar mit dem festlich ins Haus gebrachten Grün verband, was eben bei dem Nadelbaum leicht war, bei einem anderen weihnachtsbeliebten Grün, der Mistel, dagegen nicht anging. Seit Ende des 16. Jahrhunderts ist unser Weihnachtsbaum in Deutschland quellenmäßig bekannt, und zwar taucht er zuerst in Straßburg auf. Andere Sonnensymbole und Feuerdarbringungen sind die glühend gemachten Holzscheiben, die man noch heute vielfach von den Höhen mit Hilfe eines durchgesteckten Stabes zu Tal schleudert. Gegen Gewitter verbrennt man in den heutigen Sennhütten die an bestimmten Marien- (d. i. Frija-)tagen gesammelten und geweihten Pflanzen und Wacholderreiser. Ferner waren aufgerichtete Maibäume und dergleichen ursprünglich ebenfalls eine Darbringungsform. Den toten Seelen opferte man in der Form, daß man zu bestimmten Zeiten ihre Minne trank und Gaben für sie in die Vertiefung der Steine am Grabhügel tat. Daher wurden die Zwölften die Zeit liebevoller und ausgiebiger Trunkgastereien. Überhaupt ist das Julfest viel eigentlicher das große Totenfest als ein Fest der Sonnenwende. Statt der letzteren beging man ursprünglich diejenige Zeit, da die Tage wieder sichtlich länger werden, also um

Anfang Februar etwa, mit Freudenfesten, welche erst später aufgeteilt worden sind, zwischen Julfest-Weihnachten und dem Karnevalsgetriebe. In manchen deutschen Gegenden, am Rhein oder in München, erscheint ja auch heute die ganze Zeit von Weihnachten bis Aschermittwoch wie ein beständiger Vergnügungstaumel. — Den Toten Votivsteine zu errichten, lernten die germanischen Auxiliaren bei den Römern, und das leitet dann weiter zu den Runensteinen des Nordens, wie zuletzt zu unseren Friedhofsdenkmälern hinüber.

Runen erinnern wieder an Weissagung, so wenig diese entstellten und willkürlich vermehrten Römermajuskeln an sich damit zu tun haben. Das ganze deutsche Altertum ist voller Weissagung, Schicksalsspruch, Orakel und Zauberei, wie die ganze Umgebung des Menschen voller übernatürlicher Kräfte. Durch Loswurf verteilte man die Äcker der Feldmark, machte man Übeltäter und Verbrecher ausfindig, erforschte vor der Schlacht mit Ja und Nein den Götterwillen, „Los" ward überhaupt ein Wort für „Schicksal". Zu jenen Losen benutzt wurden Stäbe von „fruchttragenden Bäumen" mit eingeritzten Zeichen (Tacitus), und da dem alten Germanen wenige Bäume Frucht trugen, handelt es sich insbesondere um die Buche, wie wir anderweitig wissen. Der Stab überhaupt hat allerhand geheimnisvolle Kraft; ergreifend gibt Klaus Groths Gedicht „De Puckerstock" eine solche gespensterhafte Volksauffassung wieder. Wie auch in dieser Ballade, ist der Stab überhaupt das Meldeinstrument, daher wandert er bei extra angesagten, „gebotenen" Dingversammlungen von Gehöft zu Gehöft.

Aus den Tieropfern deutete man Götterwillen und Zukunft, aber überhaupt aus dem Verhalten der Tiere, wie sie über den Weg liefen oder welchen Flug die Vögel nahmen, bis herab zu Wettervorzeichen oder zur Ankündigung von Besuch, wenn die Katze sich putzt. Insbesondere war den Frauen das Deuten von Schicksal und Zeichen gegeben. Bei den Kimbern sahen solche Frauen die Zukunft aus den Menschenopfern, bei welchen sie festlich gekleidet mit Bronzegürtel und weißem Mantel dem Priester Beihilfe taten; dem Drusus kündete an der Elbe ein germanisches Weib von mächtigem Wuchs den Tod; im Batawer-aufstande beeinflußte die Bructererin Veleda durch ihre Schicksalssprüche den Krieg. „Man legt den Frauen etwas von höherem Wesen (sanctum aliquid) und Seherisches (providum) bei," berichtet Tacitus allgemein. Wir ersehen diese Vorstellung, welche die Frau bevorzugter mit dem Schicksalswillen und dessen Erkundung verknüpfte, auch aus Eigennamen, z. B. den mit „Rune" gebildeten, Runtrud, Sigrun, Friderun, Gundrun, Gudrun, oder solchen, die eine Obhut der Frau für Volk, Geschlecht, Eigentum ausdrücken, wie Luitgard, Adalbirg u. a. Ebendamit verwandt sind dann wieder diejenigen Künste der Frauen, wodurch sie Wunden besprachen, Schmerzen linderten, Krankheiten beschworen und „stillten", Fesseln durch Zauberspruch lösten oder banden, Schabernack und Liebeszauber aller Art herbeiführen konnten. Unser heutiger „Volksaberglauben" enthält ja noch hunderterlei solche seltsam heidnisch und christlich durcheinander gemischte Formeln, Rezepte, Heilsegen und Sprüche. Aber all dergleichen unheimliche Macht hat ihre zwei Seiten, und wenn sie die germanischen Frauen nach der einen Seite zu solchem Ansehen, wie Veleda, erhob oder sie mit Schwanenjungfrauen und Nornen verband, so leitet sie sie andererseits auch zu dem Hexenwesen und zu dem dunkeln Gewerbe neuerer Kartenschlägerinnen hinüber.

Mission und Kirche.

Karolingischer Majuskelbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Seit das Christentum durch Konstantin römische Staatsreligion geworden war, war es auch in den Grenzprovinzen gegen die Germanen, sowohl denen an der Donau wie denen am Rhein, in Bestand. Außer an der Grenze hatten die Germanen im römischen Truppendienst Gelegenheit genug, es kennen zu lernen. Indessen würde es unrichtig sein, auf seelische Einwirkungen, wodurch die reinere Lehre Christi unsere alten Vorfahren zu sich herübergezogen hätte, das Hauptgewicht zu legen. Das Christentum war ihnen in erster Linie ein Bestandteil der bewunderten höheren römischen Bildung. Wie Agenarichs Vater (oben S. 106) sich in die Serapismysterien einführen ließ, nicht anders ist mancher in die Kirche eingetreten; danach vielleicht ergriff ihn das, was er hier empfing, mit aller inner-

lichen Macht, und er ward erst ein wirklicher Christ. Und so wie in diesem Falle bei dem einzelnen, analog hat bei dem Gesamtvolke seine Bekehrung ihren Weg durch lange Perioden nur äußerlich vertauschter Götternamen und Kultusformen hindurch genommen, bis sie auch hier endlich eine mehr geistige und seelische ward.

Später und weit langsamer als die von allgemeinen Stimmungen schnell erfaßten, viel umhergetriebenen und in allem leichter zur Selbstaufgabe geneigten Goten- und Wandalenvölker sind die härter und individueller gearteten Westgermanen Christen geworden. Ihr Vordringen über Rhein und Donau bedeutete, daß nicht nur Rom, sondern auch das Christentum diese Provinzen verlor. Darum jedoch fiel es weder den Franken, noch den Alamannen und Bajowaren ein, Glaubensverfolgungen zu veranstalten oder Römer zu germanischen Heiden machen zu wollen. Auch die Bistümer, welche in diesen Provinzen schon entstanden waren, wurden von ihnen weder aufgehoben noch zerstört. Sie bestanden zu Köln, Trier, Mainz, Worms, Speier, Straßburg, Augst, Windisch, Chur, Augsburg, Lorch und auf dem tirolischen Bergkegel von Säben auch durch die Völkerwanderung weiter. So blieben sie dieselben durch die ganze Geschichte des mittelalterlichen und neueren römisch-deutschen Reiches, wenn auch durch örtliche Verlegungen früh aus Augst das Baseler, aus Windisch das Konstanzer, aus Lorch das Passauer und aus Säben das Brixener Bistum ward, und wenn ferner eine Anzahl von Neugründungen hinzukam. Allerdings ihre Gemeinden und Sprengel haben die römischen Bistümer, seitdem die deutschen Heiden um sie herum wohnten, zunächst verloren, bis sie sie allmählich wiedergewannen.

Zunächst geschah dies durch stille Propaganda. Dadurch, daß Chlodwig Christ wurde, gewann die Kirche zwar noch lange nicht das ganze Frankentum, wohl aber im Bereiche des merowingischen Armes staatlichen Schutz. Und dann kam ihr die Anziehungskraft zugute, welche die Religion des Königs, seiner Umgebung, seiner höheren Beamten und Gefolgsleute gar nicht verfehlen konnte, auch auf die in unvermischt deutschen Gegenden wohnenden Angehörigen des Reiches zu üben.

Aktive Arbeit für das Christentum hat das Merowingenhaus erst unter Dagobert geleistet, und auch dann haben die Männer, die in diesem Sinne wirkten, z. B. der heilige Amandus, nur in den Frankengegenden, soweit die Mission dort noch zu tun fand, Erfolge erzielt, während bei den absichtlich früh aufgesuchten Friesen, wo in jenen zugleich die Eindringlinge einer fremden, eroberungslustigen Staatsgewalt gesehen werden mußten, ihre Geschicklichkeit versagte.

Das ausgehende 7. Jahrhundert sah ein durchweg christlich gewordenes Frankentum. „Es lebe Christus, der die Franken liebt. Er bewahre ihr Reich, erleuchte ihre Führer, beschirme ihr Heer," so heißt es in der Vorrede der ältesten fränkischen, der salischen Volksrechtsaufzeichnung. Christus ist an Wotans Stelle getreten, Schirmherr und Siegspender der Franken geworden, und diese sprechen, als besäßen sie ihn allein. Nicht minder äußerlich gefärbt ist noch alles andere Christentum; anstatt der alten Götter kurieren jetzt eben Heilige die Kranken, vertreiben Seuchen, behüten vor Unglück und Schaden. Das Reliquienwesen bietet sich, als wäre es dafür geschaffen, dem germanischen Glauben an die in Gegenstände übergehende Zauberkraft der Götter und Seelen dar. Überall begehrt man diese Überbleibsel von Heiligen und erlebt durch sie Wunder; das Weihwasser tritt an die Stelle des umhergesprengten Opferblutes, und die Anschauung von dem geheimnisvollen Körperverlassen und Wandern der träumenden Seele zeitigt zahlreiche Visionen, die sich auf Zeitereignisse und Persönlichkeiten, besonders auf der letzteren jenseitiges Ergehen beziehen.

Im übrigen ist die merowingische Kirche wesentlich ein wichtiger Machthebel des Königtums. Die Krone handhabt sie in unangreifbarer Souveränität als eines der Staatsinstitute, besetzt ihre Stellen und Pfründen mit ihr genehmen Leuten, nimmt den Treueid der Priester entgegen. Persönlichkeiten wie Fredegunde benutzen mit Vorliebe Priester zur Ausführung ihrer Mordanschläge, in allem dient die Kirche den rücksichtslosesten und gerade den heimlicheren Zwecken der hohen Laien. Dem entsprechend und auch sonst ist ihre eigene Moral tief gesunken. Geistliche aller Grade verletzen die elementarsten Sittengebote, die Bischöfe von Paris und Reims schwören Meineide bei den Gebeinen der Heiligen, nachdem sie letztere aus der Reliquienkapsel herausgenommen, als ob der Meineid auf der leeren Kapsel keiner sei; die berühmt gewordenen Nonnen von Poitiers brechen aus ihrem Kloster, ziehen als sittenlose Landfahrerinnen durch das Land und werden nur mit großer Anstrengung endlich polizeilich unterdrückt. So zeigt der erste Zustand eines aus äußerlichen Gründen christlich gewordenen

Heidenstaates, der dazu noch die römisch-gallische Verdorbenheit in seinen Körper aufgenommen hat, überall die schlimmen Seiten des Übergangs.

Anders wiederum sieht dieser Übergang vom Heidentum zum Christentum im östlichen Reich, im eigentlichen Deutschland aus. Auch bei Ostfranken, Alamannen, Thüringern hat das Christentum der Staatsautorität, verbunden mit der privaten Propaganda, die Heidenfamilien mehr und mehr mit christlichen durchsetzt. In Bayern scheint sogar von alters das römisch-norische Christentum nicht unerhebliche Reste hinterlassen zu haben. Die Vermengung von Heiden mit Christen vollzieht sich ohne viel Kampf und aufregenden Gegensatz. Vielmehr beide Teile vertragen sich ganz gut und verkehren miteinander. In Thüringen gibt es christliche Priester, die zugleich den heidnischen Göttern opfern und sich dadurch vertrauenswürdiger machen, in Alamannien begegnet es den Glaubensboten, daß sie ihre christlichen Anbefohlenen als muntere Teilnehmer bei den großen Wotansfesten und Biergelagen der Zwölften, der Seelenzeit, finden. Es geht eben in der wirklichen Geschichte und in der Lebenspraxis des Tages meistens viel einfacher und „menschlicher" zu, als in den Gegensätzen der Idee und der großen Prinzipien. Überhaupt steht es uns nicht an, weder über das soeben Berichtete, noch über die menschlichen Schwächen der fränkischen Kirche den Stab zu brechen. Alles in allem handelt es sich doch weniger, gerade in Deutschland, um Niedergang, als vielmehr um Übergang. Das Problem war ein ungeheures: eine ganze im Volke erwachsene Weltanschauung durch eine neue, volksfremde, von jener völlig verschiedene zu ersetzen.

Ich glaube aussprechen zu sollen, daß man auch bei der Christianisierung der Germanen wieder ihre Aufmerksamkeit und Vorliebe für alles Fremde mit in Rechnung zu stellen hat. Darin liegt auch die Erklärung, daß sich jene im großen und ganzen ohne Kampf und Schwierigkeit vollzogen hat; die Widerstände der Friesen und Sachsen, die sowieso die beharrlichsten Völker von allen Germanen sind, unterliegen politischen und materiellen Gesichtspunkten. So gut wie Germanen sich für Mithras und Serapis interessieren konnten, werden sie es auch selber erleichtert haben, daß Donar zu Petrus wurde. Hat man doch neuerdings mit beträchtlichen Gründen dargelegt, daß die uns eddisch bekannte nordische Ausgestaltung des germanischen Götterglaubens und des Weltuntergangs nicht ohne Anregungen und Einflüsse der christlichen Auffassungen geschehen sei.

Überblicken wir das Verhältnis der Deutschen zur christlichen Kirche, so haben wir nur wieder dieselbe Entwicklung, die wir immer feststellen, von ihren Berührungen mit Kelten und Römern an. Zuerst sind sie die bescheidenen, scheuen, stetig eifrigeren Schüler, zuerst nehmen sie sich das fremde Wesen nur herüber, vermengen es mit dem ihren, dann beginnen sie es wie ein eigenes zu haben und zu beherrschen. Sie lernen von den Kelten und schmücken sich mit deren Art, dann besiegen sie die Kelten und unterwerfen sie, sind ihnen nun auch in dem Gelernten, z. B. als Reiter, überlegen. Sie besiegen das einst bewunderte Rom, aber sie fügen sich gleichzeitig in die römische Reichsidee, entweder als Reichsregenten oder als selbständige Herren, als Arbogast, Stilicho, Rikimer oder als Odwakar, Theoderich, Karl der Große. Ich berühre hier etwas von dem, was durch die ganze deutsche Geschichte geht. Wir sind von Anfang bis heute das Aneignervolk, doch niemals so, um auf die Dauer im äußerlichen Nachahmen stecken zu bleiben oder uns selber zu verlieren, sondern um das Fremde unserer Entwicklung und unserem geschichtlichen Vollbringen einzuordnen und um es durch unsere gestaltende und vertiefende Tätigkeit hindurch dem weltgeschichtlichen Ganzen zu erhalten oder zu erneuern. Darüber haben wir freilich eine ausschließend-volkseigene Kultur und als

Volk eine auf den engen Zusammenschluß unserer Kräfte bedachte Geschichte niemals gehabt, haben immer darauf verzichtet zu Gunsten einer geschichtlichen Stellung, die etwas Selbstloses und Verschwendendes an sich hat, aber unzweifelhaft das höhere Allgemeinverdienst und den höheren Ruhmestitel, auch vom nationalen Standpunkt her, in sich schließt. Gebildeter und allgemein bestrebter Universalist zu sein, ohne was der Deutsche aller Beobachtung nach sich nicht befriedigt fühlt, verträgt sich sehr wohl mit männlichem Charakter, und in diesem, nicht in den Scheuklappen, verbürgt sich die moderne nationale Selbstachtung und wurzelt derjenige Takt, der in scheinbarem Dualismus jeweils die richtige Haltung im Denken und Handeln finden kann. Daß sie nicht immer gleichmäßig gefunden worden ist, davon wird freilich auch zu berichten sein. Aber es gilt da nicht anzuklagen, sondern zu zeigen, daß ein nationales Gefühl sich erst zu bilden und von da aus zu befestigen und durchzusetzen hatte.

Zuerst haben die Germanen die christlichen Vorstellungen und Namen auf mechanische Weise herübergenommen und sich mit der Kirche auf eine noch äußerliche Weise vertragen. Von da ab weiter durchdringen sie sich mit deren ganzem Inhalt. Sowohl die Organisation wie das Ziel der christlichen Kirche sind von keinem Volke so folgerichtig und so ideengemäß verstanden, so bedeutend aufgefaßt worden und mit so redlicher Hingabe vertreten worden, wie von Germanen, und niemand hat so sehr zur Größe der Kirche gewirkt wie sie. Das alles würde noch deutlicher hervortreten, wenn hier Weltgeschichte geschrieben und dem geistig-ethischen Höhenstande in Deutschland jeweils der der übrigen Nationen verglichen werden könnte. Von dem im Frankenreiche wirkenden angelsächsischen Germanen Winfried wird sogleich zu reden sein, weiterhin im Mittelalter werden wir immer wieder deutsche Kaiser erblicken, welche Papsttum und Hierarchie aus dem autoritativen und sittlichen Verfall emporreißen, wir werden von aller geistlichen Bildung in Deutschland und endlich von dem Bischof Otto von Freising zu berichten haben, welcher tiefgründiger denn irgend jemand die Allheit der irdischen Geschehnisse mit der Idee der Kirche geschichtsphilosophisch durchdrungen hat. Wir werden, von dem Papst Leo IX. an, deutsche Männer und ihre germanischen Schüler am Werke sehen, den Sieg der Kirche über alle Weltlichkeit, deren Einordnung in Hierarchie, Devotion und Askese zu vollenden. Und wiederum Jahrhunderte danach werden wir von Deutschen die Lehre Christi über die der Hierarchie erkämpfen und der Welt eine neue Glaubenslehre geben sehen, welche nunmehr von den Überspannungen der älteren Konstruktionen erlöst und die vereinfachend vollendete Zusammenschmelzung des inneren christlichen mit dem inneren germanischen Geiste darstellt. —

Die volkstümliche alt-germanische Götter- und Glaubenslehre wußte nichts von Gut und Böse, sondern nur von freundlichen und feindlichen Übermächten. Ethische Gebote wurden dem Germanen nur durch den Familien- und den militärischen Staatszweck auferlegt. Ehe also die neue Lehre, deren größte Bedeutung war, eine umfassende und geläuterte Ethik in sich zu schließen, den Germanen auch dieser unterwarf, konnte sie Kompromisse aller Art unmöglich vermeiden. Erst durch sie und nach ihnen konnte man weiter kommen. Ich will keineswegs sagen, daß dieses Weiterkommen die Absicht der durchschnittlichen und der meisten Geistlichen gewesen sei. Aber es gab doch auch solche, die es ehrlich erstrebten.

Zunächst haben die Missionare des irisch-schottischen Christentums die Deutschen diesen Weg voran und aufwärts geführt. Von Irland, wo eine geistig hochstehende Kirche den hl. Patricius (Patrick, um 450) als ihren Stifter verehrte und sich dort wie in dem stammverwandten keltischen Schottland vor allem klösterlich organisiert hatte, kam als erster im Jahre 583 Kolumban auf das Festland und gründete Klöster seiner heimischen Art, welche ernsthaftes christliches Streben mit feinerer, auf der Antike und der altchristlichen

Literatur beruhenden Bildung verbinden sollten. Luxeuil, das alte Luxovium, in den sanft abfallenden Westabhängen der Vogesen gelegen, ward das führende Kloster unter diesen kolumbanischen Pflanzschulen. Von der fränkischen Staatskirche allerdings mußte die fremde, auf ihre Unabhängigkeit bedachte Aufpfropfung als unbequem empfunden werden. Dazu war Kolumban persönlich ein Mann von starkem Bewußtsein seines höheren Standpunktes und seines Reformatorberufs, jedoch zugleich ohne die Fähigkeiten, um Herr über die Konflikte zu werden, die sich stets ergeben, wenn ein höheres Ideal und das Gefühl, im Rechte zu sein, mit Faktoren zusammenstoßen, welche es nicht danach verlangt, reformiert und anders belehrt zu werden. Als er nach mancherlei schon vorhergegangenen anderweitigen Reibungen 607 der Königin Brunhild erklärte, die unehelichen Söhne Theuderichs II. dürften nicht das Zepter tragen, und damit eine dem Frankentume noch ganz fremde Auffassung geltend machen wollte, wurde der lange Zeit hindurch von der Krone gegen ihren Klerus gehaltene und geschützte Eiferer ausgewiesen. Er lebte dann einige Zeit, von Schülern umgeben, unter den größtenteils noch heidnischen Alamannen zu Bregenz am Bodensee, ging von da ins Langobardenreich, wo er das Kloster Bobbio unweit Piacenza gründete, das durchs Mittelalter ein berühmtes Schottenkloster blieb, und starb hier 615.

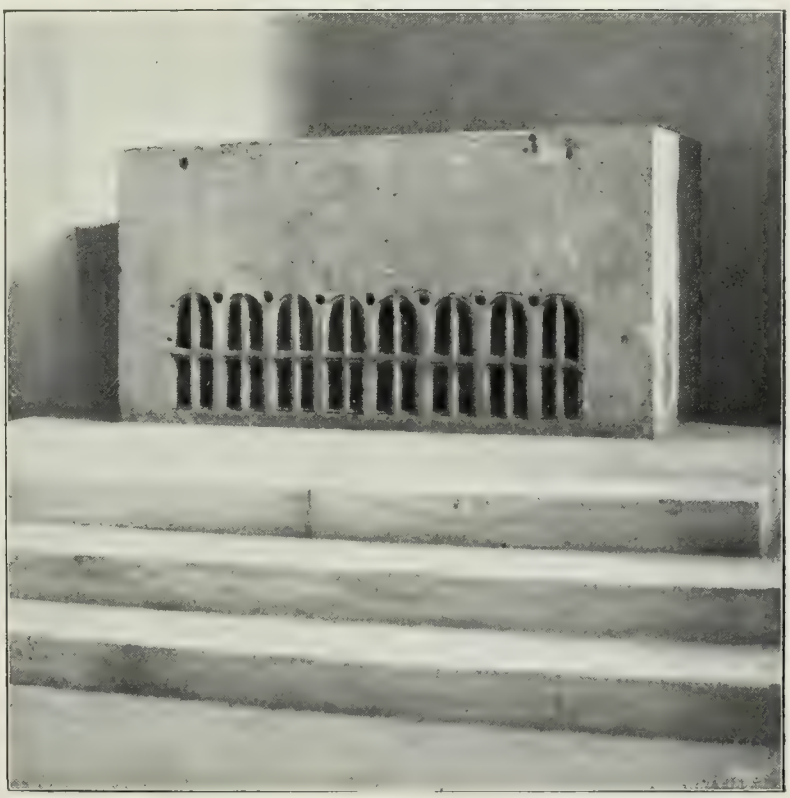


Abb. 152. Altar aus der Zeit der ersten christlichen Mission in Deutschland. Nach altchristlicher Weise durchbrochen zum Beschauen der innen aufbewahrten Märtyrerreliquien. In der Stefanskapelle des „alten Doms" zu Regensburg.

Eines ist diesen keltischen Mönchen eigen und ist ein Grund des Vertrauens, das ihnen die Deutschen entgegengebracht haben: sie waren keine hochmütigen Spätrömer, wie so viele der fränkisch-gallischen Geistlichen; anstatt die „Barbaren" mit samt ihrer Sprache und ihren Volksanschauungen zu verachten, suchten sie diese kennen zu lernen. Dies war auch der Fall bei Gallus, eigentlich Callo, Kolumbans Schüler († 645), der in Alamannien zurückblieb und in tiefer Wildnis eine Einsiedelei begründete, woraus das nach ihm benannte Kloster ward. Es mutet an, wie ein fortdauerndes Vermächtnis des Stifters und seines Eifers alamannisch zu lernen, wenn St. Gallen zu allen Zeiten ein (auch politisch) hervorragend und kampfesfreudig deutsch gerichtetes Kloster geblieben ist und sich strahlenden Ruhm durch seine Pflege der deutschen Grammatik und Sprache und germanischer Dichtungstoffe erworben hat. Landsleute von Gallus sind Fridolin, der Stifter von Säckingen, Pirmin, der Gründer von Reichenau auf der Insel im Untersee, dem einen der beiden westlichen Zipfel des Bodensees, und Kilian, Kyllena, welcher im mainischen Ostfrankengebiet der Heilige von Würzburg ward. Nach Bayern wandten sich Emmeran, der in der bayrischen Hauptstadt zu Regensburg wirkte, sowie Corbinian, der Stifter des auf dem linken Hochufer der Isar, flußabwärts von dem jüngeren München, gelegenen Freising. Beide sind sicher keine geborenen Iren, aber nach Richtung und Schule ihnen zuzurechnen. An den Fuß der Alpen wandte sich 696 Bischof Rupert von Worms, den der Missionsdrang ebenfalls nach Osten trieb; zwischen den von aufgesproßter Wildnis umgrünten Ruinen des alten norisch-römischen Juvavum gründete er den Bischofssitz von Salzburg, die spätere Metropole des deutschen Südostens.

Eine feste Zusammenfassung fehlte den je auf sich angewiesenen irischen Gründungen, und ebensowenig wie ihre Mutterkirche auf der grünen „Insel der

Heiligen" suchten oder wollten sie eine Verbindung mit dem nach abendländischer Autorität strebenden Bischofssitz von Rom. Diese Verbindung geschaffen haben erst die tiefinwendigen Gegner der Iren, die Angelsachsen.

Die Bekehrung der Angelsachsen ist ein selbsterworbenes Verdienst Roms, und zwar Papst Gregors des Großen, welcher im Jahre 596 den Abt Augustinus mit einer Anzahl von Begleitern nach Britannien sandte. Etwa in drei Menschenaltern hat die von ihnen gegründete Missionskirche ihr Werk bei den Angelsachsen vollendet und konnte nunmehr ihre Glaubensboten auch auf das Festland senden. Von ihnen hat Wilibrord († 739) lange Jahre unter den Friesen gewirkt. Bei ihm hielt sich eine Zeitlang als Gehilfe derjenige Mann auf, welcher hernach in eigener führender Tätigkeit zu einem der größten Staatsmänner der Kirche aufsteigen und Rom das für die Bekehrung der Angelsachsen Getane in reichstem Maße zurückerstatten sollte,

Abb. 153. Reliquienschrein des heiligen Emmeran. Arbeit des 13. Jahrhunderts.

Winfried, oder mit seinem geistlichen Namen Bonifatius (von fateor; nicht Bonifacius), der „Apostel der Deutschen".

Auf zwei Reisen Winfrieds nach Rom, 718 und 723, sind zwischen dem Papste Gregor II. und dem geistig weit überlegenen Angelsachsen die Grundzüge ihrer gemeinsamen Politik festgestellt worden, in welche als dritter Teilhaber Karl Martell einzuschließen war. Karl wollte aus eigenem, lebhaftem Antrieb die Kirche gestärkt, straff organisiert wissen, weil sie eine der wichtigsten Grundlagen seiner inneren und äußeren Machtstellung war. Er wünschte und begünstigte die Mission, weil sie die fränkische Herrschaft vorbereitete oder, wo diese schon bestand, sie befestigte; er betrieb die hierarchische Zusammenfassung der Kirche zu geschlossener Einheit, weil hierin ein ungemein wertvolles Gegengewicht gegen das partikulare Sonderbestreben der einzelnen Stämme und der Grenzprovinzen im Reiche lag. Aus dem Dreibund des fränkischen Herrn, des Papstes und der angelsächsischen Mission ist diejenige Sachlage hervorgegangen, welche Pippin zum König und zum Patricius Roms, seinen Sohn zum römischen Kaiser gemacht hat; ebenso wurzeln die Vernichtung des letzten deutschen Heidentums, aber auch die Vernichtung aller Ansätze zu einer fränkisch-deutschen Staats- und Nationalkirche in ihm. So haben denn Winfrieds Person und Wirksamkeit je nach dem Standpunkte der späteren Beurteiler

ebenso reiches, dankbares Lob, wie auch bittere Anfechtung und Herabsetzung erfahren. Die weltgeschichtliche Größe seiner Persönlichkeit tritt nur um so deutlicher hervor und kann auch dadurch nicht verlieren, daß man menschliche Unvollkommenheiten an ihm gefunden hat. Gewiß, er konnte unverträglich, gewalttätig, rücksichtslos, auch dreist herausfordernd sein, so wenn er bei Geismar vor den Augen der in ihrem alten Glauben kaum erschütterten Hessen ihre Donareiche umhieb. Aber er war auch der Mann, das Wagnis und den Erfolg seiner überlegenen Dreistigkeit, seines konsequenten Willens abzumessen. Und so finden wir in diesem Angelsachsen nur eben diejenigen Eigenschaften, welche auch diejenigen späterer bedeutender Manner seines Volkes gewesen sind und England gebietend und groß gemacht haben.

Abb. 154. Säule in der Krypta der 822 vollendeten Michaelskirche (nicht des bischöflichen Doms) zu Fulda. Hinter der Säule der alte Altar.

Seit Winfried in die erwähnten großen Verbindungen eingetreten war, gab er die Mitarbeit in Friesland auf und wandte sich in das eigentliche Reich. Es handelte sich darum, reifere Ernte zu schneiden und zu verwerten, als bei den nur ziemlich nominell von dem Hausmeier unterworfenen Friesen, auf dem Gebiet von Wilibrords stiller und entsagungsvoller missionarer Tätigkeit zu gewinnen war. Ohne allzuviel Widerstand zu finden, löschte er die Reste des offenen Bekenntnisses zum Heidentum in Ostfranken, Hessen und Thüringen aus, gründete Bistümer und Klöster als feste Mittelpunkte und Stationen der Christianisierung und begann, von Rom mit erzbischöflichem Range und Vikariatsvollmachten bekleidet, in den rechtsrheinischen Reichsgebieten die hierarchische Organisation und Diözeseneinteilung der Kirche, in welche er auch Bayern einbezog. Diese Organisation aber war die unter Rom, und das reizte nicht nur die romfreien iro-schottischen Gründungen, sondern auch den dem Frankenreiche widerstrebenden Stammespartikularismus zu Widerständen aller Art. Aber sie wurden überwunden, und eben dies brachte später Karl dem Großen die Frucht, daß die hohe bayrische Geistlichkeit in der Krisis nicht zu Tassilo, sondern zu dem Schirmherrn des Papsttums hielt.

Nicht minder wichtig ist Winfrieds Tätigkeit für das schon christliche westfränkisch-gallische Reich und dessen Kirche. Hier kommt das enge Zusammengehen

zwischen Karl Martell und ihm in den verschiedenen Synoden zum Ausdruck, welche Dogma und Kirchenzucht gereinigt, die Kirche innerlich gehoben, die systematische Organisation unter Roms Autorität befestigt haben. Indem Winfrieds erzbischöfliche Würde im Verlaufe dieser Reformen und Organisationen schließlich an Mainz geknüpft wurde, erschien dieses fortan als das erste Erzbistum des Reiches, dessen glücklich gewählter geographischer Mittelpunkt es war.

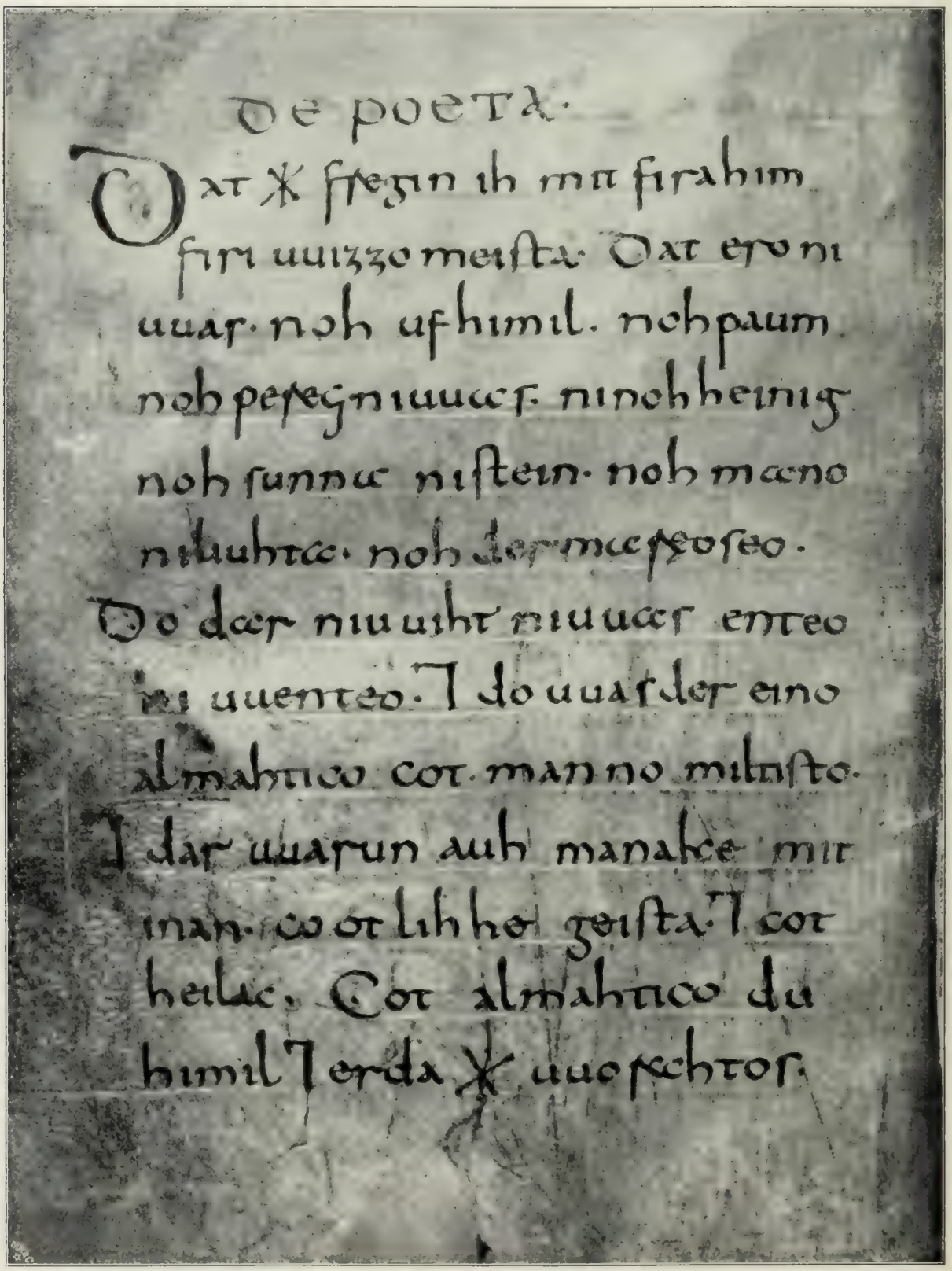


Abb. 155. Das Wessobrunner Gebet. 814. Als Schriftprobe des 9. Jahrhunderts. Handschrift auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Inmitten dieser großen kirchenpolitischen Tätigkeit vergaß Winfried der Klostergründungen nicht. Insbesondere war es die Stiftung des Klosters Fulda im Hessischen, zu welcher Winfried immer eine Art Herzensbeziehung behielt.

Unter Winfrieds Schülern und Gehilfen war Sturm, ein Bayer von Geburt. Diesen zog es nach beschaulichem Leben, ja nach Einsiedelei, und Winfried ging auf seine Wünsche ein, indem er sie für eine seiner Klostergründungen fruchtbar machte. Er sandte

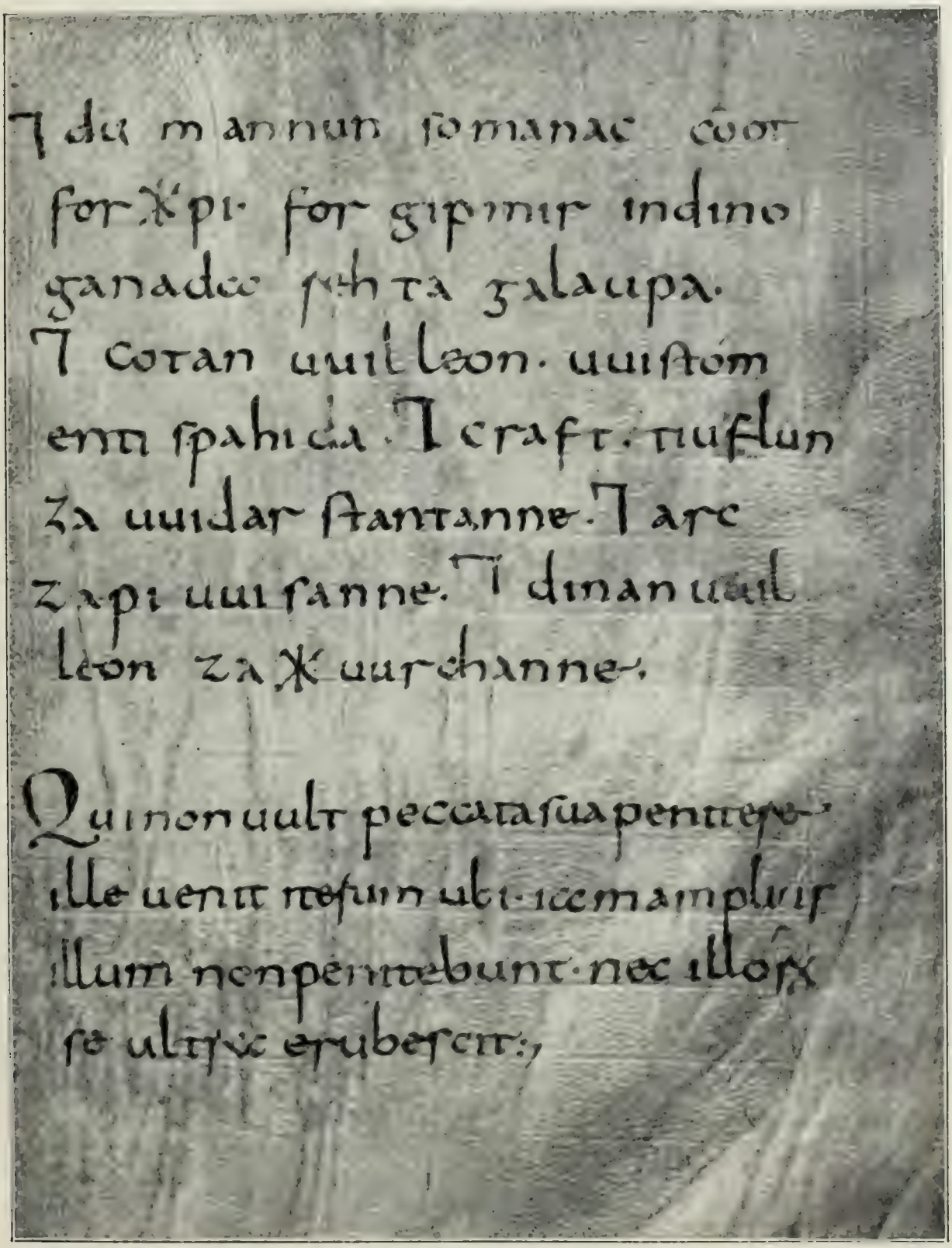


Abb. 156. Das Wessobrunner Gebet. 814. Als Schriftprobe des 9. Jahrhunderts. Handschrift auf der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Sturm mit zwei Gefährten in den großen Hessenwald Buchonia, um eine geeignete Stelle ausfindig zu machen. Drei Tage lang sahen dort die drei, so erzählt die Lebensbeschreibung des heiligen Sturm, nichts als riesige Bäume, wilden Wald um sich her und den Himmel durch die Wipfel. Dann kamen sie an den Platz Haerulfisfeld, der ihnen passend erschien; daher bauten sie dort kleine Blockhäuser mit rindengedeckten Dächern, blieben eine Weile da und machten sich dann auf, um Winfried zu berichten. Dieser fand ihre Erkundungen über Bodenbeschaffenheit, Richtung der Wasserscheide, über Quellen und Wasserläufe ganz ansprechend, fürchtete aber die zu große Nähe der weder von der fränkischen Monarchie noch vom Christentum bezwungenen Sachsen. So wurde der Platz aufgegeben, doch hat Winfrieds Nachfolger auf dem Mainzer Stuhle, Lullus, auf dem Platze zu Haerulfisfeld, d. i. Hersfeld, welcher Sturm so wohl gefallen, im Jahre 769 ein Kloster gegründet. Sturm und seine Gefährten bauten sich nun in der Buchonia einen Kahn, paddelten und ruderten die Feld-aha, d. i. die Fulda, aufwärts, suchten an ihren Uferwänden umher, fanden aber nichts Verlockendes und saßen zuletzt wieder etwas resigniert in ihren Hersfelder Hütten. Erst Winfrieds Gebot ließ Sturm abermals ausziehen. Diesmal ging er allein. Oder vielmehr er ritt auf seinem Esel, ein Päckchen mit Mundvorrat hinter sich geschnallt, die wegbahnende Axt in der Hand und dem Herrn Psalmen singend. Abends hieb er Äste und starke Zweige ab und steckte sie in den Boden als Zaun um sich her, in ihrem Schutze schlief er, während rings die Wölfe bellten, weil sie den Esel witterten. Einmal traf er auf eine Schar Menschen. Heidnische Slawen aus dem Osten zogen zum Markte nach Mainz und badeten bei einer Furt in der Fulda. Der spätere Heilige fand, daß diese elenden Ungläubigen furchtbar übel röchen, so daß es selbst sein Esel nicht ertragen konnte. Es ist ein verbreiteter und internationaler Brauch, minder geachtete Leute für schmutzig auszugeben, im allgemeinen wohl relativ nicht mit Unrecht, und ganz besonders der Kirche war es geläufig, Ungläubige und Widersacher als stinkend zu bezeichnen. Ob es nun in diesem Falle zutraf oder nicht, die Slawen, die sich fröhlich in dem kühlen Wasser tummelten, hänselten den sichtlich erschrockenen Eselreiter, und er behauptet, sie hätten ihn umbringen wollen, nur die Macht des Herrn habe es verhindert.

Dann zog er weiter, Gott für seine Errettung dankend, und kam an einen Ort Eihloh, d. i. feuchter Eichengrund. Hier kreuzte seinen Weg ein hessischer Mann, der seines Herrn Pferd zu geleiten hatte. Dieser nannte und sagte ihm alles, was er zu wissen wünschte, und sie schliefen die Nacht in der Wildnis Seite an Seite. Anderen Morgens verfolgte der Mann aus der Wetterau seinen Weg fürbaß. Sturm aber wandte sich in die Richtung, die ihm jener geraten hatte, und fand von hoher Freude erfüllt den ihm bezeichneten guten Platz. Den halben Tag ging er dort umher, und je mehr er alles betrachtete, desto mehr dankte er dem Herrn. So segnete er den Ort, hieb ein Kreuz in einen Baum, als Hausmarke des Christentums, welches hier Eigentum gewonnen, daß der Ort fortan weder Dämonen noch Waldgeistern mehr gehöre; dann begab er sich frohen Gemütes zu Winfried.

Dieser eilte zu Karlmann, Pippins Bruder, dem Herrn Austrasiens, und ließ sich von ihm jene Stätte nebst vier Meilen im Umkreis bewilligen. Im Frühling 744 zog Sturm mit sieben Gefährten auf seiner Waldstätte ein, welche man einfach, wie den Fluß selbst, Fulda benannte, und eine eifrige Rodungstätigkeit begann. Ein tüchtiges Stück vom Walde war niedergelegt, als zwei Monate später Winfried mit allerhand Gerät und einer größeren Anzahl von Arbeitern kam. Er selber wählte den Platz für die Kirche. Nachdem seine leistungsfähigeren Arbeiter die Lichtung breitgemacht, Torf gegraben, Kalk gebrannt, die Bauten ins Werk gesetzt hatten, kehrte er mit ihnen heim und überließ der jungen Mönchsiedlung den Ausbau der Stiftung. Der Ort aber blieb ihm stets besonders lieb, es war ihm Wohltat hier zu weilen und in Frieden sein Andachtbuch zu lesen. Um so mehr, als bald seine Stellung zu Pippin doch nicht mehr die gleiche war, wie sie zu Karl Martell, seinem Altersgenossen, und auch zu Karlmann noch gewesen. So erzählt Winfried denn auch in seinen schönen Briefen gerne von diesem Kloster Fulda im Walde, wo seine Jünger nach der Regel des heiligen Benedikt enthaltsam leben, ohne berauschendes Getränk, auch ohne Hörige, vielmehr ihren Unterhalt der Natur durch die eigene Arbeit abgewinnen. Hier wolle er auch nach seinem Tode ruhen, inmitten der Sitze des hessischen Volkes, bei dem er das Werk des Evangeliums vollendet.

In seinen Alterstagen gewann über Winfried der freudige Zurückblick auf seine Missionserfolge überhaupt das innere Übergewicht über die Befriedigung durch seine staatsmännische Tätigkeit. Und wie nach geflügeltem Wort der Mensch zu der ersten

Abb. 157. Taufe. Um 814. Aus der Handschrift des Wessobrunner Gebets.

Liebe und Phantasie seiner Jugend mit dem Herzen zurückkehrt, so ging der Greis noch einmal nach Friesland, wo er sich zum Nachfolger in Wilibrords Gründung, dem westfriesischen Bistum Utrecht, hatte machen lassen. Dort hat, als er am Flusse Borne bei Dokkum eine Anzahl Täuflinge einsegnen wollte, eine störend dazwischen stürmende Schar ihn und seine Begleiter erschlagen. Sein Leichnam ward, wie er 755.
gewünscht hatte, zur letzten Ruhe nach Fulda gebracht.

Was die Kirche den Karolingen als Stütze ihrer inneren Autorität und äußeren Politik bedeutete, das suchte auch Tassilo seinem bayrischen „Reiche" durch ihre emsige Förderung zu sichern. Schon sein Vater Odilo hatte hierin vorgearbeitet. So stellt die letzte Agilolfingenzeit, abgesehen von der durch Winfried geleiteten Diözesenorganisation, eine Periode zahlreicher Klostergründungen dar, woran sich neben dem Herzogshause auch die Adelsfamilien beteiligten. Außer in den Donaugebieten entstanden sie mit besonderer Vorliebe an den herrlichen Alpenseen und im Gebirgsvorlande; es seien von diesen nur Wessobrunn, Benediktbeuern, Tegernsee, Mondsee, und auf den Inseln des Chiemsees die von Poesie umschwebten Zwillingsklöster Herren- und Frauenwörth genannt. Noch Größeres freilich tat Kaiser Karl, indem er nach den Awarenkriegen die bayrische Kirche als Grundherrin bedeutender Landschenkungen, die sie an deutsche Ansiedler wieder austat, zur Trägerin der Mission und nationalen Arbeit in den neuerschlossenen Ostmarken an der Donau gemacht hat.

Karls wichtigste Hinterlassenschaft in dieser Richtung aber ist die Bekehrung der Sachsen oder vielmehr ihre äußere Hineinzwingung in das Christentum und die kirchliche Organisation, welche diese Erfolge festzuhalten und zu innerlichen zu machen hatte. In ihrem ganzen Umfange und ihrer festen Ordnung geht die spätere kirchliche Einteilung Sachsens nicht mehr auf Karl zurück. Doch sind unter ihm und durch sein Walten in den früheren Jahren des 9. Jahrhunderts die Bistümer zu Mimigernaeford (welches man seit dem 11. Jahrhundert nach dem Kloster, dem monasterium, des heiligen Liudgeri einfach Münster hieß), zu Paderborn, Osnabrück und Halberstadt entstanden und sonst eine Anzahl später bedeutender Kirchen erbaut worden. Auch trug Karl Sorge, die vergeiselten sächsischen Jünglinge den

Bischöfen des übrigen Reiches in Obhut und Erziehung zu geben und möglichst aus ihnen spätere Geistliche für Sachsen zu erziehen.

Als Karl starb, waren das Christentum und dessen Formen allerorten in das Leben und die Anschauungen seiner deutschen Untertanen übergegangen, in Sachsen wenigstens gesichert. Nicht nur der Staat, sondern auch die Lehre Christi und die Kirche haben durch das Walten und die Eroberungen der älteren Karolingen ungeheuren Zukunftsgewinn davongetragen. Vor allem dadurch, daß auch der kirchliche Schwerpunkt aus Gallien hinweg nach Deutschland verlegt war. Aus der vorhin besprochenen besonderen universalen Anlage des Deutschtums in Verbindung damit, daß dies Volk jugendlich war, seine sittlichen und intellektuellen Kräfte erst entfaltete, ist der Kirche während des Mittelalters immer aufs neue die moralische und geistige Wiederaufrichtung gebracht worden, deren sie so oft bedurfte, und in langsamer Weitervollendung dieses Bundes die schließliche Reinigung der Lehre, die Zurückgewinnung Christi und seines Evangeliums aus überwuchernder romanischer Zutat, die Reformation, entsprungen und verbreitet worden.

Staats- und Rechtswesen.

Die alte Souveränität der beschließenden Landsgemeinde hat noch Chlodwig zu respektieren gehabt, er konnte diese nur leiten und durch seine überragende, entschlossene Persönlichkeit beeinflussen. Dagegen haben seine Söhne ihre monarchische Stellung der Autokratie nahe gebracht. Die große Versammlung der Volksgenossen wurde seitdem fast nur noch als Heerschau oder zur Einleitung von Feldzügen, als „Märzfeld" zusammengezogen. In dem überwiegend romanischen Neustrien, wo die Franken nur als Grundherren und Beamte saßen, kam statt dessen in ziemlich früher merowingischer Zeit der Brauch in Aufnahme, die optimates, die „Großen" zur Beratung zuzuziehen, und von da dehnte er sich über die übrigen Reichsteile aus. Hierin wurzelt die Einrichtung der mittelalterlichen Hoftage, und wurzelt auch seit den späteren Zeiten Brunhildens die zunehmende Bedeutung und das schließliche Übergewicht der Aristokratie. Haben dann die älteren Karolingen das Übergewicht der Großen wieder erheblich eingeschränkt und fast vernichtet, so gab diesen die Regierung Ludwigs des Frommen Gelegenheit, ihre alte Macht aus der Merowingenzeit zurückzugewinnen.

Der König der Merowingenzeit trug nach archaischer Weise das auszeichnende langwallende Haar, eine Sitte, die bei dem Sturze des Geschlechts als überlebt ebenso wegfiel, wie die priesterliche Fahrt auf dem rinderbespannten Wagen. Sonst führte der fränkische König als Herrenzeichen den Speer, als Amtszeichen, auch der Gerichtshoheit, den Stab (S. 207), der in das Zepter überging, als Kriegsherr die Heerfahne des Herzogs. Der Hochsitz des germanischen Herrn wandelte sich zu einem von römischem Kunsthandwerk ausgestatteten Königsstuhl oder Thron. Salbung (seit 751) und Krönung (seit 800) waren Hinzufügung volksfremder Sitte. — Ein systematisches Thronfolgerecht fehlte noch ganz. Nur erst auf faktischem Wege arbeitet diese Periode daran, den Anspruch der Gesamtsippe in verschiedener Richtung einzudämmen. — Eine starke, entschlossene Frau, wie Brunhild, mochte über die Könige der Zeit hinweg die Regierung tatsächlich führen, aber entsprechend altgermanischer Auffassung über die Muntherrlichkeit konnte kein Weib aus ihrem Geschlecht heraustreten und selber der König sein.

Dem König der fränkischen Zeit stehen als Rechte, die das Königtum auf seinem Entwicklungswege erobert hat und die es erweitert und ausbildet, folgende zu:

Erstlich die Friedenswahrung nach innen. Den Volks- und Dingfrieden, den der Priester gebot, gebietet der zum König gewordene Priester jetzt als Königsfrieden. Dem entspringt die königliche Polizeihoheit, das dehnbare Recht, zum Schutz des Friedens bei Strafe zu gebieten und zu verbieten (Bannegewalt, Königsbann, denn Bann hängt mit *φημί* und fari zusammen, bedeutet feierliches Ansagen); ferner der besondere Königschutz über

Witwen, Waisen, sowie über Kaufleute und Volksfremde (darunter die Juden), welche diesen Spezialschutz durch besondere Abgaben erwerben. Auch in Orten oder Pfalzen, wo der König sich aufhält, herrscht der besondere Königsfriede. Wer ihn verletzt, wird dreifach gebüßt. — Zweitens die Amtshoheit. Nicht vom Staate, sondern vom König ressortieren die Beamten und sind ihm verantwortlich. Auf dem ganzen Gebiet des Beamtenwesens hat das römische Vorbild um so mehr Einfluß gehabt, als eben das Germanentum hierin sehr weniges und zwar gar nichts von festen Formen Umschriebenes ausgebildet hatte. — Drittens die Gerichtshoheit, welcher es während unserer Periode gelingt, sich auch die alten Hundertschaftsgerichte zu unterwerfen. — Viertens der Fiscus, das Kron- oder Staatsgut, aus dem die öffentlichen Ausgaben und Lasten bestritten werden. Hierin ist das Odal, das alte Eigengut der königlichen Sippe, mit enthalten als ein grundlegender Bestandteil, und die früher (S. 164) erwähnten Geschenke und Abgaben kommen hinzu, aber die Hauptsache bilden doch wieder in Gallien übernommene römische Rechtsnormen. Dem Fiskus gehört alles einstige folk-land, das herrenlose, noch von niemandem besetzte Land, aber auch das durch Friedloslegung, Verurteilung, kriegerischen Sieg über frühere Besitzer herrenlos gemachte Land. Eben nach letzterem Anspruch geschahen die großen „Konfiskationen" bei der Eroberung der Römerprovinz in Gallien, sowie Alamanniens. Ferner münden in den Fiskus die Zoll- und Verkehrsabgaben, die an Straßen, Flüssen, Brücken, in den Häfen erhoben werden, und sonstige Regalien: Strandrecht, Bergregal, Salzregal, Wildbann nebst Fischereihoheit. Der Forst- und Wildbann scheint mit auf eine Ausdehnung der Beziehungen zurückzuleiten zu sein, welche einst die priesterlichen Edelsippen zu den heiligen Hainen hatten. — Fünftens die Münzhoheit. Als Münze war die römische übernommen. Bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts prägte man 72 Solidi auf ein Pfund Gold, seitdem deren 84; die silberne Scheidemünze sah viele Umformungen. In karolingischer Zeit treffen wir das ganze System verändert. Seit Pippin war die Silberwährung eingeführt, seit Karl wurden aus einem Pfund Silber (409 Gramm unseres Gewichts) 20 Solidi geprägt, auf deren jeden 12 Denare gingen. Diese Rechnungsweise dauert durch das Mittelalter und heute noch in England. — Sechstens die Kirchenhoheit, Berufung und Leitung der Synoden, Ein- und Absetzung der Bischöfe. — Siebtens die Forderung der Treupflicht gegen den König. Gelegentlich der Umfahrt des Merowingenkönigs oder in die Hände seiner Beamten wurde der Treu- und Untertaneneid abgenommen, auf dessen Bruch der Tod gesetzt war. Die Hausmeierzeit ließ ihn absichtlich in Vergessenheit geraten; erst nachdem die Karolingen selber zum Königtum gelangt waren, führte ihn Karl seit 789 wieder ein, doch unter Milderung der Strafe. Der Tod blieb auf Hochverrat stehen, auf einfacherem Treubruch Vermögenseinziehung.

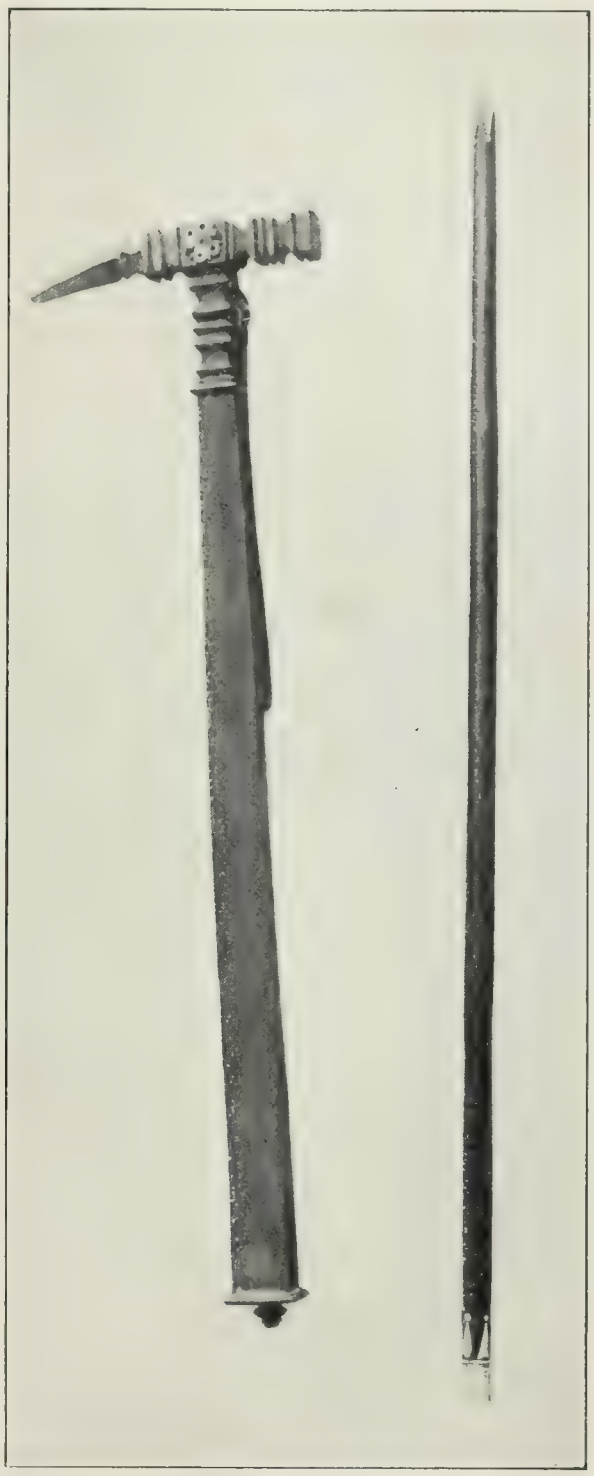


Abb. 158. Hammer und Stab des Stadtrichters von Hall, 1649. Als junges Beispiel dieser altertümlichen Amtszeichen.

Den Hof hatte die ältere Merowingenzeit nach römischer Weise in die Städte, wie z. B. Paris, Soissons, Reims, Metz, Worms, verlegt; seit der Karolingenzeit wurde wieder

mit Vorliebe in den von Krongütern umgebenen Pfalzen residiert. Dies empfahl sich inmitten einer naturalwirtschaftlichen Zeit, die keinen eigentlichen Güterverkehr kannte, auch aus den einfachsten praktischen Gründen. Solche Pfalzen Karls des Großen waren Heristal, Crécy, Attigny, Ingelheim, Nymwegen, Aachen. Gefolgschaft im alten Sinne hat niemand als der König. Die Gefolgsleute heißen jetzt Antrustionen (aus der Wurzel von trauen und Trost), im Volksmund Degen; im dichterischen Nachklang kommt es später auf, nach der Pfalz (palatium) von Paladinen zu sprechen. Die Antrustionen haben dreifaches Wergeld, wie die Beamten des Königs auch. Beide sind keineswegs identisch, finden aber Übergänge ineinander.

Das Beamtentum wurzelt teils in der germanischen Hausdienerschaft, weshalb Unfreie und Freigelassene niemals grundsätzlich von ihm ausgeschlossen waren, teils und mehr noch im Römertum. Der ursprüngliche Altknecht, seni-scalcus („Schalk" ist Knecht) Seneschall, steigt entsprechend dem Stattlicherwerden des Hofes selber auf, bis dieser Vorsteher der Hofbeamtenschaft im 6. Jahrhundert der schon früher besprochene Majordomus überflügelt. Der einstige Mähren-schalk, mariscalcus, Marschall, wird ebenfalls zum hohen Hof- und Staatsbeamten, oft auch Truppenführer und bekommt einen vornehmer gemeinten Titel aus dem römischen Vorrat, nämlich comes stabuli, Stallgraf, woraus Connétable wird. Der cubicularius, den die Wohn- und Schlafräume der Pfalzen und alles Hausgerät angehen, wird hierdurch, weil auch die Wertstücke und die Schatztruhen eingeschlossen sind, zum Schatzmeister, thesaurarius. Zu diesen tritt in gleichem Rang der Schenk, pincerna, hinzu. Von etwas niederen Hofämtern seien der Schwertträger (spatharius), die Küchenmeister, Kellermeister, Türhüter, die Kämmerer (von camera) erwähnt. Sie alle waren ebenfalls stattliche Herren, und besonders die Kämmerer kamen in karolingischer Zeit zu höherem Ansehen, rückten selbständiger neben den Schatzmeister.

Der Ausdruck domesticus bezeichnete Beamte der Verwaltung des Krongutes. Unter ihnen hieß der Vorstand einer villa, eines geschlossenen Landgutes, villicus, modern gewöhnlich mit „Amtmann", Domänenamtmann, wiedergegeben; fernere Posten waren die der maiores (wovon der größte Teil der Familiennamen Maier, Meier usw. herrührt), forestarii, Förster und cellarii, Keller.

Beamte in der ständigen Umgebung des Königs waren vor allem noch der Vorstand der nach römischem Muster eingerichteten königlichen Kanzlei und der von den Merowingen neugeschaffene Pfalzgraf, comes palatii, welcher dem König im Königsgericht zur Seite stand.

Im 8. Jahrhundert, wo die Quellen unserer territorialen Kenntnis reichlicher zu werden beginnen (insbesondere durch die Urkunden, die schriftlichen Niederschläge der Rechtsgeschäfte), sehen wir, daß das Reich eine systematische Gliederung in Grafschaften (comitatus) besitzt und daß zu diesen Amtsbezirken womöglich die Gaue, die alten Völkerschaftsgebiete, benutzt sind.

Gau und Grafschaft werden sehr gebräuchlich in der lateinischen Urkundensprache durch pagus wiedergegeben. Doch muß man sich hüten, aus jeder Verwendung von pagus, dessen Bedeutung eben, gerade wie in den älteren erzählenden Quellen auch, allgemein „Bezirk" ist, einen richtigen Gau herausdeuten zu wollen. Außer den vielen mit alten Völkerschaftsnamen zusammengesetzten Gaunamen (vergl. S. 135) begegnen uns nun auch solche von jüngerer Bildung. Bei diesen hat man sich zum Teil an die Städte im Bezirk gehalten, was natürlich nur auf vormals römischem Gebiet möglich war; hierher gehören Zürichgau, Breisgau (von Breisach), Speiergau, Lobdengau (von Lupodunum, Ladenburg bei Heidelberg). Oder an die Flüsse, z. B. Neckargau, Lahngau, Hasegau.

So zeigt denn auch diese Namengebung, wie die administrative Einteilung des Reiches auf Schonung des Alten und auf sich anpassender Neuregelung zu gleichen Teilen beruhte. Karl der Große hat die ganze Einteilung noch wieder überarbeitet und die dazu eroberten Gebiete ihr angepaßt; auch seitdem sind ausgedehntere Grafschaftsbezirke bei zunehmender Besiedlung und Bevölkerung zerlegt worden. Auf den Grafen, nach dem diese Bezirke Grafschaft hießen, hatte das organisierende Königtum die Wahrnehmung und Vertretung aller oben aufgeführten Hoheitsrechte innerhalb seines Bezirks übertragen. Im Latein der Kanzleien wird „Graf" mit dem spätrömischen Titel comes gleichgesetzt.

Die Hundertschaften als die alten Binnenbezirke der Völkerschaft waren nun solche der Grafschaft geworden. In älterer Merowingenzeit treffen wir die Hundertschaftsgerichte noch in ihrem ursprünglichen Wesen und in der alten Unabhängigkeit von Staatszweck und Verwaltung. Ihr Leiter ist zu dieser Zeit der thunginus (abgeleitet von thing: der Dingmann), der kein Beamter des Königs ist und den infolgedessen auch kein höheres Wergeld

auszeichnet und schützt. Aber das alldurchdringende Hoheitsrecht des Staates hat bis zum Schluß unserer Periode die Hundertschaften zu Unterorganen der Grafschaften und ihrer verschiedenen Verwaltungzwecke gemacht, der nunmehr staatliche Hundertschaftsvorsteher, hunno, centenarius, ist Unterbeamter des Grafen.

Wie schon mehrfach erwähnt, empfahl das militärische Interesse des Reiches, in einigen Grenzgebieten größere Kommandoeinheiten, als die Grafschaften waren, zu schaffen oder zuzulassen. Nachdem anfänglich mit dem Herzogtum, aber nicht gerade günstig, operiert war, hat Karl der Große die Hut der Reichsgrenze durch vorgelagerte Marken eingerichtet, welche je einem Markgrafen (marchio) unterstellt waren. Ferner hat Karl seit 800 die Einrichtung der Königsboten, missi, durchgeführt, vom Hofe entsandter höherer Aufsichtsbeamten, welche von Grafschaft zu Grafschaft ihre Inspektionsprengel bereisten.

Unterdessen wuchs, während gerade noch unter Karl dem Großen die unmittelbar durchgreifende Staatsautorität und Amtssystematik bis ins kleine vervollständigt und ausgebaut wurde, im Lehnswesen eine neue Form heran, welche schließlich die Amtsorganisation völlig ablösen und ersetzen sollte.

Das Lehnswesen ist ein Mischerzeugnis aus germanischen und keltischen Ursprüngen. Gallisches, schon von Cäsar vorgefundenes soziales System war die Abhängigkeit verschiedener clientes von einem senior, welches natürlich die Ausdrücke lateinischer Rechtsprache sind. Der Klient „kommendierte" sich in die Hände eines Seniors, der den Schutz und die Vertretung jenes durch eine kleine symbolische Gabe übernahm. Um so mehr nun, als echte Gefolgschaft nur der König haben konnte, wurde im fränkischen Gallien obige gallische Form auch von den Franken übernommen, und dabei wurde sie durch germanische Analogien und Anschauungen beeinflußt. An die Stelle der Kommendation trat „Mannschaft", homagium oder hominium: der in dies Verhältnis Eintretende erklärte sich durch Treueid zum homo, Manne, des Senior, in dessen Hände er die seinigen gefaltet legte. Der Senior dagegen nahm jenen durch eine symbolische Gabe in seinen Schutz und Haushalt (im weiteren Sinne) auf. Dies drang dann von Neustrien aus auch nach Austrasien. So standen schließlich überall im Reiche neben dem Königtum die größeren und mächtigeren Grundherren mit einem solchen — auch militärisch verfügbaren — Gefolge ihnen speziell „ergebener" und von ihnen abhängiger Leute. Mit dem 8. Jahrhundert ward für letztere ein älterer gallisch-lateinischer Ausdruck, vassi, vassalli, mit allgemeiner Verbreitung auch im mittelalterlichen Schriftlatein üblich.

Wenn ursprünglich der deutsche Gefolgsherr seine Gesinden mit an seinem Tisch ernährt und in seinem Hauswesen beherbergt hatte, so legten die größer gewordenen Verhältnisse für die Vasallität ein anderes Verfahren nahe. Diese Senioren waren einerseits die oberen geistlichen Herren mit dem großen Grundbesitz ihrer Kirchen, andererseits Laien, welche aus ursprünglichen Vergabungen des Königtums oder sonstigen Ausnahmeverhältnissen größeren Landbesitz hatten. Sie beliehen nun die Vasallen mit einem Landgut zu Nießbrauch auf Lebenszeit, einem beneficium oder Lehn.

Sehr zur Ausdehnung dieser Verbindung von Vasallität und Lehen haben die Araberkriege beigetragen, welche Karl Martell zu führen hatte. Es zeigte sich notwendig, eine Reiterei zu schaffen. Der fränkische Heerbann der Gemeinfreien war Fußvolk, und ihnen konnten weitere Lasten nicht auferlegt werden. Dagegen bot sich in der alteingebürgerten Berittenheit der Gefolgschaft ein Fingerzeig dar: man konnte aus den zahlreichen Vasallitäten eine Berufsreiterei schaffen, indem man die Senioren in den Stand setzte, vermehrte „Mannschaften" als berittene Truppen zu unterhalten. Hierzu aber gehörten große Mittel, und diese fand Karl Martell außer weiteren Vergabungen vom Krongut nur, indem er zu dem ungeheuren Gute der Kirche griff. Einen Rechtsbruch beging er hiermit nicht, denn die Herren der Kirche

waren von Rechts wegen Organe und Beamte des Staates, und ihr Gut war zunächst Amtsgut, durch das sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben in reichlichen Stand gesetzt werden sollten. Allerdings wollte die Kirche davon nicht viel wissen, sah das ihr Übertragene als fromme Schenkungen, als ihr resp. ihrer Heiligen Eigentum an und hatte die vergebenden Könige in der Tat schon früh an entsprechende Formeln gewöhnt. So hat sie denn Karl Martells Maßregel furchtbar übel genommen. (Pippin hat um 750 eine teilweise Rückgängigmachung vorgenommen, nachdem sie ihren dringlichen Zweck erfüllt hatte.) Aber zunächst mußte sie sein. Karl Martell übergab stattliche Teile des Kirchengutes an fränkische Große als Lehn der Kirche unter Vorbehalt deren Eigentumsrechtes, und die Belehnten taten davon wieder an ihre Mannen aus, die dafür Reiterdienst zu leisten hatten. Hiermit erst ist das Vasallitätswesen in das Wesen des fränkischen Staates aufgenommen und bedeutsam anerkannt worden.

Bis 755 ist auf die dargestellte Weise ein durch Vasallität organisiertes Reiterheer geschaffen worden, das neben den Heerbann der Gemeinfreien trat. Und dann hat die neue Form das fränkische Heerwesen überhaupt erobert, im fränkischen Heere wurden die Reiterabteilungen immer wichtiger. Hierdurch nicht minder, wie durch den persönlichen Schutz und die wirtschaftlichen Vorteile, welche die Vasallität bot, wurde der zunehmende Übergang der Gemeinfreien in Vasallitätsverhältnisse herbeigeführt. Am Ende des 9. Jahrhunderts bestanden die fränkischen Heere aus den Massen berittener Dienstmannen, und das Lehnswesen gliederte einen großen Teil der allgemeinen Bevölkerung. Nur in Sachsen und Friesland, wo die Verhältnisse altertümlicher blieben, erhielten sich sowohl der Fußkampf, wie die bäuerliche Altfreiheit mit längerer Dauer.

Das alte Märzfeld hat Pippin zum Maifeld gemacht, d. h. die Heerschau wie den Aufbruch zu Kriegen weiter ins Jahr hinein gerückt. Diese Maßregel erfolgte sowohl aus militärischen Gründen, die mit der Verpflegung der Pferde zusammenhingen, wie auch allgemein aus Rücksichten auf eine veränderte Landwirtschaft. —

Vollends wurde die Aristokratie dadurch in ihrer Geltung erhöht, daß Ämter und Lehn anfingen, sich zu verbinden und miteinander erblich zu werden. Indessen die Vollendung dieser folgenschweren Entwicklung liegt noch außerhalb unseres Zeitraumes; gerade Karl der Große hat sie mit allen Kräften rückgängig zu machen und aufzuhalten gesucht.

Abgesehen von seiner durchgreifenden Gesetzgebung durch Kapitularien, d. h. königliche Verordnungen, hat Karl der Große Sorge getragen, das alte Volkseigentum an Rechtsanschauungen, die Volksrechte aufzeichnen und schon aufgezeichnete überarbeiten zu lassen. Diese Volksrechtskodifikationen zeigen uns einen Zustand, wo die innerlich ausgleichende Rechtsgemeinsamkeit von den alten Völkerschaften schon zu der Stufe der Großvölker oder doch ihrer größeren Unterabteilungen fortgeschritten ist.

Die von den deutschen Volksrechten weitaus altertümlichsten, bis in die Zeit Chlodwigs zurückgehenden Redaktionen weist das Volksrecht der salischen Franken, die lex Salica auf. Schon vorher, noch in der Zeit der fränkischen Einzelkönigreiche, war dieses Recht durch vier berufene Männer, anscheinend nur mündlich, gewiesen worden. Das Ribuarierrecht, lex Ribuaria, ist erst in Texten der karolingischen Zeit erhalten. Innerhalb des Ribuariergebietes hatten die Chamawen noch zu Karls Zeit eine Anzahl ihrer alten völkerschaftlichen Sonderbestimmungen für sich und ihre Nachbaren (vgl. oben S. 157) bewahrt; dieses Sonderrecht ist damals als Ewa Chamavorum niedergeschrieben worden. Für die Burgunden hatte schon König Gundobad kodifizierende und gesetzgeberische Tätigkeit entfaltet, deren Ergebnisse als lex Burgundionum oder lex Gundobada auch unter der fränkischen Herrschaft für die Burgunden in Kraft blieben. (Für die Römer in Burgund hatte Gundobad eine römisch-rechtliche lex Romana Burgundionum abfassen lassen.) Das Alamannenrecht

ist etwa um 600 auf fränkisch-obrigkeitliche Veranlassung als pactus Alamannorum in älterer Form aufgezeichnet worden, dann noch wieder und ausführlicher als lex Alamannorum zur Zeit der tatsächlichen Unabhängigkeit der Alamannen unter Herzog Lantfrid am Anfang des 8. Jahrhunderts. Die lex Bajuwariorum entstand zwischen 744 und 748 durch Herzog Odilo und unter fränkischer Mitwirkung. Die lex Frisionum stellt sich als ein Versuch privater Zusammenfassung aus der Zeit Karls des Großen dar. Sie gibt noch kein ausgeglichenes Recht eines friesischen Großvolkes, sondern läßt drei verschiedene Gebiete der Rechtsgemeinsamkeit unterscheiden: Westfriesland bis zum Vlie, dem Ausfluß der Zuidersee, Mittelfriesland bis zur Laveke, und Ostfriesland von da bis zur Weser. (Nordfriesland liegt noch außerhalb des Bereiches derartiger Arbeiten.) Bestimmungen zum Schutz des heidnischen wie des christlichen Kultus sind in der Arbeit des friesischen Kompilators nebeneinander gemengt. Die lex Saxonum, das Volksrecht der Sachsen, ist zeitlich nach dem Kapitulare von 797, wohl 802 aufgezeichnet worden; um dieselbe Zeit sind die volksrechtlichen Bestimmungen der den Thüringern zugewanderten Angeln und Warnen (vgl. den Anhang) in eine gemeinschaftliche lex zusammengefaßt worden. Den Langobarden, über die das Frankentum 774 die politische Herrschaft antrat, hatte König Rothari 643 als Edictus Langobardorum eine Überarbeitung ihres umfassend gesammelten Volksrechtes gegeben, zu der eine Anzahl jüngerer königlicher Erlasse hinzugekommen waren. In urältesten Bestandteilen den skandinawischen und ostgermanischen Volksrechtsanschauungen verwandt, steht das langobardische Volksrecht von den deutschen Volksrechten dem sächsischen (und den angelsächsischen) am nächsten.

Der Einfluß jener Aufzeichnungen auf die lebendige Rechtsprechung darf nicht überschätzt werden. Denn sie wurden darum nicht an den Malstätten der Einzelgerichte eingeführt, hier galt nach wie vor die mündlich fortgepflanzte Tradition. Aber die Regierung hatte doch eine Übersicht. Allerdings sind alle jene genannten Kodifikationen durch Hinzufügungen und Umformungen, welche die Staatsgewalt schon vorgenommen hatte, weiterhin dadurch, daß die Aufzeichner zum Teil dem Muster und der Anlage fremder Rechtsbücher folgten, ferner durch Privatmeinungen beeinflußt und entstellt. Aber immerhin enthalten sie im Kern das alte Volkseigentum, das wir weiter mit den westgotischen, skandinawischen und angelsächsischen Rechten vergleichen mögen. Nachmals ist noch in den Weistümern des Mittelalters, in welchen lokale Rechtsherkommen, so wie kundige Leute sie „wiesen", aufgeschrieben wurden, viel alte Volksanschauung niedergelegt. Das alles miteinander erlaubt, einen deutlichen Begriff von dem Wesen und der Denkweise des alten deutschen Rechts zu gewinnen.

Es ist ein jugendliches Recht: lebhaft, unverknöchert, oft naiv, mit starker Hinneigung zu poetischen Bildern und Ausdrücken. Die ganze deutsche Landschaft mit Sonne und Wind, Wolken und Nebeln, ihren geheimnisvollen und düsteren Stimmungen, ihren Gerichts- und Malstätten auf der Heide oder der rauhen („rugen") Erde, aber auch die Situation im Dorf, im Hause, auf dem Felde blicken anschaulich durch diese Rechtsstilistik hindurch. Der Friedlose, lautet eine Formel, soll landflüchtig sein, soweit Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Sonne den Schnee schmilzt, Welt gebaut ist, Winde brausen und die Wasser zum Meere strömen. Zwölf Jahre hütet, so heißt es in Rechtsbestimmungen aus dem westerlauwerschen Friesland, die Mutter das Kind vor dem Zahn des Schweins, dem Schnabel des Huhns, dem Biß des Hundes, dem Huf des Hengstes, dem Horn des Rindes, vor Feuer, wallendem Wasser, Brunnen, Graben und scharfem Gerät. Wie im lebendigen Sprichwort ist die Neigung groß zu alliterierenden oder reimenden Ausdrücken: Haus und Hof, Stock und Stein, Mann und Maus, Kind und „Kegel", d. h. uneheliches Kind, Leib und Leben, Gut und Blut, Hülle und „Fülle", d. i. Inhalt der Hülle. Ein menschliches Grauen mildert die Ausdrücke des Strafvollzuges, nennt den friedlos Gelegten vogelfrei, macht den zu Enthauptenden „einen Kopf kürzer" und läßt in jüngeren Wendungen den Gehängten mit des Seilers Tochter Hochzeit machen. Innerlich verwandt, wie Humor und Güte sind, kommen sie das ganze Mittelalter hindurch in den rechtlichen Bestimmungen, die heimischen Anschauungen entfließen, zum Ausdruck. Das Recht muß sühnen, strafen, Schuldiges eintreiben helfen, möchte aber doch immer wieder mildern, helfen, erleichtern. Wenn der Amtmann des Grundherrn schickt, um bei dem hintersässigen Manne das Zinshuhn zu fordern, und der Bote findet eine Wöchnerin im Hause, so soll er nur den Kopf des Huhns

bringen, das andere über die Schulter wieder ins Haus werfen — so kommt das Recht des Herrn nicht in Gefahr und die Wöchnerin hat größere Sicherheit das Huhn zu bekommen, als wenn es am Leben bleibt. Oder wenn der Fährmann am Fluß einen Verfolgten und einen Verfolger kommen sieht, so soll er jenen zuerst allein hinüberfahren. Und so in tausend Dingen. Daher auch die Neigung des alten Rechts, anstatt immer nur mit schwerer Sühne und Geldbußen, in geeigneten Fällen durch Schimpf zu strafen, zur Schande der in Spott Umhergeführten oder an den Pranger Gestellten und zur Belustigung für andere. Über derlei mag nüchterne und harte Paragraphenlogik die Achseln ziehen. Allerdings ist alles dies nur mit einer Volksart verträglich, die im ganzen gutherzig, rechtlich, von empfindlichen Ehrbegriffen geleitet ist und die noch keinen umfänglicheren Mißbrauch dieser ihrer Veranlagung zu fürchten hat.

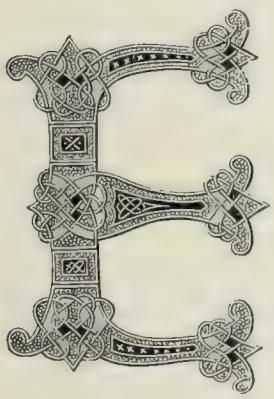
Im Rechtsgang sprach seit alters die ganze Gerichtsgemeinde das Urteil. Die zunehmende Vermannigfaltigung der Lebensverhältnisse, die für den Einzelnen oft störende oder unmögliche Pflicht, zum Gerichtsding auf derjenigen Malstätte, wohin er gehörte, zu erscheinen, dazu das Eindringen der Staatsgewalt in die bürgerliche Hundertschaftsgerichtsbarkeit und die ganze mehr amtsmäßige Handhabung haben dies zu ändern nahegelegt. In vorsichtigen und langsamen Übergängen ist man von dem Urteilsvorschlag einzelner besonders rechtskundiger Personen oder Ausschüsse, woran sich das Vollwort des „Umstandes" schloß, schließlich zum Schöffenwesen als einer Verengung der Gerichtsgemeinde gekommen. Auch die alte Tagung unter freiem Himmel hielt man nur dort fest, wo die Zustände allgemein altertümlicher blieben und infolgedessen auch die engere Schöffenzahl nicht durchdrang. Wo letzteres der Fall war, suchte man mehr und mehr geschützte Räume auf. Die Kirchen allerdings, welche sonst in vielem die alten Dingplätze ablösten und eben die größeren gedeckten Räume innerhalb der Gemeinden waren, wurden von der Benutzbarkeit für Gerichtzwecke gesetzlich ausgenommen, was verständlich genug ist. Zu dem regelmäßigen, daher ungebotenen Gerichtsding in der Hundertschaft kam der Graf; mußten weitere Gerichtstage „geboten" werden, während der Graf in einem anderen Teil seines Bezirks weilte, so trat für ihn der Hundertschaftsvorsteher ein. Hieraus ging schließlich ein Kompetenzunterschied hervor: im „echten", ungebotenen Ding unter Vorsitz des Grafen auf erhöhtem Stuhl wurden Sachen, die an Freiheit und Eigen gingen, sowie die Fälle der staatlichen Strafgerichtsbarkeit entschieden, dagegen im gebotenen Ding als Niedergericht unter Leitung des Centenars Klagen um fahrende Habe und Schuldsachen. Um so leichter versteht sich, daß uns unter den Eindeutschungen des Wortes Centenar der Ausdruck Zentgraf begegnet, der später auch zum Eigennamen (Zintgraf u. ä.) geworden ist.

Abb. 159. Rechtsförmlicher Zweikampf zwischen Mann und Frau. Aus einem handschriftlichen Fechtbuch des 15. Jahrhunderts.

Der Unvollkommenheit des alten Beweisverfahrens wurde wesentlich dadurch abgeholfen, daß man gelernt hatte, nach römischer Weise Rechtsgeschäfte mit schriftlichen Beurkundungen zu verbinden. Andererseits kamen, im bürgerlichen wie im Strafverfahren, die von der Kirche eifrig geförderten Gottesurteile zu einem Ansehen, welches keineswegs eine Verbesserung

gegenüber dem urzeitlichen Rechtsgang darstellt. Als solche wurden angewendet: die Kreuzprobe — die Vertreter beider Parteien standen mit ausgestreckten Armen vor Kreuzen, und wer die Arme zuerst sinken ließ, war unterlegen —; das Loswerfen auf dem Altar der Kirche, wohin man sich begab, oder an Ort und Stelle über Reliquien; der Weihbissen — je nachdem geweihtes Brot und Käse schneller oder langsamer hinuntergeschlungen wurden —; die Schwimmprobe — der nicht Untergehende war schuldig, weil das Wasser gegen seine sonstige Art ihn nicht aufnehmen wollte —; die verschiedenen Proben durch siedendes Wasser (Kesselfang), getragenes glühendes Eisen oder barfuß überschrittene glühende Pflugscharen, wobei eine Verbrennung überführte; und dann der Zweikampf in verschiedenen Formen. Dem gerichtlichen Zweikampf der Frauen ist diese Periode noch abgeneigt. Nur das Volksrecht der Bayern stellt deren rüstigen Weibern diesen Kampf frei, wenn sie „in ihres Herzens Wildheit" nach ihm verlangen; doch sollen sie dann nur die halbe Entschädigung erhalten, als wenn sie ihre Verletzung und ihren Anspruch auf andere Art erweisen. Das spätere Mittelalter hat an diesem Weiberkampf sehr verbreitet Geschmack gefunden und ihn mit allerlei besonderen Vorschriften ausgestattet, teils um ein besseres Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, teils um sich etliche humoristische Unterhaltung auch beim ernstesten Spiel, das meist um Leben oder Gliedmaßen ging, zu sichern.

Die sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen.



Karolingischer Majuskelbuchstabe aus Ludwigs des Deutschen Psalter auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Etwa bis Ende des 6. Jahrhunderts hat sich das Sondereigentum an der Ackerhufe durchgesetzt, wennschon Wald und Weide Allmende bleiben und der jetzige Inhaber seines festen Anteils immer noch an Eingriffsrechte der Markgenossenschaft, an ihre Beschlüsse über Erntetermin und derlei gebunden bleibt. Im Laufe der nächsten Jahrhunderte erlangt der Einzelne auch größere privatrechtliche Verfügungsgewalt über sein Eigen. Mit anderen Worten: seine Sippe bindet ihn fortschreitend weniger, ihre Wichtigkeit, die ohnedies durch das all-durchgreifende Walten und den Friedensschutz der Staatsgewalt herabgesetzt ist, zerflattert auch von jener Seite her. Das Erbrecht bildet sich unabhängiger aus; Veräußerungen, Teilungen der Hufe werden möglich; es gibt Leute mit größerem und mit kleinerem Besitz; die Vorbedingungen einer gewissen Freizügigkeit sind gegeben. Dazu kommt die in ihren Wirkungen tiefeinschneidende Möglichkeit, in eine Vasallität einzutreten.

Eben indem der mit dem Lehnswesen verquickte Großgrundbesitz nicht mehr halbkommunistische, auf Gegenseitigkeit gestützte Wirtschaftsgenossenschaften, sondern wirtschaftliche Einzelexistenzen sich gegenüber fand, ward er diesen überaus gefährlich. Der Hufner und noch leichter der Halbhufner kam mehr und mehr dazu, sich in den Zinsmann, im stattlicheren Fall in den Meier des Grundherrn zu verwandeln. Die alten Unterschiede von Frei, Halbfrei und Unfrei begannen, nachdem das Königtum sie niemals recht respektiert, sondern gerade seine unfreien Diener mit Erfolg gehandhabt und erhöht hatte, jetzt auch in der Allgemeinheit durcheinander zu gehen. Auf weite Strecken waren die Hufen die kleinen Einheiten des Großbesitzes geworden, die Hübner oder Huber abhängige Leute. Dazu kam die zunehmende Wichtigkeit des Reiterdienstes. Die Freien, welche wirtschaftlich sich einem Grundherrn gebeugt hatten, aber im übrigen die alte Freienpflicht im Volksheerbann erfüllen wollten, wurden durch Karl Martells Maßregeln geradezu ermuntert, die reisigen Mannen in dem Sonderaufgebot ihres Seniors zu werden, dieser trat nun also auch als militärischer Oberer zwischen sie und die Staatsgewalt. Neben die alten hundertschaftlichen Gerichtsgemeinden traten die neu herausgebildeten Gerichtsgemeinden der einzelnen grundherrlichen Meierhöfe, die ihre Angelegenheiten auf Grund teils des allgemeinen Rechts, teils des Herkommens auf diesem besonderen Hof und der dort bestehenden Pflichten genossenschaftlich schlichteten und darin von dem Grundherrn respektiert wurden. Auch hier vermengten sich ursprüngliche Freie und Unfreie bald so gut wie unterschiedslos. Es entstanden neue Abstufungen, die durch den näheren

oder entfernteren Abstand von dem Herrn bestimmt wurden. So verlor sich die alte ländliche Hörigkeit in einem neuen „Dienst- und Grundholdenstande", aber auch ein höchst beträchtlicher Teil des alten Freienstandes verschwand. Ein Gebiet freier Bauern blieb vorläufig noch das sächsisch-friesische Niederdeutschland. Wenn Karl der Große die Heranbildung einer neuen ständischen Gliederung in seinem Reiche noch zurückzuschrauben suchte zu Gunsten der allgemeinen Staatsuntertänigkeit und direkten Verwaltung, so sollte jene desto ungehinderter unter Ludwig dem Frommen zum Siege gelangen.

Systematischer und mit reichlicheren Kräften, als es der Einzelne konnte, hat der Großgrundbesitz gelichtet, gerodet, entwässert und dadurch zahlreiche Ansiedlungen jüngeren Ursprungs ermöglicht. Auch den inneren Kulturgewinn durch geordnete, gemeinsame Arbeit im großen Stil, durch Berufsteilung wird man nicht gering anschlagen. Die Herrengüter lehrten düngen, lehrten Sommer- und Winterfrucht unterscheiden, bürgerten die Dreifelderwirtschaft mit Abwechslung von Winter-, Sommer- und Brachfeld ein. Man darf den Termin für das siegreiche Aufkommen der Dreifelderwirtschaft in die Zeit Karls des Großen setzen. Durch die Grundherrschaft kamen ferner Wassermühlen zu weiterer Verbreitung als bisher; sie trieb geordnete Forstwirtschaft, baute Kalk- und Ziegelöfen, sorgte für Wege, Brücken und Fähren. Von ihr ging, wie eben die Arbeitsteilung, ein nunmehriges deutsches Gewerbe aus, da ein Teil der Gutsleute mit der Verarbeitung der Rohmaterialien ständig beschäftigt wurde. Und wieder ist es Kaiser Karl, der auch auf diesem Gebiete der große Lehrmeister gewesen ist. Sein Kapitulare „de villis" hat die Krongüter zu Musterwirtschaften gemacht und deren Verwaltung bis ins kleinste geordnet.

Diese Fürsorge Karls erstreckt sich auch auf die Gartenpflege. Aus den vorhergehenden Perioden hört man von solcher nichts und muß bezweifeln, daß das frühere Bauerntum es darin schon zu irgend etwas Nennenswertem gebracht habe. Nur die zum Teil eingewanderten Mönche hatten schon vor Karl ihre Klostergärten gepflegt und mancherlei Kulturpflanzen über die Alpen geholt. Das Wort Garten an sich ist viel älter als seine uns geläufige Bedeutung; es bezeichnet zunächst „Einfriedigung" überhaupt. — In Karls Verordnung treten Ziergarten und Zierpflanzen zurück, obwohl wir anderweitig wissen, daß der Kaiser Blumen liebte; das Kapitulare will eben die Nutzbarkeit und die Ökonomie der Höfe regeln. Daher handelt es sich um Küche und Tafel, Arznei- und Gewerbezwecke.

Gepflanzt werden sollen: Erbse, Bohne, Linse, Kohl, Kohlrabi, Spinat, gelbe Rübe, Artischocke (der Spargel fehlt noch); Kopfsalat, Endivie, Zichorie, Kresse, Sellerie, Rettich, Gurke, Flaschenkürbis (der im Süden altheimische weißblühende; der gelbblühende ist erst im 16. Jahrhundert eingeführt worden); Kerbel, Kümmel, Fenchel, Dill, Anis, Koriander, Senf, Bohnenkraut (der schreckliche Safran fehlt noch); ferner die in etwas zweideutigem Geruch stehende Trias Zwiebel, Schnittlauch und Knoblauch. Das alles sind, neben etlichem alten deutschen Eigentum, überwiegend aus dem Süden und Westen herübergenommene Gewächse. — Von Äpfeln, Birnen, Kirschen, Pflaumen werden je schon verschiedene Sorten verlangt und namhaft gemacht, die hervorgehobenen Apfelsorten sind Gozmaringer, Geroldinger, Krevedella und Spirauca. Walnuß, Haselnuß, Mispel, echte Kastanie, Mandel, Pfirsich, Feige, Pinie, Lorbeer — an sie alle ist gedacht, aber nicht allen hat das deutsche Klima die Einbürgerung erlaubt. Färberröte (Krapp), Waid zum Blaufärben, Lein, Hanf sollen gepflanzt werden; zu Heilzwecken jene altdeutschen und mittelalterlichen Arzneikräuter, deren sanfte Kräfte seit den Kreuzzügen und den großen Entdeckungen durch die stärkeren Arzneipflanzen des Orients und der Tropen verdrängt worden sind: Haselwurz als Brechmittel, Mutterkraut gegen Fieber, Wolfsmilch mit Wirkungen, in denen sie durch Rizinus und Bitterwässer abgelöst ist, ferner Mohn, gegen Brandblasen Hauswurz, das allbekannt auf Strohdächern wächst, Eibisch gegen Erkältungen; von fremden Hinzukömmlingen gesellen sich hierher: Minze, Liguster, Agrimonia („Ackermennig" eingedeutscht) und Abrotanum („Eberraute", Zitronenkraut). —

Die Angaben der Volksrechte lassen den Viehbestand ungefähr erkennen, ebenso die Wertabstufungen. Wo mit Pferden das Feld bestellt wurde, wurden auf die einzelne freie Bauernhufe zwölf Ackerpferde gerechnet, zu denen ein Hengst kam. Sonst ergibt die Statistik für eine derartige Hufe 12—24 Kühe nebst einem Stier und einer wechselnden Anzahl von Ochsen, 40—60 Schafe, verhältnismäßig sehr viel Schweine. Die Hunde waren längst beruflich „differenziert": Haus und Gehöft bewachte der Hofhund, dem Rinderhirten und Schäfer

halfen entsprechende Hirten- und Schäferhunde und wehrten auch dem Wolf, dem Jäger half der Schweinehund auf der Saujagd und der Windhund, des Hasen habhaft zu werden. Indes der gewöhnliche Bauer war zu dieser Zeit in der Regel kein Jäger mehr. — Setzt man den durchschnittlichen Ersatzwert der Kuh als Einheit, so gilt das Pferd das 3—6fache, ein ungezähmter Falke das Dreifache, ein gezähmter das Zwölffache, ein Höriger das Sechsfache dieser Einheit. Schild und Lanze, die notdürftigste Ausrüstung, gelten das Zweifache der Kuh, ein Schwert allein das Dreifache, eine Brünne (Panzer) das Zwölffache, Beinbergen und Helm je das Sechsfache. Ein Messer einfachster Art steht höher im Wert als die Kuh, so teuer ist das Eisen noch.

Zur Fleischnahrung liefert auf dem austrasischen, deutschen Gebiet, von dem immer die Rede ist, soweit nichts anderes bemerkt wird, die Hauptbeisteuer das Schwein. Dieses vortreffliche Haustier war so bequem zu haben, die Kinder trieben es in den Wald und beide Teile waren beschäftigt. Im Spätherbst dann, wenn die Jahreszeit der Waldidylle ein Ende setzte, verproviantierte das große Schweineschlachten, abgesehen von dem, was in dieser nun anbrechenden „fetten" und festlichen Zeit frisch gegessen wurde, das ganze künftige Jahr. Bis der Kuckuck im Frühling schrie, kamen Würste, Dörrfleisch und gar die ganzen halben „Seiten" des Schweins, die baccones (von „Bache", Sau) in den Rauchfang, und auch auf Pökelfleisch (niusaltus) verstand man sich. Schon vorher, reichlich 14 Tage vor der Schweineschlachtzeit, die sich später an den Andreastag (30. Nov.) anlehnte, fielen die Todeslose der Gänse. Dazwischen wurde auch einmal im übrigen Jahr bei irgend gebotenem Anlaß ein Stück Vieh geschlachtet, und am leichtesten ging es einem Huhn an den Kragen. Aber in der Hauptsache bildeten doch Grütze, Fladen, die groben Brote, die man nun buk, Milchspeisen, Käse, Eier, nebst den Räucherwaren die ständige Nahrung. Jagd und Fischerei waren Regal geworden und wurden zwar als Lehn übertragen, aber kamen eben an den einfachen freien Mann am schwersten. Eher erwarb er die Erlaubnis, in den Königswald, wenn die Allmende nicht reichte, seine Schweine gegen einen Mastzehnten zu treiben.

Auf den grundherrlichen Höfen und gar auf den Musterwirtschaften Karls des Großen hatte auch dies alles einen stattlicheren Zuschnitt. Auf letzteren gab es z. B. schon Enten, Pfauen, Fasanen, Tauben und Turteltauben. Auf großen Hofgütern schloß das Hoftor eine ganze Anzahl von Gebäuden ab, z. B. solche, wo die Frauen und Mägde spannen, woben und sonst arbeiteten, dazu Backhaus, Brauhaus, Brunnenhaus, Waschhaus usw. Das Ganze ging über das Wesen und Aussehen eines modernen reichen Gutshofes hinaus, da es mancherlei mit umschloß, was seitdem in die Städte verlegt worden ist. Dahin gehören eine Anzahl Werkstätten, denn, verordnete Karl, jeder Amtmann sollte auf dem Hofgut Eisenschmiede, Gold- und Silberschmiede, Schuster, Dreher, Zimmerleute, Maurer, Ziegelstreicher, Gerber, Schildmacher, Fischer, Vogelfänger, Falkner, Seifensieder, Brauer, Bäcker, Seildreher, Netzemacher, Kohlenbrenner und andere Handwerker haben. An den landwirtschaftlichen Verrichtungen in Feld und Stall, ferner am Backen und Brauen nahmen beide Geschlechter teil; Küche, Milchwirtschaft, Kleidermacherei in allen Stadien, Waschen waren ganz oder wesentlich den Frauen vorbehalten, ebenso die Krankenpflege. Das ganze Tageswerk sollte nach dem Willen des großen Systematikers und Karls eigener Pünktlichkeitsgewöhnung entsprechend aufs genaueste geregelt sein; man wird dadurch geradezu an einen modernen industriellen Großbetrieb erinnert. Wenn endlich die Sonne zur Rüste gegangen war, so läutete ein Glöckchen auf dem Hauptgebäude, wo der villicus oder maior wohnte, oder ein Horn ward geblasen, und nunmehr kam alles zur Abendmahlzeit und frohen Rast aus den Werkhäusern, Ställen und Schuppen zum Vorschein.

Den Handel darf man sich nicht zu kümmerlich vorstellen. Seiner wiederbeginnenden Bedeutung kam die allgemeine Fürsorge Karls des Großen für Sicherheit, Ordnung, Wohlfahrt, sowie seine vorbildlichen Maßregeln für die Produktion der Grundherrschaften zustatten. Es gab Wochen- und Jahrmärkte, erstere mehr für die alltäglichen Bedürfnisse, letztere zum Teil mit der Bedeutung der großen neueren Messen. Klug untersagte Karl d. Gr. die Ausfuhr von Waffen zu den nördlichen und östlichen Völkern und hielt seine Aufsichtsbeamten an den für den Übergangsverkehr zugelassenen Orten: Bardowik, Scheffel (zwischen Lüneburg und Bremen), Magdeburg, Erfurt, Forchheim, Regensburg, Lorch. Dorthin kamen skandinawische, slawische, awarische Händler, aber sie kamen auch, wie uns die Erlebnisse Sturms vorhin erzählt haben, direkt bis an den Rhein. Und hier, an dem herrlichen, schiff-

baren Strome erblühten früh die alten Römerplätze, Mainz voran, wieder zu kaufmännischer Bedeutung (ohne daß wir diese Herrenorte aber schon im verfassungsrechtlichen Sinne deutsche Städte nennen dürfen). Dem deutschen Binnenlande fehlten, abgesehen von den „speerbreiten" Saumpfaden, die Straßen nur allzusehr; nur in westlichen und südlichen Gegenden waren die alten Römerstraßen, die oft mit geheimnisvollen Vorstellungen umgebenen „Heerstraßen" oder „Hochstraßen" noch vorhanden. — Sehr rührige Geschäftsleute waren die Friesen. Bei ihnen blühte die Schafzucht, und sie verstanden sich seit alters auf das Weben, Scheren und Färben besserer Tuche. Um ihm den Gewerbefleiß seines Reiches vorzuführen, sandte Karl der Große an Harun al Raschid friesische Tuche in weißer, roter, grauer und bläulicher Farbe. Die Friesen waren die einzigen rechten Schiffer, die Deutschland damals noch hatte, übrigens so, daß auch sie an der Nordsee ihren Weg gewohnheitsmäßig durch die vielen Binnengewässer der Küste nahmen. Ihre Hauptstapelplätze sind Wyk bei Duurstede und Utrecht. Sie fuhren den Rhein auch aufwärts bis nach Basel und brachten dortige Produkte, u. a. elsässischen Wein, als Rückfracht heim; aber auch an der Seine und überall waren sie die wohlbekannten Kaufleute auf den Märkten. Kleidungstücke aller Art waren damals und noch durchs Mittelalter hindurch keineswegs billig, und dies erklärt den Wert, den sie auch in getragenem Zustand als Geschenk, Beute oder Erbstück hatten. Ferner kamen südeuropäische Händler mit allerhand Bedarfs- und Luxuswaren nach Gallien und Deutschland. Die Verkehrspässe von Italien nach Gallien waren der Mont Cénis, ferner der Berg des Jupiter Penninus (wo der Archidiakon Bernhard aus Aosta um 962 das Hospital errichtete, nach welchem der Berg in den Großen St. Bernhard umbenannt worden ist), nach Deutschland der Septimer und der Brenner.

Juden saßen seit alters in den rheinischen Städten; in Worms hat sich eine sehr alte Synagoge auf die Gegenwart erhalten. Die Quellen der Merowingenzeit lassen genugsam erkennen, daß sie eine nicht unerhebliche Rolle gespielt, die Könige und sie allerhand miteinander zu tun gehabt haben. Sie verblieben in naturalwirtschaftlicher Zeit die Vertreter von Geldverkehr und Geldwirtschaft, und dieser Vorsprung wurde ihnen, während für die Christen das Wucher-, d. h. Kapitalzinsverbot der Kirche galt, noch besonders und formell privilegiert. „Sie allein vermochten im modernen Sinne reich zu werden, indem sie das Kapital arbeiten ließen, und sie wurden bei hohen Zinsen sehr reich und in gewissem Sinn die stillen Regenten der Mitlebenden" — bis ihnen eines Tages die aufbegehrende Zornwut des Volkes oder ein königlicher Gewaltstreich auf einen Schlag nahm, was sie in vielen geduldigen Geschäften davongetragen hatten. Schon von Merowingenzeiten ab ist das Judentum mehr als einmal zu ebenso großer wie klug gehandhabter allgemeiner Machtstellung aufgestiegen, hat aber auch ebenso oft in Peripetien und Katastrophen ihren Zusammenbruch erlebt.

Wir finden die Juden im fränkischen Reiche höchst gewandt und rührig, so daß ihrer Geschäftigkeit, um so mehr als sie den eigenen Sabbat strenge begingen, die christliche Sonntagsruhe recht lästig war und die karolingische Gesetzgebung diese ausdrücklich gegen sie schützen mußte. Die Gesetzgebung war auch bestrebt, ihre Geschäfte lediglich auf den öffentlichen Markt zu verweisen; ob mit Erfolg, steht dahin. Wie unzulänglich und fast naiv müssen überhaupt die Handhaben solcher wohlgemeinten Staatskontrolle erscheinen gegenüber Leuten, deren Beziehungen über die ganze bekannte Welt liefen und die in ihren Glaubensgenossen überall zugleich ihre Verbindungen besaßen. Für Karls Gesandtschaftsverkehr mit Harun al Raschid, für die Spedition der gegenseitigen Geschenke erschien die Zuziehung von Juden unentbehrlich. Juden waren auch die inländischen Agenten der spanisch-sarazenischen Kaufleute. Sie vermittelten und unterstützten deren Handel ins fränkische Reich, aber auch bis weit in den europäischen Norden und Osten hinein, und verschafften ihnen, was sie für Spanien und die islamitische Welt brauchten, Pelzwerk, Sklaven und schöne Mädchen.

Bildung und Unterricht.

Aus dem Psalter Ludwigs des Deutschen auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Gemalt um 860.

Von allen geschichtlichen Eindrücken ist es wohl der heftigste und bewegendste, daß nicht bloß die äußeren politischen Gebilde, sondern auch die ganzen Kulturergebnisse der großen Gemeinsamkeiten, allgemeingültige Errungenschaften der Bildung und Verfeinerung einfach wieder durch auflösende Vorgänge verloren gehen können: daß es der geschichtlichen Menschheit möglich ist, in längst überwunden gewesene Primitivität wieder zurückzusinken und daß von allem, was sie schon besessen hatte, dann nur noch etliche Trümmerreste übrig verbleiben, um den nun von vorne Beginnenden einigermaßen behilflich zu sein, soweit jene sich allmählich in den Stand setzen, sie zu beachten und zu verstehen, was selbst von diesen Resten vorderhand nur mit einem spärlichen Teil geschieht. Es ist hier nicht der Ort, den Verfall der antiken Kulturblüte zu schildern, der eigentlich schon in der unzulänglichen und vielfach unechten Art liegt, wie die so viel engeren Römer die Schüler und Weitervermittler der Griechen wurden.

Nur auf das Ergreifende der Vorstellung sollte hingewiesen werden, daß in der alten Welt schon Menschen gelebt hatten, die zwar unsere Techniken noch nicht hatten, aber die sich mit unseren vorgeschrittensten Geistern in den subtilsten Lebensbeobachtungen oder den reifsten Vorgängen und Bedürfnissen des Seelischen und des „Religiösen", wie man hier über die formulierten Religionen hinweg zusammenfassen darf, im unmittelbaren Gespräch verstanden hätten, und daß nach alledem noch wieder ein Tiefstand möglich werden konnte, wie er durch die erzählte Barbarei des Merowingenreiches, die Spärlichkeit und Roheit damaliger Literatur, das Hinschwinden von Ästhetik und Geschmack, die kümmerliche Mechanik der religiösen Auffassungen und entsprechenden Kultusformen genugsam bezeichnet wird. Ein allgemeiner Tiefstand auf sämtlichen Kulturgebieten, und dies in durchaus folgerichtigen Zusammenhängen. Denn jede Kultur ist mit Notwendigkeit — weshalb es die Geschichte immer erweist — eine geschlossene Einheit, sei sie es positiv oder negativ, ansteigend oder sinkend; die Bildung, die zu ihr gehört, der Geschmack und die äußere Lebenskultur, womit die Gesamtheit und der einzelne sich umgeben, können niemals einen feineren oder gröberen Wert haben, als die das Ganze tragende Weltanschauung und Lebensidee, sind nur Teile von ihr, bestimmen sich in Gegenseitigkeit mit ihr, und alles Geschehen und Sein ist auf engste, wenn auch nicht immer derb wahrnehmbare Art ineinander verflochten.

Es wäre nun eine ebenso falsche, wie oberflächliche Geschichtsauffassung, die Germanen für den Untergang der antiken Kultur verantwortlich zu machen. Sie würden am liebsten, wo sie maßgeblich wurden, alles Erreichbare gerettet und verwertet haben, ich brauche nur an die Bestrebungen des ostgotischen Theodorich und an sonst Berichtetes wieder zu erinnern. Der Verfall liegt in der antiken Welt selbst, in ihrer Überlebtheit, der ihr verloren gegangenen Lebenslogik und selbstsicheren Zukunftskraft. Die Zukunft hatten das Christentum und das Germanentum, und beide haben gesucht — das Germanentum sogar noch hingebender, aber auch naiver — mit einer Erhaltung und Verwendung des überliefert Römischen weiterzukommen. Aber beide mit einem geschichtlich sich darstellenden unzulänglichen und geringen, zunächst nur veräußerlichenden Erfolg: eben deshalb, weil sie die bestimmenden menschlichen Grund-

anſchauungen des Altertums nicht wieder zu beleben vermochten und es, ohne ſich ſelber zu verlieren, gar nicht hätten verſuchen dürfen, wenn ſie ſie überhaupt erkannt hätten. Die germaniſchen Deutſchen haben auf die ſelbſtändige und ſondere Weiterentwicklung ihrer ſtarken und lebhaften Naturempfindung, aus der ſich der Bilderreichtum ihrer Sprache, ihre überſinnlichen Vorſtellungen, ihre Schmuckformen und Ornamente ableiten, verzichtet zu Gunſten eines eifrigen Schülertums gegenüber der ausklingenden Antike und zu Gunſten einer im großen und ganzen ſehr willigen und fügſamen, wenn auch erſt ſtufenweiſe begreifenden Einordnung in die Lebensidee

---

Überſchreibung und Überſetzung der Schriftprobe Abbildung 160 auf Seite 257.

(Aus dem Edikt König Rotharis.)

LXX Si quis alii policem pedes
Wenn jemand einem anderen die große Zehe vom Fuße
excusserit conponat solidos sedicem
abgehauen haben ſollte, büße er ſechzehn Solidi.

LXXI Si secundum digito pe-
Wenn er die zweite Zehe vom Fu-
dem excusserit conponat solidos sex
ße abgehauen haben ſollte, büße er ſechs Solidi.

LXXII Si tertium digitum ex-
Wenn er die dritte Zehe ab-
cusserit conponat solidos tres.
gehauen haben ſollte, büße er drei Solidi.

LXXIII Si quartum digitum excus-
Wenn er die vierte Zehe ab-
serit conponat solidos tres.
gehauen haben ſollte, büße er drei Solidi.

LXXIIII Si quintum digitum excus-
Wenn er die fünfte Zehe ab-
serit conponat solidos duo.
gehauen haben ſollte, büße er zwei Solidi.

LXXV JN omnis istas pla-
Auf alle dieſe Schädi-
cas aut feritas su-
gungen oder Verletzungen, o-
perius scriptas quae
ben beſchriebene, welche
inter hominis liberos e-
unter freien Leuten vor-
venerint, ideo majure con-
kommen möchten haben wir deshalb eine größere
positione posuemus quam
Buße geſetzt, als
antiquae nostri ut faida quae
unſere Vorfahren, damit die Faida (Fehde), das
est inimicitia post accepta ssta (suprascripta)
heißt Feindſchaft, nach Empfang obenbezeichneter
conpositione posonatur et
Buße unterlaſſen und
amplius non requiratur nec dolus . . . . . .
ferner nicht geſucht werde, noch Argliſt . . . . . .

des Christentums. Sie haben in beidem erfahren müssen und erweisen durch ihr Beispiel, daß man immer nur ganze Stellung nehmen kann, daß kein obenhin Vermengen Bestand hat, daß ein Neues, welches alles Vorhandene umfaßt, nur durch mühselige und langsame, bis zu den geistigen und seelischen Urelementen nachdringende Arbeit gewonnen wird. Das gesamte Mittelalter gehört noch dem tastenden Festhalten des Römerwesens, aber auch dem daraus entstandenen, ungelösten Widerstreit: von fragmentarischer und so gut wie nicht verstandener römischer Antike, Leben und Anschauung engender, romanisierender Kirche, und von lerneifrigem, anpassungsbereitem,

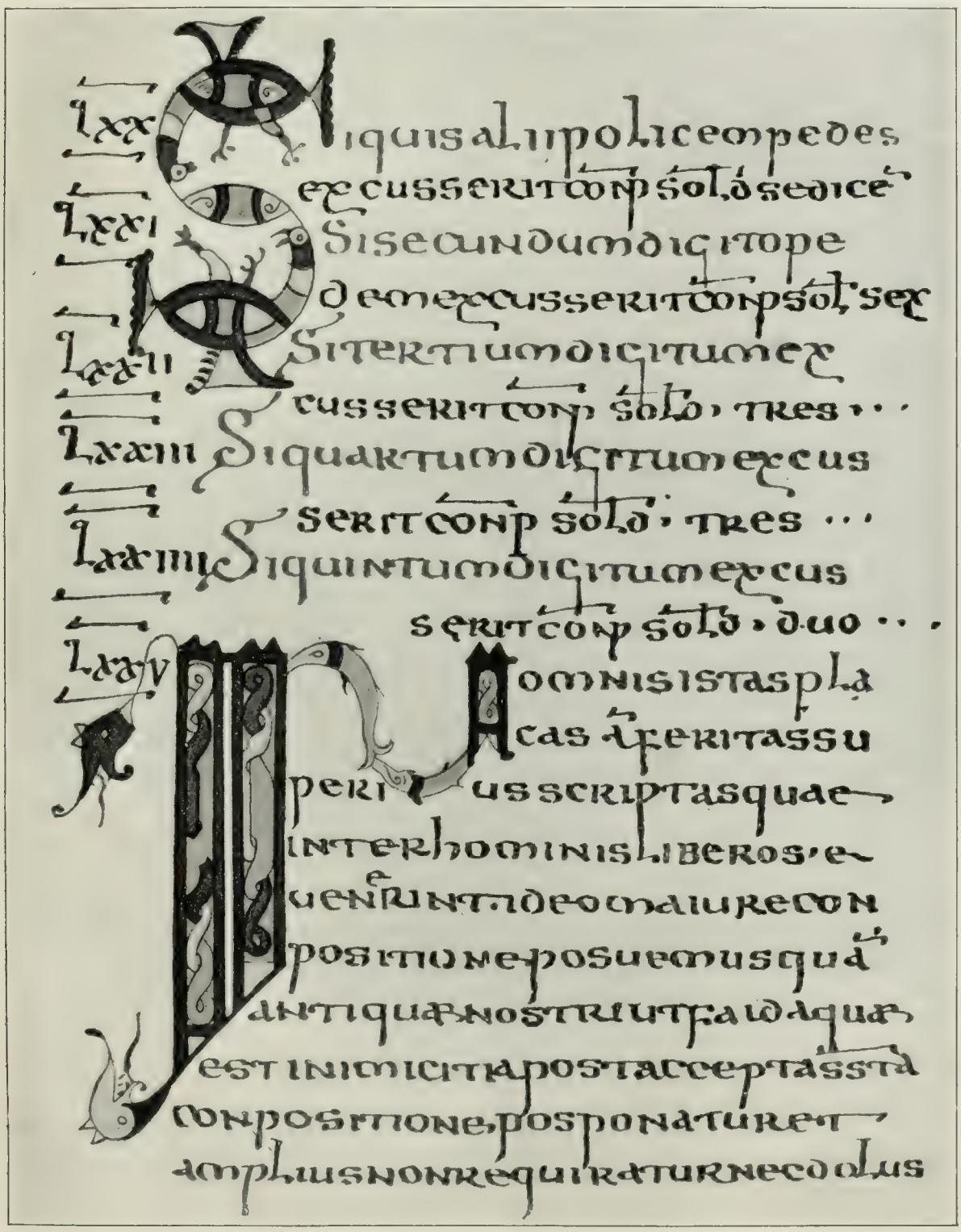


Abb. 160. Aus dem Edikt des Langobardenkönigs Rothari vom Jahre 643. Älteste Handschrift der Langobardischen Gesetze, geschrieben zwischen 671 und 736, auf der Stiftsbibliothek zu St. Gallen.

aber politisch bestimmendem und daher wiederum nicht zu gänzlicher Selbstaufgabe disponiertem Germanentum. Wir werden deswegen auch die Hauptsache des geistigen Inhalts und der Merkmale geltender Anschauungen in nachfolgende Kapitel des konstituierten Mittelalters zu verlegen haben. Mit und seit den Kreuzzügen werden dann die Antriebe zur geistigen Ausgleichung, zur Lösung der oberen Kulturfragen heftiger; der in den Vordergrund aller Bestrebungen gerückte Entscheidungskampf um die Weltanschauung beginnt und führt zu jener endlich positiven, von der Tiefe her erarbeiteten inneren Vereinigung des germanischen, christlichen und humanistischen Sinnes, die wir die Reformation nennen.

Jeder frühere Ausgleichversuch bleibt Episode oder richtiger, bleibt nur Anlauf, weil solche Ausgleichungen Jahrhunderte erfordern, um so mehr Jahrhunderte, je umfassendere Elementarerziehung der Massen erst noch einzubegreifen ist. Karl der Große hatte das Bestreben, gleich gut und redlich Franke, Christ und Träger des universalrömischen Gedankens, Schüler der antiken Literatur zu sein, und was er in sich zu vereinigen meinte, gedachte er mit einem naiven und raschen Optimismus auch in der eifrig gepflegten Kultur seines Reiches vereinigend durchzusetzen. Wir haben schon von diesen Bestrebungen bei Karls persönlicher Geschichte zu sprechen gehabt, eben weil diese Hoffnungen und Bestrebungen so durchaus persönliche und mit seiner besonderen Regierung, seinem Hofe verbunden sind, während sie weit weniger oder so gut wie gar nicht schon eine allgemeine Richtung oder gar einen Zustand der deutschen Kultur darstellen. So kann dieses hier eingeleitete Kapitel aus inneren Gründen nur ein Hinweis und ein Nachtrag bleiben; einem gewordenen allgemeinen Zustande des deutschen Geisteslebens mit seinen verschiedenen Elementen und seinem Widerstreite in sich werden wir erst während des unter mannigfaltigsten Durchkreuzungen weiterentwickelten Mittelalters begegnen können. Wobei mit allem Obigen nicht gesagt sein soll, daß Karls Absichten, falls sie von Nachfolgern mit gleichgerichtetem und gleich tatkräftigem Eifer fortgesetzt worden wären, nicht der Ausgang einer beschleunigten und vereinfachten Hervorbringung eines einheitlichen mittelalterlichen Kulturinhalts hätten werden können, über welchen jedoch des Näheren mutmaßen zu wollen, ein zweckloser Konditionalismus wäre.

Karls vornehmlichster Helfer zu der erstrebten Einleitung und Begründung einer verschmolzenen christlich-römisch-germanischen Kultur ist der an jener Stelle (S. 209) gleichfalls schon erwähnte Alkwin, der gelehrte Sohn des eifrig kirchlichen Angelsachsentums, gewesen. Am Hofe bestand schon eine Art Pflanzschule für das Personal der Kanzlei und des Staatsdienstes; sie wurde durch Alkwin zu einer geistig gehobenen Lehranstalt für Staatsmänner und höhere Geistliche entwickelt. Und als Alkwin 796 als Abt nach Tours an das Martinskloster übersiedelte, wo er 804 gestorben ist, wurde seine Schule auch hier das Muster aller kirchlichen Bildungsanstalten. Eine Anzahl später berühmter Lehrer ist aus ihr hervorgegangen. Der gelehrte Angelsachse hat auch den Hauptanteil an der sprachlichen Reinigung des unter den Merowingen entsetzlich verwilderten Latein, sowie an der Ersetzung der wenig anmutigen sogenannten Merowingenschrift durch die neugeformte „fränkische Minuskel".

Von der Unschönheit und schlechten Lesbarkeit ersterer, der merowingischen und frühkarolingischen Kursive, gibt die oben als Abb. 114 beigefügte Urkunde Pippins nur ein schwaches Bild. Die Reform unter Karl knüpfte nicht an sie, sondern an die „Halbunziale" des 7. und 8. Jahrhunderts, eine nichtkursive Tochterform der Majuskel, an. Diese Halbunziale wird durch das Probeblatt aus Rotharis Langobardenedikt (S. 256/257) gut veranschaulicht. Sie also lieferte wesentlich die graphischen Elemente für die nunmehrige Reformschrift, die fränkische Minuskel. Als Probe von letzterer und ihrer nächsten Fortentwicklung

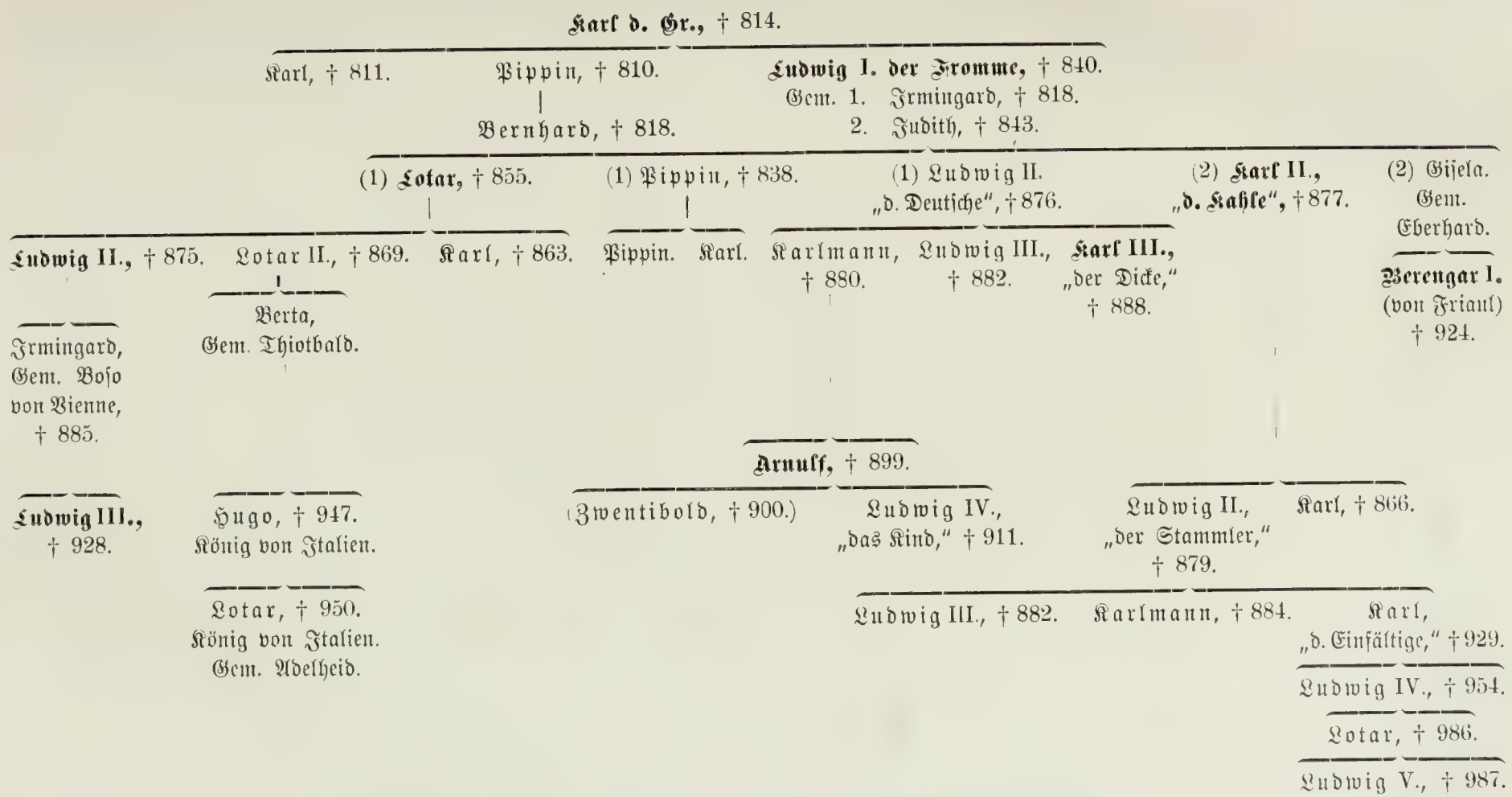
Abb. 161. Apostelfigur (Matthäus) aus dem Evangeliarium Karls des Großen zu Wien.

mögen Abb. 155, 156, 172, 147, 165 dienen.) Diese klare und dennoch nicht sehr zeitraubende Schrift, die sich rasch die junge Generation des beginnenden 9. Jahrhunderts eroberte, wird von unserer lateinischen Druckschrift, der „Antiqua", noch heute wiedergegeben, weil die Humanisten um 1500 absichtlich auf sie für Schrift und Typendruck zurückgegriffen haben. Es läßt sich also, wenn auch nur vom Geschichtlichen her, den heutigen deutsch fühlenden Gegnern der Antiqua einwenden, daß diese eine deutsche Schrift war, längst ehe sie die bevorzugte und ausschließliche Type der romanischen Nationen wurde. — Die schönere Schrift und das allgemein gehobene schöngeistige Interesse belebten auch den Sinn für künstlerische Ausschmückung von Handschriften.

Karls großartig gedachte Pläne für den Unterricht sind niedergelegt in seinem Kapitulare von 789. Es enthält als Absicht den allgemeinen Laienunterricht, ja in der Idee schon den Schulzwang. Durch diesen Erlaß wurden erstlich die Stiftschulen an den Bistümern, zweitens die Klosterschulen organisiert. Von letzteren haben Fulda (durch Alkwins Schüler Hrabanus Maurus), Reichenau, bald auch

St. Gallen, überhaupt die deutschen Schulen den höchsten Ruhm und mehr oder minder dauernde Blüte erlangt. Sie haben in Karls Sinne auch deutsche Dichtung, deutsche epische Stoffe, sogar grammatische Beschäftigung mit dem Deutschen gepflegt, und, wie schon erwähnt wurde, das nicht allzu Viele, was wir althochdeutsche und altsächsische Literatur nennen, wird ihnen in der einen oder anderen Weise verdankt. Drittens aber sollten Pfarrschulen in den Gemeinden die Träger eines allgemeinen Unterrichts werden. Wie weit Karls Absichten und Hoffnungen gingen, zeigt sich beispielsweise darin, daß er in dem nachmals erlassenen Kapitular über die Gutshöfe von jedem ihrer Vorsteher zu Weihnachten, d. h. zum Abschluß des Wirtschaftsjahres, einen auf alle Einzelheiten ausgedehnten schriftlichen Wirtschaftsbericht nebst Abrechnung forderte. Daß dieser Laienunterricht, wozu Karl den Grund gelegt und Einleitungen getroffen, so rasch wieder verkümmern mußte, ist die Schuld der entgegengerichteten Einflüsse, welchen Ludwig der Fromme nachgab, so daß die Bildung und der Unterricht des weiteren Mittelalters wieder ganz auf die Geistlichen und die Lateinbildung beschränkt wurden. Aber auch in dieser einseitigen Verstümmelung ist zu der Gelehrsamkeit des deutschen Mittelalters und der Bedeutung seiner geistlichen Schulen in der Hauptsache von dem schöpferischen Walten Karls des Großen und des um ihn versammelten Kreises der Grund gelegt worden.

Den profanen Elementarstoff des Unterrichts in den seit Karl dem Großen erblühenden Schulen teilte man nach dem Vorgang des späten Römertums in Trivium und Quadrivium ein, dies waren zusammen die „sieben freien Künste". Das Trivium umfaßte Grammatik, Rhetorik und Dialektik, wobei der erstere Ausdruck auch Schriftstellererklärung einschloß. Das grundlegende Buch war und blieb durch die folgenden Jahrhunderte die Grammatik des Donatus (um 350 n. Chr.), die daher auch als erstes Buch von Gutenberg gedruckt wurde. Gelesen wurden Terenz, Lucanus, Persius, Juvenal, Martianus Capella und Boëthius, am meisten Vergil und Ovid. Die letztgenannten, die schon antiker Schulstoff waren, sind auf diese Weise dem Mittelalter immer sehr bekannt geblieben und zuletzt zu unseren Gymnasiasten, d. h. im Durchschnitt sehr viel jüngeren Altersklassen, als denen der angehenden Kleriker, als Schullektüre gelangt; es gibt weniges, worin die Kulturgeschichte ein so langatmiges Beharrungsvermögen zeigt. Das Quadrivium enthielt Arithmetik, Geometrie (mit Einschluß von mehr oder minder dürftiger Geographie und etwas Naturkunde), Astronomie (welche die für kirchliche Festberechnung und für Kanzleizwecke wichtige Chronologie, sowie allerhand astrologische Deuterei und Spielerei mit umfaßte) und Musik.



Auszug aus dem Stammbaum der späteren Karolingen.

(Die Namen der Könige sind gesperrt, die der Kaiser fett gedruckt.)

Das mittelalterliche Imperium.

Mit rascher Siegerhand hatten Merowingen und Karolingen die westgermanischen Völker des Festlandes, dazu Romanen, romanisierte Germanen, Basken, keltische Bretonen, Slawenvölker an der deutschen Ostgrenze in ein Reich zusammengezogen. So vereinigte diese Monarchie mancherlei einander widerstrebende Nationalitäten; aber sie vereinigte auch die schneidenden Gegensätze, die durch den Widerstreit von universalem Reichsgedanken und einzelvolklichem Partikularismus gegeben waren. Die deutschen „Stämme" waren junge Einheiten. Noch nicht seit lange hatten sie sich als solche innerlich zurechtgelebt; aber gerade jetzt war es geschehen und sie hatten sich ein festes Einheits- und Stammesgefühl herausgebildet. Nun sollten sie mit anderen, von denen es ihnen so gut wie gleichgültig war, ob dies Romanen oder auch Deutsche usw. nach späterer Klassifikation waren, die auf jeden Fall nicht „zu ihnen gehörten", einem und demselben weitschichtigen Machtgebilde unterworfen sein. Während sie von alters gewohnt waren, die Entschließungen über ihr politisches Verhalten selber zu finden oder doch deren Zustandekommen aus nächster Nähe mit anzusehen, regierte sich jenes große Reich durch eine wie von unsichtbaren Fäden geleitete Maschinerie. Und anstatt mehr oder minder lokaler Streitigkeiten und Bestrebungen, die den Einzelnen ohne weiteres angingen und ihm begreiflich waren, waren Unternehmungen fern wohnender, nur selten einmal auf der Königsfahrt mit Augen gesehener Herrscher, ja sogar abstrakte Ideen die maßgeblichen Gesichtspunkte geworden, aus welchen der einzelne Mann Befehle seiner Pflichten und seines Verhaltens empfing. Daß so empfunden und gedacht wurde, wußte aber auch ein Mann wie Karl der Große. Am deutlichsten hat er durch seine Politik der Fürsorge solchen Gedankengängen bei den Bayern vorzubeugen und diesen in weitgreifenden Zielen zugleich ihre eigenen Stammesinteressen zu zeigen gesucht (s. S. 196). Aber das Tempo einer ganzen Volksentwicklung um Jahrhunderte vorzudatieren hat natürlich auch er nicht vermocht. Vom 9. bis zum 13. Jahrhundert besteht die deutsche Geschichte aus dem vielgestaltigen Widerstreit all jener unausgeglichenen Kräfte und aus den wandelvollen Gruppierungen der vier Faktoren Kaisertum, deutsches Königtum, Stammespartikularismus und römische Kirche. Der realste und schließlich dauerhafteste von diesen ist doch der dritte Faktor, die am Grund und Boden haftende Sonderseligkeit des nur langsam zu größeren Gesichtshorizonten und Einheitsbegriffen heranreifenden deutschen Volkes. Ein Nationalitätsbewußtsein kann noch lange nicht mitsprechen. Wir dürfen nie übersehen, daß es nicht von Anfang eine deutsche Nation gibt, sondern daß man dasjenige, was geworden ist, nur nachträglich so benennt (freilich allgemein, auch bei den Historikern, vergißt man diese Nachträglichkeit, wird sich ihrer nicht bewußt). Konkrete, um nicht zu sagen zufällige Ereignisse sind es, welche

im 9. Jahrhundert das von uns nachträglich als national zu begrüßende Band um einen Teil relativ nahe verwandter germanischer Stämme schlingen und dadurch das Königtum zeitweilig zu einer tatsächlich „deutschen" Politik veranlassen. Aber Karolingen, Ottonen, Salier, Staufer, was ihre Gedanken auch sonst als Höchstes erstrebt haben mögen, ihre Füße bleiben beständig in jenes Widerstreben der Stämme verstrickt, und schließlich geht aus dem Verschulden Friedrichs II. der Sieg des Partikularismus, das lockere Nebeneinander der deutschen Territorialstaaten hervor.

Der Ausgang des fränkischen Reiches.

Kaiser Ludwig I. der Fromme.

Kaiser Ludwig, welcher seinen ständigen Aufenthalt in Aquitanien hatte, wurde durch Tag und Nacht reitende Boten benachrichtigt, daß Kaiser Karl zu Aachen gestorben sei. Er ordnete eine Totenfeier an, zog Mannschaft zusammen und brach 814.
am fünften Tage auf. Aber nicht eilends, sondern langsam und zögernd rückte er über Paris gegen Aachen heran.

Nun war für Ludwig die Stunde gekommen, das neue, löblichere Regiment an die Stelle des väterlichen zu setzen, welches nicht nach seinem Sinne gewesen war. Aber auch die hinterlassene Umgebung des Vaters wußte, daß der neue Herrscher mit Absichten einer vollständigen Umgestaltung kam. Ludwig konnte offenen Widerstand bei seinem Regierungsantritt voraussetzen, und eine größere Gruppe dachte wirklich an solchen. Indessen als sein kleiner Heerzug sich nahte und er nicht ohne Besorgnisse endlich Aachen betrat, huldigten ihm doch alle nacheinander. Etliche wollte Ludwig trotzdem durch vornehme Beamte in Haft nehmen lassen, um vorzubeugen, wie er meinte. Da gab es blutiges Handgemenge zwischen diesen hoch-

Abb. 162. Die von Einhard erbaute Basilika bei Michelstadt im Odenwald.
Nach einer Photographie von A. C. Holzhäuser in Michelstadt i. O.

stehenden Herren, Tote auf beiden Seiten, und hinterher die scheußliche Strafe der Blendung, die dieser Regierung so geläufig war.

Voll redlichen Sitteneifers ging der neue Kaiser nun daran, den Hof zu reformieren. Es ist dem Amtsstil jener Zeit zu eigen, die Ausdrücke zu steigern und alles superlativisch zu übertreiben, im Gegensatz zu unserer Zeit, wo die offizielle Sprache so korrekt und vorsichtig wie möglich ist. Zu jener Zeit war eben auch der deutsche Amtsstil noch jung. So beschreibt denn die neue Hofschriftstellerei die Verhältnisse im Lichte „ungeheuerlicher Unzucht", welche abgestellt worden sei. Aber nicht bloß mit weiblichem Gesinde, soweit es den Reformatoren verführerisch vorkam, wurde aufgeräumt, auch die allzu lebensfrohen Schwestern Ludwigs mußten in ihre Apanageklöster wandern und Äbtissinnen werden. Die Musen und die Dichter verschwanden in Verborgenheit, die alten Laienhaudegen desgleichen, lauter neue Leute berieten und umgaben den Kaiser. Nur Einer fand auch zu seinem Wohlgefallen den Weg, zog ohne Zeitverlust einen anderen Menschen an und machte manchen alten Spöttereien Ehre, das war Einhard. Er hat unter Ludwig seine beiden Stiftungen zu Michelstadt und Seligenstadt erbaut und die Geschichte ihrer Reliquien beschrieben.

Kapitularien und Erlasse folgten einander in dichter Menge, um die Weltanschauung und den Ernst des Kaisers in seine Untertanen hineinzupressen. Und sicherlich, eine tiefgreifende Reform tat dem fränkischen Reiche in vielen seiner Glieder schon seit langen Menschenaltern not. Wenn die Zeitgenossen nur nicht hinter diesen Maßregeln und Verordnungen viel weniger die Persönlichkeit des Kaisers erblickt hätten, als die unpopulären, ihn lenkenden Personen, für welche gleichzeitig gehäufte Gnadenerweise beurkundet wurden! So war die hervorgebrachte Wirkung doch keine innerliche.

Es gehört zu schwachen Hausvätern dazu, daß sie sich früh an ihr Testament machen müssen. Ludwig wurde schon 817 dazu angehalten, eine Erbverfügung zu treffen, und sie konnte nur im Sinne der Geistlichkeit ausfallen. Hatte er doch sogar seine Kaiserkrone nachträglich in Abhängigkeit von dieser gestellt. Er war im Jahre 813 Kaiser geworden, indem ihn Karl, sein Vater, dazu krönte; auch deshalb war Karl so viel an der Anerkennung seitens Ostrom gelegen gewesen, weil er keinerlei anderer Legitimation für das weströmische Imperium bedürfen wollte. Als 816 der neugewählte Papst Stefan V. den Wunsch aussprach, mit Ludwig zusammenzutreffen, war dieser hochbeglückt. Noch zog zwar ein Kaiser deswegen nicht nach Rom, sondern der Papst kam nach Reims. Aber er brachte eine eigens angefertigte Krone aus Rom mit und setzte sie dem darob lediglich dankbar erfreuten Kaiser auf. Um der von Karl betonten antik-römischen Auffassung des Imperiums, welche keinen geistlichen Vermittler brauchte, ein Zugeständnis zu machen, hatte man jene Krone für die Konstantins des Großen ausgegeben. Stefan V. starb unmittelbar, sobald er die Reise beendigt hatte; aber bei all seiner Kürze hat dieses Pontifikat die große Bedeutung, dem Papste das Kaiserkrönen zurückerworben zu haben.

Nichts wäre weniger angebracht, als entweder für den Gedanken des Imperiums oder für den der nationalen Königreiche in jenen Tagen Partei zu ergreifen. Die Geschichte hat nur zu berichten und darzulegen, wie sich die bestimmenden Gedanken und Kräfte durch die Jahrhunderte hindurch betätigt, entwickelt und gegenseitig zueinander verhalten haben. Für die Universalität und den Reichsgedanken trat vor allem die hohe Geistlichkeit ein. Die karolingischen Herrscher waren immer zugleich die Bannerträger der kirchlichen Machtausdehnung und der einheitlichen, im römischen Stuhl gipfelnden Organisation der Kirche gewesen. Eine Auflösung oder nur schärfere Zerlegung des Reiches in gesonderte Teilherrschaften bedrohte auch jene kirchliche Universalität und hierarchische Einheit, um so mehr, als letztere jung, nicht zum

wenigsten erst die Arbeitsfrucht Winfrieds war. Bei den nunmehrigen Festsetzungen über die Erbfolge auf dem Reichstag zu Aachen von 817 siegte die Kirche über das herkömmliche Teilungsprinzip und die der Universalität entgegenlaufenden Strömungen, wenn nicht radikal, so doch mit einem für sie sehr günstigen Kompromiß. Der Weiterbestand des einheitlichen Imperiums und Kaisertums wurde so sicher wie nur möglich gestellt, indem Ludwigs ältester Sohn Lotar schon von jetzt, von 817 ab, Mitkaiser wurde und dem Vater als Kaiser über das ganze Reich folgen sollte. Landesherren in einzelnen Reichsteilen, Könige unter dem Imperium sollten allerdings auch seine Brüder Pippin und Ludwig sein. Und zwar Pippin in Aquitanien, Ludwig in Bayern; es war durch militärisches Interesse wie durch die Vorgeschichte nahe gelegt, gerade diese beiden wichtigen Grenzgebiete zu bestimmen. Beide Teilkönige sollten jährlich dem Kaiser Bericht abstatten, den gemeinsamen Nutzen mit ihm verhandeln und seine Oberhoheit in der zeitüblichen Form dargebrachter Geschenke bekunden.

Indem man 817 die Ansprüche, welche Geburt aus der herrschenden Familie gab, zwar nicht ganz aus der Welt schaffte, aber sie doch sehr beschnitt, verfuhr man gegen ein weiteres Mitglied des Königshauses besonders hart. In Italien war 812 der Sohn des 810 gestorbenen Königs Pippin, Bernhard, in die Regierung eingeführt worden. Über ihn sagte die Reichsordnung von 817 gar nichts. Eben dieses Schweigen und daß er nicht in die Erbverteilung aufgenommen war, war das für ihn Bedenkliche. In seine Besorgnis mündete sonstige Unzufriedenheit im Reiche,

Abb. 163. Elfenbeintafel in der Einbanddecke eines Meßbuches der Karolingenzeit.
Bibliothek zu Frankfurt a. M.

hauptsächlich von Würdenträgern des westlichen Reichsgebietes, mit hinein. Es gab einen Aufstand; aber dieser, zögerig und unvorsichtig ins Werk gesetzt, verunglückte gänzlich. Bernhard, zur Blendung begnadigt, starb an der Art, wie diese ausgeführt
818. wurde. Lotar trat die Regierung von Italien an, siedelte 822 dorthin über und ließ sich baldigst, am Osterfest 823, zu Rom vom Papste als Mitkaiser krönen.

Die Ordnung von 817 wäre ihrem Prinzip nach die bei der Lage der Dinge beste gewesen, wenn sie nur in Bestand geblieben wäre. Sie zu durchbrechen und zu ändern wurde das Trachten eines klugen, von Herrschsucht nicht minder wie von Mutterliebe getriebenen Weibes.

Im Jahre 818 starb die Kaiserin Irmingard, eine Fränkin von Geschlecht. Ludwig brach unter seiner Trauer zusammen, verlor jeden männlichen Halt, mochte nicht mehr Kaiser sein. Seine Umgebung kam auf den Gedanken, ihn wieder zu verheiraten, und gewohntermaßen fügte er sich. Die vornehmen Familien des Reiches wurden veranlaßt, ihre Töchter an den Hof zu führen; hätte der Annalist diese Veranstaltung ein Hoffest oder derlei genannt, anstatt, wie er tut, eine Besichtigung, würde er uns minder unzart vorkommen. Ludwig wäre nun nicht der Sohn seines Vaters gewesen, hätte er nicht die Schönste gewählt: Judith, die Tochter des in Schwaben und Bayern begüterten Grafen Welf und der Sächsin Eigilewi. Wenige Monate nach Irmingards Tode war Judith Kaiserin. Auch sie, energisch und klug, sollte, wie die Judith des Alten Testaments, den Mann verderben, den ihre Schönheit verlockte, und so zum erstenmal das Haus der Welfen zum Unglück des Reiches werden. Vier Jahre nach der Hochzeit gab sie einem Kinde das Leben, jenem Karl, um dessentwillen sich die zweite Hälfte von Kaiser Ludwigs Regierung in lauter Familienzwist und Bürgerkriege auflöste.

An Wahrung und Mehrung des Reichsansehens hat freilich auch die erste Zeit nur Unerhebliches geleistet. In der Pfalz zu Ingelheim, wo Ludwig am meisten weilte, sahen die Wandgemälde, worin die Taten des Ninus, Kyros, Alexander und Hannibal geschildert, die Bildnisse Konstantins, Karl Martells, Pippins, Karls des Großen angebracht waren, gar seltsam auf das neue Kaisertum herab. Anstatt wirkliche Politik zu treiben, war man glücklich, wenn irgend ein dänischer Edeling und Herrschaftsansprecher, dessen Sache daheim schlecht stand, an den Kaiserhof kam, um sich taufen zu lassen und dadurch, wie er hoffte, die kaiserliche Hilfe zu erlangen. Ganze Scharen der an den Küsten herumabenteuernden, die Ströme hinauffahrenden Normannen (S. 276) erschienen mit jährlicher Regelmäßigkeit zu Ingelheim, ließen sich taufen und, was ihnen die Hauptsache war, beschenken. Die Deutschen begannen sich über ihren tauffreudigen Kaiser lustig zu machen. Einmal kamen, so erzählte man sich unter anderen Anekdoten, so unerwartet viele Normannen, daß die als Taufgeschenk bereit gehaltenen Gewänder nicht ausreichten und Etliche nur schlechte, eilig zurechtgenähte Kleider erhielten. Ein solches bekam ein alter Graubart, der es bedächtig und ganz genau beguckte, dann aber voll tiefer Empörung den Mund auftat und zu dem Kaiser sagte: „Zwanzigmal habe ich mich hier nun taufen lassen und immer die besten, schneeweißen Kleider erhalten; ein solcher Sack aber, wie dieser da, paßt für Schweinehirten und nicht für einen Kriegsmann!“

Am liebsten entrann Ludwig den Geschäften, zumal allen unerquicklichen, ganz und gar, indem er für Tage und Wochen sich in die großen Forsten verzog und auf die Jagd ging. Oft hat er auf diese Weise in höchst kritischen Momenten die Regierung lahm gelegt. Es bekümmerte ihn wenig, wenn seine Achtung beim Volke hierunter natürlich ebenso litt, wie dadurch, daß er allem alten germanischen Brauch zuwider Vorsorge traf, nicht mit Angelegenheiten und Streitfällen seiner Untertanen überlaufen zu werden.

Es handelte sich nur noch darum, wer ihn beherrschte und herunterdrückte, die Geistlichkeit oder die Kaiserin Judith. Was sie für ihren Sohn seit seiner Geburt geplant hatte, das begann sie ins Werk zu setzen, sobald er mit sechs Jahren aus

einem Kinde ein Knabe wurde: ihm ein Reich zu verschaffen. Vorläufig, 829, mußte Kaiser Ludwig seinem Jüngsten auf einem Reichstage zu Worms Alamannien (mit Elsaß und Rätien) übertragen. Auch dies wäre zur Not mit der Ordnung von 817 noch verträglich gewesen. Aber jedermann wußte, daß das nur der Anfang von Juditths Plänen sei, man glaubte, Karl solle auch Kaiser werden. Und während die Kaiserin alle Ämter ausführender Macht an ihre persönlichen, bedenklich intimen Günstlinge brachte, mußte Ludwig, der sich einst so sehr über seines Vaters Hof bekümmert hatte, es erleben, daß man sich offen die furchtbarste Schmach von seiner Ehe erzählte, ja bezweifelte, daß schon Karl sein Sohn sei.

Im Jahre 830 brach der erste Aufstand los. Die allgemeine Unzufriedenheit fand sich mit den Befürchtungen Lotars und Pippins zusammen. Eine Zeitlang ward Lotar durch den Sieg dieser Erhebung Regent des Reiches und Kaiser Ludwig vom Amte enthoben. Diesmal setzte ihn die Treue der Deutschen und des jüngeren Ludwig, die länger zum Abfall brauchte, als die der Romanen, wieder ein und machte Judith zur tatsächlichen Siegerin und Herrin der Sachlage. Eine neue Teilung vermehrte Karls künftiges Erbe um die fränkischen Rheinlande und das südliche Frankreich. Aquitanien hatte ja freilich Pippin, es sollte ihm daher genommen werden. Jetzt spürte mit Pippin auch sein Bruder Ludwig II. („der Deutsche") die gemeinsame Gefahr. Ferner konnte Lotar, obwohl immer der Mann des Parteiwechsels je nach den ihm gemachten Aussichten, die schließliche Maßlosigkeit von Juditths Plänen nicht verkennen. So standen 833 die drei älteren Brüder vereint gegen den Vater im Felde. Auf dem Rotfelde im Elsaß bei Kolmar — man meint, es sei das „Rotleuble" zwischen Neubreisach und der Ill; andere suchen es nach Sigolsheim zu — lagerten beide Parteien einander gegenüber. Aber anstatt daß es zur Schlacht kam, leerte sich des Kaisers Lager durch allgemeine Überläuferei. Schließlich schickte der Ärmste die letzten Treugebliebenen selbst hinüber, um sie vor Schaden zu bewahren, und gab sich in die Gewalt der Söhne, am 30. Juni 833. Er 833.
wurde abgesetzt, nach Soissons in Klosterhaft gebracht, mußte dort vor allem Volk Kirchenbuße tun und ein langes Sündenverzeichnis, das man aufgesetzt hatte, herunterbekennen, worin viel Wahres gesagt war, sodann sein Schwert abnehmen und auf den Altar niederlegen; hiermit hatte er nach Auffassung der Zeit abgedankt. Judith ward nach Italien in Gewahrsam gesandt. Lotar übernahm die kaiserliche Regierung und schleppte den entthronten, von Wächtern umgebenen Vater in seinem Gefolge mit sich herum, um ihn nicht aus den Augen zu lassen.

Angesichts dieses Verfahrens aber gewann die Scham, die sich bei vielen nicht erst jetzt regte, vollends die Oberhand. Schon nannte man die elsässische Ebene, die so schmähliche Überläuferei und Meineidigkeit gesehen, das Lügenfeld. Ludwig II. forderte würdigere Behandlung des Vaters, verbündete sich, als Lotar ihn abwies, mit Pippin. Sie fanden viel Anhang bei den Laien, während der Klerus seine Sache neuerdings auf Lotar stellte, und erzwangen 834 die Freigabe und abermalige Wiedereinsetzung des Vaters. 834.

So kam, da auch Judith zurückkehrte, die Ausstattung Karls alsbald wieder auf die Tagesordnung. Was Judith aus den letzten Ereignissen als das einzig brauchbare Mittel ersehen hatte, war das Zusammengehen mit dem Episkopat und mit Lotar, unter Nichtantastung seines Kaisertums. Die Kosten sollten Ludwig und Pippin tragen, deren Neigung zum Festhalten an bestehenden Abmachungen das für Judith Hinderliche war und die sich so deutlich als die vornehmer Denkenden gezeigt hatten, daher als Gegner weniger zu fürchten waren. Vorverabredungen fanden statt, und sobald Karl im Jahre 838, als Karolinge nach ribuarischem Gesetz mit

15 Jahren, volljährig wurde, ſetzte ihm ſein Vater eine Krone auf, was bisher nur bei den Kaiſern geſchehen war. So wurde Karl der erſte fränkiſche König, der als ſolcher eine Krone trug, und es konnte kein Zweifel ſein, daß ſein Königreich einer ſolchen Neuerung entſprechen ſollte.

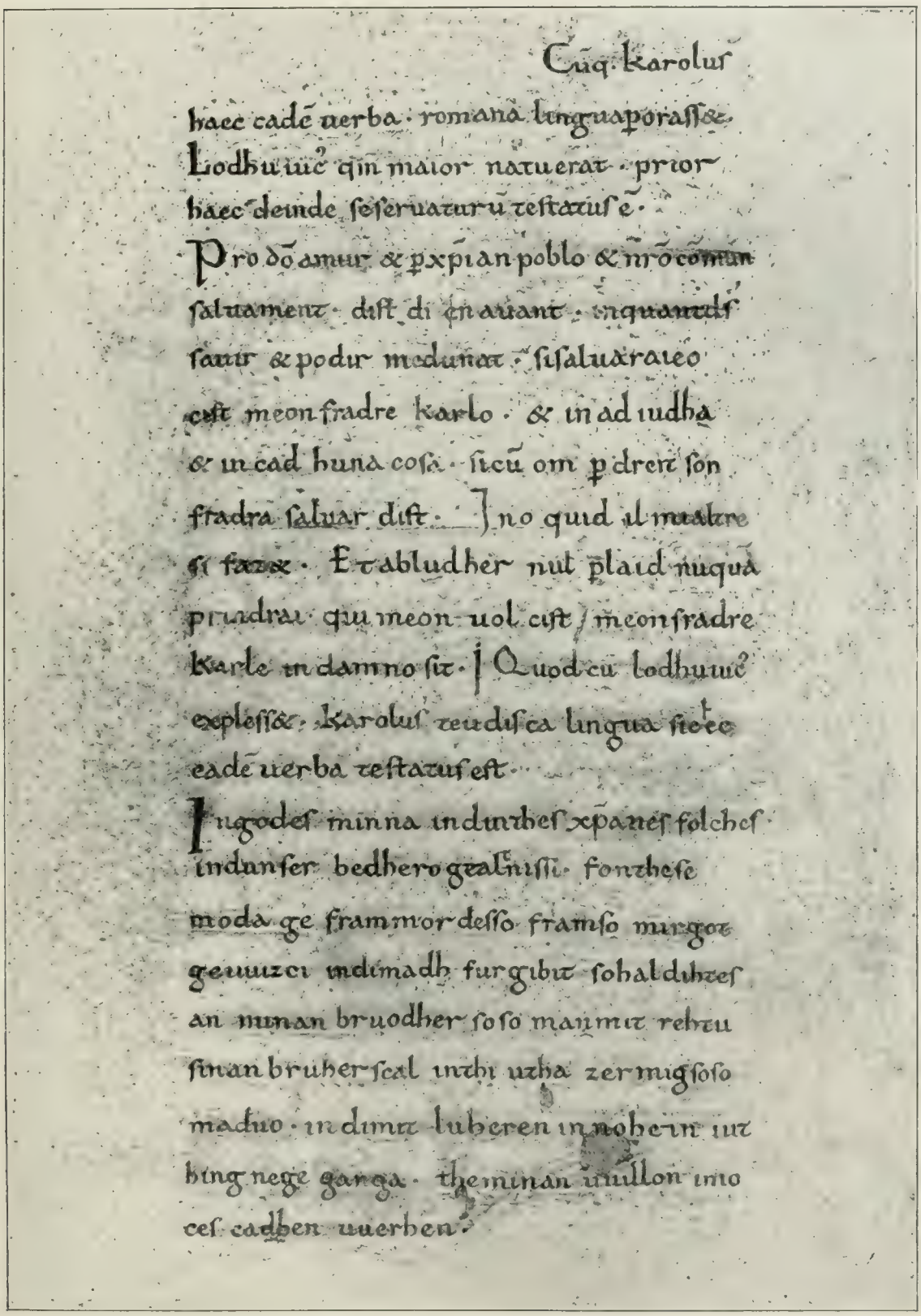
Überſchreibung und Überſetzung von Abb. 165.

Abkürzungen ausgeſchrieben. Der Schreiber der zeitlich jüngeren Handſchrift verſtand das Rheinfränkiſch der Vorlage nicht oder ſchlecht; die notwendigen Korrekturen ſind von mir in gegeben. H.)

Cumque Karolus
Und als Karl
haec eadem verba romana lingua perorasset,
dieſe ſelben Worte in romaniſcher Zunge geredet hatte,
Lodhuvicus, quoniam major natu erat, prior
Ludwig, weil er älter geboren war, zuerſt
haec deinde se servaturum testatus est:
(daß) dieſe darauf er halten würde, ſchwur:

Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun
Für Liebe zu Gott und fürs chriſtliche Volk und unſer gemeinſames
salvament, dist di in avant, in quant Deus
Heil, von dieſem Tage an fernerhin, ſoweit Gott
savir et podir me dunat, si salvaraieo
Wiſſen und Vermögen mir gibt, ſo will ich bewahren
cist meon fradre Karlo, et in adiudha
dieſen meinen Bruder Karl, ſowohl zur Hilfe (aide)
et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son
als auch in jedweder (chacun) Sache, ſowie ein Mann mit Recht ſeinen
fradra salvar dist, in o quid il mi altre-
Bruder bewahren ſoll, in allem was er mir eben-
si fazet, et ab Ludher nul plaid nu[n]quam
ſo tun würde; und mit Lotar keinen Vertrag niemals
prindrai, qui meon vol cist meon fradre
werde ich machen, der meines Willens dieſem meinem Bruder
Karle in damno sit. | Quod cum Lodhuvicus
Karl zum Schaden ſei | Dieſes als Ludwig
explesset, Karolus teudisca lingua sic hec
vollendet hatte, Karl in deutſcher Sprache ſo dieſe
eadem verba testatus est:
ſelben Worte ſchwur:
In Godes minna ind in thes christianes folches
In Gottes Gedenken und in des chriſtlichen Volkes
ind unser bedhero ge[h]altnissi, fon these-
und unſer beider Erhaltung, von die-
mo dage frammordes so fram so mir Got
ſem Tage fortan, ſo weit ſo mir Gott
gevv(-w)izci indi madh furgibit so hald ih t[h]es-
Wiſſen und Macht gibt, ſo halte ich die-
an minan bruodher soso man mit rehtu
ſen meinen Bruder, ſowie man mit Recht
sinan bru[od]her scal in thiu thaz er mig so so[lies sa]-
ſeinen Bruder ſoll, in dem daß er mir eben-
ma duo, indi mit Lu[d]heren in noh[h]einiu t-
ſo tue; und mit Lotar in kein D-
hing ne geganga[lies gegango], the minan vvillon imo
ing nicht gehe ich, das meines Willens ihm
ce scadhen vver[d]hen.
zu Schaden werde.

Am 13. Dezember 838 starb Pippin von Aquitanien, um dessen beide Söhne man sich nicht kümmerte. Im Frühjahre 839 war alles genug vorbereitet, um auf dem Reichstage zu Worms, Anfang Juni, die neue Reichsordnung zu verkünden. Für Lotar und Karl ward das große Reich in zwei Hälften geteilt; nur Bayern war ausgenommen, dies sollte Ludwig behalten dürfen. Da griff dieser in hellem Zorn über solchen Dank des Vaters und der Stiefmutter zu den Waffen und besetzte



Cūq karolus
haec cadē uerba · romana linguaporass&
Lodhuiuc qm maior natuerat · prior
haec deinde seseruaturū testatus ē ·
Pro dō amur & pxpian poblo & nrō coman
saluament · dist di en auant · inquantds
sauir & podir medunat · si saluaraieo
cist meon fradre karlo · & in ad iudha
& in cad huna cosa · sicū om pdrer son
fradra saluar dist · Ino quid il mi altre
si faz& · Et abludher nul plaid nuqua
prindrai qui meon uol cist / meon fradre
karle in damno sit · Quod cū lodhuiuc
explessa · karolus teudisca lingua sic ec
cadē uerba testatus est ·
Ingodes minna indinthes xpanes folches
indunser bedhero gealtnissi · fonthese
moda ge frammor desso framso mirgot
geuuizci indimadh furgibit sohaldihtes
an minan bruodher soso manmit rehtu
sinan bruher scal inthi utha zermigsoso
maduo · in dimit luheren innohein iut
hing nege ganga · theminan uuillon imo
ces cadhen uuerhen ·

Abb. 165. Die Straßburger Eide. Aus der Pariser Handschrift von Nithards Historien. Zugleich als Schriftprobe des 10. Jahrhunderts, da die Handschrift nach 978 angefertigt sein muß.

das süddeutsche Land bis zum Rhein als den gerechtermaßen von ihm zu fordernden
840. Anteil. Aber als der Vater mit Heeresmacht heranzog, scheute er doch vor einem solchen Kampfe und ging zurück. Auf dieser Heerfahrt erkrankte der nachrückende alte Kaiser auf fränkischem Gebiet, im Mai 840. Er schien sein nahendes Ende zu fühlen und ließ sich zu Schiff den Main und Rhein hinab auf den großen Werder bringen, welcher im Angesicht seiner Lieblingspfalz im Rhein lag, auf die noch heute so benannte Ingelheimer Au, wo er früher gern mit Jagdgästen getafelt hatte. Hier inmitten des grünstrudelnden, kühlenden Stromes lag er noch etliche Wochen krank
840. und verschied am 20. Juni.

Ludwig der Fromme wurde in Metz bestattet, in dem karolingischen Kloster St. Arnulf, wo seine Leiche in einen altchristlichen Marmorsarkophag gebettet wurde.

Frankreich hat uns bekanntlich um viele Gräber der alten deutschen Herrscher gebracht; die Grabstätten, welche die Raubkriege Ludwigs XIV. nur deswegen nicht schändeten, weil sie sich auf schon französischem Boden befanden, erbrach die Revolution, um die royalistischen Gebeine zu verstreuen. Ludwigs Marmorsarg wurde verkauft und der Ankäufer zerstückelte ihn, um das Material zu verwerten.

Es ist hart, aber man kann nicht anders sagen: Kaiser Ludwig allein trägt alle Schuld, durch unselige Schwäche. Ihr gegenüber wiegen auch seine menschlichen Tugenden nicht allzu hoch. Denn nicht minder fromm, als er, sind fast alle mittelalterlichen Herrscher vor Friedrich II. gewesen und haben vielfach für das Christentum, für dessen Ausbreitung und Reinheit weit mehr getan. Seine Frömmigkeit bestand wesentlich in Menschenfurcht, in Erniedrigung vor einem Klerus, dem er nicht mehr „gebot", wie Karl der Große, sondern von dem er sich selbst bei kirchlich reformierenden Maßregeln demütig nur „versprechen ließ", daß seine Maßregeln erfüllt würden, und das Lob dieser Frömmigkeit ist schon bei den Zeitgenossen nicht ohne ironischen Beigeschmack gewesen.

Der Krieg der Brüder.

Lotar war regierender Kaiser. Alsbald konnte ihm die Ordnung von 839 nicht mehr gefallen, die letzte, die er beschworen hatte; er stellte die von 817 wieder auf. Dadurch schob er Karl beiseite; mit Ludwig war ohnedies noch Kriegszustand. Indessen konnte er hoffen, den Machtmitteln seiner Brüder überlegen zu bleiben, und zunächst gelang es ihm, die beiden auseinander zu halten, gegen jeden einzeln Vorteile zu gewinnen.

Judith kam nicht mehr in Betracht; sie hatte ihren Sohn viel zu lange verzogen, um ihn nicht ganz zu verlieren. Im Jahre des Friedensschlusses, 843, ist sie gestorben.

Trotz alles Vorhergegangenen und trotz persönlicher Abneigung war für die beiden Stiefbrüder, Ludwig und Karl, die Gemeinsamkeit ihrer Lage zu augenfällig, um sie nicht zur Vereinigung zu zwingen. So kamen sie zusammen, schworen sich Bündnistreue und erkannten einander als gleichberechtigte Miterben am Reiche an.
841. Am 25. Juni 841 kam es zum Kampfe von Fontanetum, Fontenay bei Auxerre, wo Lotar, der in der Schlachtreihe wie ein Löwe kämpfte, trotz seiner Übermacht geschlagen wurde. Das Feld war weiß, sagt ein Dichter, als wenn im Herbst die vielen Gänse auf der Stoppel weiden, so dicht lagen die erschlagenen Krieger in ihren sommerlichen Leinengewändern. Ein neues Kampfmittel fand Lotar, indem er in Sachsen Unruhen erregte. Dort waren infolge der Maßregeln Karls des Großen die Edelinge die eigentlichen Parteigänger und Werkzeuge der fränkischen Herrschaft geworden und geblieben. Gegen sie und damit im Rücken Ludwigs wiegelte Lotar die Freien und Halbfreien auf, die in der Tat einen vereideten Bauernbund, den der „Stellinga" bildeten, über die im Besitz der Ämter befindlichen Edelinge herfielen,

die Frankenherrschaft für abgetan hielten und schleunigst zum Heidentum zurückkehrten. Indessen Ludwig war klug genug, sich nicht von dem Hauptgegner abdrängen zu lassen. Am 14. Februar 842 vereinigte er sein Heer aufs neue mit demjenigen Karls bei Straßburg, wo beide ihr Bündnis noch einmal öffentlich beschworen.

Und zwar schwur jeder so, daß es die Krieger des anderen Teils verstehen konnten, daher Ludwig französisch und Karl deutsch-fränkisch. Bei Karl im Heere war Nithard, Angilberts Sohn, als redlicher, kluger Berater seines Königs und als tapferer Kriegsmann nicht minder ausgezeichnet denn als Schriftsteller und Geschichtschreiber; ein vortrefflicher Vertreter jener schönen, auf antiker und christlicher Grundlage beruhenden Laienbildung, welche Karl der Große angestrebt hatte. Er hat auch darin im Sinne des großen Kaisers gehandelt, daß er die thiudiska, die Laiensprache, liebevoll genug achtete, um jene Straßburger Eide wortgetreu — den deutschen Text in rheinfränkischer Mundart, übrigens unfraglich nach amtlich aufgestelltem Wortlaut — in seine vier Bücher Zeitgeschichte aufzunehmen und uns damit ein bezeichnendes Denkmal des den Osten und den verwälschten Westen des Frankenreichs bereits scheidenden Sprachgegensatzes aufzubewahren.

Dann zogen die Brüder gemeinsam gegen Lotar und trieben ihn aus den rheinischen Gegenden. Aber seinen Rückhalt in Burgund und Italien vermochten sie ihm doch nicht zu nehmen. So waren sie zufrieden, als Lotar versöhnliche Botschaft sandte und nur noch ein Drittel des Reiches beanspruchte oder „etwas mehr", um seines Kaisertitels willen. Es kam zu verschiedenen Verhandlungstagen und Begegnungen der drei Brüder. Seinen viel benutzten treuen Bundesgenossen, Pippins Sohn Pippin, der in Aquitanien großen Anhang hatte, ließ Lotar völlig im Stich, er hatte seine Schuldigkeit getan. Man nahm bei den Vorbesprechungen Italien (für Lotar), Bayern (für Ludwig) und Aquitanien (künftig für Karl) von der Gesamtteilung aus und ließ das übrige Reich nach seinen fiskalischen Erträgen auf Grundlage einer vorzunehmenden Katastrierung abschätzen, die, wie begreiflich ist, über ein Jahr Verzögerung verursachte. Unterdessen schlug Ludwig den Aufstand der Stellinger nieder. Endlich konnte im Vertrage von Verdun, Anfang August 843, alles zu Ende gebracht werden. 843.
Ludwig erhielt alles Land östlich von Aare und Rhein, außer Friesland, dagegen links am Rheine Speyer, Worms und Mainz, die dadurch mit den Diözesen, deren Bistumsitz sie waren, zusammenblieben. Karl erhielt den Westen, welcher links von Rhone, Saône und einer von dort zur Schelde gezogenen Linie lag. Lotar erhielt zu Italien hinzu die Mitte, den langen Streifen vom Tyrrhenischen Meer bis zur Nordsee, nebst Friesland; Rom und Aachen lagen also beide im Gebiete des Kaisers. Nur ganz formell blieben der Reichsgedanke und die Oberherrlichkeit des Kaisers über das Ganze gewahrt; tatsächlich war das Kaisertum nur noch ein höher klingender Titel.

Der Vertrag von Verdun verdient im Grunde die starke Hervorhebung nicht, die man, auf der Suche nach einem Ruhepunkt und Abschnitt, ihm hat angedeihen lassen. Reichsidee und Teilungsanspruch bekämpften sich schon seit länger und hatten vor diesem Kompromiß schon andere geschlossen. Er stellt auch nicht das Ende der Teilungen dar, sondern nur den Übergang zu neuen.

Ludwig der Deutsche und seine Söhne.

Ludwig war ein redlicher, sittlich tadelfreier, tapferer und besonnener Mann. Aber das schöpferische Vermögen, die Geschichte in neue Bahnen zu lenken, hat er nicht besessen. Zur inneren Zusammenschweißung der unter ihm vereinigten deutschen Stammesgebiete hat er nichts getan. Das Teilungsprinzip hatte soeben gesiegt; er dachte nicht daran, es zu beseitigen, und so stand eine neue Trennung seines Anteils ohnedies wieder bevor.

Abb. 166. Silbermünze Ludwigs des Deutschen.

Es ist schon öfter gesagt worden, weshalb den Zeitgenossen nicht etwa der Gedanke nun kam oder kommen konnte, daß der Hauptteil der Deutschsprechenden unter einer Herrschaft für sich zusammengekommen sei. Man kannte immer noch keine Deutschen, sondern redete nur von einer Sprache, die im Gegensatz zu der gelehrten und im Kanzleigebrauch befindlichen lateinischen die gewöhnliche des Volkes, thiudisk, sei; das aber war bald dieser, bald jener Dialekt. Man sah in Ludwigs Reiche lediglich eine Addition von Gebieten. Dementsprechend hatten Kanzleien und Annalenschreiber zu jener Zeit noch kein Wort, um Ludwigs Herrschaftsbereich einheitlich zusammenzufassen. Sie halfen sich in der Regel mit dem Ausdruck Bayern, weil dieses den König, wie bisher, auch fernerhin am meisten beherbergte und gewissermaßen der Kern seines Anteils blieb. Zu dem Beinamen Germanicus, des Deutschen, ist Ludwig nur deshalb früh bei der Geschichtschreibung (schwerlich im Volke) gekommen, um ihn von den verschiedenen anderen Ludwigen zu unterscheiden. Denn wie man noch keine feste dynastische Erbfolge hatte, zählte man auch die Regentennamen nicht und hat sich überhaupt noch bis ungefähr ums Jahr 1000 mit Beinamen beholfen.

Zunächst bot das Reich der Mitte das Schauspiel neuer Teilungen. Kaiser
855. Lotar starb 855 im Kloster Prüm bei Trier, nach einer Regierung, deren Inhalt ziemliche Hilflosigkeit gewesen war, im Norden gegen die Normannen, in Italien gegen die von Nordafrika aus die Mittelmeerlande bedrängenden Sarazenen. Sein ältester Sohn Ludwig, der vom Papste schon zum Kaiser gekrönt war (daher Ludwig II. als Kaiser), erhielt Italien, Karl die Provence und die burgundische Grafschaft Lyon, Lotar II. den nördlich anschließenden alamannisch-fränkisch-friesischen Streifen. Von diesen drei Brüdern starb zuerst Karl i. J. 863 ohne Erben und die beiden überlebenden teilten sich sein Gebiet. Dann starb Lotar II. am 8. August 869.

Von diesem König, der seinem Gebiete den Namen Lotaringia, Lotringen, hinterlassen hat, ist das Bemerkenswerteste ein schlimmer Ehehandel, was zwar bei den meisten späteren Karolingen nichts Außergewöhnliches ist, aber diesmal wegen seiner weltgeschichtlichen Folgen in Betracht kommt. Um einer früheren, übrigens aus gutem Hause stammenden Geliebten willen, namens Waldrada, verstieß Lotar im Jahre 857 seine Gemahlin Teutberga und nahm jene zur Gemahlin und Königin. Gegen ihn verteidigte der bedeutende Erzbischof Hinkmar von Reims die Rechte der legitimen Königin, während ein Teil der lotringischen Geistlichkeit die Trennung und Neuvermählung guthieß. Eine allgemein anerkannte Mitwirkung der Kirche in Ehesachen bestand noch nicht, doch war am ehesten das königliche Haus an eine solche gebunden, da Karl der Große sie angestrebt und gefordert hatte (s. u. X.). In dieser Sachlage war es der Papst Nikolaus I. (858—867), der als entschlossener Richter aus eigener Machtvollkommenheit, stark dadurch, daß er Moral und Gerechtigkeit auf seiner Seite hatte, die Hand über den fränkischen König erhob, ihn seiner meisternden Entscheidung zu Gunsten Teutbergas unterwarf und zugleich seine obere Autorität über die widerstrebende lotringische Geistlichkeit beider Parteien durchsetzte.

Hierzu hatte dem Papst die fränkische Geistlichkeit freilich selber eine starke Handhabe geliefert. In den letzten Zeiten Ludwigs des Frommen begannen die Bestrebungen des Reichsklerus, sich von der Befehlsgewalt der weltlichen Hoheit zu befreien, wozu auch die Fälschungen ein Mittel bilden mußten. Um 827 hatte ein Geistlicher, namens Ansegisus, eine ganz sachliche Sammlung von kirchenrechtlichen Kapitularien angefertigt. Er wollte dadurch der Kirche etwas Ähnliches schaffen, wie es die Laien in den einzelnen Volksrechten besaßen. Zu dieser Sammlung

machte um 840 der aus Mainz stammende Benedictus Levita eine Ergänzung, welche in tendenziöser Arbeitsweise Kirchenväterstellen, Synodalbeschlüsse und dazu allerhand Gefälschtes zwischen die kaiserlichen Kapitularien verwob. Ungefähr um dieselbe Zeit sind, vielleicht in Le Mans, die pseudoisidorischen Dekretalen entstanden, die seit etwa 850 in Westfrancien, im Reiche Karls des Kahlen, von seiten des Klerus bei Prozessen vorgebracht wurden. Sie gaben sich als eine schon seit längerer Zeit vorhandene und maßgebliche Kirchenrechtssammlung aus, die ein Isidor aus Erlassen der ältesten und alten Päpste zusammengestellt habe. Ihre Absicht war, der Krone die Einberufung der Kirchenversammlungen und die Organisation der Diözesen zu entwinden, die Kirche von jedem weltlichen Richterspruch zu befreien und dafür die richterliche Gewalt der Kirche über die Laien, auch die hochstehenden, durchzusetzen; und sie fanden das Mittel zu dem allen in der Festigung der selbständigen kirchlichen Ordnung, in der theoretischen Machterhöhung der hierarchischen Spitze, des Papsttums. Von diesen pseudoisidorischen Dekretalen war eine Abschrift nach Rom gelangt und dort auch alsbald gewürdigt worden. Nikolaus I. erkannte sie im Jahre 864 als vollgültig an und gab vor, das ursprüngliche Originalexemplar im päpstlichen Archiv zu haben. Seitdem blieben sie der gewaltige Rückhalt der Päpste, besonders da am allerletzten ein Laie jener Zeiten imstande war, die Fälschung zu erkennen, viel weniger sie zu erweisen und das Papsttum an ihrer Auslegung zu behindern. Erst die wieder auf breitere Basis gestellte, mit Methode und Kritik ausgerüstete humanistische Gelehrsamkeit im 15. Jahrhundert hat den Nachweis all der haarsträubenden Anachronismen begonnen, aus welchen diese Fälschung besteht. — Man erschrak im

Abb. 167. Darstellung eines thronenden Kaisers. Aus dem „Codex Aureus" von St. Emmeran in Regensburg, hergestellt auf Befehl Karls des Kahlen 870 von den Mönchen Beringar und Luthard zu Corbie.

fränkischen Klerus doch, als plötzlich der römische Papst diese Dekretalen in der Hand hatte. Man hatte eigentlich nur seinen Namen benutzen wollen, nun benutzte er sie. Hinkmar hatte ein Primas im Reiche Lotars sein wollen, wie es der Papst drüben in Italien war; der gleiche Kampf gegen Lotar II. und die zu diesem stehenden Bischöfe zwang dann auch ihn unter den mit höherer Autorität auftretenden Verbündeten. Die Berufung auf den angeblichen Isidor hat Hinkmar zeitlebens abgewiesen, aber die Selbständigkeit des fränkischen Episkopats blieb doch verloren. Das Papsttum hat seit Nikolaus I. noch wieder viel persönlichen Niedergang erlebt, aber seinem Machtanspruche, wenn er in energischen Händen lag, hat jener kraftvolle Papst die feste Basis geschaffen.

Lotars II. Tod ohne legitime Erben hätte Kaiser Ludwig II. zum Nachfolger gemacht. Aber diesen beschäftigten schwere Sarazenenkämpfe, und Ludwig der Deutsche lag todkrank in seiner Pfalz zu Regensburg, sein Heerbann stand gegen die Slawen im Felde. Eine höchst verlockende Sachlage für seinen Bruder Karl „den Kahlen", wie schon die Zeitgenossen den westfränkischen König genannt haben. Um so mehr, als Hinkmar und seine Partei längst das Wünschenswerte in der Vergrößerung des romanischen Westreiches erblickten und Karl ermunterten. Er kam und ließ sich huldigen. Da besserte sich wider Erwarten der Zustand Ludwigs, welcher eine solche Gleichgewichtsverschiebung unmöglich zulassen konnte, auch wenn es nicht in Betracht kam, daß Lotringen größtenteils deutsch war. Zugleich bekam er durch Zwistigkeiten der slawischen Gegner die Hände frei. Waffenentscheidungen aber hat Karl der Kahle nie geliebt, so ließ er sich zu Verhandlungen bereit finden.

Diese Zeit der althochdeutschen Dichtung sah doch auch noch lebende Recken von echtester alter Germanenart. Immer noch leidend, nur beschleunigt genesen, zog Ludwig zur Zusammenkunft mit Karl. Nun muß es im Mittelalter mit der Baupolizei nicht immer gut bestellt gewesen sein, denn überaus häufig werden aus allen Jahrhunderten Unglücksfälle durch einstürzende Baulichkeiten erzählt. Auch der Reichsordnung von 817 war ein solches, sofort ausgenutztes Memento mori vorhergegangen, indem Ludwig der Fromme mit dem hölzernen Verbindungsgang durchbrach, welcher aus der Pfalz zu Aachen in den Dom hinüberführte. Ähnlich stürzte, als Ludwig der Deutsche auf obiger Reise im Herrenhause des Kronguts Flamersheim (bei Rheinbach) übernachtete, der Söller, das obere Stockwerk, mit ihm ein und er brach zwei Rippen. Da er aber in diesem Moment, weil er seinen Bruder kannte, unbedingt nicht zu Bett liegen durfte, verheimlichte er den neuen Schaden, ließ ihn gar nicht behandeln und zog weiter nach Meerssen (unweit Maastricht), wo in der Begegnung vom 8. bis 10. August 870 seine Entschiedenheit einen annehmbaren Vergleich durchsetzte. Dann büßte er das böse verschleppte Übel durch ein zweimonatiges gefährliches Krankenlager.

August 870. Der Vertrag von Meerssen verfügte über die Hinterlassenschaft Lotars mit Umgehung des erbenlosen Kaisers Ludwig II., der ohnedies seine Rechte nicht wahrgenommen hatte. Die Grenze von Ludwigs Reich wurde bis in die Gegend nördlich von Genf an den Jura vorgerückt, lief von dort im Bogen zur oberen Marne, dann zur Mosel, von da durch die Ardennen zur Durthe und Maas. Im Norden, im heutigen Belgien, saßen auf dem westlich hiervon belegenen Teil, welchen Karl bekam, noch fränkische Deutsche. Es ist ein denkwürdiger Zufall, daß auf den Monat genau 1000 Jahre später Deutschland wieder einmal, von Frankreich her veranlaßt, die Hand ans Schwert legen mußte, um seine Westgrenze wahrzunehmen und zu berichtigen. Aber langen Bestand hat der Vertrag von Meerssen nicht gehabt, seine Wichtigkeit liegt darin, daß es seitdem nördlich der Alpen, wie zwei Nationalitäten, auch nur zwei Reiche, ein tatsächlich deutsches und ein romanisch-französisches gab.

875. Ähnliche Vorgänge schienen sich wiederholen zu wollen, als am 12. August 875 Kaiser Ludwig II. starb. Ludwig der Deutsche wäre als der ältere Oheim der berufene

Abb. 168. Ehemalige Eingangshalle des Klosters Lorsch, 876—882 zugleich als Grabkapelle für Ludwig den Deutschen erbaut, außer welchem sein Sohn Ludwig hier bestattet wurde. Das Kloster, in der Rheinebene zwischen Worms und dem Odenwalde gelegen, war 774 gegründet worden und behauptete während der Regierung Karls des Großen und der nächstnachfolgenden schon durch seine geographische Lage in der Rheinebene, im Schwerpunkt des karolingischen Reiches, unweit Worms, Mainz und Ingelheim, einen bevorzugten Rang.

Nachfolger gewesen. Sofort brach Karl der Kahle nach Italien auf, und der Papst krönte ihn zum Kaiser. Ludwig der Deutsche aber, der gerade daran war, seinen diplomatischen Schritten militärischen Nachdruck zu geben, starb am 28. August 876. 876.
Er wurde im Kloster Lorsch begraben, wo man noch im 17. Jahrhundert seinen Sarkophag erblickte. Nun hoffte Karl der Kahle, auch den deutschen Teil von Lotringen zu rauben, da unter Ludwigs Söhnen, Karlmann, Ludwig und Karl, infolge der üblichen Herrschafts- und Erbrivalitäten nicht alles zum besten stand. Aber die Hoffnung trog ihn doch. Bei Andernach am Rhein warf sich der jüngere Ludwig mit rasch zusammengerafften sächsischen, thüringischen und fränkischen Truppen ihm entgegen und erfocht gegen die Übermacht einen herrlichen Sieg. In kopfloser 876.
Flucht eilten die Franzosen davon, eine lächerliche Fülle von Krämerware und mitgeschlepptem Luxusgerät ward auf ihrem Lagerplatz gefunden.

Nun klärten die drei Brüder ihr Verhältnis und teilten. Karlmann bekam Bayern mit seinem östlichen Zubehör, Ludwig der Jüngere, der mit einer Sächsin, Lutgard, der Tochter des Ottonenstammvaters Ludolf, vermählt war, Franken, Thüringen, Sachsen und Friesland, Karl (der Dicke) Alamannien mit seinem rätischen Zubehör in den Alpen. Lotringen wurde vorläufig gemeinsam regiert und man hoffte auch noch auf die Eroberung Italiens als des dieser älteren Linie

gebührenden Erbes. Karlmann vertrieb Karl den Kahlen aus Italien in schimpflicher Flucht, aber obwohl letzterer 877 starb und sein Sohn, Ludwig der Stammler, ein geringer Gegner war, mußte auch Karlmann vor dem Fieber weichen. Beide Teile überließen Italien sich selbst. Desto schöner war der Erfolg Ludwigs des Jüngeren auf dem lotringisch-westfränkischen Kriegsschauplatz, und 879 mußte Frankreich seinen zu Meerssen empfangenen Anteil abtreten. Das ganze Lotringen bis über Virten, Verdun hinaus und bis zur Schelde gehörte jetzt zur ostfränkischen, also deutschen Herrschaft.

Abb. 169. Siegel Karls des Dicken. Umschrift: Karolus Imperator. (Das V ist graphische Form für v und u, daher je nach dem lautlichen Sinn als u oder v zu übertragen. Seit der staufischen Zeit differenzierte man auch graphisch u und v, ein Fortschritt, den man neuerdings wieder verwischen zu wollen scheint.)

881.

Dem Papsttum in Italien ohne den Rückhalt eines genügend starken Kaisers ließen es dortige Machthaber und die Sarazenen doch recht unbehaglich werden. Johann VIII. hatte zunächst mit nicht-karolingischen Kandidaten angeknüpft, die er krönen wollte, schließlich empfahl sich für seine augenblickliche Lage einer der deutschen Könige noch am meisten. Er fand, da Karlmann seit dem italienischen Feldzuge von 877 krank und gebrochen war, Karl von Alamannien bereit, der daraufhin 880 kam, die italische Herrschaft feierlich zu Ravenna übernahm und 881 zum Kaiser gekrönt wurde. Auf diesem Wege fand die Kaiserkrone noch wieder eine Brücke zu dem deutschen Königtum.

Wer könnte sagen, in wie viele Teilkönigreiche Deutschland noch zerlegt worden wäre, hätte sich die Söhnezahl der einzelnen Karolingen auch weiterhin in geometrischer Progression fortgesetzt! Indessen trat, wie bisher im Hause Kaiser Lotars, nun auch hier ein Zusammenschwinden des Mannesstamms ein, befördert durch Unglücksfälle, welche hoffnungsvolle Söhne in frühen Jahren dahinrafften. Karlmann von Bayern starb am 22. März 880 ohne eheliche Erben zu Oetting, wo er begraben ward und wo noch heute die Herzen der bayrischen Könige beigesetzt werden, Ludwig III., ebenfalls ohne überlebende Erben, starb am 20. Januar 882 zu Frankfurt und wurde in Lorsch begraben. Karl III., der Kaiser, war Herr des ganzen deutschen Reiches.

Abgesehen von vielfältig behinderten Bestrebungen, die über die mecklenburgischen und elbischen Slawen gewonnene Autorität des Frankenreiches von Sachsen aus festzuhalten und von Bayern aus die über Mähren, Tschechen und andere südwestliche Slawen zu erweitern, gab es kaum noch eine auswärtige Politik der fränkischen Reiche. Dagegen führten die Normannen kecker denn je ihre schon herkömmlichen Raubzüge von der Nordsee aus tief in beide Gebiete, Ost- und Westfrancien, hinein.

Diese „Nordmannen" waren Nordgermanen, sowohl Jüten und Dänen wie Skandinawier von jenseit des Skageraks, und ihre jederzeit zahlreichen „Seekönige" waren die Mitglieder von Edelsippen, welche teils durch Familienstreit und Verdruß über ihre Lage, teils durch das auch im Norden sich bildende Großkönigtum heimatsmüde gemacht waren. Die außer ihren Gefolgsleuten sich anschließenden Mannschaften waren wohl zum Teil von der Lust an Abenteuer, Fahrt und Beute gelockt, indessen ist die Mitwirkung von Landnot nicht auf die Dauer zu verkennen, wie wir sie S. 20 von den älteren Germanen besprochen haben. Ihre Wogengänger, Wellenrosse, Meeresdrachen, wie sie ihre Fahrzeuge mit derselben Phantasie nannten, aus welcher die germanische Tierornamentik entspringt, waren immer noch offene Ruder- und Segeljollen von verschiedenen Raummaßen; wohl nur die größeren hatten das Verdeck durch die altbekannte dachartige Holzkonstruktion oder notdürftig durch ein Zelt ersetzt. So wagten sie sich durch die Salzflut, aber mit den meisten dieser Fahrzeuge waren sie eben auch imstande, die Flüsse weit hinaufzufahren. Sie setzten in

Abb. 170. Wikingerschiff. Aufgestellt im Hofe der Universität zu Kristiania.

Abb. 171. Am Kristianiafjord in Norwegen aufgefundenes Wikingerschiff.

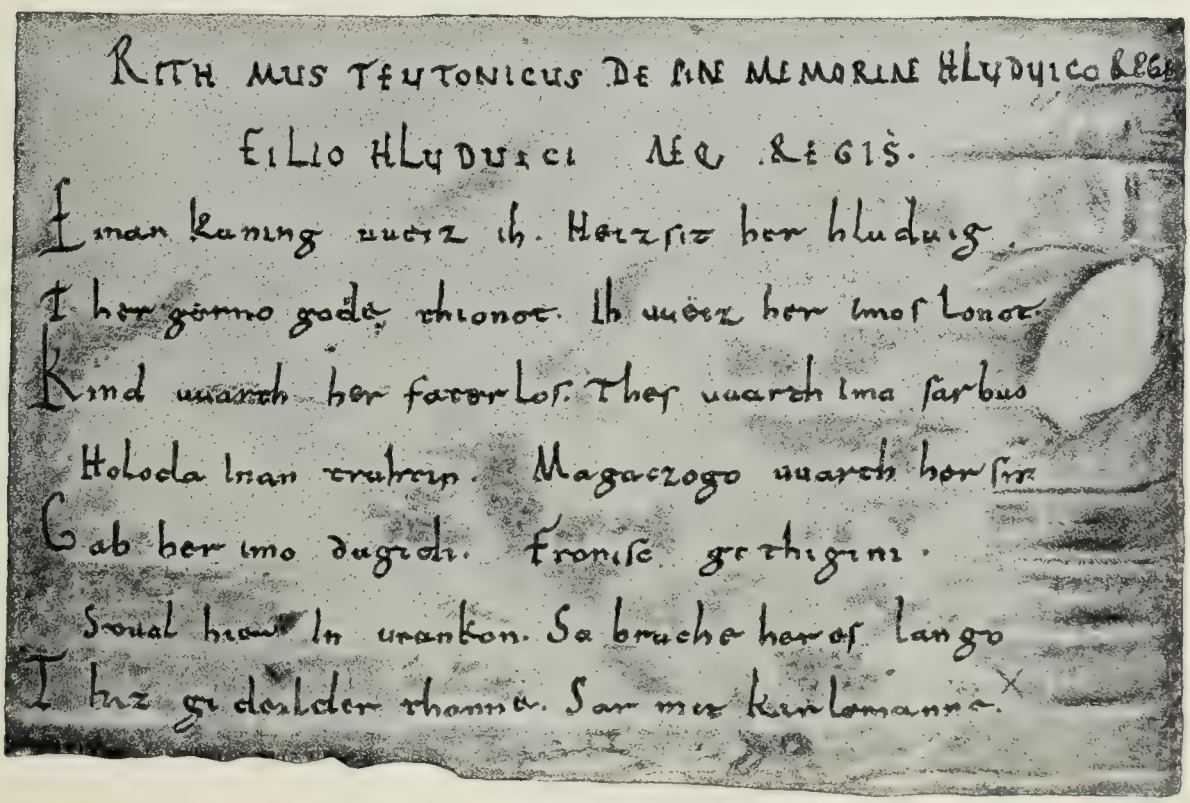
völlig entsprechender Weise die Plünderungsfahrten der Franken und der Sachsen fort, welche einst die römischen Provinzen mit „unausgesetzter Drangsal" heimgesucht hatten.

Vieles von ihren Unternehmungen, insbesondere denen an den Ostseeküsten, verbirgt sich im Dunkel der Quellenlosigkeit. Nur gelegentlich fällt ein Lichtstrahl dahin oder eine Sage ist übrig geblieben. Schon aus der frühen Merowingenzeit klingt vereinzelte Kunde, die auf sie zu beziehen ist, der volkstümlich poetische Gudrunstoff ist in diese Küstenerlebnisse hineingestellt, und sobald die fränkische Geschichtschreibung nach jahrhundertlanger Verödung wieder ausführlicher wird, d. h. zu den Zeiten Karls des Großen, da sind ihr die Normannen etwas Wohlbekanntes. Indessen erst die Bürgerkriege des Reiches haben sie zu so furchtbarer Plage werden lassen. Fast Jahr für Jahr landeten ihre Mannschaften; was nur Wert haben konnte, Gerät, Metall, Vieh, die Menschen selber, derer sie habhaft wurden, als Hörige, das raubten sie zusammen; konnten sie die Beute nicht mehr bewältigen, so kehrten sie vorläufig um und brachten sie an die Küste. Dort besaßen sie förmliche Stapelplätze und hatten einige von diesen zu festen Standlagern ausgebaut. Es war nirgends ausgeschlossen, daß sie sich ganz festsetzten.

Ob die Normannen das fränkische West- oder Ostreich bevorzugten, richtete sich je nach der Zerfahrenheit der dortigen Verhältnisse. Ludwig der Jüngere von Franken und Sachsen kämpfte wacker gegen sie, stand aber zurück gegen den glänzenden Sieg, den König Ludwig III. von Westfrancien, der Sohn des Stammlers, bei Saucourt
881. errang. Ein Mönch von St. Amand (im heutigen Nordfrankreich, knapp an der belgischen Grenze) hat auf diesen Sieg in rheinfränkischer Sprache das Ludwigslied gedichtet, welches unter den althochdeutschen Sprachdenkmälern wegen seines Anlasses und seiner örtlichen Herkunft eines der bemerkenswertesten ist. Nun wandte sich die Not durch die Normannen wieder mehr nach Deutschland. Sie kamen bis Koblenz, Trier, ja in die Gegend von Metz. Das Reich war einmütig entschlossen, ein gründliches Ende zu machen und zog sogar aus Italien Mitkämpfer heran. So rückte im Jahre 882 ein gewaltiges Heer gegen das feste Lager der Normannen zu Elsloo an der Maas. Leider mußte sein Führer der Kaiser Karl III. sein. Man hat Karls Unfähigkeit im 12. Jahrhundert dadurch begreiflicher zu machen versucht,

daß man ihm damals den Beinamen „des Dicken" zulegte. Sicherer ist es, daß er ein kranker Mann war, von vielem Kopfweh geplagt und nicht mehr zu allen Zeiten zurechnungsfähig. Es scheint, daß er und sein Bruder Karlmann gleiche Keime von Mutterseite geerbt hatten. — Mit herrlicher Tapferkeit erstürmten die Deutschen das Lager von Elsloo, da erfuhren sie mitten im Siege, daß ein Vertrag ihres Kaisers mit den Normannen fertig geworden sei, wonach diese gegen eine große Geldsumme abzuziehen versprachen. In knirschendem Ingrimm marschierten die Krieger nach Hause, und die Normannenfahrten waren doch nicht aus der Welt.

In Westfrancien verletzte sich im Jahre 882 der junge König Ludwig III. zu Tode, als er in den Straßen von Tours wie wahnsinnig einem schönen, ehrbaren Mädchen nachrannte, und sein Bruder Karlmann kam 884 durch einen Jagdunfall um, was im Mittelalter überaus häufig geschehen ist. Nun war vom Hause Karls des Kahlen nur noch ein Kind übrig, ein nachgeborener Bruder jener beiden Könige, Karl, der sich späterhin den wohlbegründeten Beinamen des Einfältigen erwarb. Rätlicher als das Königtum dieses Kindes schien es den maßgeblichen Persönlichkeiten in Westfrancien, den aus der anderen Linie noch übrigen Karolingen anzuerkennen, Kaiser Karl. Denn die ideelle Einheit des Reiches und die Vorstellung einer gemeinsamen karolingischen Familienregierung war immer noch nicht erloschen. Indes geschah diese Wiedervereinigung in eine Hand weniger um das Imperium herzustellen, als um im ganzen Reiche *eine* Sache wider die Normannen zu haben, die so regelmäßig, als wie der Landmann Ähren schneidet und der Fischer auf den Heringsfang zieht, Jahr für Jahr erschienen, zur Zeit wieder in Westfrancien. Ohne sich sonderlich zu beeifern, übernahm Karl die dargebotene westfränkische Herrschaft. Und gegen die Normannen vertrödelte er erst recht die Zeit, während sie Paris, die bedeutendste Stadt in Westfrancien, zu Lande und von der Seine aus hart belagerten. So überließ er alles Verdienst und allen Ruhm dem Grafen von Paris, Odo, der die Stadt trotz ihrer schweren Leiden mit Heldenmut hielt. Persönlich aufgerüttelt von


RITH MUS TEUTONICUS DE LIN MEMORIE HLUDUICO REGE

FILIO HLUDUICI NEC REGIS.

Eman kaning uuetz ih. Herrsiz her hludwig.

Thergomo godaz thionoot. Ih uuetz her imo Lonot.

Kind uuarth her farer Los. Ther uuarth ina farbus

Holoda inan truhtin. Magaczogo uuarth her sin.

Gab her imo dagoth. Fronise gethigini.

Soual hiaz In urankon. Sa bracha her of langa

Thaz gi dohter thanna. Sar mit karlomanne.

Abb. 172. Anfang des Ludwigsliedes. Aus der Handschrift auf der Bibliothek zu Valenciennes, vom Ende des 9. Jahrhunderts.

Odo, der sich durch die feindlichen Reihen schlich und dann wieder zurückeilte, zog Karl endlich nach vielen Monaten heran, jedoch nur, um abermals die Normannen
886. mit Gold abzukaufen und ihnen im Tausch für Paris Burgund preiszugeben.

Dann saß der Kaiser mit seinem Leiden wieder in seiner Lieblingspfalz Bodman, nach der der Bodensee heißt. Wenn nach alter deutscher Auffassung Leibesschäden unfähig zum Herrscher machten, so schien dieser bedauernswerte Mann unwürdiger als ein bresthafter zu sein. Und von seinem unehelichen Sohne Bernhard, dessen Nachfolge Karl sich wünschte, wollte man auch nichts wissen. Dagegen war ein unehelicher Sohn Karlmanns, Arnulf, vorhanden, welchem von den bayrischen Außenlanden die Verwaltung Kärntens zugeteilt worden war. Er hatte sich als Feldherr gegen die Mähren, wie auf dem Zuge gegen Elsloo, wo er den Heerbann der Bayern anführte, Auszeichnung und Achtung erworben. Gewillt, Karl III. abzusetzen, erhoben die ostfränkischen, d. h. die deutschen Großen zu Frankfurt a. M. Arnulf, dessen Einverständnis sie besaßen, zu ihrem König. Man wählte, wie man ähnlich Witiges gegen Theodahad, Pippin gegen den letzten Merowingen gewählt hatte, und weil man sich überhaupt nur durch Neuwahl von einem legitimen bisherigen Königtum abwenden konnte. Hierdurch aber kam das Wählen seitens der Großen, anstatt der selbstverständlichen Nachfolge aus Erbrecht, als ein noch nicht maßgeblicher, aber doch bedeutsam neuverwendeter Modus in die Geschichte des deutschen Königtums hinein. Karl begnügte sich damit, an Arnulf mit resigniertem Vorwurf die Reliquie zu senden, auf welche ihm jener einst Treue geschworen hatte. Den neuen König erschütterte dieser trübselige Moment in tiefster Seele, aber den Gang der Dinge
Nov 887. konnte derlei nicht aufhalten. Bald danach verstand sich Karl zur Thronentsagung und bat nur, ihm etliche Güter in Alamannien zu lassen. Dann saß er noch zwei Monate zu Neidingen (bei Donaueschingen) auf der melancholisch weltfernen, winterlichen Hochfläche der Baar und ist dort am 13. Januar 888 gestorben. Haß ist ihm nicht gefolgt, die Entrüstung über ihn hat das Unglück in Mitleid gewandelt. Ein lebensfrischer Mann an seiner Stelle, unbestrittener Herr und Kaiser in Deutschland, Frankreich und Italien, hätte die Geschichte des Abendlandes noch in unübersehbar andere Bahnen drängen können.

Arnulf.

Nun hatten die Deutschen wieder ein Königreich für sich, und daß sie darin abermals vereinigt waren, war die Folge ihrer gemeinsamen Auflehnung und Wahl.

Abb. 173. Siegel Arnulfs. (Kein Porträt.) Umschrift: Arnolfus rex.

Daß man Arnulf gegen den gekrönten Kaiser erhob, war zugleich eine gewisse Reaktion des Laientums gegen Episkopat und Imperium gewesen. So wurde auch keinerlei kirchliche Zeremonie mit diesem Thronwechsel verbunden. Italien und Frankreich gingen ihre eigenen Wege und die Wähler Arnulfs dachten gar nicht daran, sie zu hindern. In Italien rangen um die Herrschaft Markgraf Berengar von Friaul, dessen Mutter Gisela eine Tochter Ludwigs des Frommen war, und Herzog Wido von Spoleto, ein austrasischer Franke von Abkunft. Beide gelangten zu Krönungen als langobardisch-italische Könige, Wido 891 sogar zur Kaiserkrönung durch den Papst, deren 892 auch sein Sohn Lambert als Mitkaiser teilhaftig wurde. In Nord- und Mittelfrankreich erhob und krönte man im Februar 888 Odo zum König. Sein zuerst ins Land gekommener Vorfahre hieß Witichin, er war ein Sachse und auch

von den westfränkischen Berichten ausdrücklich als Deutscher (advena natione Germanus) bezeichnet. So sind also die von jenem Witichin abstammenden Kapetingen und alle ihre Linien bis zu den Bourbonen und Orleans herab deutschen Ursprungs. In der Provence hatte schon unter Kaiser Karl dem Dicken Boso von Vienne eine selbständig regierende Stellung eingenommen; diese erneuerte sich jetzt unter seinem Sohne Ludwig. In Aquitanien trat der Herzog Ramnolf als Landesherr auf. In Hochburgund, zwischen dem Jura und den Penninischen Alpen, um den Genfer See herum, wählte man im Januar 888 den Welfen Graf Rudolf, dessen Großvater ein Bruder der Kaiserin Judith gewesen war, zum König. Alle diese neuaufgekommenen Teilkönige erkannten früher oder später, teils freiwillig aus Anlehnungsbedürfnis, teils gezwungen die formelle Oberhoheit Arnulfs an. Er war eben der Karolinge, der noch regierte und das alte Reich vertrat. Und dies führte logisch doch wieder darauf hin, daß Arnulf als dem allein Berechtigten auch die Kaiserkrone von Rechts wegen zustehe.

Zunächst machte Arnulf den Normannennöten ein entschlossenes Ende. Im Jahre 891 verheerten sie Lotringen wieder, da warf er sich mit dem Aufgebot der fränkischen Gebiete auf ihre Verschanzung bei Löwen an der Dyle. Die deutschen Franken 891.
hatten die Umwandlung ihres Heerbanns in ein Reiterheer schon durchaus vollzogen; dieses erwies sich hier als wenig verwendbar, da saßen die Reiter ab und erstürmten so, der König voran, unter hartem Kampf den Lagerwall. Zwei der Seekönige wurden gefangen, 15 nordgermanische Feldzeichen erbeutet und in die Residenz nach Regensburg gesandt; schade, daß davon nichts übrig geblieben ist. Seitdem ließen die Normannen vom deutschen Boden ab. Sie haben Frankreich noch bedrängt, dort festen Fuß gefaßt und sich die seitdem nach ihnen genannte Normandie abtreten lassen. Und sie haben während des neunten und erst recht während der folgenden Jahrhunderte England, Schottland, Irland als die gefürchteten „Dänen", wie man sie dort nannte, heimgesucht, teilweise besetzt, zuweilen beherrscht, bis die Herrschaft über England im Jahre 1066 den Normannen aus der Normandie ganz zur Beute gefallen ist.

Schon unter Kaiser Karl III. hatte ein bedeutender Slawenfürst, der von Mähren aus auch über Tschechen, Sorben, Slowaken herrschte, Swatuplok oder Zwentibald (je nachdem die Quellen seinen Namen sich mundgerecht machen), die deutsche Politik fortwährend in Atem gehalten. Arnulf als König hat mit ihm 892 und 893 gekämpft. Aber erst Swatuploks Tod, 894, brachte Erleichterung und Erfolge an dieser Front. Denn nun fiel sein Machtbereich auseinander und die wieder freigewordenen slawischen Völker erkannten die deutsche Oberhoheit an, die ihnen eine gewisse Gewährschaft ihrer tatsächlichen Selbständigkeit gab; dasselbe taten die unter zwei Söhne Swatuploks geteilten Mähren.

Schwierigkeiten mit verschiedenen hohen Laien trieben Arnulf mehr und mehr zu der Bundesgenossenschaft des Episkopats hinüber. Dadurch gewann die Wiederherstellung des Imperiums deutlichere Gestalt. Arnulf ging nach Italien, im Februar 896 erstürmte er Rom, welches Widos von Spoleto Witwe Engeltrud für Lambert, ihren Sohn, besetzt hielt, und empfing die Krönung durch den Papst. Aber statt des Imperiums brachte er aus Italien nur den Kaisertitel und den Ausbruch desselben „Kopfleidens" zurück, das seinen Vater niedergeworfen hatte und nunmehr auch des Sohnes so schön bewährte Kraft unheilbar lähmte. Lambert kam in Italien wieder auf, und als er 898 auf der Jagd verunglückte, gelangte Berengar zur abermaligen Herrschaft. In Frankreich folgte, als König Odo am 1. Januar 898 starb, Karl der Einfältige nach, welchen eine dem Odo gegnerische Partei schon früher zum König

erhoben hatte. Er kümmerte sich, zumal er ja selber Karolinge war, um eine Oberhoheit Arnulfs nicht mehr.

Arnulf hatte anfangs nur uneheliche Söhne gehabt, von denen er Zwentibald, das Patenkind des berühmten Mähren, zum Teilkönig von Lotringen machte. Im Jahre 893 war ihm jedoch ein ehelicher Sohn geboren, Ludwig. Dieser stand dem Reiche als sechsjähriger König in Aussicht, als den siechen Kaiser in der Pfalz zu Regensburg im Jahre 899 ein Schlagfluß rührte. Der abergläubische Vorstellungskreis des älteren Germanentums über derlei Krankheiten tritt uns bei dieser Gelegenheit in der hochgestellten Umgebung des Kaisers vor Augen und erweist seine ungebrochene Fortdauer. Man meinte, dem Kaiser müsse schädlicher Trank gereicht worden sein, und eine Frau namens Rudpurch wurde unter diesem Verdacht gehenkt. Nicht mehr natürlich nützte dem Schwerkranken die ausgiebig an ihm betriebene Quack-
899. salberei und Heilzauberei. Am 8. Dezember 899 starb Arnulf und wurde in St. Emmeran bestattet, wo sein Grabmal 1642 durch einen Brand zerstört worden ist. Ludwig „das Kind" war Inhaber des Reiches und wurde der erste deutsche König, der als solcher eine Krone trug. (Bei den Westfranken gab es die Königskrone seit Karl dem Kahlen.) Zwentibald hatte inzwischen alles getan, um sein lotringisches Königtum seinen Untertanen wie den übrigen Deutschen zu einem Skandal zu machen. Jetzt, da ihn sein Vater nicht mehr stützte, sagten sich die Lotringer einfach von ihm los und huldigten dem Kinde als unmittelbare Untertanen, wodurch sie sich wieder fester an die übrigen Deutschen schlossen. Im Kampfe gegen diese Erhebung kam Zwentibald am 13. August 900 um und wurde im Frauenkloster Süsteren begraben, wo der Thunichtgut wunderlicherweise noch zum Lokalheiligen geworden ist.

Ludwig das Kind.

Es lag in der Richtung der letzten Jahre Arnulfs, wenn die Ausübung der Regierungsgewalt nun an die hohen Geistlichen fiel. In erster Linie an Erzbischof Hatto von Mainz, der zugleich Inhaber und Abt der Klöster Weißenburg und Reichenau war, und an den glänzenden Bischof Salomo von Konstanz, Abt von St. Gallen. Neben ihnen stand Bischof Tuto, als Diözesan der Pfalzstadt Regensburg, die, wie unter Ludwig dem Deutschen, Karlmann, Arnulf, der eigentliche Regierungssitz blieb. Sie konnten jedoch nur bekämpfen, nicht verhindern, daß sich zu dieser Zeit die großen Laienfamilien deutlicher aussonderten und, ihrer Art entsprechend, zwar nicht nach Leitung des Reiches, sondern im Gegenteil nach der ihrer Stammesgenossen und deren partikularistischer Selbständigmachung strebten.

In Sachsen hebt sich, bald nach dem Vertrage von Verdun, in der Quedlinburger Gegend Ludolf als ein durch Abkunft, Persönlichkeit, bewährte Kriegstüchtigkeit gegen die Slawen, durch reiche Ämter und ostfälische Güter hervorragender Mann unter den Edelingen ab. Er erscheint in einer Vermittlerstellung zwischen der Krone und einer Anzahl von Grafschaften und wird als Herzog bezeichnet. Damit taucht seit Tassilos Untergang zum erstenmal wieder die Stellung und das Amt eines stammlichen Herzogs in Deutschland auf. Daß dies geschehen konnte, ja eine Art Notwendigkeit wurde, war nicht zum wenigsten dadurch verursacht, daß Ludwig der Fromme die Einrichtung der Missi und ihrer von Karl dem Großen geschaffenen Inspektionssprengel hatte verfallen lassen. Ludolf, welcher auch der Schwiegervater König Ludwigs des Jüngeren war, starb 868; sein Sohn Brun, auf welchen sich Braunschweig („Bruns-wik") zurückführt, fiel 880 als Führer des sächsischen Aufgebotes gegen die Normannen. Seitdem nahm der zweite Sohn, Otto

„der Erlauchte", die Stellung als Stammesoberhaupt und Herzog ein und dehnte sie 908 auch über die infolge schwerer Ungarnnöte anschlußbedürftigen Thüringer aus.

In Franken rangen zwei Geschlechter miteinander: die Babenberger, die im äußersten Ostfranken mächtig waren und nach deren Hauptburg die spätere Stadt Bamberg ihren Namen trägt, und die den Karolingen verwandten Konradiner, deren Ämter und Güter im Westen, in den Lahngegenden lagen. 906 siegten letztere, wesentlich durch den Beistand Hattos, und das Haupt des Hauses, Graf Konrad, bezeichnete sich von da an auch gerne als Herzog. Das Volk sympathisierte mit den zu Fall gebrachten Babenbergern, deren letzter, Graf Adalbert, enthauptet worden war, und hat den Namen des Geschlechts mit freundlichen Sagen übersponnen. Deshalb ist die geschichtliche Anknüpfung der jüngeren Babenberger, welche Markgrafen und Herzöge von Österreich wurden, an jenes ältere Haus später eifrig gesucht

Abb. 174. Hochgrab des Bischofs Tuto von Regensburg, † 930.

worden, scheint aber nicht haltbar. Zu ähnlicher Stellung als Stammes- oder Landesoberhaupt kamen in Lotringen der Graf Reginhar (ein verschlagener Mann, von dem gemeint worden ist, er habe dem Fuchs der Tierfabel zu dem aus Lotringen stammenden Beinamen Re(g)inhart verholfen, wovon renard die französische und Reinecke die niederdeutsche Herübernahme ist), in Alamannien der Markgraf Burchard von Rätien, in Bayern der Sohn des tapferen Markgrafen der Ostmark Liutpold, Arnulf. Dieser wagte sich seit 908 sogar „Herzog von Gottes Gnaden" zu nennen. So schien, nachdem Frankreich damit begonnen hatte, nunmehr auch Deutschland in nichtkarolingische Teilreiche zerfallen zu wollen, deren Inhalt und Form der Stammesgedanke hergab.

An die furchtbare Ungarnnot wurde soeben schon gestreift. Sie setzte die Normannenplage fort und zwar in den von den Normannen nicht oder nur unvollkommen verwüsteten Gebieten.

Zu der finnisch-ugrischen Gruppe der uralisch-altaischen Völker gehören die Madjaren, welche auf dem Wege nördlich am Schwarzen Meer vorbei nach Westen gelangten und, weitumschweifend, 862 zuerst an der deutschen Ostgrenze gesehen wurden. Nicht lange vorher hatten sich ihre verschiedenen Stämme zum erstenmal unter einem Oberhäuptling Arpad politisch vereinigt. In den Jahren 895 oder 896 nahmen sie das wenig bevölkerte Tiefland zu beiden Seiten der Theiß in Besitz. Sie waren Nomaden mit großen Roß- und Rinderherden, als Krieger speer- und bogengewandte Reiter. Diese Bogen bestanden aus je zwei großen Rinderhörnern, die über einen starken Holzpflock aneinander gesteckt waren. — Die Deutschen brachten mit ihnen alles zusammen, was früher von den Hunnen erzählt war, nannten sie selbst gerne Hunnen und fanden auf diese Weise den Namensübergang von Ugern zu Hungri. Aber auch wie die Völker Gog und Magog erschienen sie den geistlichen Geschichtschreibern, von denen es in der Bibel heißt, sie werden kommen wie die Wolke, die das Land bedeckt, wenn der Untergang der Menschheit anhebt. Nachdem sie früher hauptsächlich Italien geplündert hatten, richteten sie sich unter der Regierung Ludwigs des Kindes gegen dessen Reich. 905 vernichteten sie das mährische Großfürstentum der Familie Swatopluks, 906 erfolgte ein Zug nach Sachsen, 907 die Vernichtung eines großen Teils des bayrischen Heerbanns und der Verlust der durch die Awarenkriege geschaffenen pannonischen Ostmark, so daß die Enns wieder zur Reichsgrenze und das Land von da bis zur Leitha zum Ödstrich wurde. 908 kam Thüringen in schrecklicher Weise daran, 909 Alamannien, 910 schlugen sie den Heerbann der vereinigten süddeutschen Stämme auf dem Lechfelde bei Augsburg. Ihre ständige und immer noch bewährte Taktik war, durch anscheinende Flucht die Verfolger aus ihrer Ordnung zu locken, worauf sie, rasch wieder umlenkend, jene leicht besiegten. 912 überschwemmten sie Franken und Thüringen, 913 Bayern und Alamannien, 915 Alamannien, Franken und Sachsen, 917 wieder Alamannien. Männer und alte Weiber erschlugen sie, die jungen koppelten sie mit den langen Haaren zusammen und trieben sie zwischen ihren Pferden davon; was sonst an Beute gefiel, packten sie auf, und die Gehöfte ließen sie als Brandstätten liegen.

Während dieser Schreckniſſe starb König Ludwig, gerade als er aus den
911. Knabenjahren herauswuchs, am 20. oder 24. Sept. 911. Das letzte, was von ihm berichtet wird, ist, daß er bei der Ungarnschlacht auf dem Lechfelde 910 anwesend war. Nun gab es nur in Frankreich noch Karolingen. Indessen die deutschen Großen hatten nicht umsonst 887 ein Wahlrecht ausgeübt. Sie sahen auch diesmal das Vorzüglichere in dessen Anwendung. In dem Nachfolgerecht des Westfranken schlossen sie eine Wiedervereinigung mit dessen Reiche aus. Um also der großfränkischen Reichsidee zu widersprechen, blieben die „deutschen" Stämme noch einmal in ihrem Vorgehen vereinigt. Die deutsche Geschichte hat das Aufkommen und Bestehen des Wahlrechts des öfteren tief zu beklagen gehabt; nichtsdestoweniger sind die deutschen Stämme nur durch es eine abgesonderte und geschlossene Nation geworden.

Abb. 175. Siegel Konrads I. Umschrift: Chuonradus rex.

Konrad I.

Die Geistlichkeit unter Leitung Erzbischof Hattos von Mainz nahm die Wahl des ferneren Königs führend in die Hand. Im November 911 kamen auf ihr Betreiben die Großen, außer den ablehnenden lotringischen, auf fränkischer Erde zu Forchheim zusammen. Dieser heute an der Bahn zwischen Nürnberg und Bamberg gelegene Ort konnte als gleich geschickt ausgewählt erscheinen für die Bayern, welche seit Generationen das Königtum bei sich im Lande gehabt hatten, für die Franken, welchen die Dynastie bisher zugehörte, und für die Sachsen nebst Thüringer, ohne daß er den Alamannen sehr entlegen war. Man trug die Krone anstandshalber zunächst

Otto von Sachsen, dem ältesten und mächtigsten Fürsten, an; er lenkte dann ablehnend die Stimmen auf Konrad, der ein Franke, mit den Karolingen verwandt, Hattos intimer Freund, den meisten als der minder mächtige Mann willkommen und eben der zu Wählende war. So war offenbar alles durch die Vorverhandlungen festgesetzt. Mit Konrad wurde zwar eine neue Dynastie erhoben, aber es 911.
war diejenige gewählt worden, welche am ehesten als Fortsetzung der alten erscheinen konnte. Die gegenseitige Eifersucht der Stämme in plausibler Verbindung mit dem konservativen Zuge der deutschen Art hatte Gesichtspunkte größerer Zweckmäßigkeit zurückgehalten.

Das letztere offenkundig gemacht und bewiesen zu haben ist eigentlich der Inhalt von Konrads Regierung.

Vergeblich suchte er, als Otto der Erlauchte 912 starb, die große Stellung und das Übergewicht seines Nachfolgers Heinrich zu verkürzen, ebenso vergeblich Lotringen, das sich kurzweg den Karolingen von Frankreich anschloß, wieder beizubringen. In Alamannien, Schwaben, war zwar Burchard im Jahre 911 seinen Gegnern unterlegen und gefallen, aber nun kam die tatsächliche Herrschaft im Lande an die beiden Brüder Erchanger und Bertold, deren obere, über die der Grafen hinausgehende Amtsgewalt man durch Wiederbenutzung des alten Missustitels zu bezeichnen suchte, indem man von Missi camerae (schlecht übersetzt „Kammerboten") sprach. Die beiden Brüder sind wahrscheinlich Abkömmlinge der alten alamannischen Volksherzöge, welche mit Landfried das Herzogtum verloren. Den Bischof Salomo von Konstanz und St. Gallen, welcher als erster geistlicher Fürst im Lande gegen sie die Partei des Königtums vertrat, hielten sie längere Zeit gefangen. Auch des gestürzten Burchard gleichnamiger Sohn schloß sich an sie. Vergeblich belagerte König Konrad ihren Hauptstützpunkt, den befestigten Twiel, von dessen steilragender Basaltkuppe man weit über das herrliche Land im Hegau und um den westlichen Bodensee sieht, an dessen Ufer sich die Türme von Salomos Bischofsstadt erhoben. Zu ihnen hielt ferner Arnulf von Bayern, der Mann ihrer Schwester, mit dem zusammen sie 913 einen schönen, ihr Ansehen ungemein erhöhenden Erfolg über die Ungarn erfochten.

Es war noch ein rettendes Glück für die Krone, daß das Wesen des Stammespartikularismus, eben unter sich sein, im allgemeinen nichts mit den übrigen zu tun haben zu wollen, keine weiteren Bundesgenossen in die feindliche Verbindung der beiden süddeutschen Stämme und ihrer verschwägerten Führer zog. In dieser Krisis aber raffte sich der Episkopat, der durch Hattos Tod 913 seinen Führer verloren hatte, von neuem zusammen. Eine auf den September 916 nach Altheim im schwäbischen Ries ausgeschriebene Versammlung und Synode, aus ganz Deutschland vom hohen 916.
Klerus gut besucht, stellte nach längerer Zeit wieder einmal zugleich einen Reichstag dar. Freilich einen solchen fast ohne Laien, aber man ließ sich hierdurch nicht irre machen, außer über kirchliche Dinge auch als Reichstag zu beschließen.

Die Versammlung forderte die schwäbischen Machthaber Erchanger und Bertold vor sich, und sie erschienen, wohl um ihres Ansehens im Lande willen und jedenfalls nicht gefaßt auf das, was geschah. Denn die Versammlung verurteilte sie zu lebenslänglicher Klosterhaft, wozu die friedensbrecherische Gewalttat gegen Salomo die bequeme kriminelle Handhabe bot. Im Januar 917 hat dann König Konrad beide Gefangene hinrichten lassen; das Quellenmaterial ist allzu spärlich, um etwaige neue Zwischenfälle zu erkennen und sein Verfahren genau zu beurteilen. Daß jetzt Burchard, welcher besser davongekommen war, von den Schwaben als ihr Herzog angesehen wurde, haben der König und der Episkopat doch nicht zu verhindern vermocht.

Abb. 176. Hochgrab des Herzogs Arnulf von Bayern zu Regensburg, † 937.

Bezeichnend dafür, daß die Haltung der großen Laien auch von Stimmungen der breiteren Schicht getragen wurde, ist es, daß diese durch freundliche Erinnerung und Sagenbildung jeweils für die Widersacher der Geistlichkeit und des von ihr gestützten Königtums Partei genommen hat. So hat sie auch umgekehrt das Andenken des verstorbenen Erzbischofs Hatto mit einer ganzen Fülle von herabsetzenden und verunglimpfenden Erzählungen verfolgt, von denen am bekanntesten die törichte Geschichte mit dem Mäuseturm im Rhein ist, welcher nichts anderes als einen alten Zollturm darstellt und heute als Signalstation die gefährliche Schiffahrt im Binger Loch erleichtert.

Die Ungarn, mit denen sich nach wie vor die heimgesuchten Stammesgebiete auf eigene Faust abzufinden hatten, hätten einen Anlaß geben können, zu solidarischer Abwehr, hinweg über alle Sondergelüste, ein verbündetes Heer aller Stämme auf die Beine zu bringen und wieder einmal zu einer Tat des Reiches als solchen zu begeistern. Aber hierzu fehlte Konrad nicht bloß die Autorität allzusehr, sondern auch größere, stattlich führende Hausmacht. Diese, nebst fester Obergewalt in seiner Heimat, hatte vor allen anderen der Sachse. Und das war das Schlußergebnis, welches auf seinem letzten Krankenlager im Jahre 918 der König aus seiner Regierung zog. Er war kinderlos, hatte jedoch einen Bruder Eberhard, der die neue fränkische Königsdynastie in der Kümmerlichkeit ihres Ansehens hätte fortsetzen können und den Fürsten wohl ganz bequem gewesen wäre. Gerade diesen Bruder ordnete Konrads letzter Wille ab, an Heinrich die Reichsinsignien, d. h. die Abzeichen des
918. Königtums zu überbringen. Am 23. Dezember 918 starb Konrad. So hat dieser König durch das hochherzige Pflichtgefühl seiner Sterbestunde Erheblicheres für den Fortbestand des Reiches getan, als dem wackeren Manne im Leben zu vollbringen vergönnt gewesen ist. Freilich wurde durch jene Sendung Heinrich noch nicht König. Aber auch die Bischöfe mußten einsehen, daß sie ohne einen mächtigen Laien als König der Aufgabe, die Monarchie zu erhalten, nicht länger gewachsen seien. Was

das Reich dem sterbenden Konrad verdankte, war eine schöne, überaus wirkungsvolle Demonstration höherer Einsicht und Opferwilligkeit, und zugleich die Beseitigung eines Erbanspruchs für Eberhard, die Schaffung einer durch letzteren vermehrten, geschlossenen und ansehnlichen Partei für Heinrich.

Die sächsischen Herrscher.

Heinrich I.

Unmöglich konnten diejenigen Kräfte des Widerstandes, welche sich gegen Konrad I. behauptet hatten, den mächtigen Herzog Heinrich als König hinnehmen wollen. Daher trafen von weltlichen Herren nur die Franken und die Sachsen auf dem Wahltage ein, der für den Mai 919 nach Fritzlar ausgeschrieben war. Gewählt mußte Heinrich natürlich erst werden, da mit ihm die Krone auf eine neue Sippe, ein neues Geschlecht übergeben sollte und Konrads Designation ihm ein Erbrecht nicht geben konnte. So befestigte sich das mit Arnulfs und Konrads I. Erhebung in Anspruch genommene Recht der Königswahl, welche von den „Großen", den principes, ausgeübt und von dem kleinen Bruchteil jeweils anwesenden „Volkes" gebilligt wurde, abermals bei diesem neuen Übergange auf das Ludolfingenhaus.

Heinrich selbst, den erst eine viel jüngere Sage die Botschaft am Vogelherd empfangen läßt, war gewillt, die Krone anzunehmen, die diesmal ernstlicher und dringlicher geboten ward, als 911 seinem Vater. Und seine Sachsen, sonst mit den Bayern der sonderwilligste Stamm, waren es zufrieden, daß „das Reich nun an die Sachsen kam". Eine höhere Auffassung der königlichen Aufgabe hatten bei ihrem stammlichen Denken weder die Sachsen, noch die Franken, welche mit der gewissen resignierten Herzlichkeit dessen, der ein großes Opfer bringt, den beschenkten Teil unterstützen wollten, noch die übrigen, die es am allerwenigsten den Sachsen gönnten.

Heinrich war ein groß gewachsener Mann mit mächtigem Körper, von ganz niederdeutschem Wesen und gelassener Würde, ausgerüstet mit der großen Kunst, ohne viel Aufsehen kräftig zu regieren. Er war in erster Ehe mit einer schönen Witwe verheiratet gewesen, der in der Merseburger Gegend begüterten Grafentochter Hatheburg, die ihm seinen ältesten Sohn Thankmar gebar. Die Kirche hatte es durchgesetzt, diese Ehe wieder zu lösen, weil die junge Witwe, ehe sie Heinrich heiratete, den Schleier genommen und sich einem Kloster gelobt hatte. Aber das Kloster kam trotzdem nicht zu dem großen Erbgute, denn Heinrich hielt dieses für seinen Sohn, als Hatheburgs Erben, fest und ließ sich nicht anfechten. Im Jahre 909 heiratete er dann die westfälische Grafentochter Mathilde, die ihr Geschlecht von Widukind herleitete und in der Engerer Gegend, somit nun auch im westlichen Sachsen dem ludolfingischen Hause bedeutende Güter und eine feste Stellung zubrachte.

Die Krönung, welche der Mainzer Erzbischof an Heinrich vollziehen wollte, wies er ab aus bewußtem Laiengefühl und in der Zuversicht, es werde auch so gehen. Die kirchliche Schriftstellerei und Legendenbildung hat sich alsbald befleißigt, diese Weigerung auf Bescheidenheit und Demut seines Wesens zurückzuführen, was ein ganz falsches Bild von ihm gibt.

Nun ging der neue König der Deutschen an seine Aufgabe, es — wirklich zu werden. Den unmittelbaren Verwaltungsstaat Karls des Großen herzustellen, das Herzogtum der Stämme wieder abzuschaffen, daran war gar nicht zu denken, schon weil Heinrichs Königtum der ferneren Unterstützung Herzog Eberhards von Franken bedurfte. Aber auch die allgemeine Herabdrückung der Herzöge zu Kronbeamten war zunächst aussichtslos und Heinrich nicht der Mann, sich an Unmöglichkeiten den Kopf einzurennen. Jeder Herzog war vollkommener Landesherr in seinem „Reiche", hielt Hoftage für den Gesamtstamm, führte auch auswärtige Politik auf eigene Faust über

die ehemalige Reichsgrenze hinweg und fühlte sich etwa in der rechtlichen Stellung, wie einst die karolingischen Könige in ihren Teilreichen. Was Heinrich bei gesunder Realpolitik als nächstes Ziel anstreben konnte, war, zur Stellung des anerkannten primus inter pares und in die Führung eines lose geeinigten Staatenbundes zu gelangen. Landesherr konnte Heinrich nur in Sachsen und Thüringen sein.

Eberhard in Franken gestand ihm jenen Rang von vornherein zu. Herzog Burchard hatte in einem Kriege der Alamannen gegen Hochburgund den König Rudolf II. glänzend bei Winterthur geschlagen, 919; trotz dieses jungen Ruhmes wagte er der kampfbereiten Vereinigung der Sachsen und Franken nicht entschlossener zu trotzen und erkannte Heinrich an. Dieser beließ ihm, daß Burchard sich Herzog von Gottes Gnaden nannte, aber nahm ihm die Besetzung der alamannischen Bistümer und Reichsabteien, womit er deren Widerstreben gegen die Obergewalt eines einheimischen

Abb. 177. Krypta der St. Wiperti-Kirche zu Quedlinburg, erhaltener Rest von Heinrichs I. Bau.

Laienherzogs ebenso sehr Rechnung trug, wie dem Reichsgedanken der Geistlichkeit. Und zugleich wahrte er sich die Verfügung über die militärischen Kräfte dieser geistlichen Gebiete. Dem König fiel das Glück in den Schoß, daß bei Burchards Tode 926 kein zur sofortigen Nachfolge fähiger Erbe vorhanden war. So konnte er den Schwaben einen landfremden Herzog setzen, den Franken Hermann, einen Geschwistersohn König Konrads I. und Herzog Eberhards. Damit nahm das sächsische Herrscherhaus sein System auf, der königlichen Partei nahestehende Männer, die sich nur durch Anschluß an die Krone und durch den Amtscharakter ihres Herzogtums in den fremden Stammesgebieten halten konnten, für diese zu ernennen.

Inzwischen hatte Heinrich 921 die schwerste Aufgabe gelöst, seine Anerkennung durch die Bayern. Sie waren der eigenwilligste, der am wenigsten von neueren und allgemeineren Ideen ergriffene und, in wieder anderer Art als die Sachsen, ein in seinem inneren Volksleben und Dasein höchst konservativer, beim germa-

nischen Alten verharrender Stamm. Sogar der Schmuck, den die Ausgrabungen ihren alten Leichenfeldern entnehmen, hat ein urzeitlicheres Gepräge als bei den übrigen. Herzog Arnulf sah in Heinrich nur den Sachsen, der dem Bayern seine Herrschaft nehmen und sich an dessen Stelle setzen wollte; er wollte im Vollgefühl seines Rechts mit dem Landräuber im Gottesurteil des Zweikampfs fechten. Aber bei ihrer Zusammenkunft glich sich alles aus. Arnulf erkannte den König an, behielt jedoch die Kirchenhoheit in Bayern.

Abb. 178. Adler an einem Kapitäl der von Heinrich I. erbauten Petri-, jetzt Schloßkirche zu Quedlinburg.

Lotringen, wo auf Reginhar sein Sohn Giselbert gefolgt war, hatte bei seiner völligen Abwendung vom Reiche überdies die Stütze des Anschlusses an Frankreich. Aber eben indem Herzog Giselbert es auch mit diesem keineswegs ernst nahm und nach beiderseitiger Unabhängigkeit trachtete, setzte er sich zwischen zwei Stühle. Heinrich war nicht der schlechte Politiker, welcher Verlegenheiten derer, mit denen er zu ringen hatte, ungenutzt vorübergehen ließ, und an solchen fehlte es Karl dem Einfältigen von Frankreich nicht. So erlangte Heinrich zunächst, 921, daß der Karolinge ihn, den Sachsen, als König des „ostfränkischen" Reiches anerkannte, und 925 konnte er Giselbert in seiner Isolierung zur Unterwerfung zwingen. 921.

Abb. 179. Adler an einem Kapitäl der von Heinrich I. erbauten Petri-, jetzt Schloßkirche zu Quedlinburg.

Die Ungarn hatten in den letzten Jahren dem kahlgeplünderten Deutschland Erholung gegönnt und ihren Beruf mehr in Italien und Südfrankreich ausgeübt. Aber 924 kamen sie aus Frankreich durch Sachsen zurück. Heinrich mußte schon froh sein, daß er durch glücklichen Fang einen sehr vornehmen Ungarn in seine Gewalt bekam und daraufhin einen neunjährigen

Waffenstillstand gegen Tribut erlangte. Denn die Sachsen waren gegen die schwärmenden Ungarnhorden in noch üblerer Lage, als die übrigen Deutschen. Ihr Heerbann war unberitten, daher gegen jene kaum zu verwenden, und es fehlte dem in bäuerlichen Verhältnissen lebenden Lande fast gänzlich an befestigten Zufluchtsstätten. Beides zu ändern ließ Heinrich innerhalb der gewonnenen Frist seine Sorge sein.

Wie einst Karl Martell der Sarazenen wegen, so schuf nun er der Madjaren wegen eine Reiterei. Sie bekam Panzer und überhaupt bessere Schutzwaffen. Denn gerade die von den starken Bogen der Ungarn geschossenen Pfeile waren den deutschen Heeren stets am gefährlichsten gewesen, während diesen ihre Überlegenheit im Nahkampfe, auf die sie einseitig ausgebildet waren, nichts nützte. So wurden nun auch die sächsischen jungen Bauern aus Naturreitern zu einer Kavallerie, die Front halten und sich in geschlossenen Reihen bewegen lernte. Ferner veranlaßte der König, daß eine Anzahl Bischofssitze und Klöster in vorgeschriebener Weise ummauert wurden. Eine größere Reihe von festen Burgplätzen, zum Teil unter Verwendung der vorhandenen Pfalzen, wurde angelegt und daselbst ständiger Kornvorrat gehalten. Besatzungen wurden vorläufig dadurch geschaffen, daß im Turnus jeder neunte Mann des Heerbanns zu Burgdienst verpflichtet war und die übrigen acht unterdessen seine Landwirtsgeschäfte mit wahrnahmen. Durch beides, Reiterdienst und Burgdienst, wurde nun auch in Sachsen das Lehns- und Dienstmannenwesen, ganz analog der fränkischen Entwicklung (S. 247), in die breiteren Schichten getragen. Auch hier durchsetzte es das bisherige Verhältnis der Edelinge, Gemeinfreien und Lazzen, schuf eine neue soziale Rangordnung und trug zum Entstehen bedeutender geistlicher und weltlicher Grundherrschaften bei. Unter diesen blieb natürlich die des Landesherzogs, des Königs, die wichtigste. Immerhin vollzogen sich diese Umwandlungen nicht mit einem Schlage und hatten noch im 11. und 12. Jahrhundert den Vorsprung der übrigen Territorien nicht eingeholt.

Durch die neuen Burgplätze kam nun auch Sachsen-Thüringen zu künftigen Städten, wie solche die rheinischen Gegenden und die südlich der Donau belegenen schon in den ehemaligen Römerorten besaßen. Stadtverfassungen freilich hat überhaupt erst eine jüngere Periode entstehen lassen. In diesem Sinne ist Heinrich I. kein „Städtegründer" gewesen. Aber zu Mittelpunkten ihrer Gebiete hat schon er mit Absicht seine Burgplätze gemacht, indem er die Dingversammlungen und Gerichtstage von den alten Malstätten hinweg in ihre Mauern verlegte. Dadurch wurden diese festen Plätze mit dem öffentlichen Leben in Beziehung gesetzt, über das Dasein bloßer Burgen und Proviantniederlagen hinaus erhoben. Sie wurden in der Tat zu „Stätten" vorzugsweise. Denn das Wort Stadt, welchen Begriff die germanischen Sprachen von früher her nicht haben konnten, ist nichts weiteres, als eine andere Schreibweise von Statt. Schon am Ende des 10. Jahrhunderts kommt es mit der uns geläufigen Bedeutung in den spärlichen deutschen Sprachdenkmälern der Zeit vor.

Nun verwandte Heinrich seine neuen Truppen, um sie zugleich einzumanövrieren, im Dienste der sächsischen Slawenabwehr und Wiedervorrückung der norddeutschen Ostgrenze.

Von der Ostsee bis zum Adriatischen Meer hatte das Vordringen der Slawen seit den jüngeren Zeiten der Völkerwanderung Gebiete okkupiert, die fast überall vorher in deutschen oder ostgermanischen Händen gewesen waren. Im allgemeinen bezeichneten im nördlicheren Teil Elbe und Saale die Grenze, doch hatten die Slawen schon über diese herübergegriffen, wie sie ja auch im oberen Stromgebiet des Mains saßen. Sie hatten altertümlichere, schwächere Verfassung als die Deutschen und es über eine lose Zusammenfassung von völkerschaftlichen Gruppen bisher nur in Einzelfällen hinausgebracht. So entsprachen ihre Zustände, wenn man von den spezifisch slawischen Formen absieht, im großen und ganzen der Stufe, auf welcher sich die Germanen zur Zeit der Römerkriege befanden. Sie werden auch als abgehärtete Menschen geschildert und waren genügsamer, als es die Germanen, relativ genommen, vielleicht je gewesen waren. Eine gewisse Weichheit und ein verträumter, oft poetischer Hang kamen in ihrer ganzen Volksart zum Ausdruck, standen aber auch in Beziehung zu Eigenschaften, welche sie den tüchtigeren und beharrlicheren Deutschen unterlegen machten. (Weiteres wird über sie noch bei Gelegenheit der ostelbischen Germanisation seit dem 12. Jahrhundert zu berichten sein.)

Das ludolfingische (sächsische) Haus hatte sich schon in seinen Anfängen durch Führung in den Slawenkämpfen hervorgetan, die sich für uns nach rückwärts ins geschichtliche Dunkel verlieren. Nun nahm Heinrich diesen Grenzkampf der Sachsen im großen Stil auf, ähnlich wie sich einst Karl der Große zum Vorkämpfer der bayrischen Ostpolitik gemacht hatte. 928 fiel er, schon im Winter, ins Land der Heveller ein und besetzte, durch den Frost begünstigt, das von wasserreichen Niederungen umgebene Brennabor, Brandenburg, eine der Schutzumwallungen, wie sie die weitläufig wohnenden Slawen völkerschaftlich besaßen, und als solche der Hauptort dieser Heveller oder Havelleute. Dann zog er ins Daleminziergebiet an der Mulde und Elbe, wo bald danach auf einem Elbfelsen, da wo Hochland und Tiefland auseinandergehen, die Burg Meißen angelegt wurde. Im Norden wurde gegen die Obotriten im westlichen Mecklenburg, ferner gegen die Redarier im Strelitzischen und sonstige Völkerschaften der Liutizen- oder Wilzengruppe hart gekämpft und ihr vereinigter, vordringender Widerstand 929 bei Lenzen an der Elbe glücklich niedergeworfen. 932 wurden ferner die Lausitzer in den oberen Spreegegenden, 934 die Wukraner, wohl in der späteren Ukermark, niedergeworfen, dazwischen auch gegen die Tschechen in Böhmen operiert. Gegen letztere leisteten die Bayern nur noch eine gewisse Unterstützung. Die Bedeutung dieses neuen Sachsenkönigtums mußte um so greller hervortreten, als einst Bayern selbständig die deutsche Wacht gegen die böhmisch-mährische Gruppe gehalten und König Arnulf die seitdem wieder vergessene Huldigung dieser Völker von Bayern aus erlangt hatte. Ein gewaltiger Zug ging von Heinrich her durch die deutsche Ostpolitik; an die Stelle des endlosen „Unterwerfens“ und „Empörens“ der älteren Kämpfe, deren Ergebnis schließlich doch auf gegenseitiges Totschlagen und Beutemachen beschränkt geblieben war, waren faßbare, zukunfttragende Erfolge getreten. Und ganz ähnliches geschah gegen die Dänen, mit denen seit den Zeiten Ludwigs des Frommen ein unruhiges Hin und Her gewesen war, verwirrt durch die Kämpfe der dänischen Edelinge untereinander, ihre auswärtige Sonderpolitik und ihr gelegentliches Kokettieren mit dem Christentum und der Mission. 934 begründete Heinrich die Mark Schleswig zwischen Eider und Schlei, deren niederdeutsche Besiedlung rasch erfolgte.

Inzwischen war Weiteres, Befreiendes geschehen. Der Friede mit den Ungarn war zu Beginn des Jahres 933 abgelaufen. Als ihre Gesandten kamen, um den Tribut auch im zehnten Jahre zu holen, wies Heinrich sie ab. Daraufhin brach das Volk, diesmal ungeduldig früh im Jahr, in Thüringen ein. Bei „Riade“ (vielleicht ist es Rietheburg an der Unstrut) stellte Heinrich sich ihrem Haupttrupp entgegen. Das Banner des Erzengels Michael wehte vor ihm her, wie in all den Slawenfeldzügen auch; Michaels Banner hieß man es jetzt, aber Tiu-Sachsnot war es, der alte Kriegsgott ihres Stammes, welcher noch immer den Sachsen Zuversicht gab, und er spendete ihnen den Sieg. Es kam gar nicht zur rechten Schlacht; im Besitze einer Reiterei konnte Heinrich die eigene, scheinbar zurückweichende, dann plötzlich hervorstürmende Taktik der Ungarn anwenden, und sie flohen schon vor dieser Überraschung, dem ersten deutschen Heranprall. Das war am 15. März 933. In der Pfalz zu Merseburg ließ der König das Andenken des sächsischen Befreiungskrieges in Wandgemälden verherrlichen. 933.

Es heißt, Heinrich habe auch nach Rom ziehen wollen. Das hätte eine Wiederanknüpfung an das Königtum Arnulfs, an dessen italische Ansprüche und Kaiserkrönung bedeutet. Unwahrscheinlich an sich ist dies alles keineswegs, denn Heinrich war, ähnlich wie Arnulf im späteren Teil seiner Regierung, längst nicht mehr der ablehnende Laie, als welcher er König geworden war. Es war unmöglich, daß das

deutsche Königtum in seinem Kampfe gegen den Partikularismus sich der Hilfe und den Gedanken der gleich gerichteten Kirche dauernd verschloß. Heinrich hatte das beiderseitige Zusammengehen schon gewürdigt, indem er den alamannischen Episkopat von der Kirchenhoheit Herzog Burchards befreite. Aber jedenfalls ist es zu bestimmten Vorbereitungen eines Romzuges in der kurzen Frist seit 934 nicht gekommen, als endlich Heinrichs Hände in Deutschland freier geworden waren. Zu Memleben in

Abb. 180. Krypta der Schloßkirche zu Quedlinburg mit den Grabmälern Heinrichs I. (im mittleren Vordergrunde) und seiner Gemahlin Mathilde (links von dem Gitter, von dem Pfeiler teilweise verdeckt).

der Goldenen Aue ist König Heinrich am 2. Juli 936 gestorben und am Hauptsitze
936. seines Geschlechts, zu Quedlinburg, bestattet worden.

Otto der Große.

Als Heinrich die Augen schloß, umgaben ihn in der stillen Familienpfalz nur die Seinen. Er konnte beruhigt sterben, das Reich hatte er versorgt, sobald er sich ernstlicher erkranken fühlte. Eine Reichsversammlung, die er nach Erfurt berufen, hatte seinen und Mathildens ältesten Sohn Otto zum Nachfolger nicht gewählt, aber anerkannt.

Otto war 912 geboren. Nach dem Willen Heinrichs war er früh vermählt worden, mit einer Sächsin, wie auch der Vater zwei sächsische Gemahlinnen gehabt hat. Es will scheinen, als ob das uralte germanische Begrenzen des Connubiums auf das eigene „Volk" selbst für die großen Familien wieder Nahrung erhalten hätte durch das neuerliche starkgespannte Sondergefühl der Stämme. Bekämpften doch kirchliche Synoden dieser Zeit den Partikularismus in der Form, daß sie sich gegen die Abneigung der Stämme, untereinander zu heiraten, aussprachen. Aber auch ein Selbstgefühl anderer Art äußerte sich in Ottos Vermählung: der Sohn König Heinrichs heiratete zwar eine Sächsin, aber keine Grafentochter mehr. Unvergessen im wohlverwahrenden Volksgedächtnis war die alte Stammverwandtschaft der festländischen und der nach Britannien ausgewanderten Sachsen. König Heinrich sandte Brautwerbung an König Äthelstan von England, dessen Königsgeschlecht ursprünglich das von

Wessex (West-Sachsen) war, und voll Eifer sandte der König sogleich seine beiden Schwestern, Edith (Eadgyth) und Elfgifa, zur Auswahl. Edith wurde erkoren, Magdeburg mit zugehörigem Gut zu ihrem Wittum bestimmt und 929 die Hochzeit in Quedlinburg gefeiert.

Vierundzwanzigjährig war Otto, als die Last des Reiches auf seine Schultern gelegt ward. Er war groß und blondgelockt, als Herrscher im Wesen meist ernst, im Grunde doch eine heitere Natur; auf der Jagd, wo der mittelalterliche König am ehesten nur Mensch sein durfte, sang er gewöhnlich irgend ein einfaches Liedchen seines Volkes vor sich hin. Der fürstliche Blick seiner Augen hatte, besonders in seinen jüngeren Jahren, oft etwas Unnahbares. Er war darum doch gut; die ihm reuig zu Füßen fielen, hatten seine Verzeihung, wenn er vorher noch so zornig gewesen war. Die Gelassenheit seines Vaters fehlte ihm im allgemeinen. Zwar konnte er ganz bedächtig sein und die Dinge erst einmal an sich kommen lassen; aber oft war er wieder hastig und aufbrausend. Diese nur durch Selbstzucht eingeschränkte natürliche Lebhaftigkeit seines Empfindens, seines Wesens überhaupt, verriet er auch im Schlaf durch beständiges Sprechen. Ähnlich waren sein Gang und seine Bewegungen in der Jugend auffällig kurz und schnell, erst im Alter gemessen und ruhig. Ottos geistige Bedeutung und seine Begabung für sein hohes Amt werden nicht nur durch den gewaltigen Erfolg seiner Regierung, sondern vielleicht noch mehr durch die Kunst bewiesen, womit er jeweils die rechten Männer, oft unter murrendem Widerspruch, ausgewählt und ihre Fähigkeiten zur ungehinderten Entfaltung gebracht hat. Beliebter freilich im Volke war Ottos jüngerer Bruder Heinrich, wie es denn für den Verantwortlichen und seine Verantwortlichkeit ernst Nehmenden nicht die Hauptaufgabe ist, liebenswürdig gefunden zu werden und für ihn die Popularität keine billige Frucht ist. Als Ottos Bruder Heinrich nicht mehr jung war und seine politische Verantwortung als Bayernherzog hatte, fand man ihn nicht mehr liebenswürdig und stellte ihn in unfreundlichen Gegensatz zu Ottos Sohn Ludolf als dem neuen Liebling des Volkes.

Abb. 181. Ringsiegel Ottos I. Umschrift: Otto rex.

Zunächst beruhte Ottos Nachfolge nur auf der Anerkennung der Sachsen und Franken, die das Reich gewissermaßen als ihre Angelegenheit betrachteten und allein an der Erfurter Versammlung teilgenommen hatten. Aber der trotzdem sehr günstige Augenblick bei Heinrichs I. Tode sollte ergriffen werden, um das Reich, die Monarchie wieder herzustellen. Das konnte durch das Mittel geschehen, daß man nochmals wählte, wenn auch nur der Form nach. Nach Aachen in Karls des Großen Pfalz ward ein Wahltag auf den 8. August 936 ausgeschrieben. Schon durch die Wahl dieses Ortes ward, wie bei den weiter vorgenommenen Handlungen, absichtlich an die älteren Reichsverhältnisse, vor dem Auseinanderfall, angeknüpft. Von vornherein war die Mitwirkung der Geistlichkeit im vollen Umfange gesichert. So wie das Ganze vorbereitet war, war es eine hochfeierliche Wiederherstellung des Reichsgedankens und Absage an den Partikularismus, auch an denjenigen, der in der kahlen Auffassung lag, daß jetzt das Reich bei den Sachsen sei.

Das gut eingeleitete Unternehmen gelang vollkommen. Von den Fürsten des gesamten Reiches ward Otto, der durch seinen Vater Vorgeschlagene, durch Wahl bestätigt und empfing ihre Huldigung. Er trug dabei, anstatt sächsische, die fränkische Kleidung. Der Erzbischof von Mainz salbte und krönte ihn; dann saß er auf dem Thronsessel Karls, der zwischen zwei Marmorsäulen im Rundbau des Doms aufgestellt war. Und, was der Feier ein noch bedeutsameres, ja überraschendes Gepräge gab: beim nachfolgenden Mahl in der Pfalz versahen die Herzöge die großen Hofämter des karolingischen Hofes. Giselbert von Lotringen waltete als Erzkämmerer, Eberhard von Franken als Erztruchseß, Hermann von Schwaben als Erzmundschenk und Arnulf von Bayern als Erzmarschall. So hohen Hofdienst hatte Karl der Große bei weitem nicht besessen. Deutlicher konnte das Beamtentum der im Reiche aufgekommenen Herzöge nicht zur Darstellung gebracht werden. Aber nur zu bald trat die Notwendigkeit ein, schwere Aufstände niederzuschlagen, denen sich nächste Blutsverwandte Ottos hinzugesellten.

Man möchte nachempfinden, als ob zu Aachen im guten Eifer etwas zu viel geschehen sei. Und zwar wird das Bedenkliche des allzu glänzenden Krönungstages zuerst von den Sachsen her deutlich. Sie waren so hochmütig geworden, daß sie unter ihrer Würde hielten, für Lehn, die sie von Nichtsachsen trugen, weiterhin die schuldige Ehrenbezeugung und Lehnspflicht zu tun. Einen gewissen Bruning, der Eberhard von Franken auf solche Weise gereizt hatte, strafte dieser durch Zerstörung seines Eigensitzes. Diese friedensbrecherische Eigenmächtigkeit strafte wieder König Otto, indem er den alten Herzog mit einer Buße von 100 Pfund Silbers, zu entrichten in Gestalt edler Pferde, belegte und seine Begleiter zu der Schimpfstrafe des Hundetragens verurteilte. Hier blieb ein Stachel zum Konflikt zurück. In Bayern starb Herzog Arnulf 937. Sein Sohn Eberhard wollte demselben König nicht huldigen, welchem der verstorbene Vater das Jahr zuvor Marschalldienst getan hatte. Er mußte von Otto durch einen kriegerischen Einmarsch verjagt werden. Das Herzogtum bekam des Verstorbenen Bruder Bertold, aber mit verringerten Hoheitsrechten. Die von Heinrich I. für Bayern noch zugegebene Besetzung der kirchlichen Stellen durch das Herzogtum zog Otto nun auch hier an sich; ferner legte er die Wahrnehmung des Reichsgutes und der sonstigen königlichen Finanzhoheit in Bayern in die Hand von Arnulfs

Abb. 182. Die (St. Cyriakus-)Kirche zu Gernrode, 958 gegründet, im 11. Jahrhundert erweitert. Abteikirche des von Gero gestifteten Nonnenklosters, die auch sein Grab enthält.

gleichnamigem jüngeren Sohn als Pfalzgrafen. Dieses richterliche Hofamt der Karolingen ward jetzt im Bereich des stammlichen Herzogtums erneuert mit dem Zweck, den Herzögen eine konkurrierende inländische Gewalt zu schaffen. Sie war für jene um so empfindlicher, als die Herzöge gerade durch die Verfügung über das Reichsgut materiell so mächtig gewesen waren.

Inzwischen gingen die Häkeleien wegen jenes Bruning zwischen den Sachsen und Franken weiter und mit den letzteren in Verbindung trat Ottos Bruder (s. S. 287) Thankmar. Sein Erstgeburtsrecht hatte der Kirche geopfert werden müssen, welche die Ehe seiner Eltern als unrechtmäßig und unvollkommen betrachtete; er sah den Jüngeren als Haupt des Geschlechts. Hatte er dies hingenommen, so erzürnten ihn Benachteiligung in seinem Erbe und Zurücksetzung in hohen Ämtern, wofür er es wenigstens ansah. Die andauernde Unzufriedenheit anderer, z. B. des Herzogs Eberhard von Franken, ließ schließlich auch die seinige zur offenen Empörung werden. Er brachte den jüngeren Bruder, Heinrich, als Geisel in seine Gewalt und warf sich in die Eresburg. Sie wurde von Mannschaften des Königs eingenommen, Thankmar floh in die Kirche, die Verfolger drangen ihm nach, unbekümmert um die Heiligkeit des Ortes wurde am Altar gefochten. Noch wehrte sich der Bruder des Königs gegen die Übermacht, da tötete ihn der

Speer eines königlichen Mannen, der von außen durchs Fenster in den engen Chorraum hineinstach. Dieser rasche, traurige Erfolg des Königs verhinderte das Umsichgreifen des Aufstandes, Eberhard unterwarf sich und wurde nach kurzer Zeit wieder in sein Amt eingesetzt, 938.

Aber der einstige treue Helfer des sächsischen Königtums verwand dies alles nicht mehr und anstatt Thankmars fand er den anderen Bruder Ottos als Genossen. Er hatte Heinrich

Abb. 183. Kirche zu Gernrode, von der Südseite.

bei sich gehabt, als diesen Thankmar gefangen genommen, und es war nicht umsonst zwischen ihnen viel über Otto geredet worden. Heinrich wurde von der Deduktion nicht mehr frei, daß, wenn einmal das Sippenrecht durch die Vorberechtigung eines Einzelnen ersetzt sei, er selber, weil geboren zur Zeit, da die Krone schon bei den Ludolfingen war, der echtere Königserbe sei als der Herzogssohn Otto. Die Erstgeburt war, man muß es zu Heinrichs Gunsten betonen, den damaligen

Deutschen noch lange nicht so in Fleisch und Blut übergegangen wie uns. Gerade Thankmar, obwohl der älteste von allen drei, hatte ohne viel Umstände aus Gründen einer minderen Geburt zurückstehen müssen. Es ist nicht unbegreiflich, wenn Heinrich sich einredete, in bitterem Unrecht übergangen worden zu sein. Auch Anhang zu finden, konnte der Allbeliebte hoffen, außer auf Eberhard von vornherein auf Giselbert von Lotringen zählen. Zu Saalfeld, wo die Sorbenburg

Abb. 184. Mittelschiff (aus dem 11. Jahrhundert) der Kirche zu Gernrode und Blick in die westliche Apsis mit Geros Grab.

noch heute an die alte thüringische Grenzwacht gegen die Slawen erinnert, hielten die Aufrührer eine Art Hoftag ihrer Partei. Nicht lange, da näherte sich ihnen König Ludwig IV. von Frankreich. Sogar der Mainzer Erzbischof Friedrich, zugleich Bischof des elsässischen Straßburg, trat über; Grundlagen des Königtums wankten, die bisher unverbrüchlich gewesen. Freilich mochte ein ehr-

geiziger Kirchenfürst eher mit einem König Heinrich als unter dem herrschaftsbewußten Otto erwarten, der wirkliche Leiter des Reiches zu werden. Derselbe Ehrgeiz hat gerade Mainz noch vielfältig in die vorderste Reihe der Aufrührer und Königsgegner geführt. Unterdessen sicherte Otto mittels raschen Zuges durch das rechtsrheinische Alamannien wenigstens dieses Herzogtum und die Treue von Eberhards Neffen, Herzog Hermann. Dann hielt ihn die von den Gegnern besetzte, auf einem isolierten Felskegel thronende Burgstadt Breisach, die damals auf elsässischem Ufer lag, fest. In dieser Lage ward es sein Glück, daß die deutsche Uneinigkeit in den Reihen der Gegner nicht ausblieb. Fränkische Grafen, darunter Konrad „der Rote", der Ahnherr der späteren fränkischen Kaiser, wandten sich von ihrem Herzog zu Ottos Partei. Von ihnen wurden Giselbert und Eberhard gegenüber Andernach überfallen. Sie waren mit kleinem Gefolge über den Rhein gesetzt und von ihrem Heer getrennt, das noch am linken Ufer war. Der greise Eberhard fiel, als er Widerstand leistete, Giselbert schlug bei der Flucht mit einem überfüllten

Abb. 185. Ruine der Pfalz zu Memleben. Von der Innenseite.

Kahn um und es ist nie wieder etwas von ihm gesehen worden. Daraufhin gaben die Mitverschworenen die Erhebung verloren, unterwarfen sich und erhielten sehr günstige Bedingungen. 939.

Vielleicht zu gute. Noch einmal erhob sich Heinrich mit Verschworenen, Friedrich von Mainz war wieder im Bunde; man wollte Otto bei der Osterfeier, die er zu Quedlinburg halten wollte, aufheben, vielleicht töten, Heinrich als König ausrufen. Die sächsischen und später die fränkischen und staufischen Herrscher waren noch mehr als die karolingischen unterwegs, sowohl im Interesse der Regierung, wie der gleichmäßigen Verteilung der materiellen Lasten. Diese königlichen Reisedispositionen, die Orte, wo das Reichsoberhaupt Weihnachten, Ostern und sonstige Feste begehen würde, wurden geraume Zeit im voraus bekannt gegeben. Zuweilen kommt es vor, daß ein Annalist mit großer Zuversicht seiner Angaben, aber im Widerspruch mit den sonstigen, unanfechtbar maßgebenden Quellen den König seine Reise durch das Reich machen läßt: er hat sich dann an jene Bekanntgabe gehalten, ohne zu erfahren oder zu beachten, daß sie nachträglich abgeändert wurde. So hatten also auch die Verschworenen Gelegenheit, den Anschlag in dem ziemlich stillen Quedlinburg, wo Otto voraussichtlich wenig Mannschaft bei sich haben würde, vorher genau festzustellen. Trotzdem mißlang er. Wieder übte Otto Milde und ließ Heinrich

zu leichter Haft auf die schöne Pfalz Ingelheim führen. Von da entfloh er mit Hilfe eines Mainzer Klerikers. Aber mit der Lust zum Aufstand war es allgemein vorbei. Als Otto 941 im Dom zu Frankfurt das Weihnachtsfest beging, warf sich ein Mann im lodenen Bußkleid vor seine Füße — Heinrich. Er erhielt auch diesmal Verzeihung und hat von da ab sein Leben auf engen und treuen Anschluß an Otto gestellt.

Wozu Heinrich I. schon mit der Einsetzung Herzog Hermanns in Schwaben den einleitenden Schritt getan hatte, das führte Otto weiter durch: den Ersatz der Stammesherzöge durch solche Männer, die dem Königshause ganz nahe standen, oder direkt durch die Person des Königs. Franken behielt er selbst in der Hand; Lotringen gab er dem schon erwähnten Konrad dem Roten, welcher Besitzungen und Grafenämter um Worms und Speyer und an der Nahe hatte; dann nahm er ihn zum Eidam. Schwaben gab er nach Hermanns Tode an Ludolf, seinen eigenen Sohn, der als der künftige König betrachtet wurde; und Bayern übertrug er, als es sich erledigte, unbekümmert darum, daß ein Sohn des gestorbenen Herzogs vorhanden war, an seinen Bruder Heinrich, der sich mit der Tochter des früheren Herzogs Arnulf, Judith, vermählt hatte. So waren sämtliche Herzogtümer von der Königsfamilie besetzt, nur Sachsen nicht, wo sie es am leichtesten entbehren konnte.

In Sachsen hatte Otto schon am Anfang seiner Regierung mit der stellvertretenden Leitung des Landes und der Grenzhut gegen Dänen und Ostseeslawen, zum Neid und Widerspruch mancher, die sich berufener dünkten, den tüchtigen Hermann aus dem Geschlecht der Billungen betraut, dessen Stammsitz das Dorf Orden ist. Ihm hat er nach 950 die Herzogswürde auch formell übertragen und sie ist seitdem anderthalb Jahrhunderte bei den Billungen geblieben. Neben Hermann hielt der Markgraf Gero die von Heinrich I. begründete Autorität des Reiches über die elbischen Slawen mit starker Hand aufrecht. Zwar von einer Reichszugehörigkeit dieser Völker, die der der deutschen Stämme entsprochen hätte, konnte nicht die Rede sein und es gab militärisch fortwährend zu tun. Aber die durch Heinrich I. gewonnene Oberherrlichkeit wurde doch befestigt, ihre Basis in Gestalt von Markgebieten, Militärgrenzen gesichert. Und außer der wendisch-sorbischen Gruppe der Westslawen wurden andere dem Reiche näher gebracht.

Bei den Tschechen in Böhmen hatte der Przemyslide Boleslaw im Jahre 936 seinen eifrig christlichen Bruder Wenzel (den Heiligen und Schutzpatron Böhmens) ermordet, mußte sich aber der deutschen Hoheit beugen. Dieser Anschluß erlaubte es ihm übrigens, die sonstigen Fürsten der Tschechen zu beseitigen und das böhmische Einheitsherzogtum weiter durchzubilden, welches nun in gewisser Weise neben die deutschen Herzogtümer trat. Zum erstenmal kamen die Deutschen ferner mit dem dritten westslawischen Hauptvolke, den Polen, in nähere Berührung. Deren Oberfürst oder Herzog Mieczyslaw wurde 962 von Gero unterworfen, nahm seine Herrschaft von Otto zu Lehn und zahlte Anerkennungstribut; 966 empfing er auch die Taufe.

Gero starb gegen 965 und wurde in dem von ihm auf Familieneigen gegründeten Kloster Gernrode, welches anmutig am nordöstlichen Harzrande, am Fuße des Stubenbergs liegt, bestattet. Lange Jahrhunderte ist der Slawenbesieger und Mehrer des Reiches im Gedächtnis des Volkes gefeiert worden und auch das Nibelungenlied will durch den „marcgrave Gere" an ihn erinnern. Sein Lebenswerk erschien bei seinem Tode so gesichert und durchgeführt, daß die unter Umständen bedenkliche Fortdauer des großen einheitlichen Kommandos, welches ihm persönlich anvertraut gewesen war, als entbehrlich erachtet werden konnte. So wurde denn sein Grenzamt in fortan vier Einzelmarken zerschlagen. Diese waren: die sächsische Nordmark (die heutige Altmark um Stendal), die sächsische Ostmark oder nordthüringische Mark an der Saale, Mulde und Elbe, die südthüringische Mark von der oberen Saale bis zum Erzgebirge und Fichtelgebirge (das „Osterland"), und

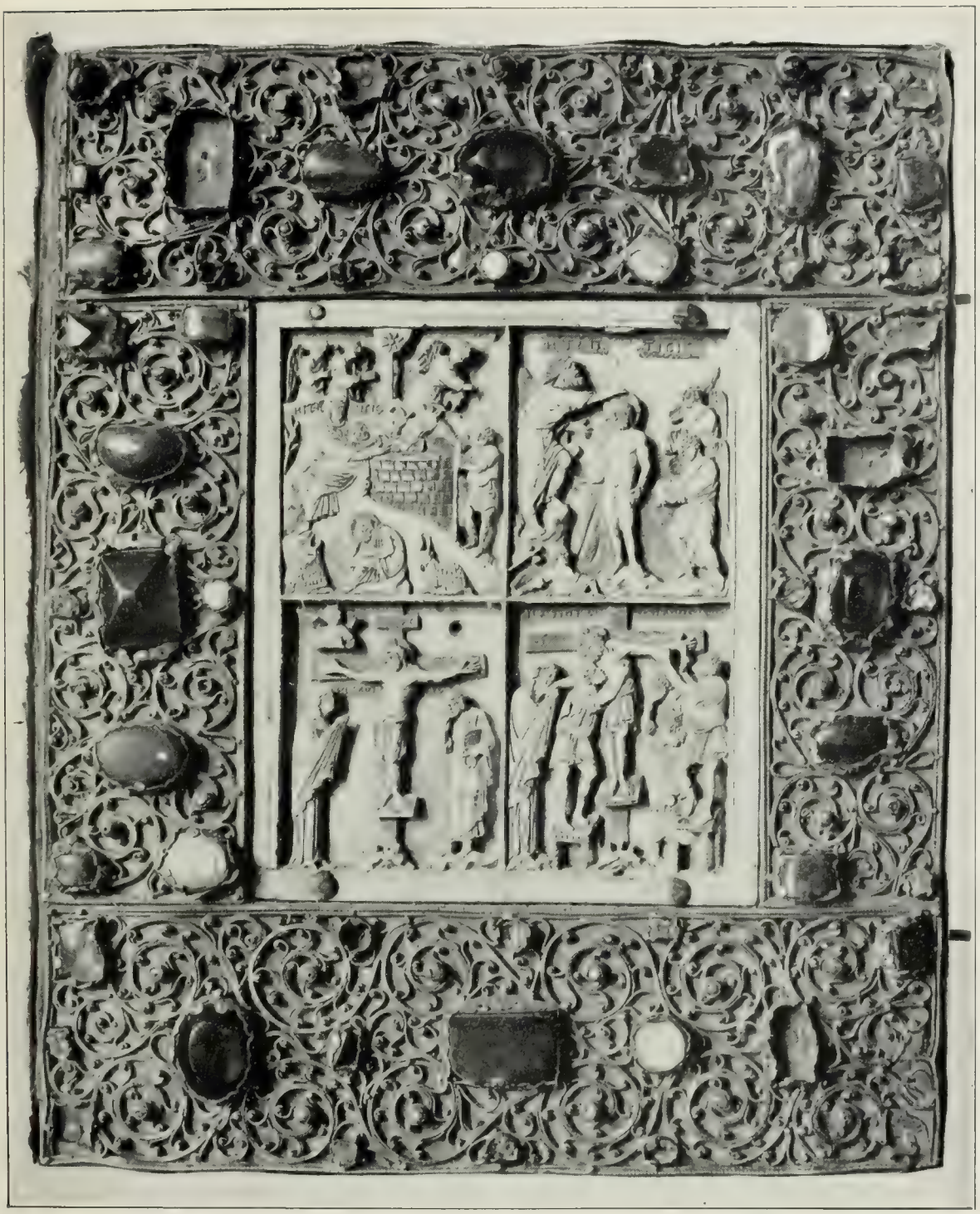


Abb. 186. Metall- und Elfenbeindeckel eines Quedlinburger Evangelienbuches des 10. Jahrhunderts.

ihr östlich vorgelagert die Mark Meißen. Neben diesen verblieben nördlich die billungische Mark (rechts der Elbe von Ostholstein weit ins Mecklenburgische hinein) und die schleswigsche, im Süden die mit Bayern verbundenen österreichischen, steirischen und kärntnischen Marken.

In die schleswigsche Mark wagte Harald Blatand (d. i. Blauzahn) einzufallen, der Sohn des 936 gestorbenen christentum- und deutschfeindlichen Dänenkönigs Gorm. Daraufhin soll Otto, die Vergeltung persönlich in die Hand nehmend, Jütland siegreich durchzogen und, wo sich durch dessen äußersten Norden der breite, seeartig erweiterte Limfjord zieht und an einer verengten Stelle noch heute der Oddesund heißt, seinen Königsspeer in die Wellen geschleudert haben. Es ist nicht ganz

genau zu ersehen, wieviel in dieser Nachricht Sage ist und vielleicht auch Volksetymologie. Das örtliche Wort Odde kommt im dänischen Umkreise auch sonst vor, z. B. als Gjedser Odde. Jedenfalls schuf Otto im Norden Ruhe und Eingang des Christentums; nach 962 kam Harald Blatand selbst ins Reich und empfing die Taufe.

Lauter schöne Errungenschaften des deutschen Ansehens nicht nur, sondern auch zukunftreiche Aussichten *nationaler* Machtausdehnung durch germanische Annäherungen und durch Germanisierung. Andererseits wurden im Westen und Süden Erfolge erreicht, welche wesentlich solche einer deutschen Obergewalt über die Romanen, also *imperialistischer* Natur waren. Erstlich kam die karolingische Krone Frankreichs in Schutzabhängigkeit von dem Sachsen.

In Frankreich hatte das Haus Witichins und Odos schon verschiedentlich die Krone gegen die Karolingen getragen und in Anspruch genommen. Der Sohn Karls des Einfältigen, *Ludwig*, war gezwungen gewesen, seine Jugend flüchtig in England zu verbringen. Diesen Ludwig („transmarinus") ließ *Hugo von Francien*, Odos Brudersohn, 936 wieder zur Krone gelangen, indessen nur, um über und durch den schwachen Jüngling zu herrschen und die eigene Macht bequemer zu mehren. Als dies Verhältnis des Königs und des allzu mächtigen Vasallen, der sich ebenfalls von Gottes Gnaden nannte, nach früheren Konflikten 945 und 946 seiner Krisis zutrieb, griff Otto durch eine Heerfahrt zu Ludwigs Gunsten
950. ein. Recht wenig nach abgeschliffener Romanensitte, sondern ganz wie urzeitlicher Germanentrotz klingt es, wenn Hugo damals an Otto sagen ließ, er habe so viele Krieger wider ihn, als Otto noch nie beisammen gesehen: die Sachsen seien ein feiges Volk und von ihren elenden Speeren schlucke er sieben auf einmal ohne Beschwerde hinunter. (Der Urenkel Witichins dachte schwerlich daran, daß er selber gerade ein Sachse war; denn Nachfahren von Deutschen, die in der Fremde zu etwas kommen, vergessen ihre Abkunft merkwürdig gründlich.) Otto ließ zurück sagen: er habe eine so große Menge von Strohhüten bei sich, wie Hugo und sein Vater zusammengenommen nicht gesehen hätten Strohhüte waren die Tracht der sächsischen Männer und Frauen im Frieden und bei der Sommerarbeit; gar nicht wie einen wirklichen Krieg wollte der königliche Sachse diese wälsche Heerfahrt behandeln. — Besser noch als die an sich siegreiche militärische Intervention mit ihren schwer festzuhaltenden Ergebnissen bewährte sich wieder die Kirche im Dienste der königlichen, ja schon imperialen Politik. 948 tagte zu Ingelheim eine vom deutschen *und* französischen Episkopat besuchte Synode, welche Hugo zum Gehorsam gegen Ludwig anhielt, und als den Widerspenstigen eine neue Synode von Trier mit dem Bann belegte, beugte er sich.

Seit sich die deutschen Herrscher um *Italien* nicht mehr gekümmert hatten, waren die dortigen Wirren nur ärger und durch die Burgundenkönige noch weiter vermehrt worden.

Aus dem Knäuel der Fäden gibt folgendes eine Übersicht: Arnulf hatte nicht verhindern können, daß *Lambert* und nachmals *Berengar* von Friaul Herren von Italien blieben. (S. 281.) Gegen Berengar zog Bosos Sohn *Ludwig*, der König von Niederburgund, nach Italien und wurde 901 zum Kaiser gekrönt. 905 aber fing ihn Berengar und sandte ihn geblendet in sein Niederburgund zurück. 915 ward Berengar endlich auch zum Kaiser gekrönt, worin ihm seine Wettbewerber bisher stets zuvorgekommen waren. Dann kam *Rudolf* II. von Hochburgund nach Italien und ward durch Sieg Herr, vollends als Berengar 924 ermordet wurde. Aber gegen Rudolf wollte Irmengard von Ivrea, eine Enkelin des Karolingen Lotar II., die durch allerhand Sirenenkünste mächtig war, ihren Stiefbruder *Hugo* „von Arles", einen niederburgundischen Grafen, zum König erheben, und dies gelang ihr auch. Schließlich kam es, 934, zu einem Vergleich beider Parteien: Hugo überließ an Rudolf zu Hochburgund hinzu Niederburgund, wo er neuerdings sich selbst der Herrschaft bemächtigt hatte, so daß es seitdem nur *ein vereinigtes Königreich Burgund* gab. Rudolf dagegen verzichtete zu Hugos Gunsten auf Italien. König Rudolf II. von Burgund starb 937 und hinterließ unmündige Kinder, *Konrad* und *Adelheid*. Um gegen Hugos Anschläge die Selbständigkeit Burgunds und den jungen Konrad zu sichern, stellten die burgundischen Großen diesen unter König Ottos Schutz. Dieses *Schutzverhältnis der deutschen Regierung über Burgund* dauerte auch während Konrads Mündigkeit an.

In Italien erhob sich gegen seinen Stiefoheim Hugo der Sohn der Irmengard und Enkel Berengars I. *Berengar von Ivrea*, worauf die Italiener getreu ihrem bisherigen

Verhalten dem neuen Thronbewerber zufielen. Dann aber gelang es in abermaliger Wendung dem Sohne des gestürzten Hugo, Lotar, die allgemeine Anerkennung als legitimer König auf sich zu vereinigen. Freilich behielt Berengar die eigentlich bestimmende und leitende Stellung, ganz ähnlich, wie in Frankreich Hugo von Francien über Ludwig Transmarinus sie hatte. Und als König Lotar 950 ohne Erben starb und nur sein junges Weib, die vorhin erwähnte Tochter Rudolfs II. von Burgund, Adelheid, hinterließ, kam keine andere Nachfolge 946. als die des Markgrafen Berengar von Ivrea in Betracht.

Aber kaum hatten Berengar und seine Gemahlin Willa, die schlimmste von allen schlimmen Weibern Italiens in dieser Zeit, den Thron bestiegen, so standen die durch die skandalöse Habsucht der beiden gereizten Lombarden ihnen feindlich und drohend gegenüber. Deshalb suchte Berengar den Mittelpunkt zu entfernen, um den sich die Opposition scharen konnte. Adelheid, die königliche Witwe, ward in Haft genommen und auf einem Kastell am Gardasee strenge gehütet. Da nun, in dieser Krisis, griff der deutsche König ein.

Otto hatte schon den jungen König Konrad von Burgund und den König Ludwig von Frankreich in seine Schutzklientel genommen, es lag nicht zu fern, daß er auch für Konrads Schwester in Italien intervenierte. Zudem war der noch nicht vierzigjährige König verwitwet, seine erste, nie von ihm vergessene Gemahlin schlummerte seit fünf Jahren in der Königspfalz zu Magdeburg, welche ihr Wittum sein sollte. So mag er auch einer persönlichen Regung gefolgt sein, als er auszog, die bedrängte junge Königin Adelheid zu befreien, von deren Liebreiz und, was damals in Italien das Merkwürdigste geworden war, zarter Tugend die Kunde über die Alpen drang. Aber die Hauptsache kann das alles nicht gewesen sein. Vom Standpunkt des Nachfolgers der älteren Karolingenlinie, Ludwigs des Deutschen, Kaiser Karls III., Kaiser Arnulfs, betrachtet, waren die Verhältnisse in Italien lediglich ungesetzmäßig. Die Herrschaft dort gebührte der deutschen, ostfränkischen Krone. Deren Recht wie deren Ehre erforderten, der fortgesetzten Usurpation jenseits der Alpen endlich ein Ziel zu setzen. Die Schwerkraft des Reichsgedankens, dem damals noch kein bewußter Gedanke einer geschlossenen, nur deutschen Nation gegenüber stand, hatte Ottos Politik schon hinsichtlich Frankreichs und Burgunds mitbestimmt. Sie zog den deutschen König um so mehr in die Lombardei und nach Rom. Hatte sie es doch schon in den letzten unausgeführten Plänen Heinrichs I. getan, obwohl dieser lange nicht so mächtig wie Otto I. an der Spitze der abendländischen Gewalten stand.

Das aber störte wieder einmal die deutsche Herzogseigenwilligkeit. Heinrich von Bayern sowohl, Ottos Bruder, wie Ludolf von Schwaben, sein Sohn, beschäftigten sich mit herzoglicher Eroberungspolitik über die Alpenketten hinaus, die ihre Gebiete im Süden begrenzten, das heißt nach dem unmittelbar daranstoßenden Italien. Ganz ähnlich hatte einst Burchard I. von Schwaben zuerst mit Rudolf II. von Burgund Krieg geführt, dann ihn bei seinen italischen Unternehmungen als Bundesgenosse unterstützt. Es war die alte selbständige Führung auswärtiger Unternehmungen seitens deutscher Stammesherzogtümer, nur jetzt gehandhabt von Mitgliedern des Königshauses. Sie lief auch nicht schlechthin dem Reichsinteresse zuwider und hatte in der Slawenpolitik ihr Gegenstück, welche ebenfalls von dem sächsischen Stamm allein geleistet und in ihren Früchten als die seinige betrachtet wurde. — Oheim und Neffe standen in schärfster Rivalität, und der erstere, Heinrich, hatte schon Erfolge zu verzeichnen, er hatte die Gebiete der alten Mark Friaul bis Aquileja hin erobernd durchzogen. Wurde nun Otto persönlich der Herr in Italien, so war es mit Ludolfs von Schwaben dortigen Hoffnungen vollends aus. Deshalb suchte er wenigstens zuvorzukommen und stieg mit hastig zusammengeraffter Mannschaft in die lombardische Ebene hinab. Wenn ihm dort gelang, festen Fuß zu fassen, vielleicht auch Adelheid zu befreien, so hatte der Vater mit ihm zu rechnen und politisch zu verhandeln. Das wußte auch Heinrich von Bayern und seine Sendboten eilten durch die Lombardei,

rieten von jeder Unterstützung Ludolfs ab. So ward klägliches Mißlingen das Ende des voreiligen Unternehmens. Tief niedergedrückt und erbittert schloß sich Ludolf
951. dem zürnenden Vater an, als dieser im Spätsommer 951 auf italischem Boden erschien. Und ohne weiteres wandte sich die Lombardei dem neuaufgehenden Gestirne zu.

Inzwischen war Adelheid aus ihrem Gefängnis am Gardasee entkommen. Gehetzt wie ein scheues Wild, oft nur durch die hohen sommerlichen Kornfelder vor den suchenden Verfolgern geborgen, war sie glücklich durch die breite Ebene der Lombardei hindurch und auf das Apenninenschloß Canossa unweit Reggio in Sicherheit gelangt. Von dort lud sie Otto, nachdem er zu Pavia angelangt war, zu sich ein. Ottos Bruder Heinrich, der Gemahl der bayrischen Judith, war es, der die vielsagende Botschaft überbrachte, der erste, welcher der jungen Witwe von diesem norddeutschen Königsgeschlecht entgegentrat. Sie willigte ein. Auf dieser Reise, da Heinrich nun die Holde mit glänzendem Ehrengeleit dem harrenden Bruder zuführte, hat sich das herzliche Vertrauensverhältnis begründet, welches Heinrich seitdem in enger schwägerlicher Freundschaft an Adelheid und durch sie, noch inniger als bisher, an Otto knüpfte. Denn zu Pavia ward Adelheid des deutschen Königs Weib.

Aber Otto hat Italien *nicht* durch sie erheiratet und jede Möglichkeit einer solchen Auffassung auf das deutlichste ausgeschlossen. Schon vor dieser Zusammenkunft und Vermählung nannte er sich mit dem Titel Karls des Großen (dem von 774) „König der Franken und Lombarden" oder „König der Franken und Italiker" und behielt dies eine Weile bei. Alle seine Maßregeln zeigen folgende Begründung seines Standpunkts: Die ostfränkische Krone hat das alte grundsätzliche Recht auf die *Kaiserkrone*, Italien aber gehört zur Kaiserkrone dazu. Um diese nunmehr in der üblichen Form zu empfangen, sandte der König Boten in die Tiberstadt.

In Rom hatte sich ein höchst eigentümliches, von dem übrigen Italien losgelöstes, weltliches Staatswesen ausgebildet. Auch das Papsttum, welches unter Nikolaus I. schon den höchsten Anspruch abendländischer Schiedsherrnstellung erhoben hatte, lag tief erniedrigt in den Fesseln dieser fast auf das Weichbild der Stadt beschränkten kleinen Despotie. Und deren tatsächliche Inhaberschaft befand sich Generationen hindurch in den Händen üppiger Weiber, der älteren Theodora und ihrer Töchter Theodora und Marozia. Sie machten bald ihre Buhlen, bald ihre Söhne zu Päpsten, behaupteten sich und die Fortdauer der Verhältnisse zu Rom gegen die verschiedenen Machthaber Italiens wesentlich durch ihre verschwenderische und abwechslungreiche Hingabe. Daher stehen fast alle in den dortigen Verwicklungen auftretenden Persönlichkeiten in der verwirrtesten und widerlichsten ehelichen oder ehebrecherischen Verwandtschaft. Erst ein Sohn der Marozia, *Alberich*, ist es, der von der bloßen „Pornokratie" hinweg, als welche man diese berüchtigte römische Periode geschichtlich bezeichnet hat, das Regiment wieder an das männliche Geschlecht gebracht hat.

Der Stadtherr Alberich nannte sich Princeps, Patricius und Senator von Rom und hielt noch gebieterischer, als früher die herrschenden Frauenzimmer, die Päpste wie bloße Puppen. Mit ihm also hatte es Otto zu tun. Vormals hatte der tüchtige, tapfere Mann den König Hugo, welcher einer von seinen, Alberichs, Stiefvätern war, zur Stadt hinausgeschlagen, als er heranzog, um Kaiser zu werden, und hatte das Kaisertum bisher auch sonstigen Begehrenden verweigert. Nicht anders verfuhr er, als nun zur Abwechslung Boten des deutschen Königs zu Rom erschienen. Angesichts dieser wenn auch nicht unüberwindlichen, so doch verzögernden Schwierigkeit beschied sich Otto vorläufig heimzukehren, da sich jenseits der Alpen Wolken genug zusammenballten. Alberich ist gestorben, ohne seine freie, kecke Stellung zu Rom von irgend jemand geschmälert zu sehen.

Ludolf hatte das königliche Hoflager zu Pavia gleich nach der Vermählung des Vaters ohne Abschied verlassen, und andere teils gegen den König, teils gegen Herzog Heinrich von Bayern Verstimmte gab es in Deutschland genug. Der *Mainzer*

Erzbischof Friedrich gesellte sich ihnen von neuem hinzu. Allerdings kehrte zunächst der König aus Italien zurück und erst als Herzog Konrad von Lotringen zu den Unzufriedenen hinzutrat, brach die Empörung offen aus.

Otto hatte diesen seinen Eidam und bisher treuesten Mann gegen den nur beiseite gedrängten, nicht abgetanen Berengar in Italien zurückgelassen. Konrad muß nun mit Berengar und dessen Sohne Adalbert Abmachungen getroffen haben, die viel weiter gingen, als Otto, obwohl er seine Kaiserkrönung und damit seinen Standpunkt hinsichtlich Italiens nicht durchgeführt hatte, zuzugestehen gewillt war. Erst nach ablehnender Behandlung, welche der mit Konrad vor Otto erschienene Berengar zu Magdeburg erfuhr, erhielt dieser auf einem weiteren Augsburger Hoftage die Regierung in Italien als Lehn aus Ottos Hand und verkürzt um das alte Friaul, nämlich die Marken Istrien, Aquileja und Verona. Aber auch in dieser Einschränkung war die Wiedervergebung Italiens ein Verzicht auf die Stellung, die Otto zu Pavia in Anspruch genommen hatte. Für Otto hatte Konrad viel zu viel ausgemacht und ihn in eine gewisse Zwangslage versetzt, und Konrad seinerseits sah nicht alles, was er vereinbart hatte, erfüllt. Der Rest war tiefe Verstimmung auf beiden Seiten. Vor allem aber wird eine heftige Verärgerung sowohl Ludolfs wie Konrads gegen Heinrich deutlich, mit dessen bayrischem Herzogtum die abgetretenen italischen Marken verbunden wurden. Noch 952 brach der von beiden Herzögen geführte Aufstand aus 952.
und ward um so gefährlicher, als er zugleich in Bayern gegen Heinrich stattfand. Erst der Umstand, daß im dritten Jahre des Bürgerkrieges, 954, die Ungarn in Süddeutschland einbrachen, richtete daselbst das Hilfeverlangen wieder auf Otto und die Reichsgewalt, und die mindestens zweideutige Rolle, welche Ludolf und Konrad bei diesem Einfall spielten, brachte sie um die verbreitete persönliche Sympathie, deren sich beide, besonders aber Ludolf, erfreuten. Ende 954 konnte der lang hingeschleppte 954.
Aufstand als beendigt angesehen werden und die reuigen Empörer fanden Gnade. Aber Schwaben kam nicht wieder an Ludolf, sondern an Burchard II. Dies war sehr wahrscheinlich (es ist nicht ganz sicher) ein Sohn des älteren Herzogs Burchard von Schwaben (s. S. 288), jedenfalls aber der Eidam Herzog Heinrichs, dessen stolze Tochter Hedwig seine Gemahlin war. Lotringen ward ebenfalls nicht zurück an Konrad gegeben, sondern in zwei herzogliche Verwaltungsbezirke zerlegt und in die obere Aufsicht von Ottos Bruder Brun gestellt, dem Erzbischof von Köln, einem der vortrefflichsten und geistig bedeutendsten Männer des Zeitalters. Seitdem gab es, durch die Ardennen geschieden, ein Oberlotringen an der Mosel und Niederlotringen an der Maas.

Auch 955 kamen die Ungarn wieder, drangen bis an den Rhein vor und 955.
fluteten dann durch Schwaben gegen Bayern zurück. Am Lech, wo alamannische und bayrische Mundart aneinanderklingen, hielten sie sich mit der Belagerung Augsburgs auf, der besonderen Schätze wegen, welche sie in der ansehnlichen Bischofsstadt vermuteten.

Der Bischof Ulrich (Uodalrich) von Augsburg († 973) gehört zu den volkstümlichsten Gestalten der sächsischen Kaiserzeit. Er war ein Schwabe aus dem vornehmen Geschlecht der Dillinger Grafen. Aber während sonst die Bischöfe breitbehaglich als reiche Herren lebten, machte seine einfache Männlichkeit sich aus solchen Dingen nichts; zu Abend war er oft mit Brot und Bier zufrieden und schlief in seinen Mantel gehüllt auf ungepolstertem Lager. Im ganzen Sprengel war sein harter und unbequemer, mit Ochsen bespannter Wagen wohlbekannt, auf welchem er unermüdlich zur Visitation der Pfarreien und Klöster kam. Dann hatten die Armen gute Tage, die Kleriker aber scharfes Verhör, ob sie den Kirchenzehnten zur Unterstützung von Schwachen, Witwen und Waisen verwendeten, gastlich gegen die reisenden Fremden seien, die Kranken ordentlich besuchten und wie es mit den Sitten, besonders ihren eigenen, stehe. Dabei war Ulrich nichts weniger als ein Zelot oder weltfremder Asket und

kam viel weiter durch sein bloßes Verhör, als andere mit harten Strafen. Baldmöglichst nach Übernahme des Bistums (923), das er fünfzig Jahre inne gehabt hat, war er daran gegangen, anstatt der bisherigen Erdwälle und Pfahlzäune eine neue wehrhafte Steinmauer um die alte Römerstadt zu ziehen. Diese verteidigte er an der Spitze seiner Mannen als umsichtiger Kriegsoberster, als im letzten Aufstande wider Otto die Empörer sie einnehmen wollten, und nicht minder unverzagt, als nun 955 die unabsehbaren Massen der Ungarn sie berannten.

Mit dem Heerbann der Franken, Schwaben, Bayern und Böhmen zog Otto auf Augsburg heran. Die Sachsen hatte er diesmal zu Hause gelassen. Jetzt, da es galt, wie 933 Sachsen, nunmehr auch Süddeutschland von den Ungarn zu befreien, hatte er gute Gelegenheit, die Monarchie und ihre Leistung für das Ganze einmal ausdrücklich auf die Nichtsachsen zu stellen. Die Herzöge Burchard und Boleslaw waren im Heere, Heinrich von Bayern lag damals auf dem Sterbelager. Auch Konrad der Rote war, obwohl nicht mehr Herzog, anwesend und durfte seine fränkischen Landsleute befehligen, die keinen eigenen Herzog hatten, sondern bei der Krone waren. Auf der großen, durch Alpenschutt gebildeten, baumlosen Ebene des Lechfeldes von Augsburg, heute dem Übungs- und Artillerieschießfelde der bayrischen
955. Armeekörper, kam es am 10. August 955 zur Schlacht.

Wieder flatterte vor Otto und somit nun auch vor den übrigen Deutschen St. Michaels Banner. Otto selbst und Konrad der Rote haben durch ihre raschen Entschlüsse in kritischen Augenblicken das Verdienst des herrlichen Sieges davongetragen. Freilich Konrad fiel. Er hatte gerade eine unvermutet hinter der Flanke aufgetauchte Horde, vor welcher die Böhmen flohen, abgewiesen und wollte in der Hitze des Augusttages einen Moment die Halsberge lüften, da traf ihn noch ein Ungarnpfeil in die ungeschützte Kehle. So sühnte er in Verdienst und Heldentod die schlimme Empörung nach langer ausgezeichneter Amtsführung. Eigen bemerkbar macht sich uns auch wieder bei dieser Gelegenheit das stammliche Sonderdenken der Zeit, wenn es in der Quelle heißt, die Franken hätten herzlich um seinen Tod getrauert; noch immer und noch lange fehlt ja das Wort für die Deutschen. Unter den weichenden Ungarn aber mähte das Schwert. Von den Davongekommenen, die Hals über Kopf nach Ungarn heimeilten, griffen und erschlugen die zornigen bayrischen Bauern so viele, als sie nur konnten. Die „Fürsten", soweit sie auf dem Lechfeld gefangen waren, wurden nach kurzem Gericht als Straßenräuber aufgeknüpft, und das waren sie ja auch.

Wie Arnulf von den Normannen, so befreite Otto Deutschland auf die Dauer von den Ungarn. Sie waren niemals so besiegt und zusammengehauen worden, gaben nunmehr die Plünderfahrten auf, wurden ein ruhig ansässiges Volk und begannen sich mit der Raschheit, die ihnen eigen ist, obenhin zu zivilisieren; 50 Jahre später war Ungarn ein christliches Einkönigreich. — Gewaltiges Aufsehen in aller Welt machte der deutsche Sieg. Mit den übrigen Völkern sandten Griechen und Sarazenen Glückwünsche und Ehrengeschenke; als seien die Zeiten Karls des Großen zurückgekehrt, sahen die Deutschen am Hoflager ihres Königs außer feinen, fremden Metallgeschirren und kunstvoll geschnitzten Elfenbeinarbeiten die aus fabelhaften Ländern gekommenen Löwen, Kamele, Strauße und Affen zur Schau gestellt.

Zwei rasch sich folgende Gefahren, der Fürstenaufstand und die Ungarnnot, waren vorüber. Jetzt ging Otto daran, der Wiederholung des ersteren durch Ausdehnung seines neuen, mit Bruno von Köln zuerst befolgten Systems vorzubeugen. Auch Mainz gab er einem allernächsten Verwandten, Wilhelm, den ihm eine gefangene vornehme Slawin geboren hatte. Vielfach gab er Grafschaften in die Verwaltung der Bistümer, die er fortfuhr, wo sie frei wurden, mit ihm näher stehenden Persönlichkeiten zu besetzen. In dieser betonten Basierung der Reichsgewalt auf die Kirche, nachdem sogar die Mitglieder des Königshauses als Inhaber der hohen Laienämter sich mangelhaft bewährt hatten, lag aber von neuem der Hinweis nach Rom.

In Italien waren die Verhältnisse längst reif zu neuem Einschreiten geworden. Berengars und seines Sohnes Adalbert Verhalten machte notwendig, daß Otto zunächst

Ludolf hinübersandte, 957. Er drang mit schönem Erfolg vor, mitten darin starb er plötzlich.

Uns Heutigen fast unbegreiflich raffte Italien die Deutschen des gesamten Mittelalters in raschen oder schleichenden Krankheiten hinweg. Es ist, als habe es erst einer jahrhundertelangen Durchimpfung der Deutschen mit den italischen Fieberkeimen bedurft, um sie relativ widerstandsfähiger zu machen. — Tragisches Verschulden hat von jeher die Gemüter mehr an sich gezogen, als die harte Pflichterfüllung der Mächtigen. Wie Ludolfs Persönlichkeit und Geschick ihm in der gesamten Geschichtschreibung jener Tage sichtliche Sympathie erworben haben, so hat auch die im Volke vererbende Kunde liebevolle Ranken um sein Andenken gesponnen. Von ihnen ist später, nach der übertragenden, d. h. Personen, Zeit und Ort vertauschenden Art der Sage, ein Teil auf Ernst von Schwaben hinübergegangen.

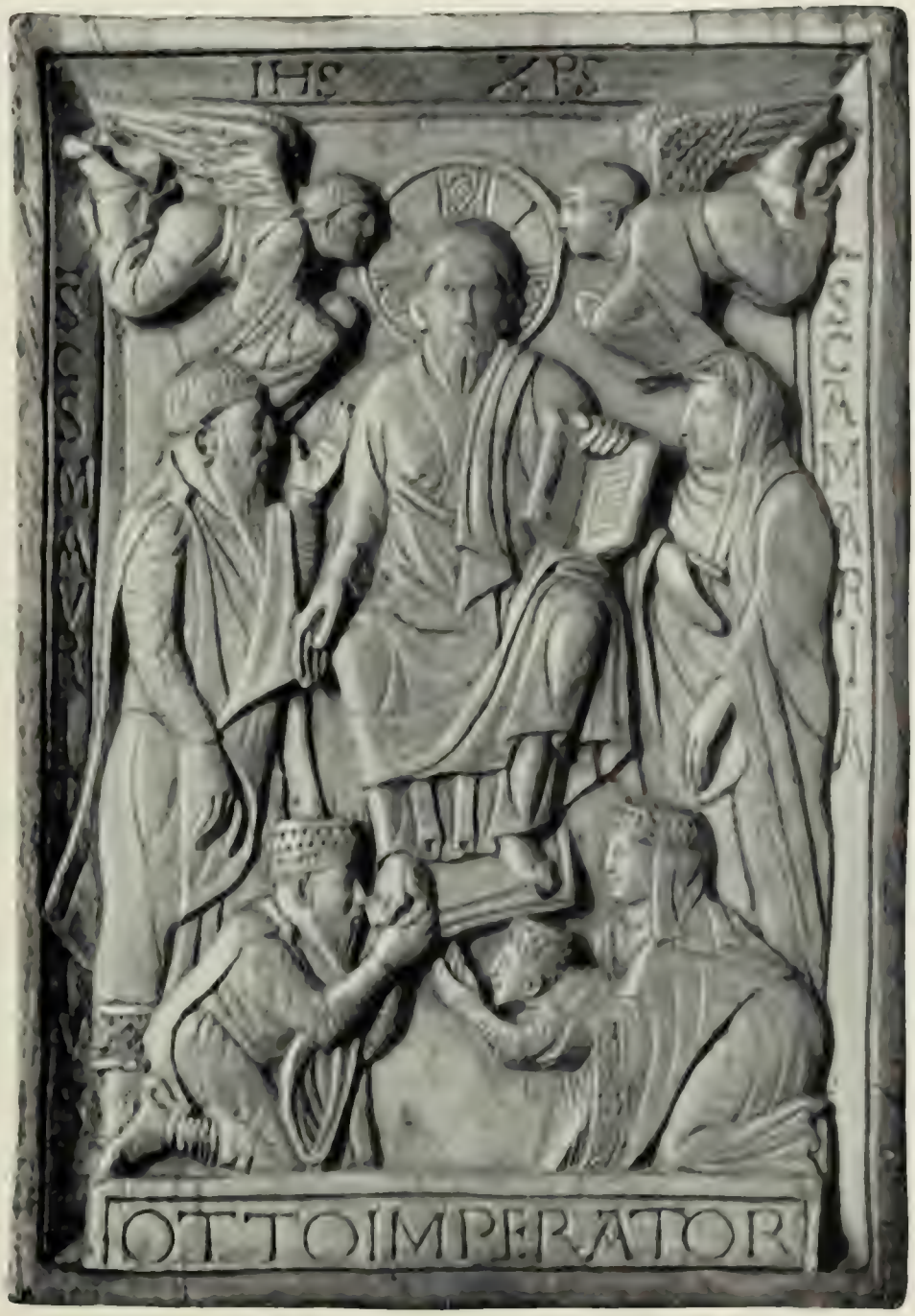


Abb. 187. Elfenbeintafel mit den (typenhaften) Bildnissen Kaiser Ottos I., der Kaiserin Adelheid und Kaiser Ottos II. In der Sammlung Trivulzio zu Mailand.

Vorläufig hatte Berengar wieder freie Hand und wurde nach einiger Zeit, von Spoleto aus, auch dem Stadtherrn und Papste zu Rom, Johann XII., bedrohlich. Da rief dieser, wie seit Karl Martells Zeiten her die Päpste in solcher Lage getan hatten, den Herrn jenseits der Alpen, und Otto kam. Vorher ließ er noch seinen und Adelheids Sohn Otto II. zum König „wählen“ und am 26. Mai 961 zu Aachen krönen. Wahl und Krönung in Deutschland waren nunmehr als unerläßlich hingenommen worden. Sie wurden daher gerade als das Mittel benutzt, die dynastische Nachfolge aus dem Königsgeschlecht, und zwar eines Einzelnen für

das ganze Reich, rechtzeitig zu sichern. Dann sammelte Otto auf dem Lechfelde die Großen und Mannschaften, die ihn begleiten sollten, und zog über den Brenner nach Italien. Zu Mailand nahm er die langobardisch-italische Krone, die aus ähnlichen Gründen nicht länger beiseite gelassen wurde. Im Januar 962 stand er vor Rom, und am 2. Februar krönte Papst Johann ihn und seine hohe Gemahlin mit der
962. Kaiserkrone.

Der verstorbene Alberich hatte noch den langobardisch-germanischen Namen der italischen Vornehmen getragen. Aber seinen Sohn taufte dieser stolzbewußte Stadtherr von Rom Octavianus, gleichwie er sich außer Patricius antikisierend Senator betitelte. In diesem Octavian waren die Nachfolge in der Stadtherrschaft und das Papsttum vereinigt worden, da er als Johann XII. den Stuhl Petri bestiegen hatte. Aber die geistliche Würde war ihm Nebensache und lediglich nutzbare Formalität. Zu erniedrigen hatte er an dem Pontifikat nicht allzuviel mehr vorgefunden. Ihn reizte es nur noch, sich darüber lustig zu machen, indem er z. B. einen Diakon zum Empfang der Weihen in den Pferdestall bestellte oder, umringt von schönen lachenden Frauen, des Teufels Minne trank und Jupiter und Venus — oder waren es Wodan und Frea, von denen Paulus Diaconus erzählt? — beim Würfelspiel anrief, ihm Glück zu spenden.

So war das Imperium der Cäsaren nun an die deutsche Nation gekommen, ohne daß sie, wie unter Karl dem Großen, die Bestimmungsgewalt mit romanisierten Galliern teilte. Die Deutschen, an deren Grenzen einst das Weltreich des Octavianus Augustus zurückgeflutet, waren jetzt seine Erben geworden, und der neue Octavianus zu Rom hatte bei dieser weltgeschichtlichen Wendung als geistlicher Herold zu dienen gehabt. Am 13. Februar 962 erneuerte dafür Otto dem päpstlichen Stuhl die alten Schenkungsversprechen der Karolingen, auf welchen der Kirchenstaat beruhte. Zu Unrecht ist diese Handlung bezweifelt worden. Denn erstlich besaß auch Kaiser Otto gar nicht das wissenschaftliche Rüstzeug, um Kritik zu üben an diesen älteren Akten und an den Vorspiegelungen, von denen sie beeinflußt worden waren. Zweitens entsprach die Begünstigung des Papsttums innerhalb des Imperiums lediglich dem von Otto im deutschen Reiche befolgten System, die Erzbistümer und Bistümer zur Stütze gegen die minder zuverlässigen Laienfürsten mit Ämtern und Gütern zu begaben. Jede vom Reiche abhängige Gewalt in Italien mußte Otto zu verstärken suchen gegenüber Berengar und dessen Familie. Oberhoheit des Kaisers, seine Bestätigung der Päpste, missatische Kontrole der päpstlichen Verwaltung blieben ausdrücklich vorbehalten. Der Papst war wieder in Gehorsam der oberste geistliche Fürst und Beamte des Reiches, wie unter Karl dem Großen.

Das begriff auch Johann-Octavianus, sobald Otto Rom verlassen hatte, und sah ein, daß er den Teufel, in diesem Falle Berengar, durch Beelzebub ausgetrieben habe. Er ließ sich in Verschwörungen mit Berengars Sohne Adalbert ein und die Römer sahen ihren päpstlichen Princeps in funkelnder Rüstung voll Kriegseifer die Mauern besichtigen. Als aber Otto umkehrte, entfloh Johann in die Nähe der Stadt. Otto berief über ihn das Gericht einer Synode unter kaiserlichem Vorsitz und forderte den Papst vor diese. Dieser gab als lapidar denkender Mann die Antwort: Wir haben vernommen, daß ihr doch bloß einen anderen Papst erheben wollt; führt ihr das aus, so exkommuniziere ich euch kraft des allmächtigen Gottes, so daß ihr keine Gewalt habt, ihn zu ordinieren! Auf eine zweite Ladung kam der Bescheid zurück: der Papst sei mit der Armbrust auf die Jagd gegangen. Daraufhin wurde er abgesetzt wegen unwürdigen Wandels und wegen Felonie: weil er dem Kaiser die schuldige Treue gebrochen. Dann erlaubte Otto der Synode die Wahl eines neuen Papstes, genau so, wie er in Deutschland dem Klerus der Bistümer die Wahl freigab, wenn er auf einfache Ernennung verzichtete. Gewählt wurde ein unbescholtener Mann, Leo VIII.

Berengar und Willa waren inzwischen gefangen worden und nach Deutschland auf die Pfalz Babenberg in Verbannung geschickt; Adalbert irrte umher, fand aber nirgends Beistand. Dagegen verhalfen die römischen Damen, welche Johann ungern im Exil wußten, diesem in schmählicher Eintracht zur Rückkehr. Es kam so weit, daß Otto gegen die festen Mauern der alten Weltstadt seine Kriegsmaschinen krachen lassen mußte. Inzwischen ereilte den zu Unrecht wieder amtierenden Johann XII. infolge seines alten Hanges zu sündigen Ausschweifungen ein niedriger Tod. Diesmal erhielt Rom die großmütige Verzeihung Ottos, der dann nach Deutschland heimkehrte. Aber als die Römer bald darauf den Nachfolger Leos VIII., Johann XIII. verjagten, der mit Festigkeit im Sinne des kaiserlichen Gebieters zu walten suchte und gegen die lokalen römischen Widerstände die Autorität des Reiches wahrte, da hatte Otto von seiner Versöhnungspolitik gegenüber diesen neuen Quiriten genug und, abermals nach Italien eilend, 966, schuf er mit blutiger Strenge Gehorsam in der Tiberstadt.

Das Ereignis von Ottos drittem Römerzuge und langem Aufenthalt in Italien (966—972) ist die Vermählung der griechischen Kaisertochter Theophano mit Ottos künftigem Thronerben, König Otto, der 967 sogar gekrönter Mitkaiser wurde. Otto wünschte diese Verbindung, weil das Griechenreich noch in Unteritalien herrschte und er nur durch sie ein friedliches Nebeneinander der beiden Kaiserreiche in Italien erwartete; im anderen Falle war er trotz aller voraussichtlichen Schwierigkeiten entschlossen, Unteritalien mit gewaffneter Hand zu erobern. Erst nach vielem Ausweichen und selbst nach gehäuften Beleidigungen, die der hochmütige Hof von Byzanz sich gegenüber dem deutschen „König" und dessen Gesandten nicht versagen wollte, gab ein neuer dortiger Kaiser nach und sandte die geworbene Braut, seine Nichte. Im April 972 fand zu Rom, unter dem Jubel der nicht ohne Erfolg gezüchtigten Bürgerschaft, die Vermählung statt. Gleichzeitig war auch die volle Gleichberechtigung der beiden Kaiserdynastien von Byzanz anerkannt worden.

Ein anderes Ergebnis dieses dritten Zuges war, daß Otto mit dem Papste, hinweg über die Köpfe des deutschen Episkopats, bezüglich der Gründung eines neuen Erzbistums zu Magdeburg (968) übereinkam. Dadurch wurden freilich der weiteren Ausdehnung der älteren Kirchenprovinzen nach Osten Grenzen gezogen, und diese, besonders die Mainzer, leisteten hartnäckigen Widerstand. Es handelte sich für Otto darum, die Mitarbeit der Kirche an der Festhaltung und Germanisierung des slawischen Ostens in die Hand eines eigenen ostdeutschen Metropolitanstuhles zu legen. Um dieser nationalen und sächsischen Aufgabe willen ist ihm die Umwandlung des einstigen Grenzmarktes an der Elbe, wo Editha ruhte und Otto selbst schon früher ein Mauritiuskloster gegründet hatte, in ein neues Erzstift eine unermüdlich verfolgte und bis ans Ziel geförderte Herzensangelegenheit gewesen. Auch in ihrem Gelingen erwies sich der Wert der nahen Verbindung des Kaisertums mit seinem obersten Bischof zu Rom, als dem Haupte sämtlicher übrigen, auf die nachdrücklichste Weise.

Das Osterfest 973, nach der Rückkehr aus Italien, feierte Otto zu Quedlinburg. Wieder wie nach dem Ungarnsiege begrüßten und beglückwünschten ihn, den man schon längst den Großen nannte, die übrigen Völker und Nationen, auch die Dänen, Ungarn, Russen und abermals die Sarazenen Nordafrikas. Boleslaw von Böhmen und die Söhne Mieczyslaws von Polen standen unter den erschienenen Reichsfürsten. Der Glanz dieser Osterfeier war ein Widerschein der europäischen Vormachtstellung des neuen Kaisertums und seiner realen Machterweiterung bis an die Grenzen der apulischen Griechen im Süden, der Russen im Osten. Und mit diesem hellsten Aufleuchten der Krone auf seinem Haupte hat Otto seine Regierung abschließen dürfen. Mitten in den Festlichkeiten erhielt er die Nachricht, daß Hermann Billung am 27. März gestorben sei. Sie ging ihm seelisch überaus nahe. Schon

hatte er Gero, Heinrich von Bayern, Konrad den Roten, Ludolf, Bruno von Köln, Wilhelm von Mainz, viele andere seiner nächsten Angehörigen und besten Paladine vor sich sterben sehen; er fühlte sein eigenes Werk abgeschlossen, seine Person vereinsamt und müde. Zum Pfingstfest brach er nach Memleben auf und hier, am
973. Sterbeort seines Vaters, ist Otto der Große am 7. Mai 973 verschieden. In Magdeburg, seiner Lieblingsgründung, liegt er an Ediths Seite begraben.

Die goldene Zeit Sachsens hat man Ottos I. Regierung bald danach genannt. Nicht, daß er nur für Sachsen gesorgt hätte. Aber es war die Zeit, da das Niederdeutschtum mächtig im Norden und Osten ward, im Inneren aufblühte — unter Ottos Regierung wurden auch die Silbergruben des Harzes entdeckt — und geistig mit dem Empfinden und dem Kulturleben der übrigen deutschen Stämme in bereichernden Austausch trat. Daß der Kaiser des Reiches persönlich Sachse sei, konnte dies Land unter den Nachfolgern so voll nie wieder empfinden, wie unter Otto I., welcher heimische Kleidung trug und überall in Deutschland, in ruhiger Würde erhaben über anpassungsgeschwinde Beflissenheit, nur sein Altsächsisch sprach. Noch lange hat man zu Regensburg sich von dem plattdeutschen Trinkspruch erzählt, welchen der in der dortigen Pfalz weilende große Herrscher ausbrachte und von dem die bayrischen Herzogsgäste kein Wort verstanden. Diese Grundbeständigkeit seines Wesens aber hat Otto wiederum vortrefflich mit monarchisch gleichmäßiger Fürsorge zu verbinden gewußt. Mochte es die Sachsen freuen, daß er der Ihre war, seit Jahrzehnten hatten es die anderen Bevölkerungen verlernt, in ihm den Sachsen anstatt den waltenden Herrscher und Vater aller zu sehen.

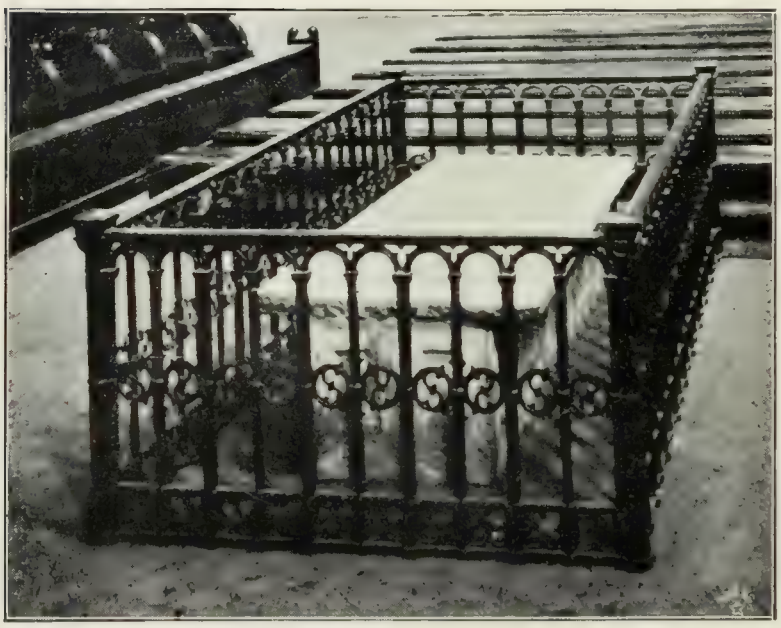


Abb. 188. Grab Ottos I. im Dom zu Magdeburg.

Otto II.

Ottos II. äußere Erscheinung wies weder die wuchtige Stattlichkeit des Vaters auf noch die schlanke Schönheit, welche den von der Angelsächsin Edith geborenen Ludolf auszeichnete. Aber in seiner mehr zierlichen Figur pulsierte das Temperament seines Vaters und war ein unerschrockener Mut lebendig, welchen er, gerade weil sein Äußeres weniger Eindruck machte, um so absichtlicher betätigte. Den unterscheidenden Beinamen des Roten legte man ihm von seiner gewöhnlichen Gesichtsfarbe bei.

Mit Herzogsschwierigkeiten hat diese Regierung, dank Ottos I. Kämpfen und seinen Maßregeln seit 954, nicht erheblich oder wenigstens nicht bedrohlich zu tun gehabt. In Bayern, wo Heinrich 955 gestorben war, regierte im Namen ihres gleichnamigen Knaben nach dem Gutheißen Ottos I. die Herzogswitwe Judith, eine kraftvolle Frauenindividualität aus dem arnulfingischen Herzogshause. In Schwaben starb Burchard II. nicht lange nach dem alten Kaiser, Ende 973, und der kinderlosen Witwe Hedwig, Judiths Tochter, wollte es schwer ankommen, nicht auch in irgend einer Weise Landesherrin zu bleiben. Aber Otto II. schränkte seine stolze Base auf das burchardische Erbgut ein.

Da saß nun Frau Hedwig, in welcher sich Sachsen- und Bajowarennatur bei regem Geiste und nicht durchschnittlicher Bildung zur Hervorbringung einer vollkräftigen, anziehenden

Persönlichkeit vereinigt hatten, im schönen Hegau auf der Burg des Twiel. Ihr Reich und ihr Bereich waren klein geworden, es ist kein Wunder, wenn ihr starkes Empfinden sich noch mehr gewöhnte, die Form von Herbheit anzunehmen, und oftmals beschlichen sie Unrast oder gar Langeweile. Ein jeder weiß durch J. V. Scheffels prächtigen Roman, wie sie sich von einem Besuch in St. Gallen den Klosterlehrer Ekkehard II. als ihren Magister in Latein und Vergil auf die hohe Burg mitnahm. Er war ein hochgestalter Mönch von ebenmäßigem Gliederbau und edelgeschnittenem Gesicht, auch für eine höfische Stellung besser als andere geeignet. Und er war nicht nur gelehrt, sondern besaß Witz und Schlagfertigkeit. So, als ihm einst bei der Einkehr auf der Reichenau der dortige Abt, eifersüchtig auf die Bevorzugung St. Gallens, über Tisch zuwisperte: Du Glücklicher, der du eine so schöne Schülerin in der Grammatik unterrichtest! flüsterte Ekkehard ebenso freundlich zurück: Hast du nicht, o Heiliger des Herrn, deine teure Schülerin, die schöne Nonne Gotelind, in der Logik unterwiesen? Indessen, wenn man demnach den Vergillehrer mit seinem Amt auf dem Twiel und schwerlich ganz harmlos geneckt hat, ist es ihm doch so lieblich und so herzenswehmütig, wie es der Dichter erzählen darf, keinesfalls ergangen, nach Ausweis der St. Galler Chronik, der lebensvollsten und anekdotenreichsten, die wir aus dem Mittelalter haben. Denn als Ekkehard schließlich in sein Kloster heimkehrte, hat er mehr von Launen recht lästiger Art selber berichtet. Ebenso hat das Waltarilied ein anderer Ekkehard, der Oheim jenes, gedichtet und ein dritter oder vielmehr vierter St. Galler Ekkehard uns von jenen beiden und der Frau Hedwig erzählt.

Abb. 189. Otto II. und Theophano. Elfenbeingeschnitzte Deckelplatte von byzantinischer Arbeit. Im Cluny-Museum zu Paris. (Die Zahl 937 ist eine törichte und spätere Hinzufügung, die auf Verwechslung mit 973 beruht.)

Otto gab Schwaben und Bayern, indem er das Frauenherzogtum von der Hand wies, an seine beiden Vettern, Ludolfs Sohn Otto und Judiths inzwischen herangewachsenen Sohn Heinrich. Aber die beiden setzten bald die Rivalität und die Feindschaft ihrer Väter fort. So wurde denn dieser Heinrich, den man früh den Zänker nannte, wieder enthoben, während Otto, des Kaisers Jugendgespiele, Bayern dazu erhielt. Dabei (976) wurde jedoch die Ostmark, wenn auch als bayrisches Lehn, für Luitpold von Babenberg als Markgrafen abgetrennt und Kärnten mit den norditalischen Marken

als Herzogtum unter einem Neffen des 937 gestorbenen Bayernherzogs Arnulf, Heinrich dem Jüngeren, selbständig gemacht.

Lotringische Unruhen ermutigten aufs neue die alten Gelüste Frankreichs, wo auf Ludwig IV. sein Sohn Lotar gefolgt war. 978 unternahm dieser einen raschen Zug auf Aachen, wo Kaiser Otto das volkstümliche Johannisfest beging. Denn dieses Kaisertum bevorzugte nun schon die im lebhaften rheinischen Verkehr belegenen karolingischen Pfalzen wieder, anstatt der sächsischen Land- und Waldorte, wo Heinrich und Otto I. sich heimisch gefühlt hatten. Otto, ganz nichtsahnend überfallen, entging mit so knapper Not der Gefangennahme, daß die Franzosen nur gleich das für den Kaiser hergerichtete Mittagsmahl aufessen konnten. Lotar ließ die Stadt plündern und drehte den Kaiseradler auf der Aachener Pfalz um, so daß er nach Osten, wie aus einer französischen Stadt nach Deutschland, blickte. Mit diesen beiden

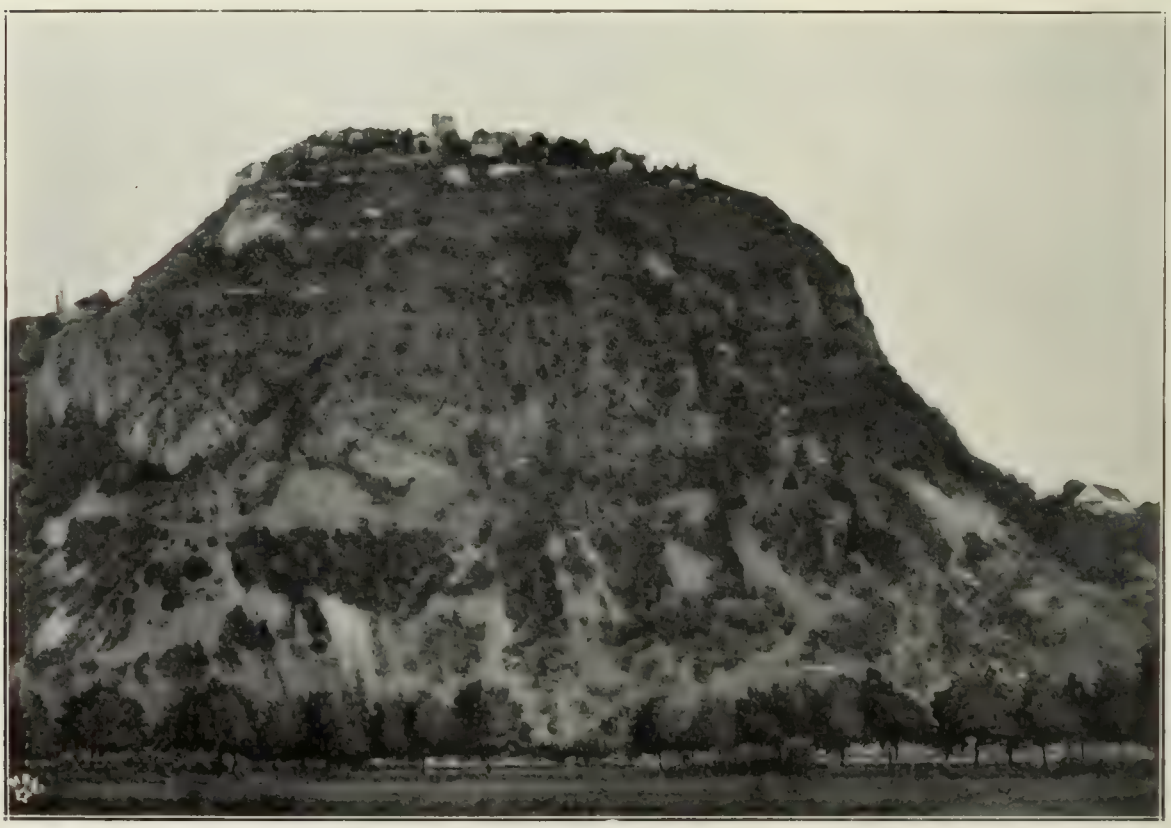


Abb. 190. Der Hohentwiel.

Ruhmestaten begnügte sich Lotar und kehrte wieder um. Bald darauf ward dem König, der mit so kläglicher Tücke im tiefen Frieden überfiel, durch kaiserliche Heroldsbotschaft der offene Krieg auf den 1. Oktober angesagt. Mit 60000 Mann rückte Otto ein und kam ohne Widerstand bis vor Paris. Auf dem Märtyrerberg nördlich bei Paris, dem Montmartre, über welchen das Häusermeer der großen Stadt heute auch schon hinauf- und hinübergeflutet ist, lagerten die Deutschen. Die Stadt, welche Hugo Kapet, der Sohn Hugos von Francien, verteidigte, vermochte man nicht zu nehmen, und der fühlbar werdende Winter mahnte zur Heimkehr. Aber vorher hatte Otto, um den Franzosen mit einer in ihrer eigenen Art stilisierten Demonstration zu kommen, den gewisser Großartigkeit nicht ermangelnden Einfall, vom Montmartre herab in gewaltigem Massenchor der Deutschen die brausende Melodie des ambrosianischen Te Deum laudamus über das zu Füßen liegende Paris hinschallen zu lassen. Auf dem Rückmarsch gelang es Lotar, einer Abteilung der Nachhut Schaden

zuzufügen; redlicher Feldschlacht wich er aus; eine Zweikampfforderung des ritterlichen Kaisers an den König, welche die Deutschen nur mit begreiflichen Bedenken aufnahmen, führte auch zu nichts. Aber Lotar war doch in Respekt gesetzt. Eine persönliche Zusammenkunft Ottos und Lotars fand 980 am Flusse Korn oder Chiers statt, der nahe bei Sedan in die Maas geht, an der Grenze beider Reiche, wo seitdem noch öfter solche Begegnungen geschehen sind. Bei dieser Zusammenkunft gab der Karolinge alle lotringischen Wünsche auf.

Die griechische Heirat hielt nicht, was sich Otto I. davon versprochen hatte. In Süditalien herrschte beständiger Krieg der deutschen und der griechischen Lehnsträger und Befehlshaber. Ferner forderten die nach wie vor dauernden Plünderungszüge der in Sizilien und zum Teil auch schon auf der Halbinsel eingenisteten nordafrikanischen Sarazenen zur gründlichen Abhilfe heraus. So zog Kaiser Otto 980 über die Alpen. In Rom schaffte er dem Papsttum Befreiung von dem durch Crescentius, einen Sohn der jüngeren Theodora (S. 302), wieder erneuerten lokalen Parteiregiment. 982 ging er mit stattlichen Kräften zur Unterwerfung des Südens, auf welche sein Vater noch verzichtet hatte, gegen die verbündeten Griechen und Sarazenen vor. Bari, der Hauptstützpunkt der Griechen, und Tarent wurden erobert, bei Cotrone in Kalabrien, schon auf dem Wege nach Sizilien, die Sarazenen besiegt. Dann aber ward durch ein furchtbares Unglück alles wieder verloren. An unbekanntem Orte im äußersten Süden des für die Deutschen überaus schwierigen Landes mit seinen kahlen und wilden, unmittelbar vom Meere aufsteigenden Felsenwüsteneien stellten sich ihnen am 13. Juli 982 zuerst die Griechen nebst einigen Sarazenen entgegen. Sie wurden bis gegen Mittag des Tages völlig geschlagen. Die Deutschen lagerten mit abgelegten Schutzwaffen und ruhten in der Gluthitze der sengenden Mittagstunde siegesfroh und sorglos aus. Da brachen plötzlich neue Sarazenenscharen, von deren Heranrücken man bei der Sorglosigkeit der Siegesrast nichts geahnt hatte, von allen Seiten hervor und ein schreckliches Blutbad rieb das deutsche Heer fast völlig auf. 980.

Es ist nicht immer angebracht, dem, was die Quellen mit ihrer Lust an Superlativen und starken Ausdrücken berichten, unbedingt zu trauen; allzu häufig werden von Freund oder Feind „fast alle" getötet und dann sind nachher doch noch stattliche Heere übrig. Aber diesmal scheint in der Tat so ziemlich das ganze kaiserliche Heer bis auf einen Rest, der die Sklavenmärkte der Sarazenen füllte, vernichtet worden zu sein. Denn der Eindruck der Niederlage war ein ungeheurer, und nur allzu überzeugend hat in den klösterlichen Nekrologien des damaligen Deutschland (die es uns für die vornehmsten Geschlechter, die Wohltäter dieser Klöster, einzeln mitteilen, während es uns von der Masse der Krieger nur der Annalist sagen kann) dieser 13. Juli als ein Tag des trauernden Gedenkens die knappen Zeilen jener Totenkalender gefüllt. — Nur durch eine glückliche Kette von Zufällen entkam der Kaiser. Er gelangte auf sein Roß, jagte an den Strand und kam durch das seichtere Uferwasser an eines der griechischen Schiffe, die draußen lagen. Ein Slawe, der auf dem Schiffe war, erkannte den Kaiser und die Situation. Den griechischen Schiffsleuten sagte er, dies sei der Kämmerer des Kaisers; wenn man den rasch nach Rossano brächte (wo Otto seine Gemahlin und sein Hauptquartier unter Bedeckung zurückgelassen hatte), so würde man großes Lösegeld gewinnen, und den Griechen leuchtete das mächtig ein. Bei der Ankunft vor Rossano ging jener Zolunta, so wird der Name des Slawen uns genannt, ans Land und erzählte alles. Daraufhin kam man mit Mannschaft und einem Rosse für den Kaiser an den Strand, Otto sprang plötzlich vom Bord des Schiffes ins Meer und kam glücklich zu den Seinigen. So wird wenigstens diese Begebenheit in denjenigen Berichten, die sie noch am wenigsten ausschmücken, erzählt. Theophano aber soll über den Kaiser und sein Unglück gespottet haben, auf jeden Fall trauten es die Deutschen der Griechin zu.

Es war alles verloren, nicht bloß in Unteritalien. Die Reichsautorität überhaupt kam ins Wanken, die Lombardei geriet in Unruhe, die ganze Wendenwelt an der deutschen Ostgrenze erhob sich. Es ist schon damals die Art von Deutschen

gewesen, unnötig unterwürfig gegen hochmütige Fremde zu sein, aber gegen gefügige und inferiore Völker den brutalen Herrn herauszukehren. Anstatt Achtung und Gehorsam der Slawen hatten die Einzelnen, die an den Grenzen und in den neuen Gebieten mit ihnen zu tun hatten, nur langverhaltene Entrüstung herbeigeführt. Und da die Dänen mit nachbarlichem Eifer dazu taten, brach auf die Nachricht aus Unteritalien hin die deutsche Slawenherrschaft jäh zusammen. Otto hatte unterdessen auf einem Reichstage zu Verona die Nachfolge seines Sohnes Otto erlangt und ihn zur Krönung nach Aachen gesandt. Deutschland stand zu ihm; was dort zurückgeblieben war von Großen und Herren, war nach Verona geeilt; neue Heere sammelten sich, die Schmach auszuwetzen. Mitten in diesen Vorbereitungen warf das unselige Malariafieber den Kaiser zu Rom aufs Sterbelager; die Hiobsposten von der Slawengrenze waren die letzten Nachrichten, die er erhielt. So scheidet er aus der Geschichte in einem Augenblick, da er sich als der Mann erweisen wollte, gehäuftes
983. Unglück wieder zu wenden. Am 7. Dezember 983 ist er gestorben, seine Leiche in der Vorhalle von St. Peter bestattet worden.

Als zur Zeit der Renaissance die heutige Peterskirche erbaut wurde, hat man die Gebeine in die sogenannten vatikanischen Grotten gebracht, welche der Fußboden der alten Peterskirche, $3^1/_2$ Meter unter dem heutigen, sind. Dort liegt bei zahlreichen Päpsten der deutsche Kaiser. Aber sein Sargdeckel aus Porphyr wurde bei dieser Umbettung zum Taufbecken der neuen Peterskirche, und der untere Sarg, wozu in üblicher Weise einer der stets verfügbaren antiken Sarkophage verwandt worden war, ist ein Brunnenbehälter im Quirinalpalast geworden. Eindrucksvolle Mementos der Vergänglichkeit; aber wie gleichgültig gegen die Einbuße, womit durch den frühen Tod dieses Kaisers und durch die Regierung, welche folgte, alles, was Heinrich I. und Otto der Große erarbeitet hatten, teils auf Jahrzehnte, teils auf Jahrhunderte wieder verloren ging.

Otto III.

Vom 7. Dezember bis in die Weihnachtstage brauchte, allerdings im Winter, eine so inhaltschwere Nachricht, wie die von Kaiser Ottos Tode, um von Rom nach Aachen zu gelangen. Hier hatten die Erzbischöfe von Mainz und Ravenna Otto III., den vierjährigen König, gerade gekrönt, und die Festgäste waren noch beieinander. „Mit leide was verendet des küneges höhzit!“ Und niemand wußte, was nun sein werde. Der Bischof von Utrecht, welcher Heinrich den Zänker bei sich in Haft hatte, gab ihn ohne weiteres frei, der Erzbischof von Köln überließ dem energischen Manne sogar das königliche Kind. Die nächste Frage war die, wer Regent sein werde. Theophano war eine kluge und vielfach bewunderte Frau, aber sie hatte nur zu oft sogar die fremdtümelnden Deutschen gegen sich aufgebracht. Heinrich war Vaterbetter zu Otto, war ein Mann, Sachse und Ludolfinge von Geburt, alles das wies auf ihn. Aber es wurde von dem lange Unterdrückten zu viel Ehrgeiz und zu radikaler Personenwechsel in der Reichsverwaltung befürchtet. Ehe jedoch über die Vormundschaft entschieden war, dachte Heinrich bereits an eigene Herrschaft. Schon hielt er, da er ja Otto in seiner Gewalt hatte, Hoftage, empfing Huldigungen, trat in Quedlinburg, das bis vor kurzem gewissermaßen die sächsische Residenz gewesen war, als König auf, richtete sein Augenmerk auf die Slawen, knüpfte in allem an die älteren Sachsenherrscher an. Das war ein Programm, welches sich deutlich genug gegen Theophano richtete. Viele in Sachsen, aber auch anderwärts, dazu Bischöfe und Erzbischöfe neigten zu ihm. Aber Otto III. war erwählt, gekrönt, Treue und Ehre wären dahin gewesen, hätte man ihn beiseite gestoßen. Manche meinten zwar, die klüglichen Halben, die es immer gibt: man könnte Heinrich wählen, wenn Otto, das vierjährige Kind, die ihm geleisteten Eide löse! In diesem Hin und

Abb. 191. Kaiser Otto III. und Kaiserin Theophano.

Vom goldenen Deckelschmuck des Evangelienbuches in Goldschrift, welches, in Trier entstanden, von Otto III. dem Kloster Epternach geschenkt sein soll. Jetzt im herzogl. Museum zu Gotha.

Her führte endlich Willigis von Mainz die Klärung herbei. Er hatte Otto gekrönt. Und dann: für ihn, für Mainz und dessen Gewicht in der Regierung, war es die Gegenpartei, wenn Heinrich mit dem Kölner und Trierer, die zu ihm hielten, siegte.

Willigis war aus einfacher, gemeinfreier sächsischer Familie zum höchsten Kirchenamte in Deutschland gelangt, 975. Später erzählte man von dem berühmten und tüchtigen Manne, er sei eines Wagners Sohn gewesen und habe ein Wagenrad im Wappen geführt. Aber um 983 gab es noch keine Wappen, außer dem Adlerzeichen des Imperiums.

Unter Willigis' klugem und erfolgreichem Vorgehen kam es schließlich auf Tagungen von 984 und 985 dahin, daß Heinrich dem angemaßten Titel entsagte, Otto an die Mutter und die Großmutter Adelheid auslieferte, dafür sein vormaliges Herzogtum Bayern zurückerhielt. Diese Entscheidung hat Heinrich mit aller Treue gehalten und hat noch vermocht, daß man Beinamen für ihn suchte, wie den des Friedfertigen, die den „Zänker" vergessen machen sollten. Er ist in seinem Verhalten von 983 nicht ohne weiteres in Schutz zu nehmen, aber dieser Bruder der Herzogin Hedwig ist gewiß nicht der übelste Mann des Sachsengeschlechts gewesen.

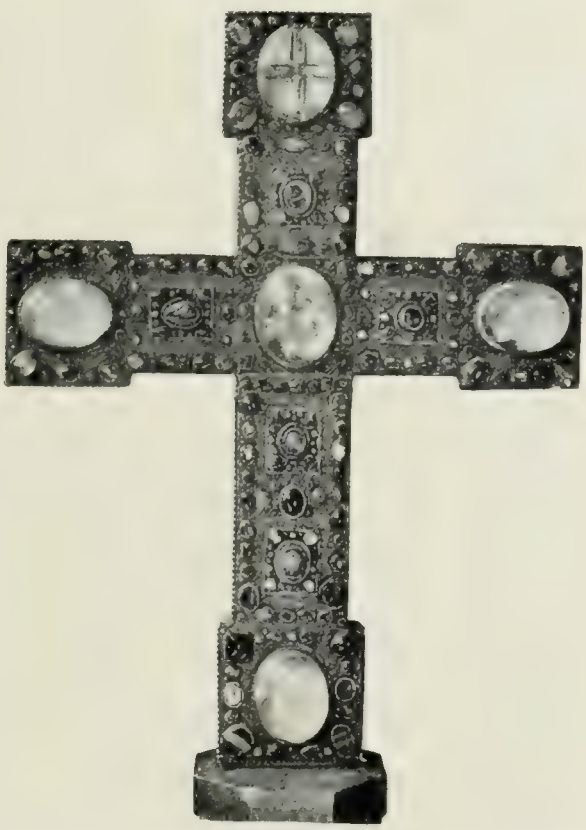


Abb. 192. Kreuz aus Bernwards Zeit zu Hildesheim.

Theophano hat mit einem Beirat aus den Fürsten bis zu ihrem Tode, 991, die Regentschaft anerkennenswert geführt. Die Ereignisse seit 982 hatten zu deutlich gesprochen, als daß sie nicht in erster Linie an die nationalen Aufgaben im Osten gedacht hätte. Es wurde doch verhindert, daß Boleslaw von Böhmen seinen Plan eines großen Slawenreiches die Elbe hinab weiter verfolgen konnte; er wie der Pole ließen sich Ostern 991 zur Huldigung herbei. Auch in Italien, wo die Kaiserin 988 erschien, hielt sie alles kraftvoll beim Reiche und beugte zu Rom den Johann Crescentius, des früheren Crescentius Sohn, der wieder die alte Stellung des Alberich in Anspruch genommen hatte. So hat sie die deutschfeindlichen Äußerungen und Vorfälle, zu denen sie sich als jüngere Frau ohne Verantwortlichkeit hat fortreißen lassen und die Heinrich der Zänker gegen sie ausspielen konnte, weiterhin durch Pflichterfüllung vergessen gemacht. Nach ihr überkam Adelheid unter ähnlichen Verhältnissen die Regentschaft. Sie hatte unter Otto II. sich schon ganz in ihre burgundische Heimat zurückgezogen gehabt und stand in den Jahren, wo sie es nur noch mit frommen Werken und Übungen eifriger nahm. Tatsächlich regierten Willigis und etliche Fürsten seines Kreises allein, und sie zog sich zuletzt ganz in das von ihr begründete elsässische Kloster Selz am Rhein, einen alten Pfalzort der Karolingen, zurück. Hier ist sie 999 gestorben. Auch von dieser Regentschaft wurde der Wendenkampf nicht vernachlässigt, doch war das Ergebnis des im Jahre 996 geschlossenen Friedens nur eine Erholungsfrist, keine Rückeroberung. Glücklicher war man in der Abwehr der „Aschmänner", d. h. Wikinger von allen drei nordgermanischen Völkern,

Abb. 193. Christus- oder Bernwardsäule zu Hildesheim, jetzt im Dom, hier noch an ihrem ursprünglichen Aufstellungsort (wenn auch mit jüngerem Sockel) auf dem Domhof.

die sich seit 982 ebenfalls wieder ermutigt fühlten und mit ihren Äschen, d. i. Schiffen, wonach die Deutschen ihnen jenen Namen gaben, sogar in die Elbe und Weser weit hineinfuhren. Die beiden Vormundschaften sind nicht die schlechtesten Zeiten dieser Regierung. Das Wort: „Wehe dem Reiche, dessen König ein Kind ist!" bewährte seinen ganzen Inhalt erst, seitdem Otto III. mündig erklärt wurde, 995, und die Schwertleite empfing.

Unterrichtet hatte den Knaben zuerst ein griechischer Kalabrese Johannes, Theophanos Günstling, dann ein Vertrauensmann Willigis', der aus vornehmem Sachsenhause stammende junge Kleriker und vormalige Kanzleibeamte Bernward; die Ausbildung in Waffen und Sitte lag in den Händen eines sächsischen Grafen Hoiko. Bernward verband mit tüchtiger deutscher Art ein vielseitiges Interesse für alles fremde Schöne und wußte das, was er anpackte, zu etwas zu bringen. Als er 993 für seine Instruktortätigkeit mit dem Bistum Hildesheim belohnt wurde, hat er dorthin neben anderen technischen Künsten des Südens Erzgießerei und künstlerische Goldschmiedefertigkeit verpflanzt. Von ihren Erzeugnissen erinnert in der Bischofstadt Hildesheim, die er auf jede Weise gefördert hat und zu einer Art von sächsischem Rom machen wollte, noch manches an den von Eifer für Wissenschaft und Unterricht getragenen, als Regent seines Bistums, wie als Berater in Reichssachen tüchtigen und tapferen Mann, dessen gutes Andenken durch wenige übertroffen wird. Dies waren die Lehrkräfte, welche auf den wissensdurstigen Knaben einwirkten; durch sie ward er ein Wunderkind für die Zeitgenossen, und keinesfalls nur deswegen, weil er außer Deutsch und Lateinisch noch die Heimatsprache von Mutter und Großmutter geläufig beherrschte.

996. Alsbald nach seiner Mündigkeitserklärung ging Otto über die Alpen. In Rom erhob er durch Ernennung auf den erledigten Stuhl Petri den mit ihm etwa gleichalterigen Bruno, der als Enkel Konrads des Roten ein Urenkel Kaiser Ottos I.

Abb. 194. Die ehernen Türflügel am Dom zu Hildesheim, aus der Werkstatt Bernwards, 1015.

war. Auch Bruno war, gleich seinem jugendlichen Oheim und Freunde, ein Jüngling voller hochfliegender Ideen; vereint in Kaisertum und Papsttum stehend, wollten sie beide die Welt in neue Bahnen lenken. Bruno, der erste der deutschen Päpste, oder Gregor V., wie er sich nach dem berühmtesten all seiner Vorgänger, Gregor dem Großen, nannte, ist denn auch mit Feuereifer daran gegangen, die Kirche zu reinigen und vergeistigen und den apostolischen Stuhl emporzuheben. Zu der Höhe, die der päpstliche Gedanke und Machtanspruch unter einem Gregor VII. und Urban II. erreichte, wurde durch seine Reformen die Vorarbeit geleistet. Am 21. Mai 996
996. krönte Gregor V. den deutschen König zum Kaiser.

Ottos impulsive Empfänglichkeit hat ihn von einer überschwenglichen Freundschaft in die andere getrieben, die fast an die Schwärmereien junger Mädchen für Lehrerinnen oder ältere Mitschülerinnen erinnern müssen. Als er von Rom nach Deutschland heimkehrte, befand sich bei ihm ein junger vornehmer Tscheche Namens Adalbert, eigentlich Woytieck, der durch viele Mittelglieder dem Kaiserhause seitlich verwandt, in Magdeburg geistlich erzogen und von Willigis als Bischof für das (um 973 begründete) Bistum Prag geweiht war. Mißhelligkeiten, die durch sein Auftreten herbeigeführt wurden, verleideten ihm das schwierige Bistum.

Abb. 195. Aus den Bronzereliefs der Tür des Domes zu Hildesheim.

Er ging nach Italien, lebte in Monte Cassino und in dem Kloster auf dem Aventin zu Rom. Als nun aber Willigis mit Otto in Rom anwesend war, gebot er ihm als Metropolitan, nach Prag heimzukehren. Nur mit größter Überwindung stellte Adalbert den kirchlichen Gehorsam über seine Unlust und zog mit dem deutschen Kaisergefolge über die Alpen zurück. Unterwegs hat er mit Otto viel verkehrt und sein intimes Verhältnis zu diesem begründet.

In Prag hielt er es sogleich wieder nicht aus. Voller unglücklicher und erregter Stimmungen fühlte er sich als eine Art Opfer der kirchlichen Devotion, ja zum Martyrium gedrängt. Er ging kurze Zeit als Missionar zu den Ungarn, später, nach einem neuen Besuch in Rom und beim Kaiser (zu Mainz), 996, zu den Polen, deren Herzog Boleslaw, Mieczyslaws Sohn, schon Christ war. Von da begab er sich zu den von Boleslaw kürzlich unterworfenen Preußen (den zur litauischen Gruppe gehörigen Pruzzen oder Poruzzen). Boleslaw rüstete ihn mit einem Schiff aus, womit er die Weichsel hinabfuhr, und gab ihm eine Bedeckung von 30 Kriegern mit. Aber solche Naturen eignen sich weder nach Temperament noch Geduld zur Heidenmission, die nicht mit halbem Herzen und aus resignierter Laune betrieben werden darf. Am 23. April 997 wurde Adalbert erschlagen, gerade als er schon wieder umkehren wollte.

Zu Mainz hatte ihm Otto das Lager neben sich bereiten lassen, ganze Nächte hatten sie in religiösen Gesprächen verschwärmt, unter Küssen und Umarmungen sich getrennt. Nach

Abb. 196. Statue des heiligen Bernward in den städtischen Sammlungen in der Martinikirche zu Hildesheim.

seiner Abreise fand der junge Kaiser rasch einen anderen Vertrauten, das war der Franzose Gerbert. Aus geringer aquitanischer Familie gebürtig, war Gerbert zu Aurillac in der Auvergne Mönch geworden, dann zunächst Leiter der Klosterschule von Reims. Ein Mann von feinster Bildung und lebhaftem Betätigungsdrang, war er schon bei Ottos I. Zeiten zu seiner innigen Befriedigung in den Gesichtskreis des deutschen Kaiserhauses getreten, durch Otto II. zum Abt der berühmten Gründung Kolumbans, des Schottenklosters Bobbio in Oberitalien befördert worden. Aber während der Vormundschaftswirren im Reiche war er 984 nach Reims zurückgekehrt, von wo er eifrig aus dem Nachbarreiche die Politik Willigis' unterstützte, und 991 selber zum Erzbischof von Reims gewählt worden. Aber er trachtete in die Nähe Ottos III., während er in Reims Widerstände fand, über die er nicht Herr wurde, und mit dem Einladungsbrief, der auf die Andeutung seiner Wünsche hin erfolgte, konnte er zufrieden sein. Er möge kommen, schrieb der Kaiser der Deutschen, und schonungslos die Roheit der sächsischen Natur in ihm austreiben, dagegen weiter ausbilden, was etwa von griechischer Feinheit in ihm wohne. So kam er im Frühjahre 997, um dieselbe Zeit, da Adalbert bei den Polen und Preußen sich ungeduldig nach seinem gekrönten Freunde zurücksehnte, an den kaiserlichen Hof und setzte sich an jenes Stelle in die kaiserliche Intimität. Er war wohl der gelehrteste Mann der Zeit, Mathematik, Astronomie, Musik rühmen ihn als ihren selbständigen Förderer. Und dem pietätvollen Kultus, den Gerbert als echter Vorläufer der Humanisten seiner eigenen Person und seinen Beziehungen gewidmet hat, verdanken wir die Erhaltung seines Briefwechsels, der uns die inneren Vorgänge in Otto und manches Wesen der Zeit als eine hocherwünschte Bereicherung unseres Materials bei der sonstigen Dürre mittelalterlicher Quellen aufhellt und psychologisch faßbar macht.

Abb. 197. Grabplatte Bernwards.

Inzwischen war Crescentius wieder Herr über Rom und Gregor V. geworden, hatte von sich aus einen Papst eingesetzt, nannte sich Patricius und Konsul der Römer. 998 kam Otto nach Italien und Rom,

wo er scharfes Gericht hielt. Crescentius ward auf den Zinnen der Engelsburg, wo er sich zuletzt verteidigt hatte, enthauptet, zwölf seiner hauptsächlichen Parteigänger wurden gekreuzigt. Sie hatten das antike Rom erneuern wollen, nun endeten sie durch altrömischen schimpflichen Strafvollzug. An Gerbert gab Otto das Erzbistum Ravenna, welches neuerdings, über Mailand hinweg, das bevorzugteste und wichtigste oberitalische Episkopat geworden war. Und als Gregor V. 999 starb, erhob Otto zum Nachfolger wiederum Gerbert, der nun als Silvester II. die höchste Staffel des für ihn Erreichbaren erstieg. Zum erstenmal wieder hieß ein Papst nach jenem Silvester, dem Konstantin die ungeheure Schenkung gemacht haben sollte. Nur verlegte Otto nicht aus Rücksicht, wie angeblich Konstantin, seine Residenz, sondern blieb vielmehr in Gerberts Nähe, machte sich in Rom ansässig.

Auf dem Aventin errichtete er seinen Kaiserhofhalt in einem eilig zurechtgemachten Gebäude, füllte es mit zusammengerafften antiken Römerbüsten, deren es in Rom noch genug gab, gewissermaßen als Ahnenbildern seines Imperiums. Dort umgab ihn ein Gemisch von griechischen und altrömischen Beamtentiteln: Protospatharien und Logotheten, Magistri imperialis militiae und ein Praefectus navalis, während es leider gar keine Reichsflotte gab. Kaiser aller Kaiser ließ er sich anreden und putzte sich, in Nachahmung der Familie des Augustus, mit den Namen der Völker heraus, die er unter das römische Zepter gebeugt hatte: Italicus und Saxonicus. Im auffälligsten Gegensatz zu germanischer Herrscherart aß er nicht unter den Seinen, sondern allein an abgesonderter Tafel. Wen er empfing, der mußte Devotionsförmlichkeiten durchmachen, wie sie unter dem Ausdruck byzantinisch ihren Ursprung richtig bezeichnen. Dafür hatte er das Gefühl, das römische Reich erst wirklich erneuert zu haben. Otto III. ist es, der zu dem Imperator Augustus des bisherigen Kaisertitels im Urkundenlatein das Wort Romanorum, römischer Kaiser, offiziell hinzugefügt hat. Seine Metallbullen — doppelseitige Metallpressungen als angehängte Siegel der Urkunden, in Blei die typische Besiegelungsform der Päpste, seit Karl dem Dicken aus Italien auch in die deutsche Kanzlei als gelegentliche Ausnahmsform in Blei oder Gold neben den Wachssiegeln übernommen — rühmten in ihren Inschriften die „Wiederherstellung" des wahrhaften römischen Reiches und verherrlichten im Bilde die „Aurea Roma".

Abb. 198. Rückseite einer Bleibulle Ottos III. mit der Umschrift: Renovatio Imperii Romanorum.

Es schmälert Gerberts hohe Bedeutung oder sein wissenschaftliches und kirchliches Verdienst nicht, wenn man die Art nicht glücklich finden kann, wie der zudringliche Emporkömmling sich die Neigung und die persönliche Nähe seines kaiserlichen Gönners erhalten und die längst überreizten Phantasien des jungen Herrschers genährt hat. Es liege etwas Göttliches darin, schrieb er ihm unter anderem, daß Otto, von Geburt Grieche, durch Reichsgewalt Römer, die Schätze griechischer und römischer Weisheit gleichsam ererbt habe. Von dem sächsischen Erbe eines Otto I. schwieg er diskret. Und außer in überspannte Reminiszenzen antiker Augustusgöttlichkeit half er wiederum, diesen Jüngling, vor dem ein blühendes, tatenfrohes Leben hätte liegen können, in die Mystik und die Bußübungen weltmüder mittelalterlicher Damen zu versenken. Derselbe Herrscher, der sich Kaiser der Kaiser anreden ließ, erhob zum Bestandteil seines amtlichen Kaisertitels die Worte: „Knecht der Apostel", nämlich Petri und Pauli, d. h. des römischen Stuhles. Bei allen Einsiedlern und Asketenklöstern Italiens zog Otto wallfahrend umher, ließ sich mit einer Art Wollust Kasteiungen auferlegen und hatte Visionen. Als ihn Ende 999 eine Reihe von

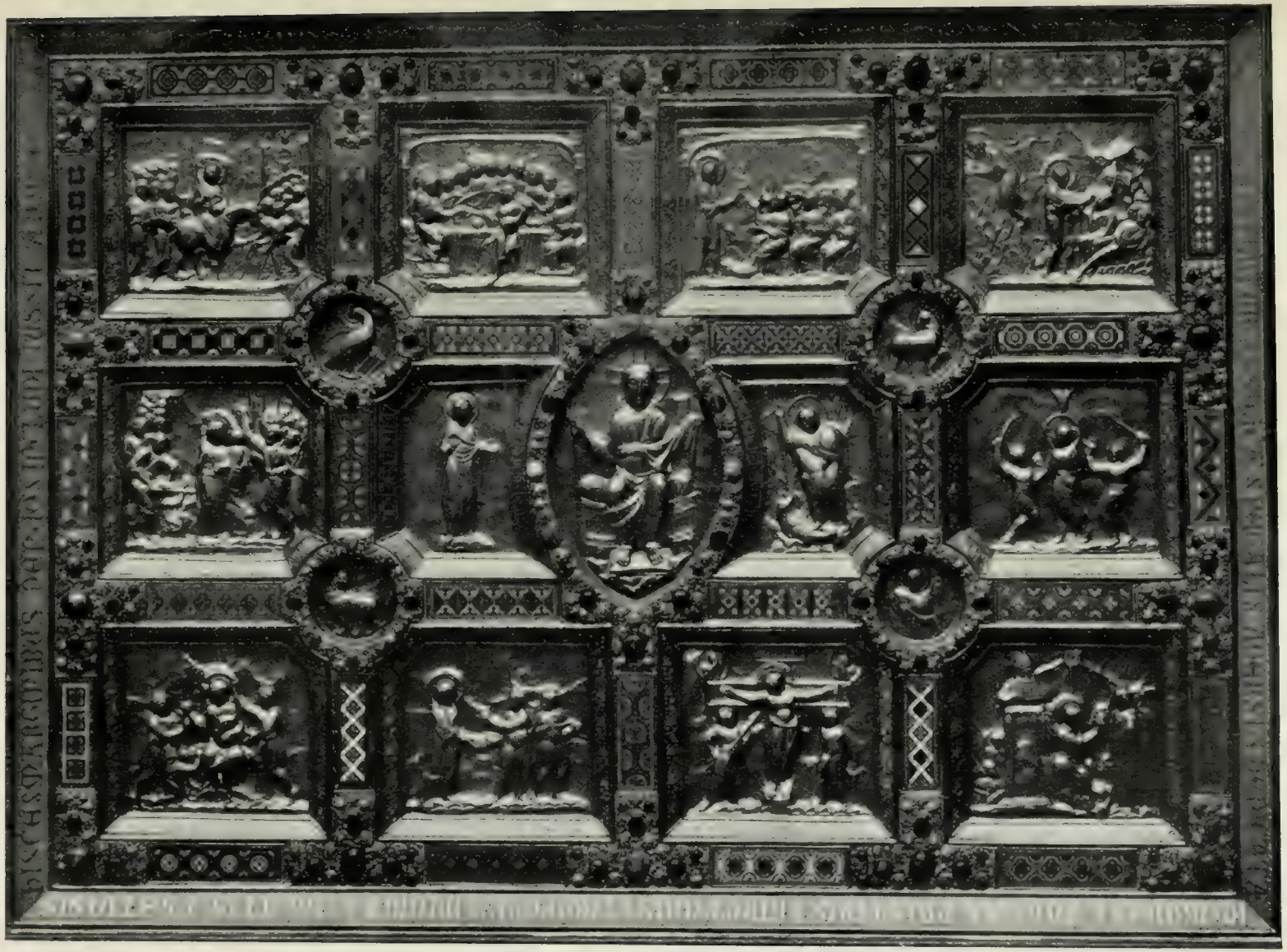


Abb. 199. Altarschmuck, von Otto III. dem Münster zu Aachen geschenkt.

Todesfällen zu einem Besuch in Deutschland zwang, zog er als Pilger zu Adalberts Grabe nach Gnesen, der Polenhauptstadt, wohin der Leichnam gebracht worden war; dort stiftete Otto ein Erzbistum und ordnete ihm sechs Bistümer im polnischen Umkreise unter. Damit war vernichtet, was Otto I. durch Magdeburg erstrebt hatte: Polen und der westslawische Osten waren kirchlich selbständig, vom deutschen Episkopat unabhängig gemacht. Dem Polenherzog aber, der den Kaiser mit wohlberechneter Pracht und Geflissentlichkeit aufgenommen hatte, erließ er den Tribut, den jener dem deutschen Reiche bisher schuldete. Für diese Taten wegschenkender Freigebigkeit auf Kosten des Reiches verehrte Boleslaw dem Kaiser einen Reliquienarm des ermordeten Adalbert. Gott mag es ihm verzeihen, sagt der wenig spätere Chronist Bischof Thietmar von Merseburg, als er davon spricht, wie Otto den Polen gefördert habe.

Man hatte kräftige Maßregeln im und für das Reich, auch gegen die Dänen, erwartet, als Otto über die Alpen kam; statt dessen zog er von Gnesen noch nach Aachen zu einer phantastischen Begegnung mit Karl dem Großen. Er ließ den Sarg öffnen — nur ein Mißverständnis hat die Version aufgebracht, Karls Leiche habe auf einem Thronstuhl gesessen —, nahm der Leiche das Brustkreuz nebst einem Teil der gut erhaltenen Kleider ab und ließ das übrige wieder mit aller Ehrfurcht zurückbestatten. So erzählt der zuverlässige Bericht; Gerede hinterher, dem der ganze Vorgang mißfiel, hat noch verschiedene, zum Teil sehr pietätlose Ausschmückungen hinzugefügt. Unterdessen hatte Silvester II. schon mehrfach an Otto gesandt, daß er doch nach Rom heimkehren möge.

Die Namen eines recht wenig verdienten tschechischen Märtyrers und des polnischen Herzogs erfüllten die Welt, seit der deutsche Kaiser beide so erhöht hatte. Kein Wunder, daß andere fremde Fürsten die gute Zeit benutzten. So der Oberherr der Ungarn, der aus einem madjarischen Waik ein christlicher Stefanus wurde, seine monarchische Gewalt im Lande sicherstellte und richtig erkannte, wie sehr ihr eine einheitlich organisierte Landeskirche unter einem Erzbistum Gran zugute kommen müsse. Er bat den Papst um Bestätigung alles dessen und um Verleihung der Königskrone, und als diese Botschaft nach Rom kam, ward Otto ihr eifriger Anwalt bei Silvester. Dessen bedurfte es wohl kaum; aber Otto war von Stefan übergangen, so suchte der rückgratlose Jüngling wenigstens als Fürbitter die Hand in der Angelegenheit zu haben. Stefans Wunsch ward unter ehrendsten Ausdrücken erfüllt, und alle Mühe, welche von Bayern aus Episkopat, Klöster, Mission und deutsche Besiedlung auf Ungarn verwandt hatten, war ebenfalls zu Gunsten eines neu aufsteigenden, weltlich und kirchlich verselbständigten Reiches verloren.

Man muß Otto in diesen Dingen nicht falsch verstehen. Sein Kaisertum war so übererhaben, daß die Herrscher der Polen und Ungarn in all ihrer Machtsteigerung doch stets seine unterworfenen Vasallen blieben und den Glanz des Kaisers der Römer nur noch mehr erhöhten. Die Deutschen gingen diesen Kaiser auf seiner luftigen Traumhöhe nicht näher als die übrigen Nationen an. So haben wir sein Tun richtig zu deuten, aber darum auch das Recht, die Dinge bei ihrem Namen zu nennen, anstatt nach Weise landläufiger Geschichtsbücher in den „Ehrenbezeugungen" zu schwelgen, die dem Kaiser Otto III. von den fremden Fürsten dargebracht wurden.

Dann hat der bedauernswerte Jüngling die liebste seiner Phantasien, die er für das feste Grundgefüge seines Imperiums hielt, noch zerflattern sehen. Seit länger gärte es an der Grenze Unteritaliens, ebenso in der oberitalischen Lombardei; sogar Tivoli, das alte Tibur, in nächster Nähe Roms jenseits der Campagna am Sabinergebirge gelegen, empörte sich. Otto entsandte vom Aventin aus seine deutsche Begleitmannschaft, die die Stadt auch zur Ruhe brachte. Aber als das kleine Heer nach

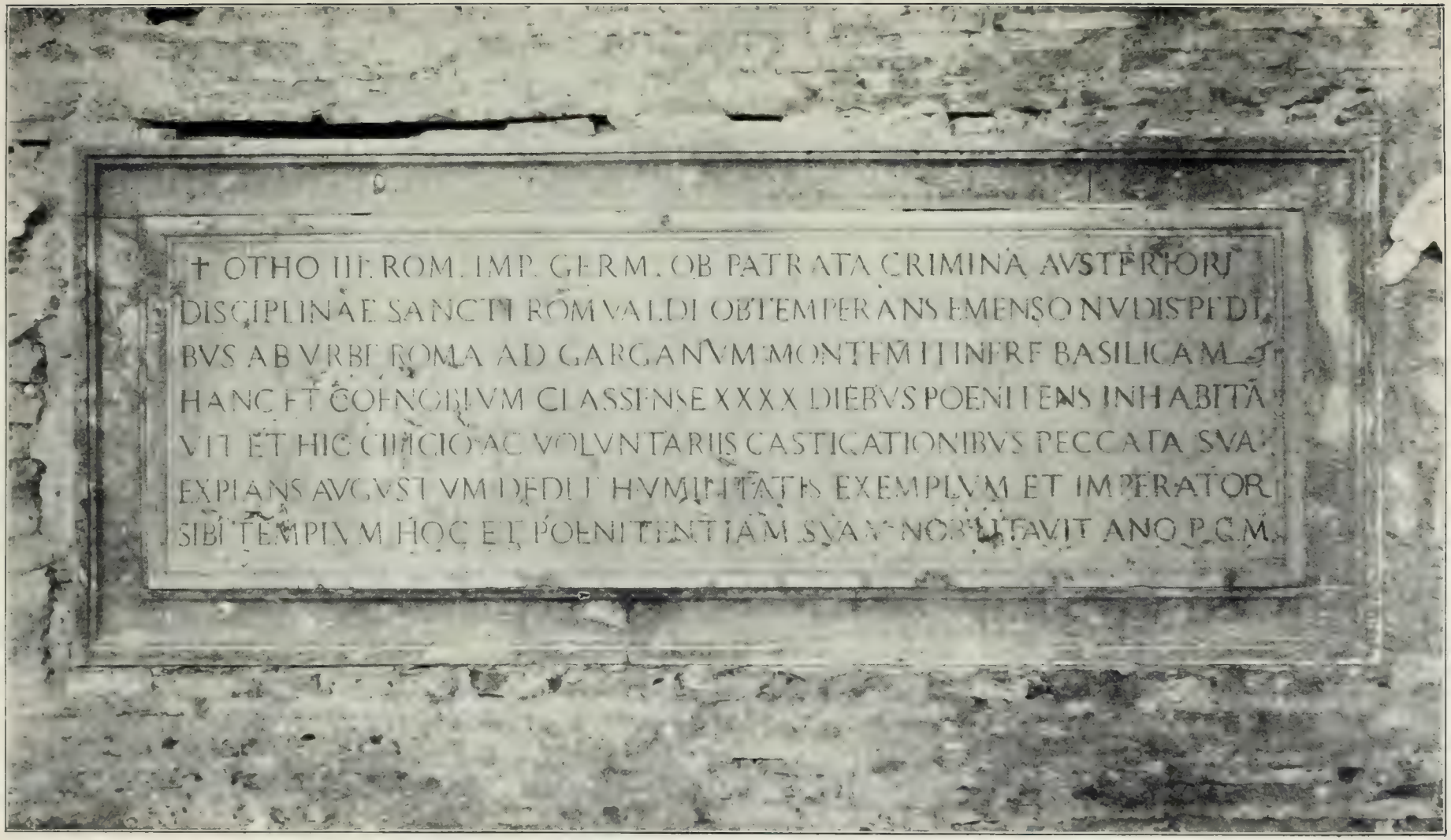


Abb. 200. Inschrift über Ottos III. Kirchenbuße, vom Jahre 1000. In S. Apollinare in Classe bei Ravenna.

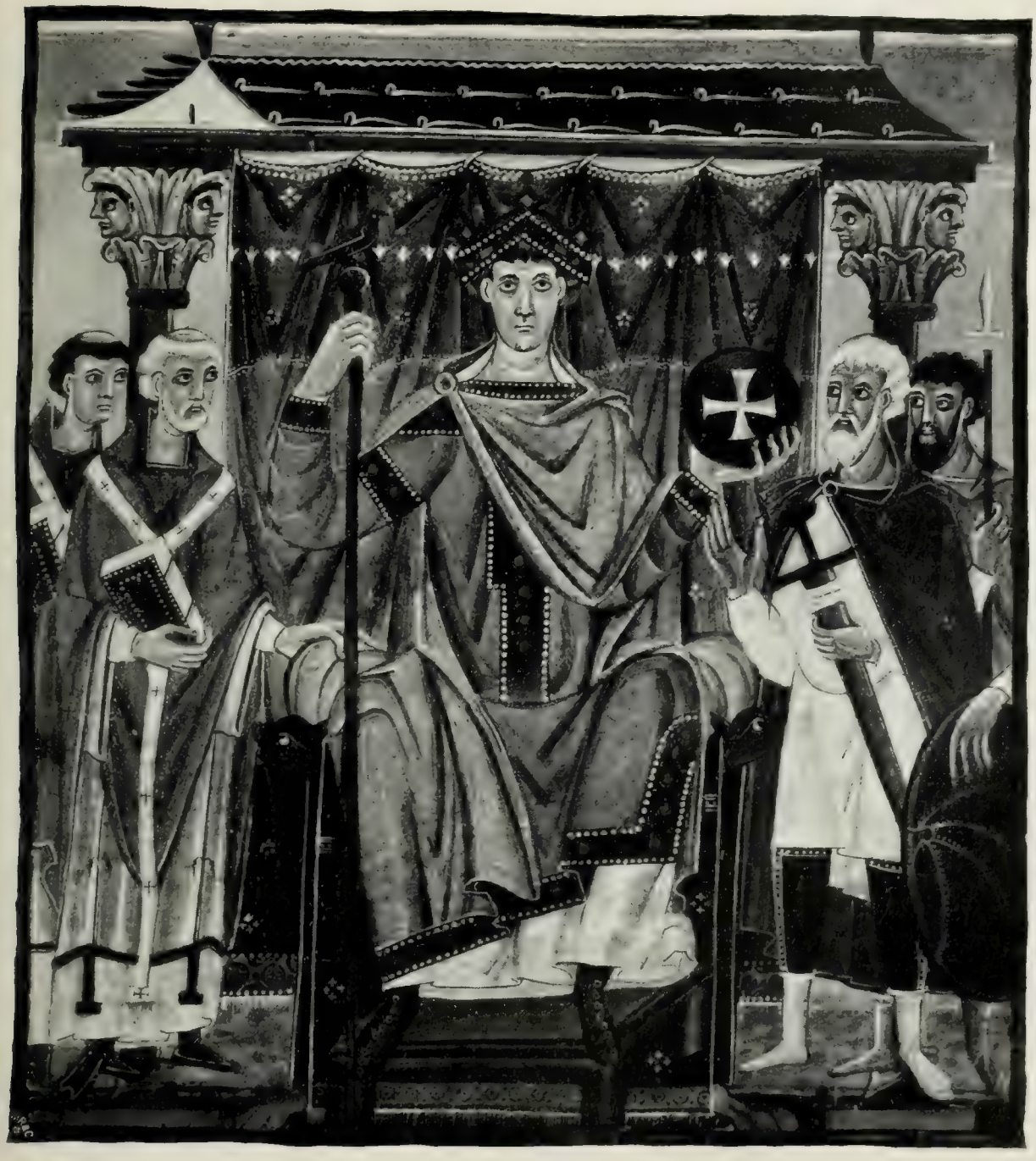
Rom zurückkam, versperrten ihm die Römer die Tore und drohende Volkshaufen belagerten den Kaiser drei Tage lang in seinem Palast. Dann gelang es zwar Heinrich von Bayern (des Zänkers Sohne), mit Mannschaft zu Otto durchzudringen, indessen reichte es nur noch zu schleunigem Abzug. Alle Tragik dieses Ausgangs und dieser Regierung liegt in den bitter wahren Worten, die der davonziehende Kaiser

Abb. 201 und 202. Die Nationen (Italien, Gallien, Deutschland, das Slawenland)
Aus einem Evangeliarium Ottos III. in den Domschatz zu Bamberg gelangt und jetzt auf der Hof- und aber ein ganz entsprechendes Aachener Evangeliar erweist durch die dort beigefügte

vom Turm der Aventinpfalz den Empörern über ihren Undank zurief: ihretwegen habe er Heimat und Geschlecht verlassen und sich von den Deutschen und Sachsen gewendet! Am 16. Februar 1001 verließ er sein „goldenes Rom", um es nie
1001. wieder zu betreten, der Papst mit ihm.

Zeitweilig hielt Otto sich zu Ravenna auf, doch nicht in Gedanken an Dietrich, sondern an Buße und Kasteiungen. Die näheren Weisungen gab ihm der hl. Romuald,

der aus Ravenna gebürtige berühmte Anachoret, spätere Stifter von Camaldoli im abgelegenen Waldtale bei Arezzo und der von dort aus verbreiteten Einsiedlerbrüderschaft der Kamaldulenser. Dazwischen machte er von Ravenna aus einen ganz abenteuerlichen Besuch in Venedig. Es reizte ihn nur persönlich, die Lagunenstadt und ihre eigentümlichen Verhältnisse zu sehen. Aber der kluge Doge Peter Orseolo wies Ottos Absicht zunächst ab, da Venedig, politisch an Byzanz angelehnt, argwöhnisch seine Freiheit vom deutschen Imperium bewachte und deshalb Volks-



huldigen Kaiser Otto III.
Staatsbibliothek zu München. (Die Bamberger Beziehung der Handschrift ließ früher auf Heinrich II. deuten, Inschrift die Anfertigung für Otto III., zu dem auch die Anordnung der Nationen paßt.)

unruhen zu befürchten waren. Schließlich kam man überein, der Kaiser solle heimlich, versteckt in einer angeblichen kaiserlichen Gesandtschaft, die Stadt betreten und im Dogenpalast sich aufhalten. So geschah es. Zwei Nächte und einen Tag war die „Gesandtschaft" da, Otto selbst tagsüber vorsichtig in einem Turm des Dogenpalastes verborgen. Hinterher trat Peter Orseolo auf den Markusplatz, erzählte alles und verkündete dem jubelnden und applaudierenden Volke, daß der deutsche Kaiser die Unabhängigkeit der Stadt ohne Vorbehalt anerkannt habe.

Schließlich saß Otto auf dem Berge Soracte in der Burg Paterno und blickte wehmütig nach Rom hinüber, welches er vergeblich durch seine aus Deutschland verstärkten Truppen einzunehmen suchte. Hier hat ihn das Fieber niedergeworfen, und
1002. am 23. Januar 1002 ist er gestorben, im 22. Lebensjahre. Es war noch ein Glück, daß nicht abermals ein kleines Kind Erbe war. Brautwerber waren nach Byzanz gesandt worden, aber Otto ging aus der Welt, gerade als diese Verhandlungen zu einem Verlöbnis führten.

Da Otto nicht in Rom bestattet werden konnte, hatte er gewünscht, bei Karl dem Großen in Aachen zu ruhen. Aber schon erhob sich Italien in Aufruhr gegen das Imperium. Otto II. hatte keinen Unterschied mehr zwischen Deutschland und Italien gemacht, Angelegenheiten des Reiches und der Deutschen von Reichstagen in Italien, die hauptsächlich von dort aus besucht waren, entscheiden, seinen Sohn von dem Mainzer und Ravennatischen Erzbischof krönen lassen. Die Antwort gab Italien nach Ottos III. Tode. Die deutschen Herren des kleinen gegen Rom geführten Heeres durften, als sie die Leiche ihres Kaisers nach Deutschland brachten, das Schwert nicht aus der Hand lassen, bis sie in den Alpen die bayrische Grenze erreichten.

So nahm denn nun zu Aachen der alte große Kaiser den Jüngling, der sich weit über ihn, den Begründer eines nur erst barbarischen Reiches, gedünkt hatte, im Tode bei sich auf, und die Gruft schloß sich versöhnend über so viel schöner Geistesanlage, welche dem Knaben Otto den Namen miraculum mundi eingetragen hatte, über so viel mißbrauchter Eindrucksfähigkeit, so viel Abirrung von jedem gesunden und realen Ziel und über einer der beklagenswertesten Regierungen der deutschen Geschichte. Heute ist zu Aachen nichts übrig geblieben von Otto III.; Frankreich, das ihm Gerbert gab, hat 1803 das letzte äußere Erinnerungszeichen seines Grabes beseitigt.

Heinrich II.

Aus der „Vita S. Heinrici“ zu Bamberg.

Auch das hatte zu den Erscheinungen von Ottos III. Regierung gehört, daß die Stammesherzogtümer sich ihre Fürsten wieder nach eigenem Belieben nahmen. Die Lage war in mancher Beziehung wie die nach dem Tode Ludwigs des Kindes. Nur forderte der angestaute Unwille gegen das System Ottos III. diesmal, das war wieder die erfreuliche Kehrseite, die Wahl eines kräftigen und auf deutsche Aufgaben gerichteten Königs. Die Frage war nur, wem die Stimmen der zur Wahl berufenen Fürsten, der principes, wozu jenerzeit noch die Grafen des Reiches und sonstige hohe Beamte und Lehnsträger gerechnet wurden, zufallen sollten, und ohne ein dichtes Geflecht von Partei- und Sonderinteressen ging es auch diesmal nicht ab.

Als Bewerber traten auf: Heinrich von Bayern (s. S. 322) als Angehöriger des sächsischen Hauses; Markgraf Eckard von Meißen, den auch die Thüringer, sich von Sachsen lösend, seit längeren Jahren als ihr Oberhaupt betrachteten, der kriegsberühmteste Mann des Reiches, der in dieser ungünstigen Zeit sich redlich für die Hut der deutschen Stellung gegen Tschechen und sorbische Slawen eingesetzt hatte; als dritter, mehr von anderen gedrängt, Hermann II. von Schwaben. Alle drei hatten Anhang, und die Wahrscheinlichkeiten schwankten hin und her. Da ward am 30. April Eckard zu Pöhlde südlich am Harz von einigen sächsischen Edlen auf eigene Faust erschlagen. Und dadurch erlangte Heinrich das Übergewicht. Willigis neigte
1002. sich zu seinen Gunsten; am 7. Juni 1002 ward Heinrich auf einer Mainzer Versammlung von bayrischen, fränkischen und lotringischen Großen erhoben und sofort

von Willigis gekrönt. Die Thüringer huldigten ihm am 20. Juli bei Jena, und Heinrich erließ ihnen nunmehr den Schweinezins, den sie seit der merowingischen Eroberung (S. 171) immer noch dem Fiskus zahlten; am 24. Juli huldigten ihm zu Merseburg die Sachsen und Boleslaw von Polen.

Der Name dieses Herzogs (992—1025) ist ein großer in der polnischen Geschichte und Chrobry, d. h. den Tapferen, nennt sie ihn. Er hatte rings um Polen her die slawischen und litauischen Völker unterworfen, aus diesen Gründen auch Adalberts preußische Missionsfahrt unterstützt, durch Otto III. eine polnische Nationalkirche erlangt, hatte neuerdings nach Eckards Ermordung sofort dessen Mark nebst den angrenzenden Sorbengebieten und die thüringische Ostmark dazu besetzt. So gebot er vom Haff bis an das Erzgebirge und die Elster, mit anderen Worten, über einen gewaltigen Teil des heutigen Deutschen Reiches Er hoffte, Heinrich II. werde ihm das alles für eine formelle Huldigung lassen. Aber er sollte erfahren, daß die Zeiten andere geworden waren, Heinrich nahm die Huldigung entgegen und befahl völlige Herausgabe der auf Kosten des Reiches eroberten Gebiete.

Dann zog der König nach Aachen, wo um der Lotringer und des älteren Herkommens willen eine Art Wiederholung der Krönungsfeier vorgenommen wurde und Heinrich bei der Huldigung auf dem Stuhle Karls des Großen saß. Hermann von Schwaben gab jetzt den Widerstand auf und unterwarf sich zu Bruchsal. Mit dem Besuch Schwabens, Bayerns und Frankens ward der Umritt des neuen Königs bei den deutschen Stämmen beendigt. Von den Friesen war nicht mehr die Rede, sie waren, vollends seit Otto III., in ihr altertümliches Sonderdasein versunken.

Heinrichs erste größere Taten waren solche der Slawenbekämpfung, und dies war auch dringlich genug. Boleslaw von Polen, höchst erbittert, hatte mit dem bayrischen Nordgaugrafen und anderen Unzufriedenen im Reiche angeknüpft und Deutsche in die Gefangenschaft geschleppt. 1003 trug ihn eine Verbindung mit der Opposition in Böhmen auch dort zur Herrschaft, hinweg über den Herzog Boleslaw den Rothaarigen, welchen der polnische Namensvetter in Haft nahm. So stand er als Führer des Widerstandes gegen das Reich gewaltiger im Osten, als er 1002 durch halbe Fügsamkeit erhofft hatte, und nun folgte er Stefans von Ungarn Beispiel, bat in Rom um eine polnische Krone, für die er tüchtig zu zahlen versprach. Die Großherren des Ostens hatten nicht unrecht, wenn sie die Spitze des Abendlandes in der päpstlichen Kurie erblickten, nachdem Otto III. mit dem Titel eines servus apostolorum vorgegangen war und das Verlangen Stefans beim Papste „befürwortet" hatte. Mit aller Energie nahm Heinrich den Kampf gegen Boleslaw auf, der schon mit Sengen und Brennen über die Elbe gegangen war, und er fand Bundesgenossen in den Wilzen- oder Liutizenvölkern (von der Havel bis nach Rügen), welche durch Boleslaws Großreich ebenfalls bedroht waren. Nur Kurzsichtigkeit konnte es Heinrich verdenken, daß er den Bund mit diesen Heiden schloß, welche jetzt, nach einem Menschenalter, unter die deutsche Hoheit zurückkehrten, auch sich zu Tribut verstanden, aber bei ihren Göttern und Sitten bleiben wollten. Wie 1003, zog Heinrich im Jahre 1004 nach Böhmen mit den Sachsen, Bayern und Liutizen, setzte den Przchemysliden Jaromir, welcher früher vor jenem Boleslaw Rothaar, seinem Bruder, nach Deutschland geflüchtet war, als belehnten Reichsherzog ein und sicherte noch die Gegenden der Lausitz. 1005 drang er, diese lausitzischen Eroberungen als militärische Basis nehmend, ungeschreckt durch mancherlei Ungemach, Kämpfe und Verluste durch das schwierige Gelände der Spreeniederungen über die Oder bei Krossen und schließlich bis in die Nähe von Posen vor. Darauf suchte Boleslaw Chrobry Frieden nach, der ihm seine Eroberungen im Westen und die Ansprüche auf unabhängiges Königtum entwand. Der Tribut blieb ihm erlassen. So befand er sich wieder in der Lage, wie zur Zeit Ottos III., aber um unverhoffte Erfahrungen reicher.

In Oberitalien war der von der Regentin Theophano belehnte Markgraf Arduin von Ivrea schon in Ottos III. letzten Jahren an die Begründung einer größeren Herrschaft gegangen, welche man nicht ganz richtig schon eine nationalitalienische nennen würde, aber welche die lokalen und nationalen Widerstände gegen das Imperium und seine Vertreter zur Stütze hatte. Ihnen stand der auch hier vom Reichsgedanken, von der Einheit in Kirche und Reich getragene, mit seinem Amt und Lehnsbesitz auf die Krone angewiesene Episkopat in ziemlich geschlossener Abwehr unter Führung des Bischofs Leo von Vercelli gegenüber. Sobald Otto gestorben war, war Arduin — der Name dieses Langobarden ist kein anderer als Hartwin, nur romanisiert — entschlossen, sich um keinen weiteren deutschen Herrscher mehr zu kümmern, und nahm schon am 15. Februar 1002 die lombardische Krone. Der erst vier Monate später in Deutschland erhobene König Heinrich konnte, durch Polen gehemmt, anfänglich nur mit unzureichenden Mitteln gegen den Usurpator auftreten. Aber im Frühjahr 1004 ging er von Regensburg aus mit dem Heerbann über den Brenner und war am Palmsonntag in Trient.

Abb. 203. Die lombardische Krone (eiserne Krone), aufbewahrt in der Stiftskirche zu Monza. Angeblich im Jahre 593 von Königin Theudelinde für König Agilulf in Auftrag gegeben, wahrscheinlich ein Arm-Schmuckreif des 9. Jahrhunderts und dann für Krönungen benutzt. Der eiserne Reif (drinnen) soll aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet sein.

Wer je die Brennerbahn bei Tage gefahren, kennt die Etschklause oder Veroneser Klause, wo knapp vor dem Austritt des Flusses aus den Alpen starrende Felswände von beiden Seiten sich unmittelbar an die Etsch herandrängen, das Tal zur Klamm wird und nur ein schmaler, schwieriger Saumpfad, der Felsenge abgerungen (wie neuerdings durch Sprengungen auch die Bahn) übrig bleibt. Diesen Engpaß, der noch öfter durch Heerfahrten deutscher Kaiser berühmt werden sollte, hatte Arduin besetzt. Aber Heinrich umging die Stellung von Trient aus nach Osten durch das Sugana- und Brentatal.

Als Heinrich die oberitalische Ebene betrat, gab Arduin, rasch entmutigt, den Widerstand auf. Am 14. Mai wurde Heinrich in Pavia, der alten Langobardenstadt am Ticino, von den Großen der Lombardei zum König von Italien erwählt und am folgenden Tage vom Erzbischof von Mailand gekrönt. Wahl und Krönung waren ja, in Konsequenz des deutschen Verfahrens, auch in Italien schon früher die rechten Kennzeichen des legitimen Herrschaftsantritts geworden. Daß Heinrich sich nicht überhaupt auf Deutschland beschränkte und nationaler König blieb, das gehört in eine allmählich bis zur Ermüdung traktierte und doch nie zu erledigende Streitfrage, die mit all ihren konditionalen Vielleichts hier nicht wieder aufzurollen ist. Jedenfalls kann sie niemals allein aus Gesichtspunkten des 19. oder 20. Jahrhunderts betrachtet werden. Hätte der König das Reichsland Italien und das Kaisertum dem

Abb. 204. Widmungsblatt eines von Kaiser Heinrich II. im Jahre 1014 an die St. Georgskirche zu Bamberg geschenkten Evangeliars. (Statt jore lies jure.)

Raube anderer, etwa Frankreichs, glatt preisgegeben, wer weiß, ob hinterher nicht erst recht Grund zu Tadel gewesen wäre, vielleicht zu noch viel herberem, als diejenigen Herrscher mit Recht erfahren, welche die deutsche Ostpolitik ins Slawenland hinein versäumt und verzögert haben. Was bei alledem Heinrich II. als seine vornehmste Aufgabe betrachtete, verkündete er deutlich genug, indem er den Bullen-

inschriften Ottos III.: Renovatio imperii Romanorum und Aurea Roma eine andere entgegensetzte: Renovatio regni Francorum.

Am Abend des Krönungstages brach in Pavia ein plötzlicher Aufruhr aus. Ursprünglich waren es Händel Betrunkener, da der Festwein reichlich geflossen war, aber in Italien braucht es nicht viel zu einer enormen Volkserregung. So wogt die Menge gegen den lombardischen Königspalast heran, wo Heinrich mit geringem Gefolge weilt, denn das eigentliche Heer lagert draußen vor der Stadt. Der Erzbischof Pilgrim von Köln sieht aus dem Fenster und fragt, was es gebe; ein Hagel von Steinen ist die lapidare Antwort. Inzwischen kommt es zum Kampf zwischen der Menge und den kleinen deutschen Patrouillen in der Stadt, die sich nach dem Palast zusammenziehen; um sehen zu können, stecken diese etliche der holzgebauten Häuser um den Palast in Brand. Auffällig, gar nicht italisch, sondern sehr langobardisch und altniederdeutsch klingt es uns, daß Pavia derartig leicht gebaute Häuser hatte. Denn die Ziegelbacksteine, aus denen die Poebene später ihre Kirchen, Kastelle und Häuser wieder gebaut hat, sind ja schon Eigentum der altitalischen Technik. Aber freilich, wer im ersten Beginn des Frühlings heute um die alten Wälle von Pavia oder an das Ufergelände des Ticin wandelt und die Bambini dort regelrecht niederdeutsche Knabenspiele spielen sieht, dem wird auch eher norddeutsch und langobardisch als klassisch zu Sinn. — Der Feuerschein in der Stadt nahe beim Königspalast machte die draußen lagernden Deutschen aufmerksam, und sie stürmten gegen die Tore. Diese waren verschlossen, wurden aber endlich erbrochen. Ein wilder Straßenkampf folgte, und das Werk des Schwertes wurde durch die Feuersbrunst vollendet. Tausende fanden den Tod; als Aschenhaufen blieb die Stadt liegen, nur wenige Steingebäude hatte das Feuermeer nicht in Schutt gelegt. Heinrich hatte für Italien nicht mehr viel Zeit, da ihm wegen der unterbrochenen Kämpfe gegen Polen (s. o.) dringlich war, zurückzukehren. Aber die Flammen von Pavia, so wenig das Strafgericht gewollt worden war, leuchteten drohend über die ganze Halbinsel, unterwürfige Gesandtschaften kamen von nah und fern, und vorläufig hielt Italien Ruhe.

1013 kam Heinrich wieder und diesmal ausgiebiger nach Italien. Gerbert-Silvester II. war 1003 gestorben, das Papsttum seitdem wieder als eine Vergabung der Crescentierfamilie gehandhabt worden. Im Jahre 1012 gewann jedoch die feindliche Lokalpartei der Grafen von Tuskulum die Oberhand. Sie waren nicht viel anders, als die Crescentier auch, aber ihr Gegensatz gegen diese trieb sie naturgemäß zur Anlehnung an die deutsche Schirmherrschaft, ihr Papst und Familienmitglied Benedikt VIII.
1013. trat mit Heinrich in Verbindung. Das gab die Veranlassung des neuen Römerzuges. Die Lombardei zeigte beim Durchmarsch allerorten beflissenen Gehorsam. Am
1014. 14. Februar 1014 wurden Heinrich und seine Gemahlin Kunigunde vom Papste mit der Kaiserkrone gekrönt.

Vorher hatte Benedikt schon ein eigentümliches Geschenk an Heinrich überreicht: einen kostbaren Reichsapfel. Ob das nun lediglich als Ehrengeschenk gemeint war, was wahrscheinlicher ist, oder nicht ohne symbolische Hintergedanken, jedenfalls Heinrich dankte in höflicher Weise und gab dann das Geschenk den gerade dabei stehenden Geistlichen aus dem schon hochangesehenen südfranzösischen Reformkloster Cluny: sie sollten den Apfel mit in ihr Kloster nehmen. So war auf jeden Fall ausgeschlossen, daß aus diesem Reichsapfel früher oder später ein Erisapfel für Fragen des Kaiserrechts gemacht wurde.

Arduin verzagte seitdem an seinem Königtum und zog sich in das Kloster Fructuaria bei Turin zurück, wo er schon 1015 gestorben ist. Heinrich hat auf diesem zweiten Römerzuge Synoden und Tagungen gehalten, auch bei und um Rom gewaltsam Ruhe geschafft. Immerhin hat er seine italischen Aufgaben bei weitem nicht in dem Sinne Ottos I. oder Ottos II. aufgefaßt und betrieben. Pfingsten 1014 war er schon wieder in Bamberg. Auf diesem, i. J. 906 zum Fiskus eingezogenen Babenbergergute hatte er 1007 das neue Bistum Bamberg gegründet, welches der Germanisierung der noch von tschechischen Slawen besetzten Gegenden am oberen Main und an der Regnitz dienen sollte. Jetzt war der Dom kürzlich vollendet (nicht der heutige, um 1200 erbaute) und nun fügte Heinrich auf naher Anhöhe noch die Gründung eines Klosters hinzu: des Erzengels Michael. Vieles hat er noch

Abb. 205. Kaiser Heinrich II. empfängt Krone, Lanze und Schwert.
Aus einem von Heinrich dem Bamberger Dom geschenkten Missale.

weiterhin für diese seine Lieblingsschöpfungen getan, besonders schöne Bücher für sie erworben und neu herstellen lassen.

Mit Boleslaw Chrobry war seit 1007, wenn auch zunächst lediglich im Interesse der Liutizen, der Kriegszustand wieder im Gange. Vermittlungen, welche Bruno von Querfurt 1008 unternahm, blieben vergeblich. Dies war ein sächsischer Edeling, welchen Romuald für die Mission erzogen hatte. Er war zuerst zu den Ungarn gegangen, wo ihn aber König Stefan nicht gerne sah und entfernte, dann zu den Südrussen, wo man aber soeben griechisch-katholisch geworden war. Dagegen hatte er bei deren Nachbaren und Feinden, den Petschenegen (am unteren Don und westlich von da) Erfolge. Dann kam er gegen 1008 zu Boleslaw Chrobry. „Ich liebe diesen Polen," schrieb er alsbald nach Deutschland, „wie meine Seele und mehr als mein Leben." Dementsprechend sah er in Heinrich nur einen Widersacher gerechtfertigter Ansprüche des Herzogs, und was er als Vermittlung ansah, war für Heinrich unmöglich. Vom polnischen Hofe ging Bruno zu den Preußen, um, was ja für Boleslaw wichtig war, Adalberts Werk fortzusetzen. Aber auch er hat, wie sein ehemaliger Magdeburger Schulkamerad, Bischof Thietmar von Merseburg, erzählt, nichts ausgerichtet. Am 14. Februar 1009 wurde er mit seinen sämtlichen Begleitern gefangen und enthauptet. Sein Ruhm ist klein geblieben neben dem Adalberts, weil er keinen Kaiser begeistert hat; immerhin ist er von reichlich so tüchtigem Eifer wie der böhmische Märtyrer gewesen. Aber die deutsche Geschichte hat nicht mehr damit zu tun, als mit all den unzähligen anderen Deutschen, die sich für die Größe und die Ziele anderer Völker eingesetzt haben.

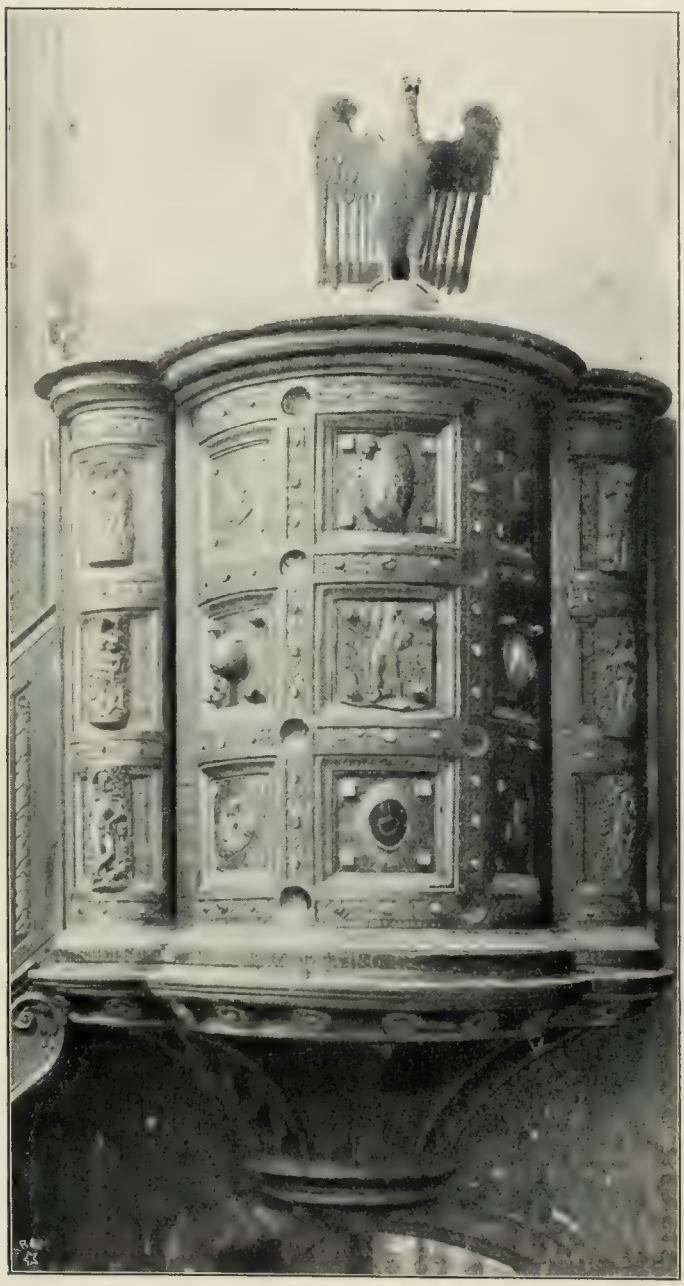


Abb. 206. Kanzel im Dom zu Aachen, von Kaiser Heinrich II. gestiftet. Elfenbeinarbeit mit gefaßten Steinen.

In den Jahren 1010 bis 1012 belebte sich der Polenkampf. In letzterem Jahre wurde Heinrich auch der nicht gerade übergefährlichen Schwierigkeiten Herr, welche der polnische Herzog als guter Diplomat im Innern des Reiches durch Benutzung mißvergnügter Grafen und anderer Herren hervorzurufen wußte und an denen es anderweitig im lotringischen Westen nicht fehlte. Infolge des Ausfalls dieser Bundesgenossen war Ende 1012 auch Boleslaw friedensbedürftig, sandte seinen Sohn Mesco (Mieczyslaw) zur Lehnshuldigung und erschien Pfingsten 1013 persönlich zu Merseburg, wo er vor Heinrich her das Schwert trug, was nur die Sache eines Vasallen sein konnte. Als Friedenspreis empfing er die Belehnung mit dem Lausitzerlande und dem der Milzner (mit Bautzen). Beide waren frei voneinander geworden, Heinrich

Abb. 207. Widmungsbild der Handschrift Henrici et Cunigundae Vita auf der Bamberger Stadtbibliothek. Oben Christus mit Petrus und dem Vertreter des Kaisertums. Unten die Stiftung des Bamberger Doms durch das Kaiserpaar und die Darbringung des Buches an das Gedächtnis des Kaisers.

konnte nach Italien ziehen (s. o.), Boleslaw veränderte die Front seiner Offensive und bekriegte einige Jahre die Russen. Dann kam es aber 1015 zu neuem Kriege zwischen ihm und seinem kaiserlichen Lehnsherrn, da er die offensten Umtriebe in Böhmen machte, um dort wieder Herr zu werden, und sich weigerte, zur Verantwortung auf einem Fürstentage zu erscheinen. Anfang 1018 waren beide Teile dieser Feldzüge ohne

Abb. 208. Gottesurteil der Kaiserin Kunigunde. Aus ihrem und Heinrichs Heiligenleben (Abb. 207) auf der Bamberger Stadtbibliothek. (12. Jahrhundert.)

rechte Entscheidung müde und schlossen Frieden zu Bautzen, worin Boleslaw die kaiserliche Lehnshoheit aufs neue anerkannte. Mehr als eine schwache Suzeränität 1018.
konnte dies nicht sein, aber ein noch keckeres Umsichgreifen des hochstrebenden Polen, ein unabhängiges Großslawenreich an der ganzen deutschen Ostfront war doch verhindert.

Zwei Angelegenheiten beschäftigten die Regierung Heinrichs schon, deren Wichtigkeit erst in der Zukunft lag. Der Sohn und Nachfolger jenes Konrad von Burgund,

den wir als Schützling Ottos I. kennen lernten, war Rudolf III. Ihm wuchsen seine Vasallen, deren Führer der mächtige Graf Otto Wilhelm war, über den Kopf, und schließlich suchte er die Hilfe Heinrichs II., der der Sohn seiner Schwester Gisela, der Gemahlin des Zänkers, war. Da er kinderlos war, sicherte er sich seines mächtigen Neffen Unterstützung, indem er ihm als Nachfolger sein Reich vermachte, 1006, und als Unterpfand des Vertrages sogleich die Stadt Basel abtrat. Dies war um so erwünschter, als die Diözese des Bistums Basel hauptsächlich aus dem südlichen Elsaß, also deutschem Reichsgebiet bestand. Der Vertrag im übrigen hat freilich, da ihm die burgundischen Großen aufs heftigste widerstreben mußten, zweimalige Feldzüge nach Transjuranien und Erneuerungen notwendig gemacht, und schließlich hat der alte König Rudolf seinen Neffen noch vor sich ins Grab steigen sehen.

Die zweite Angelegenheit knüpft sich an den Namen der Normannen.

Die Festsetzung eines größeren Teils der Nordmannen in Frankreich (S. 281) hatte ihren Wikingersinn nicht gebrochen oder ihnen wenigstens die Lust der Fahrten und Abenteuer übrig gelassen. Sie fuhren durchs ganze Mittelmeer und gehörten als nunmehrige Christen früh auch zu den Jerusalemfahrern. 1016 hatte eine solche Schar von 40 Rittern (mit ihren Knechten und Schiffsleuten) das Heilige Grab besucht und dann zu Gunsten der von Geburt altlangobardischen, politisch zum Kaisertum stehenden Fürsten und Machthaber an der unteritalischen Reichsgrenze in die Kämpfe eingegriffen, welche diese unablässig gegen die Griechen und daneben, gerade diesmal, gegen die Sarazenen zu führen hatten. Man redete ihnen zu, da zu bleiben, sie kehrten zwar noch wieder heim, aber ihre Erzählungen nebst den italischen Früchten, schönen Gewändern, Geschirren und sonstigen guten Dingen, die sie in die Normandie mitbrachten, bewogen dort verschiedene, noch 1016 nach Unteritalien auszuwandern. Der Kampf gegen die Griechen ging fröhlich voran, aber 1018 wurde alles durch einen großen Sieg derselben auf dem alten Hannibalschlachtfelde von Cannae verloren. Nun blickte man auch von hier aus auf Kaiser Heinrich, unter anderen kam der Führer der Normannen, unter welchem sie nach Italien gezogen waren, Rodulf, persönlich zu ihm.

1020 erschien Papst Benedikt bei Heinrich zu Bamberg, das damals der bevorzugteste Ort für Hoftage und derlei war. Im Herbst vorher war eine große und eigenartige Aktion erfolgt, sämtliche reichstreuen Bischöfe und Würdenträger Italiens hatten auf Veranlassung Leos von Vercelli den Kaiser Heinrich in Straßburg aufgesucht. Alles dies bedeutet: man wollte das Kaisertum, das sich gewissermaßen aus Italien zurückzog, nötigen, wieder mehr Aufmerksamkeit dorthin zu lenken. In der Tat entzog sich Heinrich dem Verlangen, welches in solcher wirksamen Augenfälligkeit an ihn gebracht wurde, nicht. 1021 ging er nach großen Vorbereitungen zum
1021. drittenmal über die Alpen, mit derselben Absicht, wie Otto II., womöglich der Griechenherrschaft in Italien ein Ende zu setzen. Dies freilich blieb unerfüllt, so rasch gingen die Erfolge nicht voran, die er bis zum Eintritt der Sommerhitze von 1022 erfocht. Aber sie waren ansehnlich und sicherten volle Wiederherstellung des Reichsansehens in diesen Gegenden. Und was noch deutlicher die scheue Achtung bezeugt, die in Italien dieses Kaisertum besaß, welches Pavia niedergebrannt und sonst fast nur, aber mit Kraft, an den deutschen Nordostgrenzen gekämpft hatte: im ganzen übrigen Italien bedurfte es irgend welcher gewaltsamen Maßregeln nicht. Heinrichs Imperium stand groß in aller Welt, weil es vor allem die nationalen
1024. Grundlagen seiner Macht sicherte. Am 13. Juli 1024 ist Heinrich auf seiner Pfalz zu Grona bei Göttingen gestorben, ohne Leibeserben, der letzte des sächsischen Hauses. In Bamberg wurde er bestattet.

22 Jahre hat Kaiser Heinrich II. geherrscht, was anfänglich niemand von dem kränkelnden Fürsten erwartete. Und er hat mannhaft das deutsche Schwert geführt, Aufrührer gegen die Krone niedergehalten und gestraft, Landfrieden und Sicherheit der Straßen erzwungen. Er war ein frommer Herrscher, dem es Herzenssache war, der Sittenreform im Klerus und der Vergeistigung des kirchlichen Denkens, welche vom Kloster Cluny ausgingen, in Deutschland die

Wege zu bahnen. (Darüber noch S. 347.) Aber vor allen Dingen war er ein stolzer und stattlicher weltlicher Herr, der ritterliche und kaiserliche Freuden, Lust an Waidgang und Waffenspiel nicht gering geachtet und, soviel ihm Regierungssorgen und Kränklichkeit übrig ließen, gerne gepflegt hat, ein Kaiser, von dessen wohlversehener und prächtiger Hofhaltung es hieß, der mit fabelhaften Vorstellungen umwobene Kalif von Bagdad sei nicht von gleicher Herrlichkeit umstrahlt. — Die Legende der Kirche gibt ein anderes Antlitz. Sie brauchte bald danach einen Kaiser, der ein Mönch war, und darum hat sie ihren eigenen Heinrich modelliert und schließlich bis zur Heiligsprechung (1146) befördert. Es war hierfür bequem, daß Heinrich und Kunigunde von Lützelburg, seine Gemahlin, keine erhofften Kinder aus ihrer Ehe hervorgehen sahen. Noch in etwas vorgerückten Jahren, als Heinrich für Bamberg wieder einmal ein schönes Gebetbuch schreiben und ausmalen ließ, hat er darin Gebete vorbehalten für seine Nachkommen, falls Gott ihm solche noch beschere. An die Stelle dieses kaiserlichen und ehelichen Kummers hat die Legende des 11. Jahrhunderts das Bild einer Ehe gesetzt, welches sie für die zarteste Blüte keuscher Tugend hielt, und ihr die bis zum Peinlichen beflissene Ausmalung angedeihen lassen, womit sich diese Art von Heiligenlegenden überhaupt so gerne in das Weibesleben der Frauen drängt. Derselben Kunigunde hat sie das immer pikante Thema nicht erspart, ihre eheliche Treue erst durch ein Gottesurteil erweisen zu müssen. — Trefflich und bei aller Einfachheit vieles in sich schließend ist der Nachruf, den Wipo, der Biograph Kaiser Konrads II., dessen Vorgänger Heinrich gewidmet hat. „Er starb, als er den Frieden des Reiches gesichert hatte und nach langer Anstrengung und Arbeit dessen Früchte zu ernten begann."

Die fränkischen Herrscher.

Konrad II.

Gemalter Buchstabe aus Kaiser Heinrichs II. dem Dom zu Bamberg geschenkten Missale. Jetzt auf der königl. Bibliothek zu München.

Die sächsische Dynastie war erloschen und eine neue zu wählen, welcher das Reich in die Hand zu vertrauen sei. Im Juli war der letzte der sächsischen Ludolfingen gestorben, im August zogen die Fürsten dem Rheine zu, um auf fränkischer Erde den Wahltag zu halten. Es hatte zu Heinrichs Herrscherauffassung gehört, im Gegensatz zu Ottos III. römischem Imperium, welches der Deutschen ganz vergaß, wieder das „fränkische" Reich zu betonen. Im Grunde war damit das deutsche gemeint, so sprach man damals nur noch nicht, und das „fränkische" war der geschichtliche Name. Aber es lag auch schon etwas darin, daß unter Heinrich II., dem Sohne und Enkel in Süddeutschland amtierender Herzöge, das Reich nicht mehr so vorzugsweise „bei den Sachsen" war.

Von Worms gegen Mainz zu auf der schönen Talbreite zu beiden Stromseiten, die Lotringer links, die übrigen, darunter die Slawen, rechts, lagerten die zahlreichen Mannschaften, welche die Fürsten wetteifernd zu ihrer Begleitung entboten hatten. Vorbesprechungen der angesehensten Fürsten leiteten die Wahl ein und blieben endlich an zwei Männern haften, die beide Franken waren, beide Konrad hießen, beide Urenkel Konrads des Roten und seiner Gemahlin Liutgard, der Tochter Ottos I., waren, so daß ihre Wahl auch den Sachsen eine Genugtuung bedeuten konnte. Der ältere war wesentlich im Speyergau, der jüngere im Wormsgau begütert, letzterer der von Hause aus reichere und mächtigere, weshalb er manchen minder genehm war. In den Meinungen für beide spielte auch die Rivalität der beiden großen rheinischen Erzbischöfe eine Rolle. In dieser Lage wurde eine Verständigung der beiden Konrade herbeigeführt, daß jeder dem anderen, wenn dieser gewählt werde, beifallen und huldigen solle und sie somit die dem fränkischen Stamme widerfahrene Ehre nicht durch Zwietracht trüben wollten. Durch diese seitdem vielgepriesene und an sich höchst erfreuliche Verabredung war der Sieg des Mainzer Erzbischofs Aribo (d. i. Haribert, mit gekürzter Endung) eigentlich schon entschieden. Er nannte, da ihm die erste Stimmabgabe zukam, mit heller, zuversichtlicher Betonung den älteren Konrad, welcher sein Kandidat war.

Der letztere war es auch, der mit jenem nicht wohl abzulehnenden Verständigungsvorschlag an den jüngeren Vetter herangetreten war. Als er somit genannt war, fielen sofort die geistlichen Herren der Mainzer Partei, dann auch die übrigen bei. Nun kam es noch an die weltlichen und, ebenso loyal wie klug sich in die Sachlage schickend, gab vorweg als erster von ihnen der jüngere Konrad dem älteren seine Stimme und entschied endgültig für ihn. Die Lotringer fehlten an der Stimmeneinhelligkeit, sie waren anscheinend schon vor der formellen Wahl mißvergnügt abgezogen.

Zu Kamba, Oppenheim am Rhein gegenüber, wurde am 4. September 1024 Konrad II. gewählt, am 8. September vom Erzbischof Aribo in dessen Metropolitan-
1024. stadt Mainz gekrönt, und damit war das Haus der Salier an die Spitze der Deutschen gestellt. Ohne jede Störung verliefen der Königsumritt im Reiche und die Huldigung der einzelnen Stämme, auch der Sachsen. Gleich im Anfang des Umritts fand Konrad zu dem unterlegenen Nebenbuhler des Mainzer Erzbischofs, Pilgrim von Köln, eine für beide erwünschte Verbindung. Wohl hatte Aribo den älteren Konrad erhoben, aber er beanstandete wegen zu naher Verwandtschaft dessen Ehe mit der Herzogswitwe von Schwaben, die das Land für ihren heranwachsenden Sohn Ernst verwaltete. Seit Otto III. war ja die Vererbung der Herzogtümer, welche die älteren Sachsenherrscher nur als lebenslängliches Amt behandelt hatten, wieder allgemein geworden und seitdem nicht mehr aufzuhalten gewesen. Um dieses geistlichen Einspruchs willen — dessen Durchführung Konrad um jeden Einfluß auf Schwaben bringen mußte — hatte Aribo auch die Krönung der Gisela zur Königin verweigert. Um so bereitwilliger war Pilgrim von Köln, es in Aachen zu tun, was am 21. September geschah; damit hatte Köln wieder die Hand in die Königskrönung bekommen, welche seit den Ottonen dem Kölner Erzbischof durch den Mainzer entwunden worden war. Konrad saß zu Aachen auf Karls Stuhle und hielt in öffentlicher Versammlung Hofgericht. Der weitere Umritt durch Lotringen, welches den König nicht mitgewählt hatte, war ein voller Triumph. König Konrad stand fest in der Fülle der Macht, welche Heinrich II. der Krone zurückgewonnen hatte. Und als er Anstalten machte, seiner Forderung mit den Waffen Nachdruck zu verleihen, da erneuerte auch König Rudolf III., welchen seine Großen und die Politik Frankreichs bei der Verweigerung zu erhalten suchten, den **burgundischen Vertrag**, welchen er mit Heinrich II. geschlossen hatte; 1025 übertrug er ihn auf Konrad II., der nicht sein Neffe war (allerdings sein Verschwägerter), aber desto energischer anstatt privater Rechtsnachfolge das Reich als Vertragspartei und die einstige Oberherrlichkeit der (ost)fränkischen Krone über Burgund betonte.

Kaiser Otto I.

Konrad der Rote, Gem. Liutgard.

Herzog Otto von Kärnten, † 1004.

Heinrich. Gem. Adelheid von Egisheim, T. des elsässischen Grafen Gerhard.	Konrad, Herzog von Kärnten, † 1011. Gem. Mathilde, Tochter Hermanns II. von Schwaben.	Bruno (Papst Gregor V.).
Konrad (d. Ä.), der Kaiser. Gem. (1016) Gisela, Tochter Hermanns II. von Schwaben und seiner Gem. Gerberga, der Schwester Rudolfs III. von Burgund; Witwe Ernsts I. v. Schwaben.	Konrad (d. J.). Bruno.	

Sobald Heinrich II. gestorben war und das Reich sich im Interregnum befand, hatte sich Boleslaw Chrobry von Polen die Königskrone aufs Haupt gedrückt. Das schloß die Lossagung vom Reiche ein, denn seit dem Ende der Karolingen gab es in dessen engerem Verbande keine Könige. Nachdem er gestorben war, hielt Mesco II., sein Sohn, des Vaters Tat aufrecht, um so mehr, als für ihn die Krone das Mittel war, die Einherrschaft gegen Ansprüche seiner Brüder zu verteidigen. Um dem neuen König militärisch zuvorzukommen, rüstete er gegen das Reich. Dem begegnete Konrad durch ein Bündnis mit Knud dem Großen von Dänemark zur Niederhaltung der Slawen. Knud war Mescos Oheim und konnte diesem leicht zu Hilfe kommen.

Abb. 209. S. Ambrogio zu Mailand, die Stätte der Krönungen mit der lombardischen Krone.

Auch sonst hatte es für Konrad erheblichen Wert, mit dem gewaltigen Nordkönig, dem England und Dänemark untertan geworden, der an den östlichen Südküsten der Baltischen See mächtig war (und 1029 noch Norwegen gewann) und der überdies, ein nordischer Chlodwig und Karl zugleich, das Christentum eifrig förderte, freundschaftlich verbunden zu sein, denn dadurch wurde Konrad für seine anderen Aufgaben frei und die nordische Aufgabe (darüber unter „Kirche" im Abschnitt VIII) des unter Ludwig dem Frommen gegründeten Erzbistums Hamburg-Bremen kam so am besten zur vollen Entfaltung.

In Italien hatte Heinrichs Tod die Parteien wieder scharf gegeneinander gestellt. Pavia zerstörte in zorniger Erinnerung die Königspfalz; ein Bündnis welt-

licher Herren bot die italische Krone in Frankreich aus. Dagegen eilten die Bischöfe, Erzbischof Aribert von Mailand voran, nach Deutschland, als Konrad auf dem Umritt nach dem schwäbischen Konstanz kam, huldigten ihm dort und baten, daß er baldmöglichst nach Italien zur Krönung komme. Diese mußte dem König als Akt der Herrschaftsübernahme und gewissermaßen Fortsetzung des Umritts in der Tat eilig sein, und um so wertvoller war die vorläufige Rückendeckung durch Knud gegen die Slawen.

Im Februar 1026 sammelte Konrad sein Begleitheer auf dem Lechfelde und zog jenen Weg, welcher bis zur Eröffnung der Eisenbahn München-Kufstein-Innsbruck immer der deutsche Hauptzugang zum Brenner geblieben ist und Augsburg seit Römerzeiten bis ins 19. Jahrhundert zum Hauptverkehrspunkt Süddeutschlands gemacht hat: durch die bayrischen Alpen, bei Mittenwald vorüber nach Zirl ins Inntal, dann über Innsbruck zum Brennerpaß, und weiter über Brixen, Bozen, Trient, Verona.

1026. Im März 1026 krönte Aribert den König zu Mailand mit der lombardischen Krone. Vor Pavia blieb ein Teil des Heeres belagernd zurück, Konrad selbst besuchte Ravenna.

Hier gab es einen gefährlichen Zwischenfall, der an Heinrichs II. Erlebnis von 1004 erinnert. Die Ravennaten waren verschworen, die bei ihnen verteilt einquartierten Deutschen nächtlich zu erschlagen; es gab auch ein wildes Getümmel in allen Häusern und bald auf den Straßen, schließlich aber hatten die Deutschen die Oberhand, die Aufrührer flüchteten in das Asyl der Kirchen und Konrad konnte wieder vom Pferd steigen und ins Bett gehen. Anderen Morgens erschienen die Sünder mit zerknirschten Gesichtern, barfuß und im Büßerhemd, die nackten Schwerter um den Hals gehängt.

Bald war ganz Oberitalien im Sinne der Reichstreue befestigt und neugeordnet, insbesondere Tuszien dem zuverlässigen Grafen Bonifaz von Modena und Reggio, aus dem Hause Kanossa, zur markgräflichen Hut übergeben, Anfang 1027 auch das feste Pavia eingenommen, welches glimpflich davon kam. Am Dienstag vor dem
1027. Osterfest zog Konrad in Rom ein; am Ostertage, 26. März 1027, wurden er und Gisela als Kaiser und Kaiserin gekrönt. Die gleichzeitige Anwesenheit zweier Könige gab dem Feste noch höheren Glanz, Rudolfs III. von Burgund, der wieder einmal aus heimischen Gründen die deutsche Verbindung aufzufrischen nötig hatte, und Knuds, welchen der nordgermanische Wandertrieb auf Reisen geführt hatte in Verbindung mit dem Eifer, das Geschaute seinen Reichen nutzbar zu machen. Sie gingen zu beiden Seiten des Kaisers, als er von der Krönung in die Pfalz auf dem Aventin zurückkehrte. Der mächtige Nordländer schrieb sehr entzückt in einem uns erhaltenen Briefe an die englischen Bischöfe über die goldenen und silbernen Gefäße, prachtvollen Mäntel und Kleider, womit ihn Konrad beschenkte, und versäumte die gute Gelegenheit nicht, bei den beiden anderen Herrschern seinen Dänen und Engländern, als Kaufleuten oder Pilgern, für Überlandreisen nach dem Süden billigere Paß- und Zollgebühren, die besonders in Burgund, in den Westalpen hoch waren, und gesichertes Geleit auszumachen. Kaiser Konrad eilte noch nach dem Süden, wo es ziemlich böse aussah; doch stellte er im Beneventanischen und in Capua, wohl auch in Salerno die Hoheit des Reiches wieder her. Den Normannen gestattete er ausdrücklich die Festsetzung in den Grenzzonen des Reiches und half ihre Verbindung mit den langobardischen, reichszugehörigen Fürsten gegen die Griechen wieder fester knüpfen. Von da aus gelangten die Normannen, aus der Heimat andauernd verstärkt, nun bald zur Gründung eigener Graf- und Herrschaften.

Konrad hatte die italischen Angelegenheiten zuletzt sehr beeilen, zum Teil übers Knie brechen müssen. Im Mai 1027 war er schon wieder auf deutschem Boden und es war nötig genug.

Der jüngere Konrad mochte es hinterher nicht leicht verschmerzen, daß er bei der Wahl von 1024 der „gute Kerl" gewesen war, um einen trivialen Ausdruck zu brauchen, und war

Abb. 210. Deutschland zur Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser.

bald danach mit seinem gekrönten Vetter bitterlich zerfallen. Ferner grollte des Kaisers Stiefsohn Ernst von Schwaben, seit Konrad die Nachfolge in Burgund an das Reich gebracht hatte. Er glaubte als Enkel einer Schwester Rudolfs III. ein gewisses Erbrecht zu haben. (Übrigens, wenn Weiberrecht überhaupt noch gelten sollte, hätte ihm Graf Odo von der Champagne vorgehen müssen, welcher nach Kaiser Heinrich II. der nächste Kognat war.) Konrad der Jüngere und Ernst fanden sich früh zusammen, und unter anderen fiel ihnen der reiche, in Schwaben und Bayern begüterte Graf Welf bei. Dies alles begann schon vor dem Römerzuge zu spielen, doch schaffte Konrad vor dessen Antritt einigermaßen Ruhe und nahm Ernst mit nach Italien. Von dort entließ er ihn Ende 1026, um ihn durch Vertrauen zu beschämen, nach Schwaben, damit er in seinem Herzogtume den Landfrieden gegen Welf wahre, welcher den zum Reichsverweser während des Romzugs bestellten Bischof von Augsburg bedrängte. Ernst kam nur heim, um an die Spitze des Aufruhrs zu treten. Aber er fand diesmal weniger Beistand, als sich 1025 dargeboten hatte. Wie er in Burgund einfiel, nötigte ihn Rudolf III. zum Abzuge, anstatt in seinem jugendlichen Großneffen, wie dieser sich eingebildet hatte, einen Befreier zu sehen. Schwaben

Abb. 211. Burg Giebichenstein an der Saale bei Halle.

blieb im ganzen ruhig und kaisertreu. Schließlich warf sich Ernst in eine schwäbische Burg, nicht allzuweit von Zürich, vielleicht die Kiburg, und plünderte von dort aus das Gebiet der Klöster St. Gallen und Reichenau. Eben jetzt kehrte Kaiser Konrad beschleunigt aus Italien zurück, nahm Welf seine Grafschaft (im Inntal) nebst sonstigen Lehen und hielt ihn einige Zeit in Haft; Ernst wurde an das östliche Grenzgebiet des Reiches, auf den fernen Giebichenstein bei Halle, in Haft gesandt. Die Kiburg, welche Ernsts treuer Lehnsmann und Freund Graf Wernher verteidigte, mußte Konrad regelrecht belagern; Wernher entkam, ehe sie eingenommen ward.

Im Sommer 1028 hat Ernst, wie sich ergibt, sein Herzogtum schon wieder inne gehabt. Aber er neigte zu seinen alten Genossen, von denen Wernher, mit Reichsacht belegt, stets neue Unruhen stiftete. Um diesen endgültig den Boden zu entziehen, verlangte der Kaiser Ostern 1030 zu Ingelheim von seinem Stiefsohne, dem zuständigen Landesherzog, das eidliche Gelöbnis, Wernher als einem Reichsächter entgegenzutreten. Diese Zusage wies Ernst entrüstet ab und verließ die Pfalz in offener Auflehnung. Nun sprach der Kaiser die Acht über ihn und übertrug Ernsts Herzogtum auf dessen jüngeren Bruder Hermann. Auch Gisela muß an ihrem leiblichen Sohn vollends verzweifelt sein; sie gelobte feierlich vor den Fürsten, nichts rächen zu wollen, was ihm widerführe.

Wieder fand Ernst, z. B. bei Odo von der Champagne, keine Hilfe, wo er sie in seinem unerfahrenen und auf seine Art edel denkenden Sinn für selbstverständlich gehalten hatte. So zog er sich mit Wernher und wenigen Genossen in den Schwarzwald, auf die Felsenburg Falkenstein (bei Schramberg) zurück, von wo aus weitumstreifend die beiden Achtgenossen nach dem notgedrungenen Beruf der Friedlosen ein trauriges Wegelagererdasein führten. Wider sie ward der Graf Manegold (aus dem Hause der späteren Nellenburger) ausgesandt, und gegen seine Mannschaft sind Ernst und Wernher, einen letzten raschen Verzweiflungskampf auf freier Heide dem allmählichen Verhungern hinter ihren Burgmauern vorziehend, am 17. August 1030 irgendwo auf der Baar gefallen.

Die erinnernde Sage des Volkes hat auch hier Partei genommen gegen den strafenden Kaiser, dessen Langmut sie übersehen wollte, und für das Gemisch von ungeklärtem Rechtsgefühl, Felonie und Treue, worin die Tragik von Ernsts Geschichte und Ausgang liegt. Sie hat dem Kaiser ein hartes Wort bei der Nachricht von seines Stiefsohns Ende in den Mund gelegt, und mit Ernsts Andenken hat sie dasjenige Ludolfs, Ottos I. Sohnes, verschmolzen. Als dann zur Zeit der Kreuzzüge die vielgeschilderten Wunder des Orients und die auf dem Wege über die Araber nach Europa gelangten indischen Märchen das Abendland erfüllten, da ist seltsam genug der „Herzog Ernst" zum volkstümlichen Träger dieser neuen Phantasiebereicherungen geworden. Und in den immer neu verjüngten Bearbeitungen des Volksbuchs vom Herzog Ernst ist bis auf unsere Tage der Name des unglücklichen Jünglings lebendig geblieben.

Konrad hatte inzwischen (1027) den Vertrag mit Burgund erneuert und Ostern 1028 die Freude gehabt, auf einer Versammlung zu Aachen seinen Sohn Heinrich zum Nachfolger und König gewählt zu sehen. Pilgrim von Köln krönte daselbst den jungen König, und seitdem konnte Köln das Recht festhalten, daß innerhalb seines eigenen Sprengels dem Mainzer Erzbischof solches nicht zustehe. Die Vorgänge mit Ernst von Schwaben und die Verwickelungen, welche zeitweilig durch sie drohten, hatten des Kaisers auswärtige Politik doch sehr behindert. Mit den Empörern stand auch Mesco im Bunde, und des jüngeren Konrads, der sich nur zurückgehalten hatte, Mutter, des Kaisers rechte Schwägerin, schrieb dem Polen Briefe, worin er der unbesiegteste König und derlei genannt wurde. Das „unbesiegteste" war zwar eine vielmißbrauchte Floskel des Mittelalters, aber weder sie noch der „König" kam Mesco zu. 1028 griff letzterer die gewohntermaßen zum Reiche haltenden Liutizen an, im Januar 1030 drang er mit arger Verwüstung in die Elb- und Saalgebiete vor; 9065 deutsche Einwohner soll er, so wird mit auffälliger Bestimmtheit erzählt, gefangen weggeschleppt haben. Zugleich ward das Verhalten Stefans von Ungarn immer herausfordernder, welcher Gesandtschaften des Kaisers wider geltendes Völkerrecht die Durchreise nach Byzanz verwehrte. Ja, er erhob für seinen Sohn Ansprüche auf Bayern, da Heinrichs II. Schwester Gisela, die bayrische Herzogstochter, seine Gemahlin war. Dafür hatte der Kaiser einen tüchtigen Vorkämpfer in Bretislaw, dem Sohne des Böhmenherzogs Ulrich. Er vertrieb die Polen aus Mähren, über welches schon Boleslaw Chrobry Gewalt gewonnen hatte, und behielt das Land als Herzog, um es später dauernd mit Böhmen zu vereinigen.

1030. Die Beziehungen mit Ungarn verschärften sich noch 1030 bis zum Kriege. Konrad rückte in das Land ein bis zur Raab, fand aber keinen Feind; als er zurückging, drangen die Ungarn nach und nahmen das zum bayrischen Herzogtum gehörige Wien. Hieraufhin verstanden sich der junge König Heinrich III. als damaliger Herzog von Bayern und seine Großen zur Abtretung des Landes zwischen Fischa, Leitha und Donau an Ungarn, 1031, und erkauften damit einen Frieden, den der
1031. Kaiser bestätigt zu haben scheint. Mesco von Polen dagegen kam dadurch, daß sein Bruder Bezbrim gegen seine Einherrschaft weiterkämpfte und von den Russen her, wo er Hilfe fand, im Jahre 1031 Kaiser Konrad die Hand reichte, zwischen zwei Feuer. Er mußte die Lausitz herausgeben, worauf Konrad den oberen Teil davon (das Milzener Land) mit der Mark Meißen, den niederen mit der sächsischen Ostmark

unter ihrem tapferen Markgrafen, dem Wettiner Dietrich, verband. Hierdurch begann das Haus Wettin ansehnlich zu werden. Bezbrim wurde zwar ermordet, aber Mescos Macht war doch geschwächt, am 7. Juli 1033 auf einem Merseburger Hoftage verzichtete er, persönlich vorgefordert und erschienen, formell auf den Königsrang. 1034 starb er und nun sank rasch die einstige Schöpfung des Boleslaw Chrobry unter wilden Thronwirren, sowie durch zerfahrene Kriege mit den Böhmen und Russen zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. In Böhmen gelangte Bretislaw Ende 1034 zur Nachfolge; er hielt sich als treuer Reichsfürst und suchte inneren Streitigkeiten, wie 1034.
sie in der bisherigen Generation an der Tagesordnung gewesen waren, durch eine Senioratsnachfolge, ähnlich der des einstigen Wandalenkönigs Geiserich, vorzubeugen. Eine Folgeerscheinung des polnischen Zusammenbruches war es aber, daß die Liutizen das Reich nicht mehr so nötig hatten und daher der alte Haß des Blutes und Glaubens zwischen ihnen und den Sachsen wieder Nahrung fand. Es kam zu Feldzügen, in welchen sie schließlich, 1036, abhängiger vom Reiche gemacht wurden als bisher. So war im Osten viel erreicht, und sämtliche Marken standen in Unversehrtheit und Erfüllung der ihnen gesetzten Aufgaben.

Inzwischen war am 6. September 1032 Rudolf III. von Burgund gestorben. Odo von der Champagne hoffte sein kognatisches Erbrecht, wenn nicht als souveräner König von Burgund, so wenigstens als nur nomineller Vasall des deutschen Kaisers durchzusetzen und drang in Niederburgund ein. Dem gegenüber erleichterten es Wirren in Frankreich dem Kaiser Konrad, ein Bündnis mit dem dortigen König Heinrich I. zu schließen, welches Odo, dessen Vasallen, isolierte. Dann rückte er in Burgund ein, wurde zu Kloster Päterlingen (südlich vom Neuenburger See) am 2. Februar 1033 von einem Teil der Großen gewählt und empfing daselbst die Krone. So war er nicht bloß vertragsmäßig, sondern auch nach den Förmlichkeiten 1033.
des burgundischen Thronfolgeverfahrens, die den deutschen und italischen im allgemeinen entsprachen, der König im Lande. Auf einem weiteren Tage in Zürich, d. h. auf alamannischem Boden, erschienen andere Burgunder zur Huldigung, darunter Graf Humbert von Maurienne in Savoyen. (Der Ursprung seiner früh nach Burgund gekommenen Ahnen führt nach Walbeck im Magdeburgischen zurück, und so ist das von ihm abstammende heutige Königshaus von Italien sächsischen, ostfälischen Geschlechts.) Gegen Odo, welcher Lotringen beunruhigte, legte Konrad in die Hand des niederlotringischen Herzogs Gozelo auch das erledigte Oberlotringen, mit gutem Erfolge, und führte persönlich gegen Odo rasche Schläge, 1033 durch Einmarsch in die Champagne, 1034 in Burgund. Am 1. August 1034 erschienen zu Genf auch die niederburgundischen Großen und huldigten Konrad sowie seinem Sohne Heinrich. Damit konnte Burgund als gesichert angesehen werden.

Die deutsche Krone hatte ein herrliches Land hinzugewonnen. Das rein deutsche, alamannische Land zwischen Reuß und Aare, welches wahrscheinlich der erste Herzog Burchard von Schwaben an Rudolf II. von Burgund abgetreten hatte (S. 288 und Abschnitt VII), wohl in der Absicht, an diesem gegen König Heinrich I. einen Rückhalt zu finden, war nicht länger verloren. Und hinzu gekommen waren die breiten Talebenen Transjuraniens, auf welche die Firnenhäupter der Alpen und die Waldberge des Jura hinabblicken, blühend von herrlichen Ackerfluren und Wiesen, und weiter die an Italien erinnernden, an Städten und uralter Kultur reichen Lande der nach Süden hinabflutenden Rhone. Die Alpen und ihre Pässe waren nunmehr insgesamt in deutscher Hand. Auch einen neuen Zugang zum Mittelmeere hatte die deutsche Herrschaft erlangt, welches immer noch, wie seit ältesten Ägypter- und Phönikierzeiten her, das Zentrum der Weltgeschichte war. Denn erst durch Kolumbus ist das Atlantische Meer an seine Stelle getreten, und wir Heutigen wiederum erleben es, den ungeheuren Umschwung mit anzusehen, wie der Stille Ozean das Mittelmeer für die Weltpolitik der Zukunft wird.

Freilich wuchs von neuem über den Rahmen des deutschen Volksgebietes hinaus, was Heinrich II. und Konrad II. mit der Erwerbung Burgunds zu glückhaftem Ende geführt hatten. Aber eben diese beiden, indem sie stets in erster Linie die Macht und das Übergewicht der deutschen Nation kräftigten, befähigten das deutsche Reich auch, Träger und Inhaber einer so weitgreifenden Superiorität zu sein.

In ganz Mitteleuropa gebot Konrad II., im Norden stand Knud, sie beide bestimmten das Geschick Europas. Und eben jetzt näherten sie sich einander noch enger. Für seinen 1028 zum König gewählten und gekrönten Sohn Heinrich (geb. 1017) hatte Konrad zuerst eine griechische Heirat geplant, wobei es ihm ebenfalls um hochpolitische Pläne zu tun gewesen war. Mit letzteren hatte sich auch die griechische Werbung zerschlagen, denn an der bloßen byzantinischen Herbeilassung lag dem ungeblendeten deutschen Herrscher nichts. Nachmals richtete er seine Gedanken auf die blonde Großkönigstochter des Nordens, auf Gunhild oder Kunigunde, wie sie nachmals in Deutschland genannt wurde, die Tochter Knuds, und 1035 geschahen Werbung und Verlobung. Damals hat Konrad an Knud, gleichwie zum Muntschatz für die Braut, die Mark Schleswig, das Land zwischen Eider und Schlei, abgetreten.

Es war der Freundschaftslohn wertvoller langjähriger Bundesgenossenschaft und vielleicht ein nicht allzuhoch scheinendes Opfer für den, der soeben das Imperium der Deutschen aufs beträchtlichste erweitert hatte. Und nur eine Grenzmark, ein vorgeschobener Posten. Freilich darum erst recht und doppelt beklagenswerte Einbuße deutscherworbenen Landes und als solche von dem Historiker nur ungern zu verzeichnen. Indessen wir werden auch wiederum zu sagen haben, daß, was ein modernes, auf Volkstum gegründetes Reich nicht tun dürfte, ohne sich selbst aufzugeben, nach der ganzen Anschauung jener Zeit nicht so betrachtet wurde und überhaupt nicht „modern" zu beurteilen ist. Was die Hauptsache ist, es ist nicht not zu klagen, denn wir haben diese lange Zeit dem Reiche abgerissen gewesene Mark, deren wackere Bevölkerung auch in der fremden Herrschaft immer deutsch geblieben ist und sogar ihr Volkstum noch nach Norden vorgeschoben hat, wiedergewonnen; nicht bloß an der Schlei, sondern bis an die Königsau weht, in erster Linie durch jener völklichen Eroberer Verdienst, das deutsche Banner.

Auch im Innern verfolgte Konrad kräftige Realpolitik. Sie bestand wesentlich aus einer sozialen Fürsorge, welche der Stärke der Krone zugute kam. Durch die Geschichte unseres Volkes, sich schon in der Entstehung ihres urältesten Verfassungslebens betätigend, geht der unverwüstliche Hang zur Weitervererbung errungener Stellungen. Was ihm auch von ungermanischen Staatsbeamtenbegriffen und Personalverträgen in den Weg kommt, immer strebt er aufs neue, sowohl Ämter wie Lehen in Erbgut umzuwandeln. Wir haben die Erblichkeit in den Herzogsämtern öfter zu erwähnen gehabt, und ferner hatte auch die Schicht der nach oben an das Herzogtum grenzenden ursprünglichen Reichsbeamten, der Markgrafen, Pfalzgrafen, Grafen und sonstigen kleineren „principes" sich zu einem erblichen Stande zu machen begonnen. Da war es nun Konrad, der über diese obersten Schichten hinweg wiederum ihren Lehnsträgern half, in den erblichen Besitz desjenigen zu gelangen, was sie als Hintersassen und Burg- oder Dienstmannen zu Lehnsgenuß überwiesen bekommen hatten. Das bedeutete für sie die Sicherstellung ihrer Familie — von hier an begannen sie überhaupt „Familien" im Standessinne zu werden —; und fortan unabhängiger gegenüber ihrem Lehnsherrn gestellt, mußten sie den Schutz und die Fortdauer dieser gehobenen Stellung in der Autorität der Krone erblicken. Zugleich wurde ihnen gesetzlich gewährleistet, wegen Lehnsvergehen nur von dem Gericht ihrer Genossen, also von pares, nach Lehnrecht abgeurteilt zu werden. Die Regierung Konrads II. ist es, in der die schriftliche Kodifikation und Festlegung der örtlichen Hofrechte und Dienstrechte (s. Abschnitt VIII) in Fluß kommt. So hat dieser Herrscher den breiten Stand der berufsmäßig streitbaren Leute auf die Seite

der ausgleichend waltenden Reichsregierung gebracht. Seine Maßregel hat diesen Stand der besseren Knechte, der von ihren Herren ausgerüsteten und mit Dienstlehen bezahlten reisigen Mannen sozial emporgetragen, so daß die berittenen Ministerialen oder „Ritter" sich bald sogar über die freien Bauern erheben und vom 12. Jahrhundert ab ihre Umwandlung in einen niederen Adel vollziehen konnten.

Nur an einer Stelle wehrte Konrad der Erblichkeit, da wo sie der Krone gefährlich war, in den Herzogtümern: weniger durch schwierige grundsätzliche Bekämpfung, als kurzweg auf tatsächlichem Wege. Bayern und Schwaben nacheinander, welche günstigerweise frei erledigt waren, gab er seinem Sohne Heinrich, dem künftigen Träger der Krone, und hob damit vorläufig das dortige Herzogtum auf. Ähnlich besetzte er die Bistümer nach Möglichkeit mit Familiengliedern und schuf

Abb. 212. Ruine des von König Konrad gestifteten Klosters Limburg an der Haardt bei Dürkheim.

dadurch seinem Sohne anstatt unbequemer Verwandter treue Helfer, welche für keine Erblichkeit interessiert sein konnten.

In Italien war Erzbischof Aribert von Mailand durch lange Jahre und besonders seit dem Tode Leos von Vercelli (1026) der wichtigste Vertreter der Reichsgewalt und kaiserlichen Autorität gewesen. Aber er war ein ebenso ehrgeiziger wie herrschsüchtiger Mann, und da die Tusculaner Grafen, die in Rom wieder die Oberhand hatten, auf den päpstlichen Stuhl gerade einen der Ihren, einen 10jährigen Knaben gesetzt hatten, Benedikt IX., unter dem sich die unwürdigen Vorfälle aus der Zeit Johanns XII. wiederholten, schien Aribert die Zeit gelegen, die alten hohen Ansprüche Mailands aufzunehmen und dem Erzbistume des hl. Ambrosius den oberitalischen Primat wiederzugewinnen, welcher es über Ravenna und in äußerer kirchlicher Macht neben Rom, den mittelitalischen Primat, stellen sollte. Schwierigkeiten erwuchsen ihm dadurch, daß nun auch in Italien die kleineren Lehnshintersassen, die „Valvassoren",

Abb. 213. Dom zu Speyer, 1230—1261 von Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. erbaut. Blick auf Chor und Nordseite des Doms.

nach denselben Sicherungen strebten, welche Konrad den deutschen gebracht hatte; sie organisierten sich zu einer Art Genossenschaft, die sich gegen die Schicht der oberen Lehnsinhaber, der „Capitani", wie man Bischöfe, Äbte, Markgrafen und Grafen zusammenfaßte, und gegen deren Gönner und Führer, Erzbischof Aribert, richtete. Dies war es vornehmlich, was nach längerer Pause 1037 ein Eingreifen Konrads
1037. in Italien veranlaßte.

Konrad kam ursprünglich, um den Valvassoren zu steuern, denn durch den Gegensatz gegen Aribert hatte sich eine reichsfeindliche Nebenrichtung in ihrem eigenmächtigen Zusammenschluß herausgebildet. Aber in Italien angelangt, mußte sich der Kaiser überzeugen, daß die Art, wie Aribert sich als Reichsvertreter betätigt hatte, überaus selbstisch und bedenklich gewesen war. Außerdem konnte er unmöglich den italischen Valvassoren schroff verwehren und vorenthalten, was er in Deutschland als Akt der Gerechtigkeit und zum Vorteil der Krone durchgeführt hatte. Bald erwies sich Aribert, welcher den Kaiser zur Befestigung seines unumschränkten Schaltens, nicht aber, um sich einen Schiedsrichter zu setzen, herbeigerufen hatte, so trotzig, daß Konrad mit ihm zum völligen Bruch kam. Nun wollte der Erzbischof gegen den Kaiser weiterregieren. Er war kein schlechter und lässiger Staatsmann: in Mailand rief er alle Klassen der Bevölkerung gegen die fremde Reichsgewalt auf, exerzierte diese improvisierten Fußtruppen ein, erfand den Carroccio, einen eisenbeschlagenen Wagen, welcher einen mit dem Bilde des hl. Ambrosius gekrönten Mast trug, seitdem das Feldzeichen, um welches sich die Kampfbegeisterung Mailands gegen die Fremdherrschaft scharte; er agitierte in der ganzen Lombardei und hielt in Odo von der Champagne einen

italischen Gegenkönig bereit. In den Städten des nördlichen Italien wütete der Straßenkrieg der Parteien; es war ein Glück für Konrad, daß Odo im Kampfe gegen den wackeren Gozelo von Lotringen vor Bar besiegt und getötet ward.

Um so dringlicher mußte es bei solcher Sachlage sein, Aribert und die Capitani seiner Partei von den Valvassoren getrennt zu halten. So wurde denn am 28. Mai 1037 die berühmte Constitutio de feudis, der „Erlaß über die Lehen" verkündet. Durch sie wurden die Erblichkeit der Dienstlehen und die Zuständigkeit der aus pares gebildeten Lehngerichte 1037. auch für Italien durchgeführt, von letzteren gab es eine Berufung nur an den Kaiser oder seine Pfalzgrafen als Vertreter des kaiserlichen Hofgerichts. Durch dies Gesetz, welches die neuere Grundlage des Feudalrechtes in der Lombardei und der weiteren sozialen Entwicklung des Landes wurde, hatte Konrad die Stellung des Reiches in Italien von dem hohen Klerus hinweg auf das mittlere Laientum basiert. Vorerst mit größtem Nutzen. Freilich später hat, was zunächst nicht vorauszusehen war, die Vertiefung der nationalen Strömung in Italien gerade diese wesentlich in lokalen Verhältnissen befangenen Valvassorenkreise wieder erfaßt und ihnen das Kaisertum nur im Lichte des Fremdenregiments erscheinen lassen.

Im Frühjahr 1038 zog Konrad nach dem Süden, ordnend, bestätigend, richtend, ohne doch die unteritalischen Verhältnisse im ganzen umzugestalten. Die Normannen hatten die feste Burg Aversa im Neapolitanischen erbaut, wonach ihre kleine Grafschaft benannt wurde; sie hatten diese als Lehnsmannen des langobardischen Fürsten von Salerno inne, was alles Konrads Gutheißung fand. Im Sommer 1038 kam Konrad, durch Krankheiten seines Heeres genötigt, nach Deutschland zurück, ohne Aribert völlig gebeugt zu haben. Auch er selber kränkelte seitdem und starb am 4. Juni 1039 zu Utrecht. 1039.

Kein Kaiser seit Otto I. hatte das Reich in solcher Fülle der Kraft und des Erfolges gezeigt, wie Konrad II. Seine Regierung erwies auch, daß streng bewachte Autorität die rechte Machtgrundlage der über einem so vielköpfigen Fürstentum waltenden Monarchie sei, sobald sie zugleich im Namen der Gerechtigkeit und ausgleichenden Fürsorge durchgriff. — Konrad hat in den Gebieten seines Hausgutes die schöne Abtei Limburg auf der Haardt gegründet und ebenso den Speyerer Dom. 1030 begonnen, ist das herrliche romanische Bauwerk

Abb. 214. Krypta des Doms zu Speyer.

1061 vollendet worden; Konrad selbst konnte schon in der Krypta bestattet werden, nur die Eingeweide waren in den Grüften unter dem Chor des Martinsdoms zu Utrecht begraben. Aber im übrigen war Konrad kein Mann der Kirche. Er hat die Bischöfe lediglich als Amtsfürsten und Stützen des Reiches, nicht als berufene Ratgeber betrachtet, keine seiner Absichten durch sie durchkreuzen lassen, von Aribo, der ihn auf den Thron beförderte, sich sofort emanzipiert; er hat aber auch für die von Cluny ausgehende puritanische Reformbewegung im Klerus, obwohl sie gegen die Machtansprüche der hohen fürstlichen Geistlichkeit gerichtet war, nicht die Aufmerksamkeit gehabt, wie der anders erzogene und feiner gebildete, sonst als Regent in vielem ihm gleichende Heinrich II. Er hat sich einfach nicht viel darum gekümmert, ihm war Klerus Klerus. In Konrad war gar nichts, weder so, noch so, woraus die Historiographie einen kirchlich gesinnten Kaiser hätte zurechtdrehen können. Und da ausschließlich Geistliche damals schreiben und Geschichtsbücher verfassen konnten, so geht der Name dieses gewaltigen Kaisers nur mit knapper und nüchterner Tatsächlichkeit, die freilich laut genug für sich selber spricht, durch die Quellen. Man hat ihn bei der Nachwelt nicht populär gemacht, und zu breiter Volkstümlichkeit scheint der große Realpolitiker seiner fast hypersachlichen Persönlichkeit nach von selbst nicht geeignet gewesen zu sein. Um so mehr heben sich der schöne dichterische Nachruf und die frisch geschriebene Biographie ab, welche beide Konrads Hofkaplan Wipo, der ihn genau kannte, ihm gewidmet hat. Konrads II. Stelle ist bei Karl dem Großen, bei Heinrich I. und Otto dem Großen, welche auch das mit ihm gemein haben, ohne gelehrte Bildung und als rechte Laien auf den Thron gelangt zu sein. Nur ist, bestimmter als alle drei, Konrad II., zu dessen Zeit „Welt" und „Kirche" schärfer auseinanderzufallen und sich widereinander zu stellen begannen, auch unter der Krone erst recht der Laie geblieben.

Heinrich III.

Heinrich III. wird gewohnheitsmäßig gefeiert als der mächtigste und kraftvollste aller mittelalterlichen deutschen Herrscher. Er hat in der Tat das Reich auf dem Gipfel seiner realen Macht glänzend vertreten und diese reale Macht mit erhabenen Berufsauffassungen des Kaisertums durchdrungen. Aber wir haben hinzuzusetzen: erworben hatte Konrad II. die Machtmittel, durch welche Heinrich III. so gebietend war, und er selber hat sie verbraucht, anstatt sie zu erhalten und vermehren.

Zuerst gab der Osten Gelegenheit, die gefestigte Stärke der deutschen Monarchie und Heeresorganisation zu erproben. Das slawische Großreich der Polen war zerfallen, aber als es hieß, Kaiser Konrad sei gestorben, widerstand Bretislaw der Versuchung nicht, dafür eines der Böhmen zu begründen. Erst brach er in Galizien, das südliche „Kleinpolen" ein, dann drang er durch Schlesien nach Gnesen vor, wo Boleslaw Chrobry residiert hatte. Hier machte er Halt, und nun folgt eine vollkommen hussitische Szene: drei Tage lang fasteten und beteten diese ziemlich neugebackenen tschechischen Christen am Grabe Adalberts, dann packten sie die Gebeine des Heiligen auf und schleppten sie heim nach Prag; zu Prag anstatt Gnesens sollte über dem Grabe des berühmten böhmischen Märtyrers die kirchliche Metropole des Slawentums entstehen. Das alles vertrug sich mit Bretislaws Reichsfürstentum unmöglich. Der energische und hochfliegende Tschechenfürst hatte schwerlich gedacht, daß sich die deutsche Thronfolge so glatt vollziehe, wie sie es tat. Nach mehreren Feldzügen brachte ihn König Heinrich 1041 zur Unterwerfung. Zu Regensburg mußte Bretislaw im üblichen Büßerhemde erscheinen, auf alle Herrschaft außerhalb Böhmen-Mährens verzichten, 8000 Pfund Silber als Buße zahlen, sein Herzogtum in Heinrichs Hand legen und erhielt es dann durch Belehnung mit der Fahnenlanze zurück. Seitdem hielt Bretislaw Vasallentreue, und Böhmen blieb durch Menschenalter hindurch eine zuverlässige Stütze des fränkischen Kaiserhauses. Nicht wenig war es von Einfluß auf dies fernere korrekte Verhalten, daß Heinrich um jene Zeit in Polen den jungen Sohn Mescos († 1034), Kasimir, als Herzog zur Anerkennung brachte und ihm half, sich gegen die Schlachta, den polnischen Geschlechteradel (Slachta ist Lehn-

wort aus althochdeutschem slahta, Geschlecht) zu behaupten, wodurch im Osten ein zweckmäßiges Gleichgewicht von Polen und Böhmen hergestellt wurde. Ähnliche Aussichten bot Ungarn. Hier war 1038 König Stefan gestorben und ein Schwestersohn, Peter, aus dem Hause der venezianischen Orseolo, nachgefolgt. Aber der fremdbürtige König war nur geeignet, der längst angestauten Reaktion im Lande gegen Stefans christliche Monarchie neuen Agitationsstoff zu liefern. Er mußte fliehen; unter völligem Siege des alten Heidenwesens und der strotzenden Unbändigkeit des Altmadjarentums ward Aba oder anders geschrieben Ovo, ein Verschwägerter des Arpadenstammes, zum Volksführer und König erhoben. Er sah seinen Beruf in der Hinwegtilgung des dünnen Firnisses europäischer Kultur, welchen Stefan seinem Reiche gegeben hatte, und es war, als seien nun auch die Zeiten der alten Ungarnraubfahrten wiedergekehrt, als er 1042 mit seinen schnellen Reitern in die bayrische Ostmark einbrach. Heinrich hätte dazwischentreten müssen, auch wenn Peter nicht zu ihm geflohen wäre. 1043 erkämpfte er die Wiederabtretung des 1031 aufgegebenen Landes bis zur March und Leitha, das seitdem deutsch blieb und rasch von Deutschen kolonisiert wurde; 1044, am 5. Juli, erfocht er an der Raab über den aufs neue sich regenden Gegner einen schönen, völligen Sieg, zog mit Peter nach Stuhlweißenburg und gab ihm hier in der Krönungstadt Stefans das Reich zurück. Wahrscheinlich leistete Peter hierbei den Lehnseid; ferner wurde das bayrische Volksrecht als Landrecht für Ungarn eingeführt! Aba, welcher flüchtig jenseits der Theiß herumirrte, wurde gefangen und von einem aus Deutschen und Ungarn gemischten Gerichte zum Tode verurteilt. Bei einem Besuch, den Heinrich 1045, von Regensburg die Donau hinabfahrend, dem Ungarnkönig machte, nahm dieser formell seine Herrschaft auf Lebenszeit vom deutschen Reiche zu Lehn. Die goldene ungarische Königslanze, welche Peter bei dieser Gelegenheit in Heinrichs Hände legte, sandte dieser recht unvorsichtig als Geschenk an den Papst; die Päpste haben hiermit später den Anspruch begründet, die Oberherren der Stefanskrone zu sein, während die Gelegenheit so günstig gewesen wäre, Ottos III. Verhalten in Sachen der Ungarnkrone aus der Welt zu schaffen. So schien in Ungarn nicht nur ein neuer Vasallenstaat gleich dem polnischen und böhmischen, sondern in dem von vielen Deutschen mitbewohnten Lande mit seinem Bajowarenrecht sogar ein neues Markgebiet der Nation gewonnen zu sein. Indessen die deutsche Heermacht konnte wohl Peter auf seinen Thron zurückgeleiten, gegen listigen Anschlag konnte ihn das Reich nicht schützen. 1046 wurde der König überfallen, geblendet, verstümmelt; so hat er noch zehn Jahre irgendwo im inneren Ungarn elend gelebt. An seine Stelle erhob man den Arpaden Andreas, einen Neffen Stefans, der seine Lehnspflicht zwar anerkannte, aber lässig und widerspenstig genug in ihrer Erfüllung war.

Heinrichs Gemahlin Gunhild war ihm schon 1038 wieder entrissen worden. Die Lagerkrankheit, welche damals den Kaiser Konrad II. zur raschen Heimkehr aus Italien nötigte, tötete auch das junge Dänenkind, das mit Heinrich zusammen die Heerfahrt begleitete; im Kloster Limburg ist sie bestattet worden. Im Jahre 1042 sandte nun der König vornehme Brautwerber an Agnes von Poitou, die Tochter des Herzogs von Aquitanien, und erlangte ihre Hand. Diese Ehe konnte politischen, imperialistischen Erwägungen entspringen, denn Agnes' Verwandtschaft, welche sich durch deren Erhebung zur Königin und künftigen Kaiserin ausgezeichnet fühlen mußte, besaß viel Ansehen und Anhang, sowohl in Frankreich wie in Burgund und Italien. Sie ward aber auch durch eine geistige und seelische Beziehung vermittelt. Denn Heinrich III., als Thronfolger in aller erreichbaren Bildung der Zeit erzogen, die naturgemäß, je mehr sie sich vertiefte, immer intimer in die Anschauungswelt und

Geschichtsphilosophie der Kirche führte, war längst nicht mehr der einfache Laie, wie sein Vater, dessen geringen kirchlichen Eifer er oft bedauert hat. Er stand in der Weise Heinrichs II. den Reformbestrebungen nahe und übertraf diesen Herrscher noch als frommer, in allen religiösen Übungen eifriger, ja asketischer Mann. Dies mußte seine Gedanken vor allem auf Cluny richten, und eben in der Zucht und Verehrung dieses Klosters war auch Agnes aufgewachsen.

Das Kloster Cluny, an einem Nebenfluß der Saône im Gebiet von Mâcon in Burgund gelegen, wurde von einem aquitanischen Herzog Wilhelm gegründet und 910 eingerichtet. Es war von bischöflicher Gewalt befreit und stand unmittelbar unter dem Papste. Damals gab es nur Benediktinerklöster, und so war auch Cluny ein solches; aber hier ward die Regel des heiligen Benedikt verschärft, und Cluny wurde besonders unter dem zweiten Abte, dem aus westfränkisch-germanischem Hause stammenden Odo (927—941) eine Pflanzschule der strengen Zucht, der Askese und früh auch des hierarchischen Gedankens. Dadurch, daß von Cluny aus neue Klöster gegründet, alte „reformiert" wurden, entstand eine ganze Kongregation, welche nach ihrem Mittelpunkte die cluniacensische hieß. In Deutschland fand sie zunächst noch wenig Eingang, obwohl sie von Kaiserin Adelheid, der Stifterin von Selz, begünstigt ward. Zu jeder Reform, die durchdringen soll, gehört ein vorhergehendes Maß von nicht mehr erträglicher Verwilderung oder Verkommenheit, und von einem solchen konnte bei der verhältnismäßig jungen deutschen Kirche und der Art, wie diese gesund und werktätig im Leben der Nation stand, noch keine Rede sein. Dagegen war Italien ein Land arger Entsittlichung und Zuchtlosigkeit im mittleren und unteren Klerus und nicht bloß in diesem. Deshalb richtete das burgundische Kloster schon im zehnten Jahrhundert seine Wirksamkeit wie nach Frankreich auch nach Italien und, unterstützt durch parallele Bestrebungen, wie die früher erwähnten des heiligen Romuald, vermochte es seine dortigen Kreise bald weiter zu ziehen. Abt Odilo (994—1048) traf in Italien oft mit Otto III. zusammen und stand auch mit Heinrich II. in Verkehr. Den Kaiser Heinrich führte sein religiöses und moralisches Empfinden auf die Seite der Reform hinüber, während sie dem deutschen Episkopat unbequem war. Diese Bischöfe waren hohe Herren aus den vornehmsten deutschen Geschlechtern, stolze Fürsten und reiche Grundherren, welche sich persönlich wohl fühlten in der Sphäre glänzenden Hoflebens, tapferer Männlichkeit und Kriegstüchtigkeit und eines schönen, stattlichen Kunstlebens, das sie besonders als Bauherren betätigten. Sie empfanden den Puritanismus Clunys, die angestrebte Entweltlichung der Kirche logischerweise als etwas ihrer ganzen Stellung Feindseliges. Denn wenn sich die Reformbewegung mit Eifer gegen die „Simonie" wandte, so war darunter nicht nur der offene oder versteckte Handel mit großen und kleinen geistlichen Ämtern, Würden und Pfründen verstanden, sondern auch der harmlosere Austausch von materiellen Gunst- und Ehrenerweisungen zwischen Krone und Episkopat, mit übertragener Bedeutung überhaupt die Stellung des Klerus zu den weltlichen Instanzen, das ganze fürstliche Dasein der um den Hof und die Krone gruppierten hohen Geistlichkeit. Die deutschen Bischöfe waren nicht antipäpstlich, aber sie verlangten auch nicht nach strafferer Durchführung eines blinden hierarchischen Gehorsams. Sie wollten lieber selbst ein wenig oder mehr in die deutsche Reichsregierung hineinreden, als die bloßen Werkzeuge eines etwa von cluniacensischen Mönchen beratenen und geleiteten Papsttums sein. Ein solcher Mann, mit Einschluß dieses reichsfürstlichen Ehrgeizes, war Aribo von Mainz, der Führer des Episkopats, ein hochgebildeter glänzender Herr, welcher, nebenbei gesagt, eine Umarbeitung des Waltariliedes Ekkehards I. von St. Gallen durch den vierten Ekkehard, den Chronisten, veranlaßt hat. Mit Mainz rivalisierte Köln als Erzbistum, daher stand Erzbischof Pilgrim auf der Gegenpartei, auf Seite der Reform, welche ohnedies in dem von französischen Bewegungen jederzeit zuerst ergriffenen Lotringen und Niederrheinland begonnen hatte Eingang zu finden. Und auf derselben Seite stand Heinrich II. in der Bewegung, um so mehr, als er darin einen Hebel gegen allzu große politische Ansprüche des Episkopats zu erblicken und sie der Förderung durch die Monarchie würdig zu finden vermochte.

Inmitten dieser Richtungskämpfe formulierte eine Synode der Bischöfe zu Seligenstadt, August 1023, ihren Widerstand, wobei u. a. beschlossen wurde, von deutschen geistlichen Gerichten dürfe nur mit Erlaubnis der Bischöfe an den Papst appelliert werden und des Papstes etwaiger Spruch gelte erst, nachdem das Urteil jener Gerichte vollstreckt worden sei, also wenn er nichts mehr zu bedeuten hatte. Es war ein erster kecker Schritt zur papstfreien deutschen Nationalkirche, getan in vorbeugender Abwehr gegen die Umklammerung des Episkopats durch das von unten her drängende Mönchtum und ein Papsttum, welches etwa mit den cluniа-

censischen Bestrebungen sich erfüllen und sie von oben her zum Ziele führen konnte. Heinrich II. konnte nach Lage der Dinge in diesen deutschen Synodalbeschlüssen nur Auflehnung erblicken, und so mußte der Moment versäumt werden, welcher möglicherweise die Leiden Heinrichs IV. und den Investiturstreit erspart haben würde. Die Antwort des Kaisers auf die Beschlüsse von Seligenstadt war eifrige Klosterreform in Lotringen, bei welcher der Abt Poppo von Stablo hervorragend mitwirkte, aber auch schon in Reichenau, Fulda, Corvey und Memleben, d. h. in Schwaben, Franken, West- und Ostfalen — fast überall mit Anwendung von Gewalt gegen die Mönche, die sich gegen die schärfere Regel und die neuen reformierenden Äbte sperrten. Auch gegen den sogenannten Nikolaitismus wurden schon die ersten Maßregeln eingeleitet. So wurde, in vager Bezugnahme auf Offenb. Joh. 2, 6 und 15 neuerdings die Priesterehe genannt, welche trotz etlicher Konzilienerlasse des 4. Jahrhunderts überall in Bestand geblieben war und sich auf anderweitige neutestamentliche Stellen berufen konnte. Nur für die Bischöfe war der Zölibat früh und seit den karolingischen Zeiten aufs neue durchgedrungen. An dem Bestand der Priesterehe änderten auch jene Maßregeln zur Zeit Heinrichs II. nichts. Ferner drang Heinrich gegenüber direkter Verwaltung des Kirchenguts wieder auf erheblichere Austuung desselben an weltliche Lehnsempfänger. Auch das war im Sinne von Cluny, denn es verkürzte die unmittelbaren Einkünfte und die glänzende Lebensführung der geistlichen Herren; der Hauptzweck war allerdings, der Krone vermehrte leistungsfähige Kräfte für den Heerdienst zur Verfügung zu stellen, und dieser reale Nutzen blieb um so mehr gewahrt, als wenig später Konrad II. die Erblichkeit dieser Lehen sicher stellte. So verschlingen sich die Ziele und die Interessen in diesem Gegensatz der Zeitrichtungen auf eigentümliche Weise, und es wird wohl kein Historiker wagen wollen zu sagen, was Heinrich als vorausblickender Herrscher im Interesse des Reiches als das „einzig Richtige" hätte tun „müssen". Wenn er die Macht des Episkopats durchkreuzte, so ist dadurch und durch die Begünstigung der Cluniacenser in der Tat die spätere Machterhebung des Papsttums über die Kaiserkrone mit ermöglicht worden. Aber vorläufig hatten Papsttum und Cluny nichts miteinander zu tun, und für die Auffassung der deutschen Krone war der Papst der erste ihrer Bischöfe. Sie reihte ihn höchstens zu Aribo und dessen Genossen, soweit sie Schwierigkeiten von dort erwartete, und glaubte auch dem Papsttum durch die cluniacensische Reform beikommen zu sollen.

Und eben dies war das Streben Heinrichs III. Dieser Herrscher stand, weit hingebender und persönlicher als der zweite Heinrich, mit ganzer Seele in den cluniacensischen Idealen eines asketischen Lebens und dogmatisch verfeinerter Religiosität. Inzwischen war immer ausgesprochener die Weltverneinung überhaupt der Inhalt dieses Dogmas geworden. Für die cluniacensische Form des geistlichen Denkens war der mundus, als Inbegriff der Weltlichkeit und weltlichen Existenz, das Unwürdige und Niedere, der Feind an sich. Staatliche Tüchtigkeit, tapfere Großtat, wirtschaftlicher Fleiß, selbst männliche Tugenden jeder Art waren unnütze Dinge und „glänzende Laster", wie sie einst schon Augustin genannt hatte, dessen Lehre und Geschichtsphilosophie mehr denn je maßgeblich ward. Alle Freude an irdischen Leistungen, alle irdischen Bestrebungen überhaupt waren gleichwertig verwerflich, das Leben selbst ein Schmachten im Jammertal, das nur durch Askese und Kasteiung einigermaßen mit Trost erfüllt werden konnte und durch den Tod befreiende Erlösung fand. Ja, auch alle Wirklichkeit lag jenseits des sinnlich Wahrnehmbaren. Der übersinnliche jenseitige Gottesstaat war das real Bestehende und alles Vergängliche nur ein Gleichnis, eine Parabel mit dem Inhalt, den Unwert und die Trostlosigkeit des Mundus, der Irdischheit, zur höheren Herrlichkeit der überirdischen Wirklichkeit zu lehren. Die Kirche aber nahm in diesem Dualismus eine Mittlerstellung ein, indem sie zwar auch nur ein Gleichnis, das irdische Symbol des Gottesstaates, der „niedere" Gottesstaat sein konnte, jedoch als solcher berufen war, die Irdischheit zu leiten und zu regieren und sie aus ihrer Unwürdigkeit allmählich vorzubereiten, schließlich in den jenseitigen Gottesstaat, in die Erfüllung der Weltbestimmung, das himmlische und ewigdauernde Reich, welches auf die vier irdischen Weltmonarchien folgte, einzumünden. Dies ist die Gedankenwelt, welcher zuletzt noch, fast ein halbes Jahrtausend später, Raffael Santi, beraten durch hochstehende Gelehrte der Kirche, sein berühmtes Gemälde in den vatikanischen Stanzen gewidmet hat: die vereinigende Darstellung des oberen und niederen Gottesstaates, die Apotheose des mittelalterlichen Gedankens. Freilich hat dieses dogmatisch-philosophische oder wenn man will kirchengeschichtliche Bild von der durchaus nicht mehr mittelalterlichen Mitwelt, der umlebenden Renaissance gar nicht mehr verstanden werden können und geht daher unter der banalen Verlegenheitsbezeichnung als „Disputà" durch die Kunstgeschichte.

Indessen bewegten sich die Bestrebungen Clunys bei alledem auch wieder auf dem Boden praktischen Christentums, insbesondere wenn dies dazu diente, die Unzulänglichkeit der weltlichen Obrigkeit zu erweisen. Frankreich mit seinem schwachen Königtum war schon im 10. Jahrhundert ein Reich wüster Fehden und allgemeinen Landunfriedens geworden. Da nahm die Kirche, über die üblichen Kirchenstrafen hinaus, den Gedanken eines Landfriedens auf, der nun nicht mehr der

vom König kraft seiner Amtshoheit gebotene, sondern ein „Gottesfriede", eine treuga Dei (oder treva Dei, trève de Dieu) sein sollte. Sein praktischer Grundgedanke war, bestimmte Tage, Sachen und Personen von der Fehde auszunehmen. Zuerst kam ein solcher Gottesfriede
1031. in Burgund, dem Lande Clunys, zustande. Hier, wo sich Konrad II. mit der anerkannten Geltung seiner Herrschaft begnügen, die Einzelverwaltung dagegen wesentlich in den Händen der bisherigen Faktoren lassen mußte, sah er es eher als Gewinn, denn als Einbuße an, die auf den Gottesfrieden gerichteten Bestrebungen zu begünstigen. In Frankreich kam ein allgemeiner Gottesfriede durch das Zusammenwirken Odilos von Cluny mit französischen Bischöfen 1041 zustande, worin Waffenruhe jeweils von Mittwoch Abend bis Montag Morgen und für eine bestimmte Anzahl Wochen um die großen Feste herum ausgemacht wurde. Heinrich III. hat seit 1043 eifrige Ermahnungen und Bestimmungen im Sinne des Gottesfriedens erlassen, indessen noch ausdrücklich im Rahmen der königlichen Friedenshoheit; die eigentliche treuga Dei ist im Bereich des Imperiums erst seit 1081 in einzelnen Diözesen Westdeutschlands (S. 376) verkündet worden und nie eine allgemeine gewesen.

Agnes von Poitou stammte, wie früher Ludwig der Fromme seiner Jugenderziehung nach, aus jenem seltsamen südwestgallisch-aquitanischen Lande, wo sich heißblütige Sinnlichkeit, sprudelnde Phantasie, trotziges Selbstgefühl von jeher am nächsten mit den korrelativen Extremen der Askese, der Sinnenabtötung, der Devotion berührt haben und wo hierdurch alle Welt in zweierlei Arten von Radikalismus gespalten wurde. Sie selbst gehörte ganz dieser letzteren Richtung des Kampfes wider die angeborene Natur der aquitanischen Menschen an, stand in enger Hingabe zu Cluny, der Stiftung eines ihrer Vorfahren. Mit Heinrich war sie, insofern beide von König Heinrich I. dem Sachsen abstammten, in einem Grade verwandt, welcher unter Umständen der Kirche die Handhabe zu Ehetrennungen bot. In diesem Falle hat sie sich hierdurch nicht ernstlich beunruhigen lassen, und im Herbst 1043 führte Heinrich seine neue Gemahlin von der Westgrenze Burgunds, bis wohin er ihr entgegengezogen war, heim.

Es ist unmöglich, den seit dem Ehebunde mit Agnes noch gesteigerten Eifer Heinrichs III. für ein sowohl privates wie königliches Betätigen der cluniacensischen Ideale zu verkennen. Dieser körperlich zarte und schwächliche König kasteite sich und ließ vom Beichtiger seinen bloßen Rücken geißeln; das rauhe Gewand barfüßiger Büßer wurde ihm zu einem besonderen Ehrenkleid. Kein fahrender Spielmann, kein Sänger durfte bei seiner Tafel auftreten, unerbittlich wurden sie aus seinen Pfalzen geprügelt, zu einer Zeit, da die Bischöfe ihnen gerne lauschten und mit unbefangenem Vergnügen die Schwerttänze oder Taschenspielerkünste der männlichen und weiblichen joculatores und Gaukler sahen. 1047 warf der König dem zu Mainz versammelten Reichsklerus vor, daß alle geistlichen Grade vom obersten Bischof bis zum Türhüter hinab durch Simonie entwürdigt seien. Und da Konrad II. die ihrem Wesen nach aus alter Germanenzeit herrührenden Ehrengeschenke, die dem König dargebracht wurden, unbedenklich auch bei Besetzung geistlicher Stellen genommen hatte, beklagte Heinrich öffentlich, daß sein Vater, um dessen Seelenheil er schwere Sorge trage, so verdammlicher Habsucht gefrönt habe. Andererseits lag in diesen cluniacensisch beeinflußten Gedankengängen Heinrichs III. auch eine hohe Anforderung an sein Imperium: das universale und ökumenische Reich zu sein, welches als äußere Form dem Berufe der Kirche entsprechen könne, die irdische Vertreterin des himmlischen Gottesstaates zu sein. Zu den Kaiserauffassungen Karls des Großen, Ottos des Großen, Ottos III. gesellte sich eine abermals veränderte vierte, die jedoch ihre Ziele nicht minder weit steckte. So mußte es aber für Heinrich auch von dieser Seite her dringlich sein, die Kaiserkrone, das äußere Abzeichen des Imperiums, in Rom zu empfangen. 1046 zog er über den Brenner.

Er ließ einen tüchtigen Mann in bitterer Verstimmung zurück. Als Gozelo von Lotringen 1044 starb, stellte Heinrich die Teilung Lotringens wieder her, gab Oberlotringen dem älteren Sohne des Gestorbenen, Gottfried dem Bärtigen, Niederlotringen dessen unfähigem Bruder Gozelo, den man „den Feigen" nannte. (Beide Brüder führen denselben Namen, denn Gozelo ist nur die Koseform; diese Gleichnamigkeit von Brüdern ist jedoch im Mittel-

alter nicht selten.) Gottfried der Bärtige war neben seinem Vater und als dessen Stellvertreter der bewährte Vorkämpfer des Reiches gegen Odo von der Champagne gewesen, er fühlte sich durch die Schmälerung seiner Nachfolge als durch eine Ungerechtigkeit verletzt. Es kam zu Aufruhr und Krieg; nach der Unterwerfung des Herzogs, der eine Weile auf dem Giebichenstein in Haft gehalten wurde, und nach geschehener Versöhnung gab Heinrich Niederlotringen auch jetzt nicht ihm, sondern dem Grafen Friedrich von Lützelburg.

In Rom war Benedikt IX., dem mit 10 Jahren zum Papsttum beförderten Tuskulaner, dasselbe mittlerweile durch den Kampf gegen die lokale Gegenpartei verleidet worden und er hatte es an einen ihm verwandten Priester verkauft, der sich nun Gregor VI. nannte. Da dieser sonst ein ehrbarer und strenge denkender Mann war, hat er den Handel möglicherweise geschlossen, um nur den lasterhaften Benedikt vom Stuhle Petri herunterzubekommen. Die Gegenpartei hatte im Kampfe gegen Benedikt schon früher einen Papst, Silvester III., erhoben. Und da Benedikt trotz seines Handels schließlich nicht verzichtete, Papst zu bleiben, gab es somit drei Päpste. — Heinrich war im Oktober 1046 zu Pavia angelangt, wo er eine aus allen drei Reichen des

Abb. 215. Grabmal des Papstes Clemens II. (Swidger) im Dom zu Bamberg.
(Der obere Teil viel jüngere Erneuerung.)

Imperiums besuchte Synode Beschlüsse gegen die Simonie fassen ließ. Und am 20. Dezember sprach die kaiserliche Synode zu Sutri (im Kirchenstaat, wenig nördlich von Rom) Silvester und Gregor das Papsttum ab, am 23. Dezember eine weitere zu Rom auch dem Benedikt, welcher der Ladung nach Sutri nicht gefolgt war. Die Absetzung auch Gregors, als zweifellosen und geständigen Simonisten, war unumgänglich gewesen. Drei Päpste vor dem deutschen Kaiser in den Staub gesunken! so rühmen unsere leichtzufriedenen Geschichtsbücher, als ob dies damals schon eine Großtat hätte sein können und nicht die Absetzung von drei sich streitenden Päpsten leichter wäre als die eines fest im Amte sitzenden. Dann erhob Heinrich am 24. Dezember einen Mann nach seinem Herzen, den Bischof Swidger von Bamberg, zum Papst und ward von diesem, Clemens II., am nächstfolgenden Weihnachtstage mit Agnes in der Peterskirche gekrönt. Mit Swidger beginnt die Reihe von deutschen 1046.
Päpsten, durch welche den Rückfällen des Papsttums in lokale Parteifehden und in sittliche Lasterhaftigkeit endlich ein Ziel gesetzt wurde: von nun an steigt das universal und hierarchisch gerichtete, von strenger Auffassung des kirchlichen Berufs geleitete

Papsttum dauernd und rasch empor. Heinrich ging weiter nach Unteritalien, wo er die normannischen Grafen Rodulf von Aversa und Drogo, welch letzterer in Apulien Eroberungen gemacht hatte, als unmittelbare Lehnsträger unter das Reich stellte. Dadurch, daß er apulische Lehen vergab, verfügte er im Namen des Reiches über Gebiete der bisher griechischen Machtsphäre. Auf dem Rückwege erwirkte er noch in Rom, daß durch päpstliche Bulle vom 24. April 1047 dem Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen die gesamten nordgermanischen Länder als Kirchenprovinz unterstellt wurden.

Schon im Oktober starb Clemens II. in Italien, aber ließ sich in heimischer Erde bestatten, in seiner ehemaligen Bischofstadt Bamberg. Die Römer erbaten, ohne Störung durch Sonderparteiungen, von Heinrich einen neuen Papst, und er ernannte den Bischof Poppo von Brixen, Damasus II. Als dieser nach einem Pontifikat von drei Wochen starb, ernannte der Kaiser, an den auch die Römer wiederum

Abb. 216. Eherner Marktbrunnen zu Goslar mit dem Reichsadler.

sandten, den Bischof Bruno von Toul. Dies war ein alamannischer Elsässer, aus dem Hause der Grafen von Egisheim, aus welchem Heinrichs Großmutter, die Mutter Konrads II., stammte. Bruno erklärte nach etlichem Sträuben, was seitdem eine zuweilen drastisch gesteigerte, aber stets ungefährliche Anstandspflicht bei mittelalterlichen Erhebungen zu geistlichen Ämtern wurde, die Wahl anzunehmen, mit dem bescheidenen Zusatz: wenn auch die Römer ihn wählen würden. Dann machte er sich zu Fuß als demütiger Pilger auf den Weg nach Rom, wo er jubelnd empfangen und nach seinem Wunsch, ehe er das Pontifikat übernahm, noch gewählt wurde. Und so hatte er in fast unvermerkter Form einen wichtigen Sieg des Papsttums errungen: das Papstwahlrecht von „Klerus und Volk" zu Rom war wiederhergestellt, welches früher vorbehaltlich der höheren kaiserlichen Einsetzungsgewalt bestanden hatte, aber in den letzten Jahren ganz beiseite gelassen war. Am 12. Februar 1049 bestieg er als Leo IX. den Stuhl Petri. Mit ihm kam der junge Geistliche Hildebrand nach Rom zurück, ein um 1025 als Sohn von Landleuten geborener Toskaner, wahr-

Abb. 217. Die von Kaiser Heinrich III. gegen 1050 erbaute, im 19. Jahrhundert erneuerte Kaiserpfalz zu Goslar. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

scheinlich altlangobardischer Abkunft, und ein Schüler Gregors VI., dem er ins Exil nach Deutschland gefolgt war. Er war zu Worms dem daselbst neuerkorenen Papste vorgestellt worden, der ihn mit sich nahm. Mönch zu Cluny ist Hildebrand niemals gewesen und darf überhaupt nicht mit den Cluniacensern schlechtweg identifiziert werden.

Mit unermüdlichem Eifer machte sich Leo an die Reform der Kirche und an die Stärkung der päpstlichen Autorität. Er war ein Papst, der sich nicht auf Erlasse und Hirtenbriefe beschränkte, sondern fast fortwährend als sein eigener und bester Sachwalter und Visitator auf Reisen war, bald mit allem kirchlichen Prunk erscheinend und einberufene Kirchenversammlungen leitend, bald als barfüßiger Pilger zu heiligen Stätten wandernd, deren populäre Verehrung er erhöhte durch solche Demut, die ihnen das geistliche Oberhaupt der Christenheit erwies. Eine seiner Hauptsorgen war die Reform des Kardinalkollegiums,

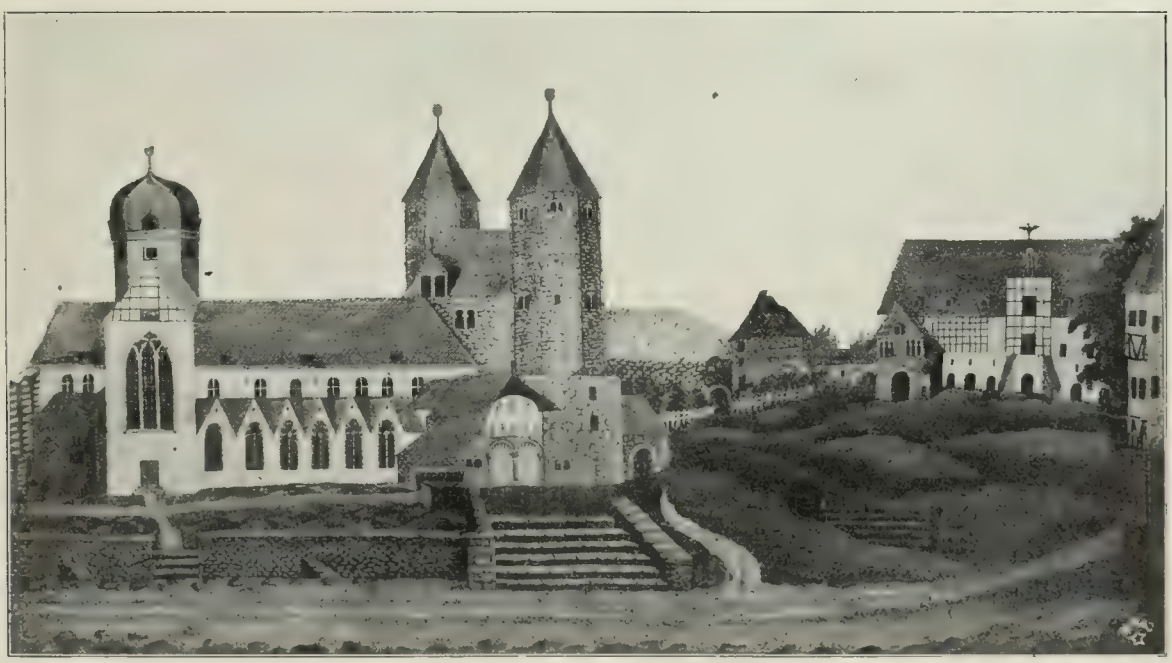


Abb. 218. Dom zu Goslar, erbaut von Kaiser Heinrich III. Davor die erhaltene, etwas jüngere Nord-Vorhalle. Rechts auf dem Hügel die Kaiserpfalz. Zustand der Gebäude um 1800, nach einer damaligen Abbildung. (Die besterhaltenen Teile des Doms aus Heinrichs III. Zeit sind die Westtürme mit ihrem Mittelbau.)

welchem besondere Aufgaben vorbehalten waren. Und dann ging er daran, dem päpstlichen Stuhl eine abhängige Schutztruppe zu gewinnen, die die Hilfe des Kaisertums entbehrlich machte. Dazu hatte er die Normannen Unteritaliens ausersehen, diese berserkerhaft tapferen, in ihrem noch ziemlich jungen Christentum eifrigen Leute, die schon aus geographischen Gesichtspunkten zu einer solchen Rolle die geeignetsten waren. Leicht gewann Leo die Hilfe Kaiser Heinrichs zu seinem Vorhaben, der ihm eine kleine Truppe zur Verfügung stellte, welche er nebst eigenen Söldnern gegen die Normannen führte. Es focht ihn nicht an, daß viele nicht verstanden, weshalb dieser strenge, fromme Papst so nach Kriegserfolg dürste und als Feldherr reite. Aber er ward am 18. Mai 1053 bei Civitale geschlagen und gefangen. Erst unter Zurücknahme aller gegen die Normannen getanen Schritte kam er wieder frei. Die Durchsetzung seines Planes mit Gewalt war diesmal mißlungen. Aber der rastlose Mann war nicht angetan, so bald zu verzichten; nun wollte er, wahrhaft großartig in der Wahl und Keckheit seiner Mittel, mit Hilfe des ältesten Feindes der römischen Kirche, des in Unteritalien gegen die Normannen ebenfalls interessierten Griechentums, zum Ziele kommen. Mitten in diesen Vorbereitungen ist er am 19. April 1054 gestorben. Von wenigen ganz verstanden, hinterließ er den jungen Kardinal Hildebrand als Erben seiner immensen Gedanken und Ziele.

Abb. 219. Geschonte Vorhalle des abgebrochenen Doms zu Goslar. Jetzt Aufbewahrungstätte von Resten und Altertümern aus dem Dom.

1054. Nach Leos IX. Tode war die Frage, wie der neue Papst ins Amt kommen werde. Die Römer dachten nur an die Einsetzung durch den Kaiser, und Hildebrand, viel zu klug sich zu widersetzen, führte persönlich die Gesandtschaft. Des Kaisers und Hildebrands Wünsche vereinigten sich, und Heinrich erhob den Bischof Gebhard von Eichstädt, Papst Victor II., dessen ergänzende Wahl in Rom er abermals zugestand.

Während alles dies aufgefaßt wurde als ungestörte und rühmliche Machtbetätigung des Kaisertums im vielwiderspenstigen Rom, verlor das Imperium auf anderen Gebieten schon für die Zeitgenossen an Ansehn. Heinrich dachte immer noch daran, die Lage in Ungarn wieder fester in die Hand zu nehmen, und als sich 1050 der bayrische Bischof von Regensburg auf eigene Faust in einen Ungarnkrieg verwickelte, nahm er dies zum Anlaß größerer Aktionen. 1050 ließ er die Grenzfeste der bayrischen Ostmark auf dem Felskegel von Hainburg neu ausbauen. 1051 rückte er mit gewaltigem Aufgebot, wozu auch Polen, Böhmen, Burgunder und Italiener herangezogen waren, in Ungarn ein, ohne doch bei großen Verpflegungs-

und Marschschwierigkeiten weit zu kommen. 1052 hielt ihn schon eine Belagerung von Preßburg fest und er kehrte ergebnislos heim. Andreas ließ sich zwar 1053 im Frieden zu allerlei Zugeständnissen an die Reichsautorität herbei, aber von ihrer Erfüllung war keine Rede. Übrigens kam 1052 Leo IX. über die Alpen, um zwischen dem Reiche und Ungarn als zwischen gleichberechtigten Staaten zu vermitteln.

Seit der Rückkehr von dem ersten Römerzuge hatte der Kaiser im Westen viel zu tun gehabt mit Gottfried von Lotringen, dessen Sache in den Grafen von Holland und Flandern tapfere und erfolgreiche Vorkämpfer und in dem König Heinrich I. von Frankreich einen Bundesgenossen gegen den Kaiser fand. Erst 1049 brachten dieser und die für ihn kämpfenden Bischöfe Gottfried zur Ruhe und in Haft, und Heinrich gab Oberlotringen nun an den Elsaßgrafen Gerhard, den Stammvater desjenigen Hauses Lotringen, welches dort bis 1738 geherrscht hat und durch Maria Theresias Hand auf den österreichischen Kaiserthron gelangt ist.

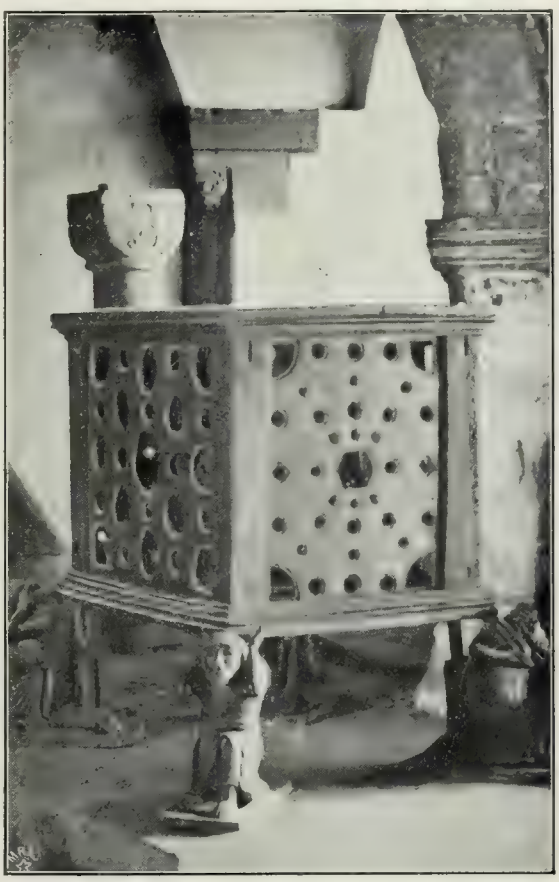


Abb. 220. Sogenannter Krodo-Altar aus dem alten Dom zu Goslar. Aufbewahrt in der erhaltenen Vorhalle (Abb. 219). Bronzearbeit des XI. Jahrhunderts. Die Löcher dienten wahrscheinlich zur Befestigung von Glas- oder Steinschmuck.

Gottfried aber fand noch eine andere Lebensaufgabe. Bonifaz von Tuszien, der aus einem eifrigen und treuen Beamten im Zusammenhange mit Heinrichs Papstpolitik allmählich zu einem etwas eigenwilligen Reichsfürsten geworden war, war am 6. Mai 1052 durch den Armbrustbolzen eines Mörders gefallen. Seine Witwe Beatrix, die einzige Tochter Friedrichs von Lotringen (S. 349), stand mit ihrem jungen Sohn und zwei Töchtern, denen sie das Erbe an Ämtern und Allod in Tuszien und der Lombardei zu erhalten hatte, allein inmitten feindseliger Vasallen und Nachbaren. Sie schlug ein, als ihr der berühmteste Haudegen der Zeit, Gottfried, seine Hilfe bot, und er stahl sich aus der noch andauernden Überwachung des Kaisers fort, um Beatrix' Gatte und Vormund ihrer Kinder zu werden.

1055 erschien Heinrich III. zum zweitenmal in Italien und hielt sich in Tuszien auf.

Gottfried, wegen dessen der Kaiser hauptsächlich kam, empfing ihn durch Botschaften voller Treuversicherungen und wünschte offenbar nichts, als Frieden in der neugewonnenen Stellung. Aber Heinrichs Haltung gegen ihn war so unversöhnlich, daß Gottfried aus Italien zu seinem alten flandrischen Freunde, Grafen Balduin, floh. Der Kaiser verweilte lange in Tuszien, übte die Regierung selber in durchgreifender Weise aus, Gottfrieds Befugnis als nicht vorhanden behandelnd, und suchte die Valvassoren durch Begünstigungen auf seine Seite zu ziehen. Beatrix zwang er, fortwährend im kaiserlichen Gefolge mit ihren Kindern zu weilen. Von letzteren starben damals die eine Tochter und der Sohn, nur eine Tochter blieb übrig: Mathilde, die berühmte Großgräfin und Freundin Gregors VII. Dem päpstlichen Stuhle gab Heinrich damals viel Gut zurück, was dieser als Patrimonium beanspruchte, aber seit langen Zeiten verloren hatte.

Wenn die bedeutenderen Herrscher des bisherigen Mittelalters am Anfang ihrer Regierung mit den deutschen Herzögen zu kämpfen gehabt und in ihren letzten Lebenstagen sich deren Gehorsams erfreut hatten, so zeigt die Regierung Heinrichs III. das umgekehrte Bild. Der Kaiser mußte schleunigst aus Italien heimeilen, weil geistliche

und weltliche Herren im Südosten, in Bayern und Kärnten, im Bunde mit den Ungarn sich offen erhoben und sogar die Ermordung des Kaisers, wie wenigstens berichtet wird, planten. Da fügte es sich, daß mehrere der Empörer gerade bei des Kaisers Heimkehr starben. Wieder fehlt, wie zur Zeit Herzog Ernsts von Schwaben, der Name Welf bei einer Verschwörung gegen den Kaiser nicht. Aber auch Herzog Welf, welchem 1047 Kärnten mit Verona übertragen worden war, lag getrennt von seinen Genossen todkrank in der Pfalz Bodman nahe dem Bodensee. Er gab, ehe er am 13. November starb, durch volles Bekenntnis dem Kaiser seine Mitverschworenen preis, welche bestraft wurden. Jetzt wurde es als erfreulich befunden, daß Gottfried sich noch immer versöhnlich zeigte, und der Kaiser war hierzu um so mehr veranlaßt, als Gottfried anderenfalls auf französische Hilfe rechnen konnte. So durfte er sich mit Beatrix wieder vereinigen und die Markgrafschaft Tuszien neu übernehmen, ohne daß das Verhältnis doch freundlich zu werden vermochte.

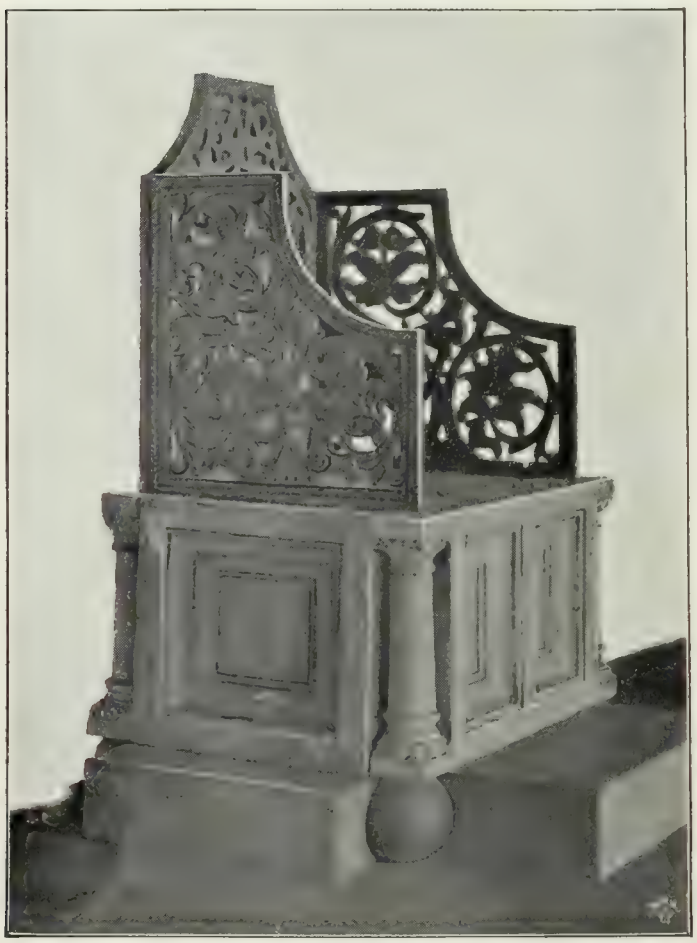


Abb. 221. Kaiserstuhl aus Goslar, 1811 mit den Domschätzen versteigert, seit 1883 wieder in der dortigen Kaiserpfalz. Steinerner Aufbau und bronzene Lehne. (Der Stuhl wurde 1871 von Kaiser Wilhelm I. bei Eröffnung des ersten Reichstags benutzt.)

Der einst seiner unvergleichlichen Macht so sichere Kaiser war trübe gestimmt und nachsichtig geworden, er fühlte sich einsam und freudlos. Es war sein Bestreben gewesen, die Sachsen durch vielen Aufenthalt im Lande und dortige Pfalzbauten, besonders am Harz, mit der stammfremden Dynastie auszusöhnen. In der rasch emporgeblühten Bergstadt Goslar hatte er einen wegen seiner ziervollen Anmut vielbewunderten Dom, den die Goslarer i. J. 1820 auf Abbruch verkauft haben, und ihm benachbart gegen 1050 eine stattliche Kaiserpfalz erbaut; diese Stadt, welche nachmals im 12. Jahrhundert als die größte der sächsischen Städte charakterisiert wird, sollte auch eine schöne Residenzstadt des Reiches werden. Aber die Sachsen und ihr durch Otto I. eingesetztes billungisches Herzogsgeschlecht nahmen das alles mit ausschließlichem Mißtrauen auf, um so mehr, als Heinrich sich in Niederdeutschland, anstatt für dessen politische Aufgaben, bisher nur für die kirchlichen des Erzbistums Hamburg-Bremen interessiert hatte. Dazu kamen schlimme Nachrichten aus den Slawengebieten; die Liutizen, welche neuerdings wieder aufsässig geworden waren, hatten in der sächsischen Nordmark ein gegen sie entsandtes Heer eingeschlossen und vernichtet. Dieser Schlag warf den zarten, durch die Art seiner Kasteiungen nicht gekräftigten Kaiser vollends nieder.

Am 5. Oktober 1056 verschied Kaiser Heinrich III., noch nicht 39 Jahre alt, auf der Pfalz Bodfeld am Harz, an deren Stätte man heute nichts mehr erblickt,
1056. als grünen Rasen, und wurde im Speyrer Dom, der der Vollendung entgegen ging, bei seinen Eltern beigesetzt. Sein Sohn Heinrich, mehrfach von den Fürsten als Nachfolger anerkannt, war noch nicht 6 Jahre alt; Agnes hatte diesen Sohn im siebten Jahre ihrer Ehe, am 11. November 1050, zu Goslar geboren. Die Gefahren,

welche für das Reich in den besonderen Regierungsidealen Heinrichs III. schlummern konnten, wurden nun dadurch akut, daß ihm selber allzufrüh die Zügel entfielen und auf den Thron ein langer Vormundschaftzeiten bedürftiges Kind, eine viel weniger stetige und ersprießliche Regentschaft, als einst für Otto III., nachfolgte.

Heinrich IV.

Kaiser Heinrich III. war nicht aus beruhigten und befestigten Verhältnissen abberufen worden, wie es beim Tode Heinrichs II. und Konrads II. der Fall gewesen war, sondern aus einem Reiche, das schon unter wie über der Bodenfläche Erschütterungen zeigte. Und Vormünderin, Regentin war eine junge, anlehnungsbedürftige, fremdländische Witwe, der für ihre erschwerten Aufgaben ihre feine kirchliche Bildung weniger zugute kam, als wenn sie etwa eine nüchterne, praktische Frau von starkem, einfachem Sinn gewesen wäre. Etwa nach Art der ledigen Frauen des sächsischen Kaiserhauses, welche als Äbtissinnen ihr Amt und die zugehörigen Güter ganz vortrefflich regiert, nebenbei noch manches Hübsche für die Kunst und zur Aufmunterung literarischer Persönlichkeiten getan haben und deren Religiosität robuster, aber nicht minder von Herzen kommend, als die der Kaiserin Agnes war.

Zuerst machte man sich in Rom die Dinge zunutze. Viktor II. starb 1057, und die Römer, welche noch 1054 so eifrig in der „Erbittung" des Papstes gewesen waren, erhoben ohne Umstände, auch ohne sich um Hildebrand zu kümmern, welcher bisher auf dem Boden der kaiserlichen Autorität zu stehen geschienen hatte, durch Zuruf den Kardinal Friedrich, einen Bruder Gottfrieds von Lotringen oder Tuszien, als Stefan IX. Auch dieser Verwandtschaft wegen war das ein Affront gegen die Reichsregierung und brachte übermächtig viel italische Gewalt in die Hand einer und derselben Familie. Stefan starb schon am 29. März 1058; er legte noch dem Klerus und Volk von Rom die Verpflichtung auf, die nächste Papstwahl in Hildebrands Hände zu geben, welcher sofort der Vertrauensmann auch dieses Pontifikats geworden war. Die Römer, d. h. die lokalen Tuskulaner- und Crescentiergruppen, wählten zwar dennoch eine Größe ihrer vereinigten Partei, aber Hildebrand berief eine Synode nach Siena, wobei man schon verkündete, daß Rom überall da sei, wo die Kardinäle versammelt seien, und hier wurde der von ihm vorgeschlagene Erzbischof von Florenz erwählt. Dieser nannte sich, abermals nach Vorschlag Hildebrands, Nikolaus II., und schon diese Namensanknüpfung an den Demütiger der Karolingen war ein Programm. Erst nach der Wahl wurde der Regentin Anzeige erstattet. Sobald die Besitznahme Roms und des römischen Stuhles durch den Erwählten von Siena gelungen war, wurde auf der nur von romanischen Geistlichen besuchten Lateransynode von Ostern 1059 das Papstwahldekret Nikolaus' II. erlassen. 1059.

Durch dieses wurde der Namensvorschlag des neu zu wählenden Papstes dem engen Kreise der Kardinalbischöfe anheimgegeben, die dann mit den Kardinalpriestern und Kardinaldiakonen die Wahl vollzogen. Der übrige Klerus und das Volk von Rom, d. h. der Laieneinfluß der Adelsfamilien, waren auf eine bloße „Zustimmung", eine nachherige Akklamation herabgedrückt, aus der sich das berühmte „habemus papam!" entwickelt hat. Dem Kaisertum blieb mit den Worten salvo debito honore nur eine „schuldige Ehrenbezeugung" durch Anzeige der Wahl gewahrt, welche ihm überlassen blieb, durch nachträgliche Zustimmung zu erwidern. Ferner wurde betont, daß der Papst aus göttlichem Willen Souverän von Rom sei, also nicht etwa der Kaiser, und unter geschickter Verwendung eines ganz anders gemeinten pseudoisidorischen Satzes wurde eingeschärft, daß der Papst, soweit irgend ein geeigneter vorhanden sei, de ipsius ecclesiae gremio, womit hier gemeint wurde: aus dem römischen Sprengel, zu wählen sei. Diese gegen etwaige neue deutsche Päpste gerichtete Bestimmung bekundete nach allem, was die von Heinrich III. erhobenen deutschen Päpste für den Aufstieg des Papsttums

getan hatten, die Hildebrandische Überzeugung, daß das Imperium unmöglich länger in den Bahnen Heinrichs III. beharren könne, aber auch zugleich den tiefinneren Gegensatz des romanischen Pontifikats gegen die Deutschen.

Die deutsche Regierung war über diese kirchenrechtliche Revolution — denn eine solche waren die Synodalbeschlüsse — immerhin derart empört, daß der Überbringer am Hofe nicht einmal empfangen wurde. Als Nikolaus II. auch noch die Normannenabsichten Leos IX. wieder aufnahm, erließ sie Verfügungen, die sein Papsttum ignorieren sollten. Aber weiter reichte es nicht.

Zwei Teile waren durch das Papstwahldekret vergewaltigt: auch die Lokalpartei. Sie sandte, als Nikolaus schon am 27. Juli 1061 starb, sofort zur Kaiserin und erbat einen Papst. Und da auch die lombardischen Bischöfe sie drängten, erhob Agnes nach deren Wunsch am 27. Oktober den Bischof Cadalus von Parma, Papst Honorius II. Hildebrand freilich war eiliger gewesen. Das Wahldekret kümmerte ihn in diesem Augenblick nicht, dies Verfahren war noch zu langwierig und die Haltung der Römer zu bedenklich. Er brauchte vor allen Dingen rasch, gleichviel auf welche Weise erhoben, und ehe ein anderer ernannt war, einen geeigneten Papst.

Die vorhin erwähnten Anknüpfungen Nikolaus' mit den Normannen hatte in dessen Namen Hildebrand vorgenommen. Der Schwager Richards von Aversa, Robert Guiscard, d. i. Schlaukopf, ein Bruder des S. 350 genannten Drogo, war 1057 in die Grafschaft von Apulien gelangt, hatte bei seinem weiteren Umsichgreifen in Unteritalien auch Besitzungen erobert, auf die der römische Stuhl Anspruch erhob, und war dem Bann verfallen. Nun brachte Hildebrands Klugheit einen Vertrag zustande, wonach Robert vom Banne gelöst, als Herzog von Apulien und Kalabrien, wie er sich bereits nannte, vom Papste bestätigt wurde und als Lehn vom römischen Stuhl gegen Zins und gegen die Lehnspflicht, den Papst militärisch zu schützen, seine gemachten und zu machenden Eroberungen empfing. Es war wieder die konstantinische Schenkung (oben S. 186), welche den Rechtsvorwand zu diesem unerhörten Abkommen hergeben mußte. Denn sie und die pseudoisidorischen Dekretalen sind zeitlebens die Waffen Hildebrands gewesen, und ob auch ihre Klingen, statt aus lauterem Stahl, nur aus Schlacke, aus trüber Fälschung bestanden, führte er sie vernichtend gegen das innerlich und äußerlich gefesselte Imperium.

Eine zweite Parteigängerschaft fand Hildebrand in der Lombardei. Parallel der von Heinrich II. geförderten Klosterreformbewegung im Sinne Clunys, welche sich gegen den fürstlich eigenwilligen und in manchem sehr weltlich denkenden deutschen Episkopat richtete, war in Oberitalien eine ebenfalls den Bestrebungen von Cluny verwandte Reformströmung im niederen Klerus entstanden, die gegen die wohllebige höhere, im ganzen reichisch gesinnte Geistlichkeit auftrat und bei den unteren Laienmassen sehr populär war. Das ihr anhaftende deutsch-feindliche, national-italienische Gepräge war schon von Aribert in seinem Kampfe gegen das Reichsoberhaupt eifrig gepflegt und benützt worden. Diese Kreise griffen den ihnen beigelegten Spottnamen der Patarener (von Pataria, dem Lumpensammlerviertel von Mailand) als Ehrennamen auf, ganz wie später die Geusen, und wurden um so mehr zu Parteigängern des römischen Stuhles, als von diesem seit Leo IX. und Hildebrands Einfluß die verwandten Richtungen deutlich geworden waren. Von Rom aus erschien 1059 in Mailand der Kardinalbischof Petrus Damiani, ein jüngerer ravennatischer Landsmann Romualds (S. 322) und unermüdlicher literarischer wie agitatorischer Vorkämpfer der asketischen Sittenreform, der als solcher dem überwiegend politisch und hierarchisch veranlagten Hildebrand mit selbständiger Bedeutung zur Seite stand. Er führte die Pataria in Mailand zum völligen Siege.

Mit der Reformpartei hatte unter den oberitalischen Bischöfen Anselm von Lucca Fühlung; zu diesem eilte Hildebrand nach Nikolaus' Tode, und nachdem er ihn für sein Vorhaben gewonnen, ließ er Anselm zu Rom unter dem Schutze der Normannen und Gottfrieds von Tuszien am 30. September 1061 in formloser Eile zum Papste erheben, als Alexander II. Nun war die Frage, ob dieser, der Lucchese, oder der Parmese, Papst Honorius II., und mit letzterem die reichische, bischöfliche, patariafeindliche Partei sich behaupten werde. In dieser gespannten Lage wurde die

bisherige Reichsregierung beiseite geschoben durch den Ehrgeiz eines deutschen Erzbischofs, Annos von Köln.

Bevorzugung durch die Kaiserin Agnes hatte zuerst ein Mann genossen, der, mit romanischem Wesen vertraut, ihr etwas Landsmännisches haben mochte, Graf Rudolf, dessen alamannisches und burgundisches Familiengut weithin zwischen dem Rhein, der Saône und den Walliser Alpen lag. Das 12. Jahrhundert, welches die Familiennamen der adligen Geschlechter aufbrachte und diese neue Sitte dahin ausdehnte, Namen hervorragender principes auch nachträglich noch mit einem bestimmten Burgsitz zu verbinden, hat ihn nach einem der alamannischen Güter Rudolf von Rheinfelden genannt. Ihm verlobte Agnes ihre Tochter Mathilde und setzte ihn auch zum Herzog von Schwaben ein.

Dieses Herzogtum war von Heinrich III. für den Fall der Erledigung einem inländischen Grafen Bertold aus uraltem, reichem schwäbischem Hause, welches man seit dem 12. Jahrhundert das der Zähringer genannt hat, zugesagt worden. Für diese Übergehung wurde Bertold 1061 durch Belehnung mit Kärnten nebst der Mark Verona entschädigt; andere kärntnische Marken waren schon unter besonderen Markgrafen selbständig geworden, 1035 die Steiermark, wie man sie nachmals nach der Burg Steir nannte, und 1040 auch Krain. Indessen die Familie der Eppensteiner war in Kärnten so mächtig, daß Bertold von Zähringen ebensowenig wie ein vor ihm ernannter Herzog zur wirklichen Ausübung des Amtes gelangte, und die Reichsregierung hat nichts dafür getan, den von ihr ernannten Herzog ins Amt einzusetzen.

Aus Agnes' Gedanken trat der mannhafte Schwiegersohn, zumal die fast als Kind vermählte Mathilde sehr früh starb, allmählich zurück. Eine fürstliche Witwe ihrer Art und ihres Seelenlebens wird sich immer mit dem Bestreben geistlicher Herren zusammenfinden, auf sie Einfluß zu gewinnen. Es war der Bischof Heinrich von Augsburg, der der mittelbare Leiter der Reichsgeschäfte wurde. Das aber regte die bittere Eifersucht Bischof Gunters von Bamberg auf, welcher früher der kaiserliche Hofkaplan gewesen war.

Gunter war ein vornehmer, glänzender Herr, welcher sich, wie ein Scholastikus erzählt, um den hl. Augustin und Gregor den Großen wenig kümmerte, aber gerne über „Attila und Amalung und ähnliche Ungeheuer" in alten Aufzeichnungen las, wie er denn selbst den Namen des sagenberühmten Burgundenkönigs trug. Er förderte auch die Dichtung der Zeitgenossen, und, großer Dinge und Abenteuer froh, hat er sich 1064 an einer von mehreren Tausend Bewaffneten begleiteten vornehmen Pilgerreise nach Jerusalem beteiligt; dort entzückten sich die Orientalen an der stattlichen Gestalt und dem schönen Gesicht dieses Deutschen und wurden nicht müde von ihm zu reden. Solche Bischöfe gab es noch in Deutschland, während Kaiser Heinrich III. sich geißelte und Hildebrand daran ging, den Episkopat in stummen Gehorsam zu zwingen.

Aber Heinrichs von Augsburg Bevorzugung erregte auch die Eifersucht noch Größerer, und aus ihrem Wettstreit ging durch eine Gewalttat Anno von Köln hervor.

Die Schreibung dieses Namens in den Quellen schwankt zwischen Anno und Hanno; doch wird ersteres die bessere Form und als sog. Koseform eines mit Ar oder Arn beginnenden Namens (wie Arnhold, Arnfrid) aufzufassen sein. Er war ein Schwabe, Beichtiger Kaiser Heinrichs III. gewesen und 1056 auf den Kölner Stuhl gelangt. Zu Annos Partei im Reiche gehörten Rudolf von Schwaben und Bertold von Kärnten, Annos Landsmann. Desgleichen der Sachse Otto, der mit den Billungen verwandt war und nachmals gern nach seinem Familiengut um Northeim (unweit Göttingen an der Hamburg-Frankfurter Bahn) benannt wurde; ihm hatte Agnes 1061 das Herzogtum Bayern übertragen. Die Bevorzugung des Augsburgers hatte der Kaiserin auch diese von ihr beförderten Männer abwendig gemacht. Mit Otto von Bayern und dem Grafen Ekbert von Braunschweig beriet Anno seinen Plan. Pfingsten 1062 weilte die Kaiserin mit ihrem Sohne auf der abwärts von Köln gelegenen Rheininsel, auf welcher 710 der hl. Switbert das nach ihm Switbertswerth genannte Kloster gegründet hatte; die heutige Stadt Kaiserswerth bildet keine Insel mehr, weil 1214

der eine der beiden Rheinarme durch einen Damm abgesperrt wurde. Auf schön geschmücktem Prunkschiff fuhr Anno mit einigen Begleitern den Strom hinab, der Kaiserin seine Aufwartung zu machen. Es wurde festlich gespeist, und nach aufgehobener Tafel lud Anno den jungen König ein, der damals 12 Jahre alt war, sein Schiff zu besehen. Dieser folgte gerne, während Agnes in der Pfalz blieb. Sobald man aber Heinrich im Schiff hatte, stießen die Schiffsknechte vom Ufer ab und legten sich mit aller Kraft an die schweren Ruder zur Bergauffahrt. Schon war das Schiff in der Mitte des Rheins, als Heinrich begriff; sofort sprang der mutige Knabe in den grünwirbelnden Strom, aber Ekbert von Braunschweig ihm nach und brachte ihn mit vieler Mühe wieder ins Schiff. So wurde der König nach Köln geführt; auch die Reichsinsignien hatte man heimlich mitzunehmen gesucht, aber nur den geringeren Teil gefunden. Agnes nahm den Streich fast apathisch hin. Sie lebte in wehrloser Zurückgezogenheit fortan ganz ihren frommen Übungen und verschmerzte die Regentschaft anscheinend ziemlich leicht; um ihren Knaben vorübergehend sehen zu dürfen, gab sie seinen Hütern noch freundliche Worte.

Aber auch Annos jetzt maßgebende Gewalt im Reiche und zumal die Art, wie er sie erworben, konnten auf die Dauer nicht ohne eine Gegenströmung bleiben, und im Sommer 1063 gewann diese die Oberhand. Als ihr Vertreter und Führer trat Adalbert von Bremen gleichberechtigt in die Regentschaft neben den Kölner.

Adalbert war einer der vornehmsten und bedeutendsten Männer des Reiches und der Kirche; es lag nur an ihm, wenn er 1046 nicht Papst wurde und hinter dem Bamberger zurücktrat. Mehr als das damalige Papsttum und das Leben inmitten des vielverwirrten Italien mit seinen weltlichen und geistlichen Parteien und Persönlichkeiten gefiel dem norddeutschen Grafensohne sein 1045 erhaltenes Erzbistum am sächsisch-friesischen Küstengestade und die große Aufgabe, die er diesem erfolgreich setzte, die kirchliche Metropole des germanischen Nordens, der dortigen Mission und kirchlichen Organisation zu werden. Er stammte aus dem Hause der Grafen von Goseck, war ein stattlicher, schöner Mann, stolz und liebenswürdig zugleich, ein Sieger über Herzen und Willen, in seiner Lebensführung heiter und glänzend. In den Augen des jungen Königs konnte vor ihm der nüchternkluge, seine Leidenschaft trotzdem wenig meisternde Anno mit seinem reizlosen Wesen als Mensch und seiner undiplomatisch offenen Herrschsucht nicht bestehen.

Nun kam ein anderes Wesen in das Reichsregiment. König Andreas von Ungarn hatte, von seinem Bruder Bela und einer altmadjarischen Partei bedrängt, in seiner Not Hilfe beim Reich gesucht, ward aber nebst der kleinen Mannschaft, die man zunächst sandte und in deren Geleit er nach Deutschland entkommen wollte, gefangen und dabei vom Schlage eines Roßhufes getötet. So wurde 1063 eine stattliche Reichsheerfahrt unternommen, welche Otto von Northeim als berufen durch militärische Tüchtigkeit und durch sein bayrisches Herzogsamt führte; Adalbert und der junge König nahmen persönlich teil und Anno blieb zu Hause. Bei Wieselburg, wo er mit den Seinen stand, ereilte Bela ein jäher Tod in der Aufregung der erwarteten Schlacht, und damit war aller Widerstand vor dem glänzenden deutschen Heere zu Ende. In Stuhlweißenburg wurde Andreas' Sohn Salomo von den Deutschen als König eingesetzt; Otto von Northeim brachte als Ehrengeschenk der Witwe König Andreas' das Schwert heim, von dem die Ungarn glaubten, es sei dasjenige Attilas.

Adalbert hat nicht viel Mühe gehabt, den ihn anschwärmenden jungen König zu lenken, auch nachdem dieser 1065 zu Worms nach fränkischem Recht mündig geworden war und die Schwertleite empfangen hatte. Freilich die italischen Dinge lagen dem Bremer fern. Den Erzbischof Anno als Reichsregenten hatte Petrus Damiani, sehr übereilt nach dem Sinne der Hildebrandischen Partei, zum Schiedsrichter zwischen Papst Alexander II. und Honorius II. angerufen, und Anno, persönlich erscheinend, hatte auf einer auch von zugezogenen Laien besuchten Synode von Mantua 1064 zwar für Alexander entschieden, jedoch, nachdem dieser ausdrücklich seine Wahl auf Klerus und Volk von Rom zurückgeführt, also das Papstwahl-

dekret verleugnet hatte. Es war also noch nicht alles verloren, wenn Heinrich IV. und sein Mentor die alte Kaiserstellung über den Päpsten zurückerobern wollten. Aber Italien war das Gebiet für Annos Eingreifen geworden, dieser auch mit Gottfried von Tuszien eng befreundet, und so vereitelte Adalbert, als auf einem Mainzer Tage von 1065, bald nach Heinrichs Wehrhaftmachung, ein Romzug beschlossen wurde, auf dem der junge König die Kaiserkrone holen und die päpstlichen wie die normannischen Angelegenheiten von Reichs wegen ordnen sollte, die Ausführung des Beschlusses.

Mehr und mehr kam Mißstimmung gegen diese souverän fortdauernde Regentschaft des Bremers auf. Allerdings leider nicht so sehr wegen der schlecht wahrgenommenen Reichshoheit über Italien und die päpstliche Kurie, als gegen Adalberts Person. Dieser ließ unbescheiden viel königliche Urkunden zu seinen Gunsten ausfertigen, Anno hatte das zwar auch getan, aber nun die Gelegenheit dazu verloren; und mehr Erbitterung noch erregte Adalbert durch seine Gewohnheit, in guter Laune und am liebsten bei Tisch, wenn der König bei ihm war, spöttisch und hochfahrend über alle anderen Fürsten herzuziehen und sie als habsüchtig oder undankbar gegen den König zu verleumden, der sie, wie er sagte, erst aus ihrem Mist emporgezogen habe. Die Fürsten beriefen eine Reichsversammlung auf Anfang Januar 1066 nach Tribur. Dort verlangten sie vom König, daß er Adalbert von seiner Seite tun oder sich seines Königtums begeben möge. So redete man schon mit dem Gekrönten und hatte bereits durch die Form der Einberufung in seine Rechte übergegriffen, es war der erste Anfang der Revolution. Die Führer waren Anno, 1066.
Siegfried von Mainz, Otto von Bayern, Rudolf von Schwaben und Bertold von Kärnten. Adalbert wollte zur Nacht mit Heinrich von der Versammlung heimlich entfliehen, aber ein Ministerial des Königs verriet es den Fürsten. Nach dem stürmischen Verlauf des nächsten Tages war nichts übrig, als daß Adalbert allein floh, der König blieb in der rücksichtslosen Gewalt der triumphierenden Fürsten. Die Vormundschaft der Kölner Partei ward tatsächlich wieder hergestellt über den schon mündig gesprochenen Herrscher. Die Scheu vor dem Begriff der Krone und deren Aufgaben kam immer tiefer herunter; als Heinrich IV. in demselben Jahre bedenklich erkrankte, zankten die Fürsten in begieriger Ungeduld, wer von ihnen der Nachfolger werde. Jeder wollte nur herrschen, niemand mehr einem Ganzen dienen.

Es waren schlimme Jahre für Heinrich und in Heinrich. Sie machten ihn verstockt und fast schlecht; mit niedrigen Vergnügungen und der ungeduldigen Gunst eitler Frauen, denen es schmeichelte, einen König in ihren Armen zu haben, tröstete sich der Knabe über sein unmächtiges und freundloses Dasein. Diese Jahre sind die Periode seiner Vergehungen, welche man mit der entrüsteten Vorliebe des Klerus für Einzelheiten bis über Heinrichs Tod hinaus nie müde geworden ist, sich mit ungesättigten Übertreibungen zu erzählen, und wovon infolgedessen die gegnerische Quellenliteratur wimmelt. Man hielt für gut, die Vermählung des erst 16jährigen mit Berta, der Tochter der Markgräfin von Susa, zu vollziehen, welche ihm schon in der Wiege von seinem Vater Heinrich III. verlobt worden war. In diesem Zeitalter war es nichts Ungewöhnliches, daß halbe Kinder heirateten; der altgermanische Brauch der späten Ehen war, wie so vieles andere, dem Einfluß, wie es scheint, romanischer Sitten gewichen. Heinrich wurde darum nicht anders, sah in Berta nur eine weitere Zuchtrute seiner Peiniger. Erst nach Jahren hat ihre sanfte Geduld sein vielmißhandeltes Gemüt bezwungen und so ist ihre Ehe noch eine schöne und glückliche geworden.

Dann kam ein Umschwung. Die Bischöfe, voran Anno, der Schiedsrichter von 1064, waren den cluniacensischen Kreisen in Rom doch zu herrschaftsübermütig geworden. Rom sah in ihnen Gefahr für die eigene hierarchische Oberherrschaft und drückte sie herab, was dem König vorläufig zugute kam. Ferner starb Ende 1069 Gottfried der Bärtige von Tuszien, dem seine Freunde in Deutschland 1065 bei

Friedrichs, seines Schwiegervaters, Tode Niederlotringen wieder erwirkt hatten und der sowohl von dort aus wie in Italien die starke weltliche Stütze der wiederhergestellten Vormundschaft war. Heinrich konnte Adalbert von Bremen wieder an den Hof ziehen, und nun fühlte er sich frei. Nun dachte er an Vergeltung und an vorbeugende Niederwerfung derer, die ihn in Ohnmacht gehalten hatten.

Auf Otto von Bayern, den Northeimer, ging er zuerst los, den bei vielen guten und tüchtigen Eigenschaften am ehrlichsten und unverhülltesten gegen Heinrich aufgetretenen Gegner aus den bösen Jahren. Otto war auch viel zu wenig Diplomat, als daß er seine bisherigen Bundesgenossen dauernd an sich zu ketten gewußt hätte; sobald Heinrich wieder obenauf kam, ließen sie ihn im Stich, und nun hatte er die ganze Schuld gehabt. Ein gewisser Egino trat auf und bezichtigte Otto, nach dem Leben des Königs getrachtet zu haben. Es scheint eher, daß dieser Ankläger Heinrich nur sehr gelegen kam und auf eigene Faust handelte, als daß er bestellte Arbeit lieferte.

So verlor Otto wegen Hochverrats sein Herzogtum und verfiel der Reichsacht. Nur sein Landsmann Magnus, der Sohn des billungischen Sachsenherzogs Ordulf, von jeher ein Widersacher Adalberts von Bremen, blieb dem so jäh gefallenen Manne treu. Sie dachten eine Zeitlang an offenen Widerstand, Otto befestigte seine Hasenburg am Habichtswalde (westlich von Kassel), aber 1071 ergaben sich beide doch und wurden gefangen gesetzt. Der König stand plötzlich mächtig im Reiche und die früheren Gegner drängten sich geflissentlich an ihn; Herzog Rudolfs Rat war es, **Bayern an Welf zu geben.**

Das alte Welfenhaus war mit dem 1055 gestorbenen Empörer erloschen; aber eine Schwester von diesem war an Markgraf Azzo von Este in der östlichen Lombardei verheiratet. Deren Sohn war es, der die bayrisch-schwäbischen Güter der Welfen übernahm und als Welf I. nun Bayern erhielt. So bestand das Haus in verjüngtem Stamm weiter und kam in der Reichsgeschichte wieder zu Einfluß.

Bald freilich verzichtete Heinrich auf die jetzt so beflissenen Freunde, welche ihn ehemals verfolgt hatten, und umgab sich mit Altersgenossen, die auch keine großen reichsfürstlichen Interessen wahrzunehmen suchten, besonders schwäbischen Grafensöhnen. So viel ihm dieser Umgang verdacht und seine Vertrauten verleumdet worden sind, so haben sie ihm doch alle makellose Treue bewahrt. Mit Rudolf und dessen Freunden Bertold und Welf ward das Verhältnis dagegen immer gespannter. Schon rüsteten beide Teile. Da vermittelte 1072 die Kaiserin Agnes, die in Rom den Schleier genommen hatte, noch einmal zwischen ihrem Sohne und ihrem alten Günstling. Sie kam zu diesem Zweck nach Worms, umhütet von einem dichten cluniacensischen Mönchsgehege, und huschte in diesem alsbald wieder davon. Auf einer neuen Zusammenkunft, am Palmsonntag 1073 zu Eichstädt, fand dann, in Frühling- und österlicher Festtagstimmung, eine noch herzlichere Aussprache und Versöhnung zwischen dem König und den Herzögen statt. Als hochwichtiges Ereignis trugen es weithin in Bayern, Schwaben und Franken die klösterlichen Erzähler in ihre knappen Jahreschroniken ein, und alles schien gut. In der Tat wurde dieser Friedenschluß, wenn er auch nur ein Waffenstillstand sein konnte, zur vorläufigen Rettung für den König, denn wenig später brachen die **Sachsen** los.

Heinrich hatte das Verhalten seines Vaters gegen die Sachsen fortgesetzt, war oft und wirklich gern im Lande, kannte den großen, unbesiedelten Reichsforst des Harzes von häufigem Waidgang und hatte an dessen Nordabhang, östlich unweit Goslar, zwischen 1065 und 1069 eine prächtige Pfalz, die **Harzburg**, erbaut. Die Sachsen sahen in ihr nur eine weitere Zwingburg. Wie wenig sie es sein sollte, geht schon daraus hervor, daß in ihrer Pfalzkirche das gleich nach der Geburt gestorbene erste Söhnchen aus Heinrichs IV. Ehe bestattet und ebenso die Gebeine eines früh verstorbenen jüngeren Bruders Heinrichs dorthin

übertragen wurden. Diese Burgkirche war ein prachtvolles Bauwerk, das mit manchem bischöflichen Dom wetteifern konnte, und Heinrich hatte hochverehrte Reliquien von Aachen dorthin übertragen lassen; es ist, als habe er den Sachsen ein inländisches Aachen schaffen wollen. Ferner erbaute er den Sachsenstein bei Sachsa, den Spatenberg bei Sondershausen, die Heimburg bei Blankenburg, die Hasenburg bei Nordhausen; die wichtige Saalefeste, der als Fürstengefängnis viel benutzte Giebichenstein wurde umgebaut. Heinrich wollte durch dieses alles auch in Sachsen das Königsgut ansehnlich versorgen und ausstatten und als rechter residierender König im Lande angesehen werden. Aber er reizte diejenige Eifersucht nur, die er beschwichtigen wollte, daß ein Fremder König sei.

1072 war der alte Sachsenherzog Ordulf gestorben, aber Heinrich konnte sich nicht entschließen, des Northeimers Freund Magnus aus einem Strafgefangenen zum Herzog des schwierigsten Stammesgebietes zu machen. Im ganzen Lande wurde das Unmöglichste und Unklarste über Gewaltabsichten geredet, und als im Frühjahr 1073 der vielfältig gehaßte Erzbischof Adalbert starb, wuchs die Erregung nur, denn jetzt war des Königs zuverlässigste und mächtigste Stütze in Niederdeutschland dahin. Als im Sommer 1073 eine Heerfahrt gegen die Polen, welche mit Böhmen nicht Frieden hielten, ausgeschrieben wurde, ging bei den Sachsen das Landgeschrei: das gehe wider sie. Obwohl doch der König in Frieden auf der Harzburg saß, was er bei so gewagten Plänen unmöglich konnte. Otto von Northeim war seit 1072 der Haft entledigt; er berief eine von Tausenden besuchte Tagfahrt, die nahe bei Eisleben stattfand, redete von einer Erhöhung im Gelände herab zum Aufruhr als Notwehr, 1073.
und die ganze Menge zog alsbald, um den 1. August, vor die Harzburg.

Bei Heinrich war gerade Herzog Bertold, um auf Grund der Versöhnung von Eichstädt Schritte zu tun, in die wirkliche Regierung von Kärnten zu gelangen. Der alte Fürst übernahm es für den König, mit den Drohenden zu verhandeln. Er sprach mit schwäbischer Eindringlichkeit versöhnlich und abmahnend auf sie ein: ihr Unternehmen werde ihnen zu viel werden, denn derlei hätte sich nie ein Volk herausgenommen und das Reich werde es nicht dulden. Noch sei es Zeit, daß sie friedlich nach Hause gingen und ihre Sache, soweit sie gerecht sei, nicht verunehrten. Sie selbst dürften die Tagfahrt bestimmen, wo dann die Fürsten des ganzen Reiches beraten könnten, wie weit der König ihre Beschwerden abzustellen habe. Aber die Sachsen waren auch in ihrer Selbsthilfe vor allem Partikularisten: ihre Sache sei nicht die der Fürsten, war der kurze Sinn von Ottos Antwort. Der König breche die Burgen wieder ab; vorher keine Verhandlung, sondern nur Kampf, der Tod oder der Sieg!

Daraufhin packten die in der Burg Eingeschlossenen die Reichsinsignien ein, und in der Nacht vom 8. auf den 9. August verließ Heinrich mit Bertold und seinen sonstigen Gästen die schöne Heimstätte, die er abbrechen sollte, nachdem er sie soeben mit so großer Sorgfalt erbaut. Die eigentliche Besatzung blieb zurück und behielt alles, was irgend an Vorräten vorhanden war. Die Sachsen hatten wohl nicht erwartet, daß der König nach der Gebirgseite hin entrinnen könne, und dort ihre Wachen lässiger aufgestellt; auch haben in derartigen Volksaufgeboten die Posten von jeher auf ihren nächtlichen Schlummer nicht verzichten mögen. Der kleine Zug kam ungehindert aus der Burgpforte und gewann den Wald. Auf kaum bemerkbarer Fährte schritten der König und die Seinen, ein Jäger voran, durch die Wildnis, auch jenseits des Harzes den Ortschaften ausweichend, alle hungernd, matt, die bloßen Schwerter in der Hand. Bei Eschwege vorbei kamen sie endlich am 13. August nach Hersfeld, und hier erst in dem behaglichen Kloster auf fränkischer Erde gönnten sie sich Rast.

Den Fürsten, deren Führer jetzt Siegfried von Mainz und Rudolf von Schwaben wurden, war der Sachsenaufstand nur gut, wieder das Reichsregiment in die Hand zu bekommen. Während ganz Sachsen und Thüringen ihren Aufstand vollends organisierten, brachte es der König, so sehr er zu rascher Tat drängte, immer nur zu Tagungen, die wieder auf neue Tagungen vertrösteten, und auf diesen Hoftagen gefiel man sich darin, ihm die schwersten Vorwürfe zu machen, ihn schon wie einen Verurteilten zu behandeln. Er war so gut wie verlassen. Zu Weihnachten 1073 berief Siegfried von Mainz als Erzkanzler des Reiches, dem es zustand, zur Königswahl auszuschreiben, im ungetrübten Einverständnis mit den aufrührerischen Sachsen die Fürsten des ganzen Reiches nach Mainz. Heinrich, der alles auf dem Spiele stehen sah, eilte an den Rhein, um wenigstens in der Nähe zu sein. Und da nun begab sich völlig Unerwartetes. Eine ganz neue Partei ward plötzlich sichtbar

und begann selbständig mitzutun. Als Heinrich gegen den Rhein kam, rückten die Bürger des blühenden Worms, der größten deutschen Stadt neben Köln, in waffenglänzendem Zuge aus und holten jubelnd den König in ihre Mauern, nachdem sie vorher den Bischof und Stadtherrn vertrieben hatten, welcher zur Fürstenpartei hielt.

An jenem Tage geschah etwas Großes in der deutschen Volksentwicklung: das städtische Bürgertum war auf dem Plan erschienen und trat als eigener Stand in die Ereignisse ein. Und überall begann es in den Städten sich zu regen. So überraschend und verblüffend wirkte diese Erhebung, daß nicht nur die stadtsässigen Bischöfe, sondern überhaupt die Fürsten nicht mehr wagten, nach Mainz zu gehen; die wenigen, die gekommen waren, brachen ohne Ergebnis rasch wieder auf. Dafür ging durch die deutschen Städte die Nachricht von den Zollbefreiungen an königlichen Maulstätten, welche das dankbare Reichsoberhaupt dem Handel der großen rheinischen Kaufmannstadt gewährt habe. Nun war es wieder Heinrich, welcher Reichsversammlungen berief. Trotzdem kam er mit den Fürsten, als sie auf den Tagungen beisammen waren, nicht weiter, vielleicht, weil er zu demütig bat, es zu versöhnlich meinte, zu viel zugab, unerschöpfliche Reue über alles bekannte, was je über ihn behauptet war. Der Ausgang war der schmähliche, die Monarchie tief niederbeugende Friede mit den Sachsen zu Gerstungen vom 2. Februar 1074, der die Nieder-
1074. reißung der königlichen Burgen, die Einsetzung Aller in die ihnen zustehenden Güter und Ämter, auch Ottos von Northeim in Bayern, und die Ausschließung von „Fremden" bei sächsischen Angelegenheiten zugestand.

Die Zerstörung der Burgen sollte durch königliche Ministerialen geleitet werden, welche abhängige, herrendienstpflichtige Bauern dazu aufboten. Die alten deutschen Burgen sind auf diese Weise gebaut worden und so sollte in diesem Falle auch der Abbruch geschehen. Aber die der Harzburg benachbarten Bauernschaften brachen alle Ordnung, stürmten in wilden Haufen auf den Burgberg, raubten die Kostbarkeiten, zerschlugen Altäre und Reliquienbehälter, rissen die modernden Gebeine der kleinen Königsknaben aus den Grüften im Burgmünster und zerstreuten sie, legten Feuer an und ließen nicht bloß das schöne Burggebäude, dessen geordneter Abbruch doch nur zugestanden war, sondern auch das geweihte Münster in Flammen aufgehen. Es ist ja stets schon ein Sieg, wenn die andere Partei sich allzusehr vergißt. Als der jetzt aufs äußerste gebrachte König, nach vergeblich geforderter Genugtuung, gegen die Sachsen marschierte, da konnten angesichts der geschehenen Schandtat und Heiligtumsverletzung die Fürsten und Bischöfe nicht gut anders, als Heeresfolge leisten. Außerdem hatte man läuten hören, daß Otto von Northeim König werden wolle, und das lag durchaus nicht in den Wünschen Rudolfs von Rheinfelden und seiner Partei. An dem grimmigen Schlachttage vom 9. Juni 1075 an der Unstrut, auf den weiten nordthüringischen Hochflächen, wo ganz in der Nähe auch die Schlacht von Langensalza 1866 geschlagen worden ist, stand Heinrich mit allen Stämmen des Reiches, auch den Böhmen, gegen den sächsisch-thüringischen Heerbann unter Otto von Northeim. Als erstes Treffen kämpften die Schwaben, die um diese Zeit schon ein altes Ehrenrecht behaupteten, als die vordersten in den Schlachten des Reiches zu stehen. In solchem Umfang war seit Jahrhunderten nicht mehr von Deutschen gegen Deutsche gefochten worden. Trotz Ottos Umsicht und Ungestüm siegte der König; die
1075. Quellen geben die gefallenen Sachsen und Thüringer auf 8000 an. Dann drang der König durch das widerstandslos gewordene Land bis nördlich vom Harz vor.

Inzwischen drängten die Fürsten auf Entlassung ihrer Truppen in die Heimat und versprachen, als Heinrich willfahrte, auf den 22. Oktober zur Fortsetzung der Heerfahrt zu erscheinen. Freilich Rudolf, Bertold und Welf entschlugen sich ihres

Wortes. Die beiden Erstgenannten hatten sich für das „Blutvergießen“ an der Unstrut 40tägige Fasten als Buße auferlegt und dachten plötzlich sehr zart über Bürgerkriege und alles dahin Gehörige. Aber andere folgten um so stattlicher dem von jungem Ruhme umglänzten König, und die Sachsen hatten überhaupt genug. Sie unterwarfen sich schon am 26. Oktober, und auf der Ebene südlich von Sondershausen ließ der König sie eine beschämende Sühne durchmachen.

Derlei Schimpfstrafen lagen im alten deutschen Herkommen und wirkten doch auch anders, als unsere Zeit sie vertragen würde. In zwei sich gegenüberstehenden Fronten waren des Königs siegreiche Truppen aufgestellt, und hindurchziehen mit den bloßen Füßen der Demütigen mußten Otto von Northeim, Magnus und sein Bruder Hermann, die geistlichen Fürsten von Magdeburg und Halberstadt, welche eifrige Häupter des Aufruhrs gewesen waren, und viele andere vornehme Herren, ein moralisches Spießrutenlaufen bis vor den thronenden König. Leben, Leib und Habe waren allen gesichert worden. Es war ein äußerlich glänzender Triumph, und ein Dichter des Zeitalters hat denn auch den Sachsenkrieg in vergilischen Versen gefeiert.

Derjenige, welchem Heinrich dies alles, sowohl wegen ansehnlichen Lehnsaufgebots, wie infolge seiner geschickten Vermittlung wesentlich zu danken hatte, war Gozelo oder Gottfried der Höckrige, der Sohn Gottfrieds des Bärtigen von Niederlotringen und Tuszien. Er war dem Vater in beiden Ämtern wie in der Grafschaft Verdun, aus welcher dieses Haus stammte, 1069 nachgefolgt. Aber nicht in der Gesinnung; der Vater hatte Heinrichs Jugend zerstören helfen, der Sohn hielt treu zu ihm. Die Schwester Gottfrieds war mit dem Grafen Eustachius von Boulogne vermählt und ist die Mutter des Kreuzfahrers Gottfried „von Bouillon“ geworden. Der Herzog selbst war seit 1069 mit seiner Doppelstiefschwester Mathilde vermählt, was der Vater noch betrieben hatte. Aber seine junge Vermählte, die nebst ihrer Mutter Beatrix ganz unter befreundetem geistlichem Einfluß stand, hatte keine größere Sorge, als daß sie das höchst beträchtliche Erbgut ihrer Väter, des Hauses Kanossa, dessen Hauptmasse in den Grafschaften Mantua, Reggio, Modena und Bologna lag, dereinst dem Stuhle Petri vermachen konnte, und war 1071, ihren Gemahl verlassend, nach Italien zurückgekehrt. Diese persönlichen Eheerlebnisse trugen dazu bei, den Herzog Gottfried erst recht treuköniglich denken zu lassen, denn längst richtete sich jene ganze Welt, worin Mathilde lebte, mit unverhüllter Deutlichkeit gegen den benöteten König.

In Rom war Alexander II. am 21. April 1073 gestorben; tags darauf wurde Hildebrand durch einen entweder spontanen oder geschickt von seiner Partei in Gang gebrachten Volksauflauf tumultuarisch zum Papst ausgerufen. Man erwartete Großes von ihm und legte ihm den Papstnamen Gregors I. bei, des berühmtesten aller Päpste; denn im 11. Jahrhundert gaben die, die den Papst einsetzten oder wählten, ihm auch den pontifikalen Namen, wobei aber natürlich der Wunsch des Betreffenden mitsprechen konnte. So wurde Hildebrand Gregor VII. Von verschiedenen deutschen und italischen Bischöfen wurden Anstrengungen gemacht, König Heinrich IV. zu einem Einschreiten gegen die Wahl zu veranlassen. Aber vergebens. Heinrich sandte vielmehr zu Gregors feierlicher Papstweihe einen Vertreter und erkannte ihn mit brieflichen Wendungen an, die ungefähr soviel sagten, als hätte er ihn Papst von Gottes Gnaden genannt.

Das waren Huldigungen, welche ganz dem fahrigen und alles übertreibenden Wesen des jungen Königs entsprachen. Und wenn man vom Standpunkte der nationalen Geschichte und des Imperiums den schließlichen Gesamtverlauf der Beziehungen von Kaisertum und Papsttum seit 1046 oder schon seit Otto I. beklagenswert findet, so ist hiergegen nichts einzuwenden. Aber das alles ist nichts weniger als „unbegreiflich“. Sobald die deutschen Herrscher die gesetzlichen Grundlagen des Papsttums studierten, so trafen sie erstlich auf die großen Fälschungen, welche sie für echt halten mußten, und zweitens auf Präzedenzfälle, durch die ihre eigenen Vorgänger sie banden. Zudem waren sie mittelalterliche Christen und keine im Protestantismus oder auch Liberalismus erwachsenen Menschen des 19. oder 20. Jahrhunderts, und standen mitten im Werden der Dinge, anstatt wie wir ihre Ergebnisse zu überblicken. Die Verehrung, welche sie den Päpsten um so rückhaltloser entgegenbrachten, je mehr die letzteren makellose und hochstrebende Persönlichkeiten waren, ehrt diese deutschen

Herrscher selbst, im Gegensatz zu manchen geistlichen Herren und italischen Laiengroßen, denen der Papst um so bequemer war, je weniger er als Mensch taugte. Und solche religiös beigemischte Verehrung schloß naturgemäß ein hingebendes Vertrauen auf ersprießliches Zusammenwirken ein. Heinrich IV. kannte den mehrfach am deutschen Hofe gewesenen Hildebrand unzweifelhaft aus seiner Knabenzeit, und es tritt noch in späteren Kundgebungen unverkennbar hervor, daß ihm jener nicht nur einen großen, sondern auch einen im freundlichen Sinne imponierenden Eindruck gemacht hatte. Ein einfacheres, sehr verständliches Motiv kam hinzu: Heinrich, 1053 gekrönt, hieß jetzt 20 Jahre König, regierte 17, und war immer noch nicht Kaiser. Er hatte über den Wirren seiner Jugend länger warten müssen, als irgend ein anderer seit Otto I., und das hatte etwas Beschämendes. Es zu werden war aber nur Aussicht, wenn Friede im Kampf um die Besetzung des römischen Stuhles und Friede mit diesem wurde. Das ist die eine Seite der Sachlage. Die andere ist: von Otto I. bis auf Heinrich III. war die kaiserliche Autorität über den römischen Stuhl nicht nur rechtlich aufrecht erhalten, sondern unter dem letzten Kaiser sogar noch gesteigert, 1064 (vgl. S. 358) wenigstens gewahrt worden. Diese unbeschadet aller Verehrung und Hoffnung auf Zusammengehen auch gegenüber dem Pontifikat eines Hildebrand zu verteidigen, war die Heinrich IV. gestellte Aufgabe und die Entscheidung hierüber 1073 noch nicht gefallen.

Anders Hildebrand. Seine erste Äußerung als Papst über Heinrich spricht davon, ihn „in die Liebe zur Kirche zurückzurufen, sowie zu einer würdigen Regierung anzuleiten und auszubilden (instruere et expolire)". Dies ungestört vorzubereiten, gewann er allerdings zwei Jahre Zeit. Wie konnte der, der im Reichsbürgerkrieg lag und den man andauernd absetzen wollte, alle Aufmerksamkeit auf vorbeugende Schritte gegen verhüllte römische Gefahren richten? Zumal die, gegen welche er kämpfte, alles eher als hildebrandisch und cluniacensisch gesonnen waren, vielmehr, soweit es die Bischöfe waren, nach Durchsetzung ihres eigenen Beliebens strebten. In seinen Kämpfen bis 1075 hat Heinrich vielmehr geglaubt, die Hand des Papstes fassen und sich über die Fürsten hinweg mit diesem verbünden zu sollen. Deshalb hat er in seinem Briefwechsel mit Gregor, nach seiner leidigen Gewohnheit der bittenden Selbstdemütigungen, die ihm aus der bösen Zeit bei Anno übrig geblieben sein mochte, die Stellung des Papstes durch überschwengliche Ausdrücke erhöht und sein Jugendleben sowie das bisherige kirchenpolitische Verhalten seiner Regierung als sündhaft bezeichnet.

Gregor hatte unablässig die Sätze Pseudoisidors vor Augen. Aus ihnen und eigenen Neuformulierungen hat er eine Art stilles Programm zusammengestellt, welches sich als Dictatus papae in seiner erhaltenen, von ihm selbst gesammelten politischen Korrespondenz findet. Darinnen stehen mit dürren, lapidaren Worten: das Recht des Papstes, die Kaiser abzusetzen; die Unabsetzbarkeit des Papstes und daß keine Instanz über diesen richten könne; die Gewalt, die Untertanen Übelgesinnter vom Treueide zu lösen; das Recht, die Entscheidungen aller Anderen autoritativ zu verwerfen; die eigene päpstliche Unfehlbarkeit. Auf einer Synode vom Februar 1075, zur Zeit, da der König in der schwersten Bedrängnis war, erließ Gregor sein Verbot der Investitur. Damit untersagte er, daß ein geistliches Amt aus Laienhänden empfangen werden könne. Das bezweckte, die Bischöfe und großen Äbte gänzlich aus dem Reichsgehorsam zu lösen, auf deren Vasalleneigenschaft, die bei jedem Todesfall wieder erlosch und neu zu vergeben war, bisher die Macht der Krone im Gegensatz zu den noch weit eigenwilligeren, erbliche Familienpolitik treibenden großen Laienfürsten vornehmlich beruhte. Anstatt ihrer Abhängigkeit von der Krone und ihres wenn auch oft ehrgeizigen Interesses am Reiche wollte Gregor ihnen die materielle Abhängigkeit vom Papsttum aufzwingen.

Allmählich verschoben sich die Parteien. Nicht die Bischöfe näherten sich dem Papste, dagegen die Herzöge Rudolf und Bertold, die an Gregor keinen hierarchischen Oberherrn, wohl aber eine mächtige Rückendeckung finden konnten. Eben ihre Annäherung an den Papst wollte Heinrich durch seine eigenen überbeflissenen Briefe an Gregor überbieten. Freilich vergeblich. Die Kirche tat den neuen Fortschritt, wie früher schon in den Normannen und in dem älteren Gottfried von Tuszien, nun

mitten in Deutschland ihre Vorkämpfer und Schutztruppen zu finden. Damit kam endlich auch die parallel gehende cluniacensische Reformbewegung für das rechtsrheinische Deutschland in volleren Fluß, und Schwaben, wo Rudolf der Landesherzog, Bertold von Zähringen mit seinem großen Hausgut der mächtigste Grundbesitzer waren, ward ihr gelobtes Land.

Heinrich erblickte nach der Unterwerfung der Sachsen im Herbst 1075 keinen akuten Gegner mehr, er war freier und in seinem Herrscherbewußtsein sicherer, als er in seinem vielgehetzten jungen Leben jemals hatte sein können. Nun sandte er ohne Verweilen einen dringenden Brief über den andern, der die Kaiserkrönung von Gregor verlangte. Dieser antwortete am 8. Dezember mit Anklagen wegen ausgeübter Investitur, sowie mit abgestandenen Vorwürfen gegen Heinrichs jugendliches Privatleben, worüber Gregors zum Teil sehr freundliche Briefe bisher doch geschwiegen hatten. Ja, derselbe wie ein Blitz aus heiterem Himmel kommende Brief deutete das Recht des Papstes an, den König der Vollmacht zur Regierung zu berauben, und der Anfang fügte zu dem formelhaft ständigen päpstlichen Gruß und Segen „salutem et apostolicam benedictionem“ einen ganz ungewöhnlichen, herausfordernden Zusatz hinzu: falls der Adressat dem päpstlichen Stuhle gehorche. Die Kaiserkrönung wurde trotz der Heinrich vorgeworfenen Unwürdigkeit zum Herrscheramt nicht glatt verweigert, nur dilatorisch behandelt; der Zweck war, Heinrich vorher in unerhörte Demütigungen und Zugeständnisse zu beugen. Die selbstanklägerischen, überdevoten Briefe, welche Heinrich früher gesandt hatte, und die einseitige Ungeduld, womit er jetzt vor allen Dingen nur einmal Kaiser werden wollte, konnten dazu freilich ermuntern, und Heinrichs großer Erfolg im Reich trieb zur Eile an. Aber der Bogen war doch überspannt, denn Heinrich war in diesem Moment der triumphgeschwellte Sieger.

Er berief die Reichsfürsten zum 24. Januar 1076 nach Worms. Charakteristisch ist es, wer kam: von den weltlichen Fürsten nur Gottfried von Lotringen, dagegen die Erzbischöfe von Mainz und Trier und die große Zahl von 24 Bischöfen. Sie wußten alle, daß auch ihre Sache auf dem Spiele stand.

Man hatte genug vorzubringen gegen diesen Papst, der plötzlich ein so sorgfältig, von langer Hand vorbereitetes Arsenal von Anklagen enthüllte. Da war die mangelhafte Art seiner Erhebung, war manches in seiner innerkirchlichen Verwaltung. Wenn die an der Seite ihrer sächsischen Landsleute stehende Magdeburger und sonstige niedere Geistlichkeit in ihrer Kampfliteratur die Jugendvergehen Heinrichs übermäßig entstellt hatte, so versäumte der episkopale Klerus auch nicht, die intime Unzertrennlichkeit Gregors und der frommverzückten Mathilde von Tuszien sich, wenn auch wahrscheinlich viel zu plump, auszudeuten. Und jedenfalls hatte man ohne weitere subjektive Auslegung das Recht, von einem „skandalösen Zusammenwohnen und Zusammenleben mit einem Weibe“ als offenkundiger Tatsache zu sprechen. Denn auf die erste briefliche Andeutung hin hatte Gregor in umgehender Antwort vom 3. Januar 1074 Mathilde und ihre Mutter eingeladen, nach Rom überzusiedeln. Sie waren rasch so vertraut geworden, daß die beiden Frauen Gregor auch begleiten sollten, als dieser 1074 zum erstenmal den Kreuzzugsgedanken in die Welt warf und persönlich die große Heerfahrt in das Morgenland führen wollte. Der Tod der Beatrix 1076 änderte gegenüber Mathilde an der innigen Betätigung dieser Seelenfreundschaft nichts. Diese nun nebst sonstigen Beschwerden schleuderte das Schreiben der als Synode versammelten geistlichen Herren dem Papste ins Gesicht.

Die Wormser Reichssynode kündete „Hildebrand“, dem aus kirchlichen Gründen unwürdig erklärten Papst, den geistlichen Gehorsam auf. Heinrich, der in erster Linie das Recht des Reiches, nicht geistliche und sittliche Anklagen wahrzunehmen hatte, teilte an die Römer, wie an Gregor selbst dessen Absetzung oder vielmehr den nur unrechtmäßig angemaßten Bestand seines Papsttums mit und schloß den letzteren Brief

mit Worten, die in ihrer lateinischen Stilistik nicht ohne Großartigkeit sind: Ich Heinrich von Gottes Gnaden, mit allen Unseren Bischöfen, Wir sagen dir: herunter mit dir, durch Saecula Verdammenswerter!

Die Boten, die diese Schreiben nach Rom überbrachten, verweilten unterwegs in der Lombardei, und auch hier sagten sich die meisten Bischöfe sofort von dem päpstlichen Gönner der Pataria los. Ein Kleriker Roland aus Parma ließ es sich nicht nehmen, mit den Königsboten nach Rom zu reisen, am 22. Februar in die von Gregor acht Tage früher eröffnete Lateransynode einzudringen und die Schriftstücke mit herausfordernden Worten zu überreichen. Gregors Antwort war: Enthebung des Königs durch den Papst von der Regierung in Deutschland und Italien (Burgund wurde wohl vergessen oder in Deutschland eingerechnet), Entbindung seiner Untertanen von Treueid und Gehorsam, Verhängung des Bannes über den König. Dann wandte er sich an die ganze Christenheit wider die Schismatiker von Worms, welche im hl. Petrus den Namen Gottes lästerten, und wider ihren bannverfallenen König.

Heinrich hatte die wiedergewonnene Festigkeit seines Thrones überschätzt. Die Herzöge, weit entfernt, in dem ausbrechenden Kampfe nach dessen grundsätzlicher Tragweite Stellung zu nehmen, sahen darin lediglich eine momentane Machtfrage, eine willkommene Gelegenheit zur Durchsetzung ihrer selbstischen Begehrlichkeit. Rudolf und der im Fahrwasser seines Freundes verharrende alte Herzog Bertold nebst Welf traten auf die Seite des so kraftvoll den Bann schleudernden Priesters. Schon fielen einige Bischöfe um. Auch sie sprachen dabei viel weniger von Gregor und den jäh aufgestiegenen Streitpunkten über Investitur und Oberherrlichkeit in der Christenheit, als vielmehr, ganz wie die Herzöge, daß der König zu mächtig geworden, aber nun die Gelegenheit gekommen sei, den Fürsten wieder zur Bestimmung über das Reich zu verhelfen. Die Opposition, die so ihren Anfang nahm, griff weiter um sich; die geistlichen Fürsten von Würzburg, Metz, Salzburg, Passau, Worms, fast alle sächsischen gehörten ihr an, in Sachsen, wo Heinrich die abgebrochenen Burgen wieder aufbauen ließ, erhob sich das Volk. Gregor hatte mit jenen drei Laienfürsten seit längerer Zeit korrespondiert und gut vorgesorgt: die Hände des Königs waren in Deutschland gebunden.

Heinrich versuchte zu verschiedenen Malen eine nach Zahl und Ansehnlichkeit der Besucher befriedigende Reichsversammlung zusammenzubekommen, aber vergeblich. Dagegen hielten die Fürsten der Opposition Tagungen, Mitte August eine süddeutsche in Ulm, Mitte Oktober eine allgemeine in Tribur, wohin auch die Sachsen zogen. Nicht ohne peinliches Gefühl kamen zum erstenmal die Feldgegner aus der Unstrutschlacht wieder zusammen. Aber es ging alles gut ab und mit geräuschvollem Freundschaftsgebaren wurde das Geschehene überdeckt. Natürlich müsse ein Schwabe König werden, beteuerten die Sachsen; natürlich ein Sachse, hieß es etwas lauer von der Gegenseite. Die Süddeutschen waren durchaus die Führer geworden, die Königswahl in aller Munde und nur an diejenige Rudolfs zu denken.

Jedoch das Bild begann sich allmählich zu ändern. Wem die Absichten seiner deutschen Verbündeten zu flott voran gingen und die anscheinend bevorstehende Absetzung Heinrichs nicht gefiel, das war — Gregor. Er zog einen tief gedemütigten und zu Boden geworfenen König einem bedingungslos mit Jubel erhobenen neuen Manne bei weitem vor. Seine Legaten und Diplomaten erschienen zu Tribur, darunter der verehrteste Mann der Zeit, Abt Hugo von Cluny, der übrigens den König Heinrich aus der Taufe gehoben hatte. Er war auch mit den Anliegen von Kaiserin Agnes' gefoltertem Mutterherzen und mit Gräfin Mathildens vermittelnden Bemühungen betraut. Mathilde und Heinrich waren Verwandte, und sie hat jahrelang

für den König eine gewisse Milde und Anteilnahme behalten. So begann ein langer und heißer diplomatischer Kampf. Zehn Tage lang hat man gerungen, dann war die Königswahl in unbestimmte Ferne gerückt. Statt ihrer mußte ein Teil der versammelten Fürsten und Bischöfe allerhand Bußen und Pönitenzen vornehmen, womit die Beauftragten des nichtsauslassenden Gregor gegen sie herausrückten. Hugo aber ging mit dem Bischof von Verdun nach Oppenheim, ganz in der Nähe am anderen Ufer, wo Heinrich abwartend mit seiner Partei und deren Aufgeboten stand. Er fand den niemals mit Mittelwegen zufriedenen jungen König zu allem bereit: voller Buße und Demütigung gegen Rom und Nachsuchung der Absolution spätestens bis zum Jahrestag des Bannspruchs, dem 22. Februar. Gregor hatte einen großartigen Doppelsieg errungen, über den König und über die eigene Partei. Denn nicht darum war Süddeutschland und Norddeutschland mit hellen Heerhaufen und fliegenden Fahnen an den Rhein gezogen, um dem König einen Termin für geistliche Buße und Absolution auszumachen und zu beschließen, daß am 2. Februar Papst und König nebst den Fürsten zu Augsburg zusammenkommen sollten. Die Herzöge und ihre intimeren Anhänger waren die schlechtesten Politiker gewesen, und im nervösen Ärger dieser Erkenntnis verschlechterten sie es noch mehr: sie beschlossen, wenn der König bis zum 22. Februar nicht vom Bann gelöst sei, dann würden sie auch ohne Gregor über das Reich entscheiden. Das machte Papst und König geradezu abhängig voneinander.

So sehr Heinrich unter Gregors Auftreten und Obsiegen litt, kam ihm doch aus dem Reiche die unmittelbarste Gefahr. Die Erniedrigung vor dem Papst, der er entgegenging, war ihm auch jetzt nur die minder schwere Unterwerfung und eine diplomatische Handhabe, um seiner Hauptgegner Herr zu werden. Übrigens hatte er sich sowohl vor den Fürsten, um ihre Sachsenhilfe zu erlangen, wie brieflich vor Gregor schon öfter freiwillig tief gedemütigt. So machte er sich auf, um baldmöglichst vor Gregor zu erscheinen und nicht erst dessen Begegnung mit den Fürsten abzuwarten.

Die Fürsten, welche selber die Buße vor dem Papst gefordert und als Bedingung gestellt hatten, wollten sie dem König jetzt unmöglich machen, weil sie wieder — erst hinterher begriffen. Sie verlegten in Schwaben und Bayern, d. h. auf der gesamten deutschen Südlinie, die Alpenpässe. Heinrich, der kurz vor Weihnachten mit ganz kleinem Gefolge von Speyer aufbrach, mußte den Umweg durch Burgund und über den Mont Cenis machen. In diesem Winter von 1076 auf 1077 lag der Schnee von Ende Oktober bis gegen den April, und der selten zufrierende Rhein trug vom 11. November bis Ende März eine feste Eisdecke. Was uns daher von Heinrichs Alpenübergang um Anfang Januar in den Quellen erzählt wird, braucht nicht übertrieben zu sein: wie man in der Winterwüste, wo der an sich schlechte Saumpfad tief unter vereisten Schneemassen lag, gefahrvoll, oft auf Händen und Füßen, herumklettern mußte, wie die Königin und ihre Frauen in Ochsenhäute eingeschnürt auf- und abgeseilt wurden und man es ähnlich mit den Pferden versuchte, die aber dennoch zugrunde gingen. Heinrich mußte nach Italien und daher kam er trotz dieser bis zur Verzweiflung ermüdenden Nöte dahin.

Gregor hatte sich entschlossen, gemäß den Triburer Abmachungen nach Augsburg zu kommen. Es war ihm also gar nicht dringlich, die eilende Bußfertigkeit Heinrichs zu erfahren. In Augsburg, wenn er schon einmal dorthin ging, hatte er alle Fäden in der Hand und dann noch drei Wochen Zeit für Heinrichs Absolution. Er machte sich auf die Reise, die auch in Italien höchst winterlich war; der Po war monatelang zu. Aber als er sich der Lombardei näherte, erfuhr er, daß die Herzöge kein Geleit für ihn hatten. Sie verdachten sich wieder einmal: Gregor werde den reuigen König ohne weiteres unterwegs vom Banne lösen und sich mit ihm versöhnen; dann aber konnten sie ihn in Augsburg nicht mehr brauchen.

Ohne Geleit traute sich der Papst nicht durch die Lombardei. Er wandte sich nach der Burg Kanossa, die im Apennin nicht fern von dessen Nordrand im Gebiete von Reggio liegt. Sie war das Stammschloß der Familie Mathildens, welche mit Hugo von Cluny in Gregors Begleitung war. Noch heute stehen von Kanossa stattliche, feste Mauertrümmer auf kahlem, fast nach allen Seiten abschüssigem Fels. Damals umschloß sie ein dreifacher Mauerring, und außer einer geräumigen fürstlichen Pfalz und einer Kirche faßte sie sogar noch ein Mönchsklösterchen. Hier erschien am 25. Januar 1077 der büßende, Vergebung flehende König.

Mit Jubel hatten ihn die Bischöfe der Lombardei, aber auch die Grafen und Kapitane mit ihren Lehnshintersassen empfangen; sie hatten lange genug geharrt, einen neuen Kaiser als Führer gegen Patarener und sonstige Widersacher zu ge-

Abb. 222. Burg Kanossa.

winnen. Der verlassene König sah ein großes Heer zu seiner Verfügung. Damit hätte er Gregor belagern, wahrscheinlich bezwingen können. Aber was gewann er damit in Deutschland? So wies er alles ab und anstatt mit Gewaffneten erschien er als Bittender vor Kanossa. Mathilde kam ihm vor der Burg entgegen, eilte zurück, um den Papst zu bewegen, den Büßer vor sich zu lassen. Ohne alle königlichen Abzeichen, im härenen Gewand, folgte Heinrich ihr nach und harrte, mit den bloßen Füßen im Schnee stehend, auf Gregors Bescheid.

Dieser konnte nicht sagen, daß Heinrich nicht alles ihm Auferlegte erfüllt habe. Aber sein hohes Spiel war durchkreuzt, welches erst in Augsburg hatte zur Vollendung kommen sollen und dessen Karten er, selbst wenn seine Reise dorthin unterblieb, doch nicht jetzt schon aus der Hand legen wollte. Absolvierte er Heinrich, so hatte der Papst die deutsche Opposition als Anhang vollends verloren. So war denn unerhörte Härte, fast übermenschlicher Hochmut seine letzte Zuflucht: er hoffte

die Ausdauer dieser Bußfertigkeit zu ermüden. Drei Tage lang ließ er Heinrich, der im äußeren Burghof kampierte, vor dem inneren Tor warten, ob sich der König auch immer von neuem in sein Bußkostüm warf und mit Bitten und selbst Tränen zu Gregor hindurchzudringen suchte. Ein hartes, grausames Ringen gegen Geduld. Endlich aber ward Gregors Absicht zu Schanden gemacht, ward ihm entwunden durch Tränen. Diese Niederlage hat gerade Mathilde dem Manne ihrer Verehrung, Gregor, zugefügt.

Mathilde, von der seelischen Spannung und Qual der ganzen Szene überwältigt, vermochte dem, was politisch auf dem Spiel stand, nicht mehr mit ihrem Empfinden zu folgen, bei ihr siegte das Weib und die Christin, sie wollte nur noch zu der Absolution Heinrichs helfen. Und sie wußte auch, woran diese hing. Täglicher tiefster Bußübungen gewohnt, schwelgend in Selbsterniedrigung, beseligt, als des Papstes Magd seine Füße zu waschen, hat sie den Weg zur Erlangung des Ziels nicht als unerträglich ansehen können und alles getan, bei Heinrich den Stachel zu mildern, den Stolz niederzuhalten, dessen Wiedercemporlodern der Papst erzwingen wollte. So hat der König das Unglaubliche an Ausharren in Niedrigkeit fertig gebracht. Dazwischen flossen die Tränen Mathildens wieder droben im Burgpalas und in der Kemenate bei ihrem Freunde; rings in den Gemächern weinten Männer und Frauen mit dem ganzen Tränenüberfluß dieses Zeitalters, den ähnlich nur noch die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts kennt; neben den Frauenbitten mahnte Hugo von Clunys mildes Wort. Und so ist denn in der Bußtränenwelt des mathildischen Schlosses Gregors Unbeugsamkeit besiegt worden.

Nur eines vermochte der Papst zu retten: Heinrich sollte, wie er durch feierliche Eide zusichern mußte, nichts Bindendes mit den Fürsten abmachen dürfen ohne den Papst und *vor* der Regelung durch einen Reichstag kein Königsamt ausüben. Er war *nur* vom Bann gelöst: seine Sache im Reiche behielt der Papst seiner Vermittelung oder seinem Schiedspruch vor. Hieraufhin erhielt Heinrich, es war am vierten Tage, dem 28. Januar, die Lossprechung und daran schloß sich eine tiefergreifende Messe, in welcher der Absolvierte das Abendmahl empfing.

Es gab eine Zeit, wenige Jahrzehnte ist es her, da brannte die Kanossaschande noch auf den Wangen des in Deutschland lebenden Geschlechts. Seither hat man das Ereignis der Januartage 1077 nüchterner hin und her gewandt und sich klar gemacht, daß Heinrich, indem er die Sache ausschließlich auf das seelsorgerische Gebiet hinüber zu spielen verstand, nicht nur seine Person, sondern auch die Krone in ihrer momentanen Lage vor noch Schlimmerem, vor dauernden, rechtlich fixierten Einbußen bewahrt hat. Aber darum dürfte doch keiner der oft so leicht mit einem neuen Fündchen von Einsicht zufriedenen Historiker meinen, daß damit die ganze Peinlichkeit dieser viertägigen Marterszene hinweggeklügelt und einfach ausgelöscht sei und daß durch Jahrhunderte hindurch alle die unrecht gehabt hätten, welche die Belastung des deutschen Ehrenschildes mit dem Namen der Burg Kanossa wie eine schier unsühnbare Schmach empfanden.

Um Mitte Februar erfuhren die süddeutschen Gegner des Königs die geschehene Lösung vom Banne. Nun warfen sie alles über Bord, beriefen auf den 13. März die übrigen Stämme nach *Forchheim*, wo einst Konrad I. gewählt worden war, und hofften, der Gedanke einer entschlossenen Neuwahl werde noch einmal die ganze Partei fortreißen und eng zusammenketten. Gregor schrieb ihnen, vielleicht könne er doch noch persönlich kommen. Am Schlusse eines seiner Briefe fügte er den zu nichts verpflichtenden und doch, wenn man wollte, so lieblich klingenden Satz hinzu: so haltet euch, daß ihr in diesem heiligen und Gott wohlgefälligen Streit durch Gottes Schenkung zur Krone gelangen möget. „Ad coronam pertingere valeatis“. Die deutsche Übersetzung klingt weniger harmlos als das Original, wo lediglich in formelhafter Wendung die Krone des Verdienstes, der Tugend usw. gemeint sein konnte.

Die Fürsten entbehrten Gregors Kommen, wie ihre Anwort durchblicken ließ, ganz gerne. Desto dringlicher war es plötzlich ihm, nach Forchheim zu kommen, er forderte von Heinrich Geleit. Dieser lehnte es ab; er sollte ja auch die königliche

Gewalt noch nicht ausüben dürfen. So mußte Gregor die Fürsten gewähren lassen und sich begnügen, ihr Gönner zu bleiben und bloß Legaten zu senden. Das höhere Ziel der unmittelbaren päpstlichen Entscheidung über das Reich blieb verloren.

Am 13. März begannen zu Forchheim die Vorbesprechungen; am 14. setzte man Heinrich in striktem Widerspruch gegen die Abmachungen von Tribur und Oppenheim und trotz der erfüllten Bedingung der Bannlösung ab und wählte in der Herberge des Mainzer Erzbischofs Rudolf von Schwaben zum König.

Je mehr man sich innerlich bewußt war, nur aus oppositionellem Trotz und weil der Stein einmal ins Rollen gekommen war, diesen Schritt zu tun, um so sorgfältiger wurden alle Formalien gewahrt. Die Bischöfe berieten in einem Raum, die Laienfürsten in einem anderen. Dort sprach Siegfried von Mainz zuerst den Namen Herzogs Rudolf aus, die übrigen fielen ihm bei; im Kollegium der Laien erwartete man gespannt die bischöflichen Stimmenabgaben und schloß sich ihnen an. Man hatte das Wahlverfahren von 1024 zum genauen Muster genommen. Dies war nur Vorwahl, wenn sie auch entscheidend war. Am 15. erfolgte dann noch der öffentliche Wahlakt vor dem Volke; in eigenartiger Ironie hieß das Feld, wo er vor sich ging, das Pilatusgut. Der Burgunder hieß deutscher König, aber er mußte eine Wahlkapitulation annehmen, worin er auf die Erblichkeit der Krone und — nicht umsonst waren die Legaten anwesend — auf die Besetzung der Bistümer verzichtete.

„König werden ist nicht schwer, aber schwer ist, es zu bleiben," sagt mit Bezug auf Rudolf ein damaliger Geschichtschreiber. Der Gegenkönig sollte es bald genug empfinden. Mit ihm zusammen in der Opposition hatte es den anderen Fürsten nicht an Eifer gefehlt; als sie nun den neuen König hatten und ihm dienen sollten, wurden viele schon minder eifrig. Und zu Mainz, wo Rudolf am 26. März von dem Erzbischof gesalbt und sicher auch gekrönt wurde, erhob sich am Nachmittag nach der Feier die Bürgerschaft in Spott und Grimm gegen das ihr aufgedrängte Königsschauspiel, stürmte den Dom und die erzbischöfliche Residenz. Es kam zum Straßenkampf, und Rudolf mußte froh sein, mit seinen Anhängern, darunter dem Erzbischof, die Stadt heiler Haut zu verlassen; die Kunde von neuen Städteerhebungen für Heinrich begleitete ihn nach Schwaben.

Inzwischen eilte Heinrich über die Alpen zurück. Nun ließ auch er jede Rücksicht fahren. Den Eppensteiner in Kärnten behandelte er als Herzog, womit er das dortige Herzogtum des Zähringers fallen ließ; in Regensburg zog er die Kärntner, Böhmen und Bayern (die vielfach von ihrem Herzog Welf nichts wissen wollten) an sich und rückte in Schwaben ein. Zu Ulm setzte er sich, zwischen Ostern und Pfingsten 1077, die deutsche Krone wieder aufs Haupt und hielt Gericht über Rudolf, Bertold, Welf; sie wurden zum Tode sowie Verlust ihrer Ämter und Lehen verurteilt. In Franken standen die Bürger der Bischofstädte für Heinrich in Waffen, die „Handelsleute", wie die gegnerischen Fürsten und Herren spotteten; in verschiedenen Territorien gewann seine Partei die Oberhand. Vier Jahre hat der nun ausbrechende, überall im kleinen und zwischen den Königen im großen geführte Bürgerkrieg gedauert. Rudolf ward immer mehr eingeengt, er vermochte von Sachsen aus nicht mehr die Verbindung

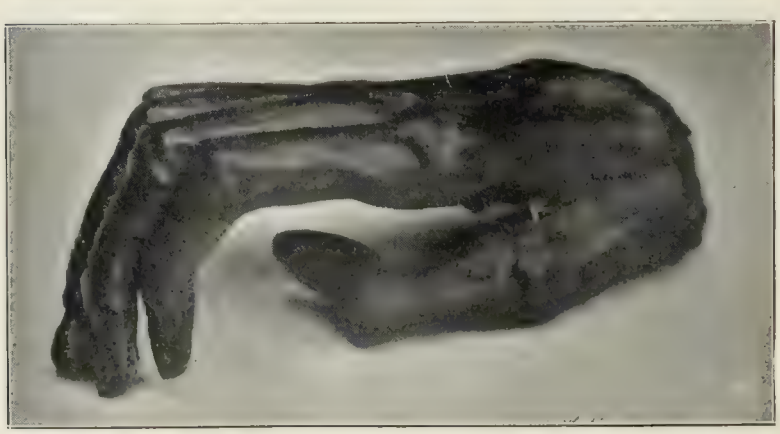


Abb. 223. Abgehauene Hand Rudolfs von Schwaben. In der Sakristei des Doms zu Merseburg. Aufnahme von F. Herrfurth in Merseburg.

mit seinen tapferen Vorkämpfern in Schwaben aufrecht zu erhalten. Dies war vornehmlich Bertold I. von Zähringen, und als dieser 1078 auf der Limburg an der Rauhen Alb starb, dessen in blühender Manneskraft stehender gleichnamiger Sohn. Noch schärfer wurde in Schwaben der Kampf, als Heinrich Ostern 1079 das seit dem Ulmer Spruch erledigte Herzogtum an Friedrich, aus dem Geschlecht der inländischen Grafen von Beuren, den Erbauer der Burg Staufen, gab und ihm seine noch im Kindesalter stehende Tochter Agnes verlobte.

Ende 1079 war Heinrich so weit, Rudolf in Sachsen zu Leibe gehen zu können. Jedoch am 27. Januar 1080 siegte der Gegenkönig bei Flarchheim, wiederum auf jener nordthüringischen Hochebene um Mühlhausen, die so viel Schlachten deutscher Bürgerkriege gesehen hat. Die Dinge standen um so mehr in der Entscheidung, als Gregor VII. am 7. März Heinrich und seine bischöflichen Anhänger abermals bannte. Rücksichtslos enthüllte er auf dieser seiner Fastensynode den universalmonarchischen Gedanken der Kirche, das von Karl und Otto I. geschaffene Imperium zu zerschmettern, um Raum zu schaffen für das Königtum von des apostolischen Stuhles Gnaden. Die damals Lebenden haben Gregor ganz richtig verstanden, wenn sie sich erzählten und bald allgemein glaubten, Rudolf habe seine Krone vom Papste empfangen und sie trage die Umschrift:

ROMA DEDIT PETRO PETRUS
DIADEMA RUDOLFO

d. i.: das Römerreich übertrug an das Papsttum, dieses an Rudolf die Krone.

Abb. 224. Grabplatte Rudolfs von Schwaben im Dom zu Merseburg.

Aber Waffen wie der päpstliche Bannstrahl gegen einen König haben ihre ganze furchtbare Schneide nur durch das Beispiellose ihrer Anwendung; wiederholt, sind sie schon verbraucht. Eine Brixener Gegensynode Heinrichs bannte und entsetzte Hildebrand, „den Prediger von Brandstiftung und Heiligtumschändung, den Schützer von Totschlag und meineidigem Treubruch", und bannte ferner Rudolf, Welf und ihre Genossen. Zugleich wurde Wibert, der Erzbischof von Ravenna, zum Papst Clemens III. erhoben; dann eilte Heinrich aus den südtirolischen, damals südbayrischen Alpen, zur abermaligen Entscheidung nach Norddeutschland zurück.

Sie fiel am 15. Oktober 1080 auf dem Schlachtfeld von Mölsen, zwischen 1080.
der Elster und der Saale (unweit Weißenfels). Die Tapferkeit der Sachsen und der Feldherrnblick Ottos von Northeim siegten im ganzen, aber auf dem behaupteten Schlachtfelde verschied, als die Nacht hereinbrach, ihr König Rudolf. Eine Unterleibswunde brachte ihm den Tod, aber auch die rechte Hand war ihm abgehauen, mit der er einst dem König Heinrich Treue geschworen. Dieses sichtbare Gottesurteil machte einen furchtbaren Eindruck, Heinrich war trotz des ungünstigen Kampfes

Sieger und Rudolfs Sache als unterlegen hervorgegangen. Fern seiner Heimat und seines einstigen Herzogtums ward der Rheinfelder, dessen Lebensglück sein Ehrgeiz zerstört hatte, im Dome zu Merseburg in die Gruft gesenkt.

Heinrichs Gegner waren verwirrt und nun vollends getrennt, Schwaben für sich und Sachsen für sich. Eine Zeitlang schien sich die Idee des norddeutschen Sonderstaates, worauf es den Sachsen längst am meisten ankam, auf dem Wege verwirklichen zu sollen, daß Heinrichs junger Sohn Konrad sächsischer König wurde. Aber die eingeleiteten Verhandlungen zerschlugen sich, und nun fanden die Nord- und Süddeutschen noch einmal wieder Fühlung; 1081 wählten sie zu Ochsenfurt am Main den Grafen Hermann von Lützelburg zum König. Einen ganz unbedeutenden und unmächtigen Mann, nicht einmal das Haupt seiner Familie; gerade darum war er, aus lauter gegenseitiger Eifersucht, gewählt worden. Dadurch, daß Otto von

Abb. 225. Kloster Hirsau im württembergischen Nagoldtal.

Northeim nicht gewählt wurde, hatte sich die Opposition selber zugrunde gerichtet. Sieben Jahre hat das ergebnislose Gegenkönigtum dieses Hermann, der meist untätig, kaum anerkannt in Sachsen saß, gewährt, dann gab er's 1088 auf und fiel bald darauf in einer lokalen Fehde.

Der Widerstand in Schwaben hatte indessen an innerem Eifer nichts eingebüßt, aber ein Gepräge bekommen, welches die Sachsen nicht interessierte. 1077 hatte der Abt Wilhelm von Hirsau in diesem Kloster des Nagoldtals die Cluniacenserregel eingeführt und Hirsau zum Mittelpunkt der schwäbischen Klosterreform gemacht. Nach Hirsauer Vorbild sind durch die Rastlosigkeit Wilhelms und seiner Anhänger, sowie durch die eifrige Mitarbeit der zähringischen Familie im Laufe der nächsten Jahre fast alle schwäbischen Klöster „reformiert" worden, darunter St. Blasien im Schwarzwald und Reichenau, welche beide seitdem die Pflanzschule eifriger literarischer Vorkämpfer der gregorianischen Gedanken wurden; viele andere, darunter das zähringische Hauskloster St. Peter auf der Höhe des Schwarzwaldes über dem Dreisamtal, entstanden neu. Damals zuerst ist durch diese zahlreichen, absichtlich in die Tiefen der schwarzwäldischen Forsten hineingerückten Klöster — das weltentlegenste war St. Georgen nahe der Kammhöhe des Gebirges über dem Quellgebiet der Brigach, des

einen der beiden Donauursprünge — das große Schwarzwaldgebirge auch außerhalb einiger Haupttäler der Urbarmachung und Besiedlung eröffnet und damit durch diese der Askese und dem Kampfe gegen die Weltlichkeit gewidmeten Reformklöster zugleich ein bedeutsames Kulturwerk angebahnt worden. Treu stand Bertolds von Zähringen Sohn, Bertold II., zu seinem Schwager, Rudolfs hinterlassenem Sohne Bertold, den die schwäbische Opposition zu ihrem Herzog erwählt hatte; nachdem letzterer 1090 gestorben war, folgte ihm der zähringische Bertold, der auch das reiche burgundisch-schwäbische Gut der im Mannesstamm erloschenen Familie als Gatte der letzten Rheinfelderin erbte, als schwäbischer Gegenherzog gegen Friedrich von Staufen (Beuren) nach. Des Zähringers Bruder Gebhard war 1084 aus dem Kloster Hirsau, wo er als der tüchtigste Schüler Wilhelms lebte, auf den Konstanzer Bischofstuhl geführt worden; er wurde alsbald apostolischer Vikar in Deutschland und hat als solcher und besonderer Vertrauensmann der Kurie nicht nur in Schwaben eine tiefgreifende und überaus lebhafte Tätigkeit entfaltet, sondern auch die Vorgänge im übrigen Reich als ein führender Bischof der kirchlichen Partei noch bis in Heinrichs V. Zeit mitbestimmt. Die „fideles sancti Petri", Getreuen des Papsttums zu sein, ward seitdem der

Abb. 226. Aus den Ruinen des Klosters Hirsau. (Spätmittelalterlicher Kreuzgang.)

Ehrenname, welchen die gregorianische Partei in Schwaben sich beilegte; die Fidelitas gegen das Reich, der Stolz, womit die Schwaben als vorderste Schar des Reiches Schlachten schlugen, waren hierneben in verblaßte Erinnerung versunken. Von schwäbischen Klöstern stand den Hirsauern und Gregorianern nur noch St. Gallen unter seinem tapferen Abt Markward von Eppenstein ablehnend gegenüber. Das alte, immer besonders deutsch geartete Wesen dieses Klosters richtete sich jetzt in der Form unerschütterter Königstreue mit herrlicher Mannhaftigkeit empor wider eine umgebende, feindselig und fremd gewordene geistliche Welt und kämpfte an der Seite Friedrichs von Staufen wider dessen weltliche Gegner im Herzogtum und deren kirchliche Patrone.

Am selben Tage, da bei Mölsen gekämpft wurde, hatten die Lombarden das Aufgebot Mathildens von Tuszien, die Schutzmacht Gregors, geschlagen. Und in Deutschland war die Opposition verwirrt und verwaist. Heinrich konnte wagen, die Gunst der Lage in Italien zu benutzen, wo, wie nun auch er längst erkannt hatte, die Hauptentscheidung lag. So zog er 1081 über die Alpen, über die er bisher nur als Büßer und bis Kanossa gekommen war. Er kam vor Rom, aber erst nach

Abb. 227. König des 11. Jahrhunderts (unter Abrechnung des Heiligenscheins). Aus einer von Heinrich IV. an Kloster Hirsau geschenkten Bibel, die sich jetzt auf der Hof- und Staatsbibliothek zu München befindet.

langwierigem Hin und Her vergeblicher Verhandlungen mit Gregor und nach einzelnen dazwischen unternommenen Expeditionen im übrigen Italien gelang es 1084 Heinrichs kleiner Mannschaft, die von mathildischen Kämpfern verteidigte Stadt zu erstürmen und bis auf die feste Engelsburg einzunehmen, wohin Gregor sich zurückzog. Der Gegenpapst Wibert war mit Heinrich eingezogen; am 31. März 1084 mußte Gregor es erleben, daß die Glocken der nahen Peterskirche läuteten, während Wibert, Clemens III., amtierte
1084. und die Kaiserkrönung an Heinrich und seiner Gemahlin vollzog.

Aber jetzt nahm Gregor die Normannen zu der Hilfe in Anspruch, wozu schon Leo IX. sie ausersehen hatte. Robert Guiscard, „von Gottes und des heiligen Petrus Gnaden Herzog von Apulien und Calabrien, künftiger König von Sizilien" — Sizilien rang sein Bruder Roger I. seit 1061 Schritt für Schritt den Sarazenen ab, und da die Insel als solche in die „konstantinische Schenkung" fiel (S. 186), behauptete das Papsttum seine Vergabungsgewalt über sie — stand mächtig im Zentrum des Mittelmeers. Schon hatte er gewagt, das Reich von Byzanz anzugreifen und ihm große epirotisch-griechische Gebiete an der adriatischen Küste abzureißen, welche er zur Herrschaft seines Sohnes Bohemund, des späteren Kreuzzugshelden bestimmt hatte. Mit Gregor war er seit 1080 in wiederhergestelltem und neubefestigtem Einvernehmen. Nun rief ihn dieser, und Robert führte, um so mehr, als Heinrich mit Kaiser Alexios I. von Byzanz enge Fühlung hielt, 36000 Mann, darunter sizilische Sarazenen, heran. Heinrich ging vor der Übermacht nach Tuszien zurück, aber die römischen Bürger suchten den Normannen die Stadt zu sperren. Da drangen diese am 28. Mai 1084 mit List und Gewalt ein, unter ihrem Schlachtruf Guiscard! Guiscard!, dem Schrecken eroberter Städte, und eine unbarmherzige dreitägige Plünderung brach an; durch sie loderte der Straßenkampf von neuem auf, und schließlich wälzten sich die Flammen mehrfach angelegter Feuersbrunst über die ausgeraubte Stadt. Damals wurde, neben vielen anderen Gebäuden, die Gegend um den Lateran zu Schutt, und vom Kolosseum blieben nur die grandiosen Trümmer, die der heutige Reisende kennt. Der Helfer, den Gregor gerufen, war allzu wild gewesen; als die Normannen abzogen, war auch des Papstes Bleiben in Rom nicht mehr. Er mußte mit seinem schlimmen Erretter nach Unteritalien gehen.

Gregor hat sein letztes Jahr in Montecassino, Benevent und schließlich in
1085. Salerno gelebt, wo er am 25. Mai 1085 gestorben ist. Obwohl unbeugsam im Widerstande gegen Heinrich und im Gesamtumfange seiner papalen Ansprüche, hat er dieses letzte Lebensjahr dennoch, mit übertriebener Besorgnis, unter dem Eindruck eines Zusammenbruchs gestanden. Die ganze Bitterkeit vermeintlich umsonst gewesener

Lebensarbeit klingt in den Worten des Sterbenden: Ich habe die Gerechtigkeit verehrt und die Schlechtigkeit gehaßt, deshalb endige ich im Exil. Die Größe seines Bestrebens, die der universalen Kirche durch Augustin und dem Stuhle Petri durch die großen Fälschungen des 8. und 9. Jahrhunderts gestellten gewaltigen Aufgaben zu erfüllen, die Macht und Tiefe seiner Ideen werden auf alle Zeiten nicht minder sein Ruhm bleiben, als die kluge und rücksichtslose Energie seines Vollbringens und die grundlegende Bedeutung seines Pontifikats für alle fernere Größe der römischen Kirche.

Die gregorianische Partei und Christenheit blieb ein Jahr lang ohne einen Papst. Es war, als sei dieser Gregor zu übergewaltig gewesen, um einen Nachfolger zu ertragen. Endlich 1086 wählte man den uralten Abt Desiderius von Montecassino, aber er zögerte mit der Annahme, und als diese 1087 geschah, starb er bald danach. Da ward am 12. März 1088 der Kardinalbischof Otto von Ostia gewählt, ein als Legat bewährter Helfer Gregors, der Erbe seines Geistes und seiner Arbeit, Urban II. Sogleich am Tage nach der Wahl sandte er seine Schreiben an die gregorianischen Bischöfe in Süddeutschland, an die Herzöge Welf und beide Bertolde, den damals noch lebenden Sohn des Rheinfelders und den Zähringer, und an „alle sonstigen Getreuen des heiligen Petrus“: er verdamme, was Gregor verdammt, verehre, was Gregor gebilligt; Gott, der ein Gott des Friedens sei, möge bald den Satan unter den Füßen dieser Getreuen zertreten. Das Schifflein der Kirche fuhr wieder unter festem Steuer.

Der Krieg in Deutschland ging als Kleinkrieg weiter, ohne große Schläge, von den Parteien überall territorial geführt, aber dadurch um so verheerender und unerträglicher. Auch von Sachsen her ging keine größere Kraftprobe aus, zumal

Abb. 228. Die Engelsburg zu Rom (Castello Sant' Angelo, ursprünglich das Grabmal Kaiser Hadrians). Im Hintergrunde links die Kuppel der neueren Peterskirche, weiter rechts der Vatikanpalast.

Otto von Northeim sein Leben der Enttäuschungen und des Kampfes für andere im Jahre 1083 beschlossen hatte. In den niederrheinischen Gegenden hatte angesichts dieses Zustandes fortwährenden territorialen Unfriedens, dem kein gebietender königlicher Wille zu steuern vermochte, der halbvergessene Gedanke des Gottesfriedens Eingang erlangt. 1081 führte ihn der königstreue Lütticher Bischof unter Billigung Heinrichs, 1083 der Erzbischof Siegwin von Köln in seinem Sprengel ein. Auch im übrigen Deutschland griff Kriegsmüdigkeit um sich, und der neue Gegenkönig Ekbert von Meißen, den man nach Hermanns Entsagung 1088 noch erhob, bedeutete nicht mehr als dieser, starb auch schon 1090.

In Süddeutschland war Welf geneigt, über etwaigem Gewinn für seine Hausinteressen die kirchlichen beiseite zu setzen und sich mit Heinrich zu versöhnen. Da brachte, als diese bedrohlichen Nachrichten nach Rom gemeldet wurden, Mathilde von Tuszien der Kirche das Opfer, welches der Moment erforderte: sie, die zur Zeit der Stuhlbesteigung Gregors VII. eine etwa 27jährige Frau gewesen war, aber damals schon ihren Gatten Gottfried von Lotringen verschmäht hatte, war jetzt, seit 1076 verwitwet, bereit, den unerwachsenen Sohn Welfs zu heiraten. Aus der Gegend des Golfes von Spezia bis in die von Mantua und Ferrara hinüber lagen teils verstreut, teils dicht bei dicht die Güter des Hauses Kanossa, im Nordosten mit den estensischen eng benachbart und durcheinander; da gab es bei Welf kein Schwanken, der Sohn mußte über die Alpen ziehen und wurde Gemahl der etwa dreiundvierzigjährigen Frau. Aber in den italischen Kämpfen unterlag er mehrfach den Kaiserlichen, dazu tat ihm sein junges Leben leid und bedrückte ihn das derbe Spottgerede aller Welt über diesen allzu herausfordernden Herzensbund. Was aber das Ärgste war, die Hoffnung, Mathildens Güter dem Heimfall durch Testament an den Papst zu entreißen, mußte er doch aufgeben. Er war kaltblütig betrogen worden; vom ersten Tage an leistete Mathilde den Sturmläufen des Siebzehnjährigen unerbittlichen Widerstand. Der alte Welf mußte mit väterlichem Machtspruch eingreifen, damit der junge noch ausharrte, aber 1095 hatte dieser von seiner kläglichen Situation endgültig genug und damit zugleich von den Freunden und der Partei Mathildens.

Unterdessen war ein neuer Gegenkönig nicht erhoben worden, aber entstanden: Konrad, des Kaisers Sohn. Er war 1087 von Heinrichs Partei gewählt und gekrönt worden, der Vater wies ihm die Beobachtung und Leitung Italiens zu, von wo Heinrich bald nach seiner Kaiserkrönung heimgekehrt war. Dort schlug er sich auf die Seite wider den Kaiser.

Was den jungen König hierzu veranlaßt hat, ist schwer zu sagen. Unmöglich können wir, um dies allgemein zu betonen, wo wir keine Briefe und derlei intimeren Quellen besitzen, in die Tiefe psychologischer Vorgänge dringen, über die schon die Zeitgenossen sich mit dem allgemeinen Hörensagen begnügen mußten. Der Chronist Abt Ekkehard von Aura deutet einen ähnlichen Zwiespalt der Weltanschauung an, wie er zwischen Konrad II. und seinem Sohn Heinrich III. sich bildete, und in solchen Fällen ist es ja nach allgemeiner Erfahrung immer der Sohn, der sich zum „Bedauern" und Richten berufen fühlt. Außerdem hatte Heinrich eines getan, was gerade einen treuen Sohn entfremden konnte. 1087 war die Kaiserin Berta, eine nicht bedeutende, aber liebevolle und liebenswerte Frau gestorben. Zwei Jahre später erhob Heinrich die Witwe des Nordmarkgrafen, welche er 1088 kennen gelernt hatte, zu seiner Gemahlin. Sie war eine russische Großfürstentochter und hieß Eupraxia oder Praxedis; im altväterischen Sachsen, wo man sich mit den fremden Namen noch nicht viel Mühe gab, nannte man sie statt dessen Adelheid oder, wie man wirklich gesagt haben wird, Ahlke. Dies ward nun aber eine fürchterliche Ehe. Heinrich war mit der neuen Kaiserin seit 1090 wieder in Italien, da der Streit in Deutschland abgeflaut war, und kämpfte gegen die Mannschaften Mathildens. Mit dieser stand der junge Konrad seit 1091 heimlich in Verbindung. Um Ostern 1093 wurde sein Abfall öffentlich, der Erzbischof von Mailand krönte ihn in Monza zum König von Italien. Bald danach entfloh Adelheid oder Praxedis, welcher Mathilde dabei half, ihrem Manne und eilte mit ihren schamlosen Erzählungen zu ihrer Retterin. „Da erkannte die neue Deborah, sagt Mathildens mittelalterlicher Biograph, daß Gott den Sissera in eines Weibes Hand gegeben." Es ist wenig erquicklich, aber man ist es schließlich Heinrich schuldig, zu sagen, um was es sich handelte. Praxedis bekannte von sich Ehebruch über Ehebruch, denn das wußte eben alle Welt längst

und auch, daß Heinrich sie mit einem förmlichen Wachdienst hatte umgeben müssen. Aber sie klagte Heinrich an, er habe sie, die Märtyrerin, zu alledem gezwungen. Auch wenn seit Frau Potiphars und Phaedras Zeiten irgend etwas an frechen Ausreden und geschwinder Verdrehungskunst einem schlimmen Weibe gleichkäme, so sprächen doch alle Umstände gegen diese Behauptung. Denn nur dazu, daß Heinrich sie wieder los sein und Scheidungsgründe wollte, woran man gedacht hat, paßt sein Verhalten nicht, und da gab es minder schimpfliche Wege für einen Kaiser. Vielmehr scheint Schwäche und äußerste Langmut des ohnedies genug belasteten Mannes seine Schuld in dieser Sache zu sein. Nun saßen aber die aller Welt kundige Buhlerin und die überkeusche Gattin Mathilde beisammen und schmiedeten vergiftete Waffen wider den Kaiser; der ganze feindliche Klerus bezog neue Waffen aus diesem Arsenal, und auf Gebhards von Konstanz Synode der Getreuen des heiligen Petrus, an denen die Gregorianer ihren festen Halt in Deutschland hatten, ward die Angelegenheit der Praxedis vor den anwesenden Herzögen erörtert.

Im allgemeinen zogen die Mittel der kirchlichen Partei nicht mehr; die Laien waren kriegsmüde. Und im niederen Klerus begann der mehr oder minder offene Widerstand gegen die klerikale Kampfpartei dadurch neu erregt zu werden, daß neben Simonie und Investitur der Nikolaitismus wieder auf die Tagesordnungen der Konzilien und Synoden gesetzt wurde.

Gregor VII hatte die asketische und mundus-feindliche Richtung der Cluniacenser auch hierin zu der seinen gemacht. Er setzte gleich ihnen die hohen sittlichen Qualitäten des Ehelebens ganz beiseite und sah in letzterem nur einen Mangel an Tugend, eine niedere Schwäche. Aus diesem Kreise war seit dem beginnenden 11. Jahrhundert das Ideal der vollkommenen Ehelosigkeit aufgestellt worden, und zahlreiche vornehme Frauen, keineswegs Mathilde von Tuszien allein, begannen die Ehe durch schwärmerische Bischofs- und Priesterfreundschaft zu ersetzen. Aber auch verschiedene Fürsten stießen Weib und Kind von sich und flüchteten sich in eine Klause im Bergwald oder in ein Kloster. So von Deutschen der nach Cluny gegangene ältere Sohn Bertolds I. von Zähringen oder Kärnten, Hermann, welcher nach der kärntnischen Markgrafschaft Verona den Markgrafentitel trug und ihn seinen Nachkommen (dem Hause Baden) hinterlassen hat. Wenn die Laienehe nicht überhaupt untersagt wurde, so war dies schon ein notgedrungener Verzicht der Kirche auf die Konsequenz ihres Prinzips, da sie nicht verkennen wollte, daß die Menschheit allenfalls in Widerspruch und Widerstand gegen die Kirche dennoch weiterexistiert haben würde. Man kam auf den Ausweg, die Ehe wenigstens ganz in die kirchliche Hand zu bringen (hierüber und über die Vorgeschichte s. Abschnitt VIII), und so erhob man sie, die man mit der einen Theorie so tief erniedrigte und schmähte, mit der anderen wiederum zum Sakrament.

Aber für den Klerus ward nun die von den Konzilien des 4. Jahrhunderts betriebene Ehelosigkeit, der Zölibat, kirchengesetzlich aufs neue gefordert. Das entsprach dem Ideal unsinnlicher, von der Irdischheit abgewandter Lebensführung, hatte aber auch die hochwichtige, alles umgestaltende Bedeutung, den Geistlichen fernzuhalten von Laienverbindungen und deren Interessen, von der Sorge um Weib und Kind, Haus und Gut, Scholle und Heimat, Staat und Nation, ihn als freies und losgelöstes Einzelwesen lediglich einzustellen in die Reihen der Ecclesia militans. Insofern war sie nur ein Gegenstück zum Investiturverbot für den höheren Klerus. Ein gewaltiger Sturm in allen Ländern erhob sich, als Gregor VII. auf der Fastensynode von 1074 den Zölibat verkündete. Die Priester empörten, verbanden sich, agitierten dagegen, setzten dem Papste Matthäus 19, 11 f. und Korinther 7, 9 entgegen; sie und vielfach auch die Bischöfe wiesen darauf hin, daß die Folge des durchgeführten Eheverbots erst die wirkliche Unzucht und Sünde, im besten Falle wilde Ehen sein würden; einzelne Bischöfe hielten gerade jetzt ihre unverheirateten Diözesangeistlichen demonstrativ zum Ehestand an, um sie — zu bessern. Noch bis ins 12. Jahrhundert ist tatsächlich nichts geändert worden, nur hat es oft Priesterkrawalle gegeben, wo Bischöfe der gregorianischen Richtung die Verbote durchführen wollten.

Urban II. hatte das Verbot des Nikolaitismus, der Priesterehe, zwar auf der großen Fastensynode von Piacenza, 1095, erneuert, aber sein Hauptinteresse und seine Energie nahmen gerade damals eine andere Richtung. Schon zu Piacenza tat er angesichts des riesigen Besuches der Synode und der sichtbaren Erfolge der Kirche kund, daß er den Kreuzzuggedanken Gregors VII. aufgenommen habe: das Wort

von dem einen Hirten und der einen Herde zur Erfüllung zu bringen, den Mundus einheitlich dem irdischen Symbol des Gottesstaates, der christlichen Kirche, zu unterwerfen. Einige Monate später stand er auf dem Boden seiner Heimat unter seinen französischen Landsleuten, und von Clermont her ging der Kreuzesruf durch die
1095. romanische Welt: Deus lo volt!

Von deutschen Fürsten hat an dem ersten Kreuzzuge Herzog Gottfried von Niederlotringen teilgenommen, Gottfried von Bouillon, wie man ihn nach einer Burg seines Hauses (Beulen, unweit Sedan in den Ardennen), den eifersüchtigen Franzosen gedankenlos nachsprechend, nennt. Er war der Schwestersohn von Heinrichs treuem Anhänger Gottfried und war diesem im Jahre 1089 durch kaiserliche Belehnung im Herzogtum Niederlotringen nachgefolgt, ist aber kein Parteimann, weder ein Vorkämpfer Heinrichs noch der Kirche gewesen. Infolge dieser mehr neutralen Haltung und der S. 376 erwähnten Gottesfrieden im Niederlotringischen konnte er am ehesten aus seinem Herzogtum abkommen und erhielt zu seinem Zuge auch die erbetene kaiserliche Genehmigung. Neben ihm haben sich die Grafen Balduin von Flandern, welcher deutscher und französischer Lehnsträger zugleich war, und Balduin von Hennegau, der spätere vortreffliche König Balduin II. von Jerusalem, angeschlossen. Das übrige Deutschland stand, soweit es zu Kaiser Heinrich und seinem Papste Clemens III. hielt, feindlich gegen Urban II., überdies war man allerorten zu kampfzerrissen und kampferschöpft für so große und plötzliche Dinge. Allerhand geringes Volk vom Niederrhein, das daheim wenig zu verlieren hatte, lief zwar unter den mittellosen Franzosenscharen mit, die den Anfängen dieses ersten Kreuzzuges so viel geschadet haben. Und dann scheinen, wenn eine viel spätere Notiz richtige Erinnerung bewahrt, aus dem Lande der Treuen des heiligen Petrus eine Anzahl schwäbischer Herren und Ritter sich angeschlossen zu haben.

Im Jahre des Kreuzzuges, 1096, machten die Welfen Frieden mit Heinrich. 1097 kam letzterer nach Deutschland zurück, und um diese Zeit söhnte sich Bertold II., der zähringische Gegenherzog von Schwaben, mit ihm und Herzog Friedrich aus. Dadurch hatte der Staufer das Herzogtum unbestritten; Bertold dagegen erhielt eine reichsunmittelbare Vogtei über das blühende Zürich, wohl den Hauptort Alamanniens. Seinen Herzogstitel führte er weiter und verband ihn mit dem Namen der Burg Zähringen im Breisgau: zum erstenmal gab es in Deutschland ein Herzogsgeschlecht ohne Herzogtum, dessen Stellung also auf einer Verbindung von großem Grundbesitz mit Grafen- und Vogteiämtern beruhte. Es ward allgemein Friede; Kaiser Heinrich konnte, ohne neue Kämpfe aufzuregen, seinen von Mathilde schützend beherbergten Sohn Konrad († 1101) der Krone für verlustig erklären und den jüngeren Bruder Heinrich am 6. Januar 1099 zu Aachen krönen lassen. 1099 starb Urban II. Sein Nachfolger Paschalis II. gehörte zwar der ganz gleichen Richtung an und suchte sie eifrig genug fortzusetzen, erneuerte auch den Bann wider Heinrich IV., war aber doch nicht der gleiche Gegner. Und Gebhard von Zähringen, welcher festhielt an seiner Partei und seinen Zielen, wurde aus Konstanz durch einen siegreichen Gegenbischof verjagt.

Heinrich konnte zum erstenmal nach langer Zeit wieder freier atmen und sich regen. Jetzt erst kam er in die Lage, im Reiche wirklich zu regieren, und er tat es im Sinne der Beruhigung und der Heilung der durch den langen Bürgerkrieg geschlagenen Wunden. Aber diesem Herrscher sollte keine Dauer einer auch nur halben Ruhe gewährt sein. Nun nahm man ihm seine Friedenssorge übel. Viele Leute waren eben während der Fehde aller gegen alle besser auf ihre Rechnung gekommen. Sie und andere Unzufriedene sammelten sich um den jungen König und brachten ihm die Überzeugung bei, wieviel besser alles stehen würde, wenn er regierte. So verließ der jüngere Heinrich in der Nacht des 12. Dezember 1104 das Hoflager des Vaters, ging nach Bayern und setzte sich von dort aus mit dem Papste in Verbindung. Er bat auch, daß ihn Paschalis von dem Treueide gegen seinen Vater

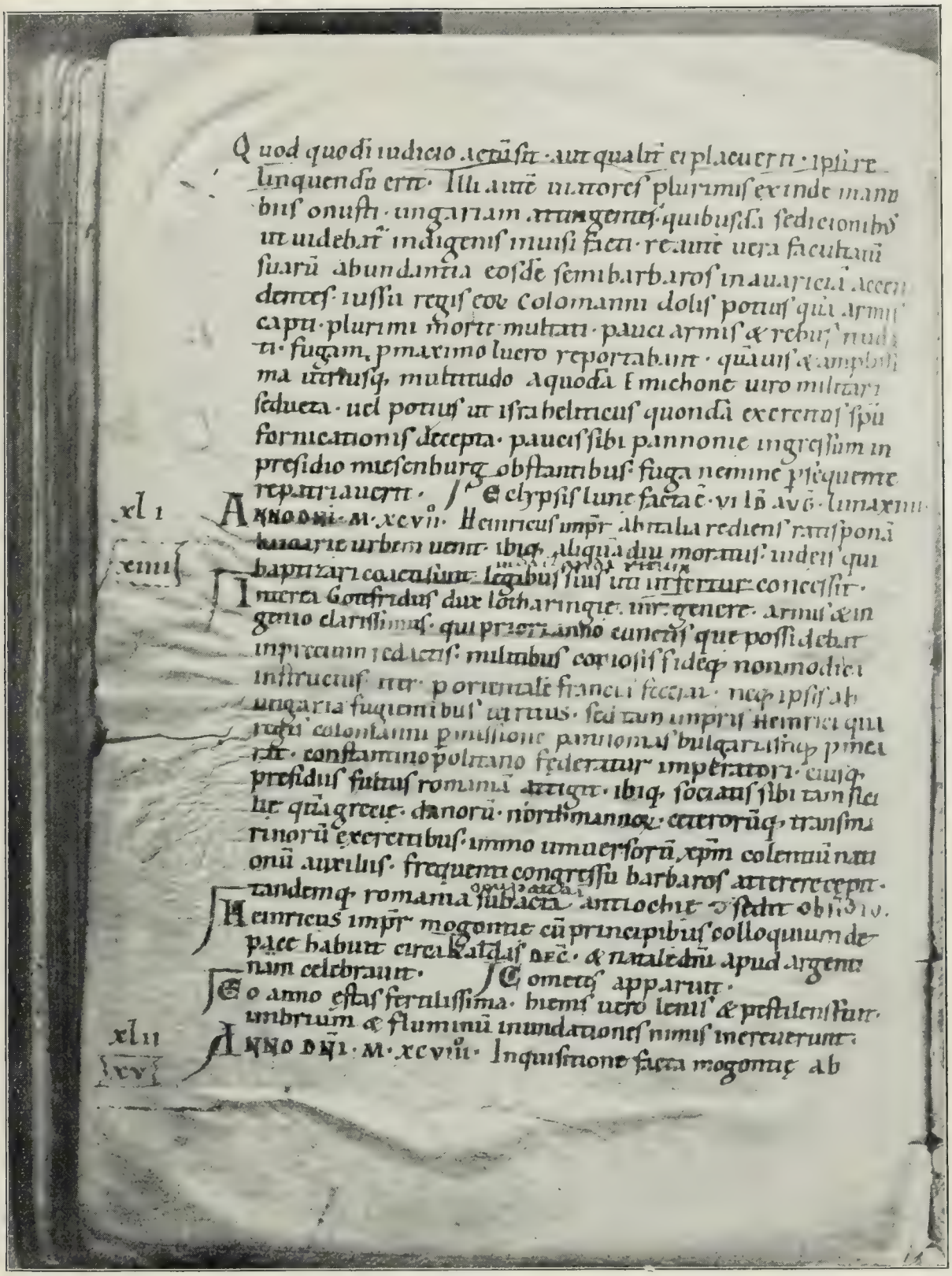


Abb. 229. Erwähnung der Kreuzzugsereignisse von 1096/97 in der Weltchronik des Kreuzfahrers (1101) Abts Ekkehard von Aura. Eigenhändige Niederschrift Ekkehards, auf der Universitätsbibliothek zu Jena. Auch als Schriftprobe des beginnenden 12. Jahrhunderts.

löse. So gelehrig nahm dieser künftige König die gregorianischen Sätze hin, wo er sie momentan brauchen konnte. Paschalis legte alles in die Hand seines deutschen Stellvertreters, Gebhards von Konstanz. Auf schwäbischem Gebiet, wohin Heinrich zog, trafen beide zusammen, und der König gelobte in Gebhards Hand Gehorsam gegen den Papst. Nun wurde der Zähringer mit großen Ehren in sein Bistum zurückgeführt; dann gingen beide durch Ostfranken und Thüringen nach Norddeutsch-

land, wo sich der alte Sachsenhaß gegen Heinrich IV. neu belebte und Heinrich V. am Osterfeste 1105 zu Quedlinburg zahlreiche Huldigende um sich sah. Mehrere Fürstentage und Synoden fanden statt; um der Bundesgenossenschaft willen nahmen es die Sachsen hin, daß durch den eifrigen Vikar des Papsttums zum erstenmal auch die sächsischen Diözesen gregorianisch reformiert, einzelne Bistümer mit Leuten der Partei neu besetzt wurden. Der junge König selbst war ganz Demut, hielt sich zunächst zurück und legte alles in Gebhards Hand.

Von Ende Juni 1105 an beginnen die konfusen Feldzüge von Sohn und Vater widereinander, deren Schauplatz Franken und Bayern sind. Im September standen beide einander am Flusse Regen gegenüber; da plötzlich floh der Kaiser, auf übertrieben ungünstige Eindrücke hin, nach Böhmen. In dieser Zeit, da es sich nun um weltliche Dinge handelt, entwickelt Heinrich V. alle Energie und Schlauheit, welche ihn kennzeichnen. Vergeblich suchte der Vater den schlechten Eindruck der kopflosen Flucht nach Böhmen wieder gut zu machen, indem er auf Mainz zog; der Sohn nahm die Stadt ein, und der Vater, am Widerstand verzagend, ging den Rhein abwärts. Danach wurde auf Weihnachten nach Mainz ein allgemeiner Reichstag berufen, welcher in Gegenwart päpstlicher Legaten über alle Fragen beschließen sollte. Inzwischen brachte der junge Meister aller Listen den Vater durch kaltherzigen Verrat in seine Gewalt. Er kam mit ihm zu Koblenz zusammen und beruhigte ihn so gut, daß der Vater seine Mannschaft entließ, alles in des Sohnes Hände legte, der eine Aussöhnung mit der Kirche als Grundlage allgemeinen Friedens herbeizuführen sich erbot, und mit ihm den Rhein hinaufzog. Hierbei ward der Vater, am 22. Dezember, mit einem Umweg ins Nahetal auf die Burg Böckelheim geleitet; erst dort wurde er inne, daß er gefangen sei.

Abb. 230. Burg Böckelheim im Nahetal. Stich des 17. Jahrhunderts.

52 Fürsten kamen zu dem Mainzer Reichstage, darunter die dem Kaiser treuen, denn wie dieser hatten auch sie an eine versöhnende Entscheidung geglaubt. Nun war die erste Nachricht, die sie vorfanden, daß der Kaiser nicht komme und als Gefangener gehalten werde; dafür waren die päpstlichen Legaten Gebhard von Konstanz und Kardinalbischof Richard von Albano die Wortführer der Tagung. Sie brachten sofort alle alten und ganz alten Anklagen wider Heinrich IV. vor und verlasen im Anschluß daran die Bannbullen der drei Päpste. So waren die, die noch gemeint hatten, man werde über die Lage verhandeln und abstimmen, genügend eingeschüchtert, als am 27. Dezember Heinrichs Kerkermeister, der neu erhobene Speyrer Bischof Gebhard (ein Uracher aus Schwaben und bisher Abt von Hirsau) erschien und meldete, der Kaiser wünsche abzudanken. Es sind Briefe Heinrichs IV. über diese Vorgänge aufbewahrt und wir wissen besonders aus seinem Schreiben an den König

von Frankreich, daß die Thronentsagung durch physische Bedrohungen erzwungen war. Nun sandte man um die Reichskleinodien, und auf neue Drohungen hin gab der erschöpfte, gebrochene Mann auch diese heraus. Dann sollte er noch vor den Fürsten öffentlich abdanken. Aber Heinrich V. zog doch vor, ihn nicht nach Mainz kommen zu lassen; er ging dem Vater, unter dem Vorwand, ihn zu geleiten, mit den beiden Legaten und einigen ganz Zuverlässigen nach Ingelheim entgegen. Da stand nun der Kaiser lauter sicheren Feinden gegenüber. Sie machten ihm um sein Leben bange und drohten ihm dabei mit etwas Schrecklicherem: ohne Beichte und Absolution sterben zu sollen. Denn man muß nicht glauben, weil Heinrich IV. mehrmals gebannt wurde, er sei kein mittelalterlicher Christ wie jeder andere gewesen. So dankte er ab. Darauf verlangten die Legaten noch, daß er sämtliche gegen ihn vorgebrachten Anklagen als freiwilliges Schuldbekenntnis beichte. Er tat auch das. Und dann erhielt er die Absolution doch nicht: erst müsse ein apostolischer Entscheid vorliegen. Sie erinnerten sich an die Tage von Kanossa und wollten ihre Waffen trotz aller auferlegten und von Heinrich erfüllten Pönitenzen und trotz seiner Abdankung nicht aus der Hand geben.

Der Reichsversammlung blieb nun nichts mehr zu beschließen, sondern bloß an dem formellen Regierungsantritt Heinrichs V. teilzunehmen, welcher ja schon gekrönter König war. Der Mainzer Erzbischof Ruthard übergab zeremoniell an Heinrich V. die Reichsinsignien und hielt für passend, in seiner Ansprache zu sagen: wenn er kein gerechter König und Verteidiger der göttlichen Kirche sein werde, werde es ihm wie seinem Vater gehen. Die Legaten weihten den König, dessen ganzes Wesen unverdrossene Demut und Dankbarkeit blieb, durch Handauflegung.

Die Städte und eine Anzahl Bischöfe und Laien hielten trotz allem zu Heinrich IV., und diesem gelang es, aus Ingelheim zu entkommen. Er ging nach Köln und Aachen; hier begrüßte ihn der treue Bischof Otbert von Lüttich. Seine Partei in Lotringen vergrößerte sich fortwährend. Zu ihr hielt auch der Herzog von Niederlotringen, Heinrich, aus dem Hause der Grafen von Limburg, dem 1101 das Herzogtum übergeben war, nachdem Gottfried Schützer des heiligen Grabes von Jerusalem geworden und als solcher gestorben war. Der König Heinrich zog mit oberdeutschen Truppen heran und belagerte Köln, das ihm kurz vorher seine Aufnahme abgesagt hatte. Seine Sache stand keineswegs sehr gut; denn er hatte mehrfach Bischöfe von sich aus eingesetzt, weil er längst wußte, daß er ohne die Investitur gar nicht auskommen könne, hatte dadurch aber den Papst, den Vikar Gebhard und überhaupt die kirchliche Partei tief verstimmt. So kam es noch einmal zu Verhandlungen mit dem um Lüttich Truppen sammelnden Kaiser. Der Vater suchte durch seine Briefe und Vorschläge den König und die Fürsten zu trennen, der Jüngere operierte mit dem Gedanken einer neuen Reichsversammlung. Schließlich wagte Heinrich V., da die aussichtslose Belagerung von Köln ihn unnütz festhielt, den Vormarsch auf Aachen. Mitten in dieser unbestimmten Lage starb am 7. August 1106 der Kaiser. 1106.

Nach kurzer Krankheit erlöste ihn ein sanfter Tod von aller Drangsal und Seelenpein seines Lebens. Nur auf 56 Jahre hatte er dieses gebracht. Seine Bitte an den Sohn, ausgesprochen in der Stunde des Todes, lautete: ihn bei den Eltern in Speyer beisetzen zu lassen und allen, die ihm treu gewesen wären, zu verzeihen. Das letztere wollte Heinrich nicht; Niederlotringen ward an den Grafen Gottfried von Brabant gegeben, und den Kölnern mußte erst Bertold von Zähringen vermitteln, daß sie sich durch eine hohe Strafsumme loskaufen durften. Das erstere wollte Heinrich bald danach tun. Aber die mildelosen Bischöfe der kirchlichen Partei erhoben Einspruch. Zuerst hatte Otbert die Kaiserleiche im Dom von Lüttich beigesetzt; dort durfte sie nicht bleiben, sie mußte wieder aus der Gruft geholt und

in einem kleinen ungeweihten Bau am Ufer der Maas geborgen werden. Von hier führte Heinrich V. die Leiche nach Speyer und bestattete sie im Dom. Aber hier gönnte ihr der Bischof, jener Uracher Gebhard, keine Ruhe, sie mußte abermals entfernt und in einer ungeweihten Kapelle untergebracht werden. Erst als in Reich und Kirche andere Tage geworden waren, 1111, hat sie in dem unter Heinrich IV. selbst vollendeten Dom, der schönen Hausstiftung der fränkischen Kaiser, Ruhe gefunden.

Heinrich IV. ist gewiß nicht ohne Schuld an dem endlosen Unglück seines Lebens gewesen. Der elternlos Aufgewachsene, der mit 6 Jahren König und als solcher der Spielball vielgestaltigster Einwirkungen ward, bald mit finsterer Härte tyrannisiert, bald verführerisch umschmeichelt, hat ohne Zweifel als Jüngling schlimme Fehler entwickelt und ist zeitlebens keine ganz gefestete Persönlichkeit geworden. Auch dem Vorwurf entgeht er nicht, daß er über seinen Sorgen durch die Sachsen und andere Widersacher den größeren Gegner nicht rechtzeitig gewürdigt, ihn zu lange aus Vertrauenseligkeit und Unterschätzung als nebensächlich behandelt hat. Bei alledem ist es erstaunlich, wie Heinrich IV., der bei seinem Mündigwerden die Autorität über das Reich schon in halber Auflösung übernahm, sie in allen seinen Nöten noch zusammengehalten und wie er in den kurzen Fristen leidlicher Ruhe, die ihm gegönnt waren, die Kräfte neu gesammelt hat. Erlegen ist er, außer dem schnödesten Verrat, in der Hauptsache denjenigen Gewalten, die vor seiner Zeit zu ihrer Gegensätzlichkeit gegen das monarchische Imperium herangereift waren: der auf ihre höchsten Ansprüche sich besinnenden Kirche und dem durch die Lehnseigenschaft der hohen Reichsämter neugekräftigten Partikularismus. Dafür hebt sich aus den Wirren seiner Regierung ein neues Element empor, dem erst die Zukunft gehörte und das zu allen Zeiten das antipartikulare in unserer Geschichte geblieben ist: das städtische Bürgertum. Und von der hingebenden Treue, welche dieses dem vielbenöteten Kaiser gewidmet hat, mag es nicht zuletzt herrühren, wenn im Gedenken des Volkes, welches sich so gern an tragisches Menschengeschick heftet, ein überwiegender Zug der liebevollen Teilnahme für Heinrich IV. übrig geblieben ist. Gerade unter denen, die ihn genauer kennen durften, ihm täglich nahe standen, hat Heinrich IV. Treue übers Grab hinaus erworben. Lateinische Gedichte der zürnenden Anklage über den Verrat des Sohnes sind zwar verschollen, aber wir haben aus der ganzen alten Kaiserzeit keine mit so herzlicher, ja ergreifender Liebe geschriebene Biographie, wie die erhalten gebliebene Totenklage eines Geistlichen aus der königlichen Kanzlei, die schöne Vita Heinrici IV.

Heinrich V.

Nun war der finstere, harte Mann übrig geblieben und trat in das Erbe derselben Schwierigkeiten und Widerstände, welche er selbst geholfen hatte, dem Vater zu mehren: in die Abwehr Roms und der fürstlichen Opposition.

Verzicht auf die Investitur hätte bedeutet, alles, was von Abhängigkeit der geistlichen Herren als Gegengewicht gegenüber einem schwierigen Laienfürstentum noch vorhanden war, aus den Händen zu geben. So investierte Heinrich V. nach wie vor. Paschalis II., der vergeblich abgemahnt hatte, setzte seine Hoffnung auf Hilfe Frankreichs, reiste zu dem kapetingischen König Philipp I. (1060—1108) und kam mit diesem zusammen im Frühling 1107 an die deutsche Grenze. Aber Heinrich hütete sich, die Einladung zu einer Zusammenkunft anzunehmen. Statt dessen sandte er eine Abordnung, sie erklärte im Namen Heinrichs: die Wahl und Weihe von Bischöfen erfolge ganz nach kirchlichem Recht, nachdem der König vorher die Persönlichkeit des zu Erwählenden gutgeheißen habe; nach der Wahl habe der neue Bischof dem König zu huldigen und von ihm die Investitur durch die Symbole Ring und Stab zu empfangen; auf andere Weise sei es auch nicht möglich, daß der Erwählte den weltlichen Besitz seines Amtes und die mit diesem verbundenen Regalien antrete. Das war eine bündige Ablehnung des päpstlichen Investiturverbots. Paschalis sprach von Knechtschaft der Kirche und nannte es eine Beschimpfung des geistlichen Standes, wenn ein Kleriker bei der Huldigung seine Hände in die blutbefleckten des Laien legen sollte. Dieser Papst war hitziger im Fordern und im Zorn, als jemals

Gregor VII. und Urban II. gewesen waren; er versuchte jetzt Maßregelungen der einzelnen deutschen Bischöfe und erreichte nur, sie um so fester an Heinrich zu ketten.

Dieser konnte die Jahre von 1107 ab auf die Wiederherstellung der deutschen Autorität im slawisch-madjarischen Osten verwenden, welche während der anderweitig gebundenen Regierung Heinrichs IV. stark herabgemindert war. Allerdings Böhmen hatte sich als loyales Reichsland gezeigt und stets zur Partei Heinrichs IV. gehalten, zumal dem böhmischen Herzog diese Anlehnung bei seiner Gegnerschaft mit Ungarn und Polen zugute kam. Entsprechend hatte Heinrich V. die böhmischen Streitkräfte bei seinen Feldzügen gegen König Koloman von Ungarn und Boleslaw von Polen zur Verfügung. Durchschlagende Erfolge errang er gegen keinen von beiden; immerhin waren die deutschen Waffen wieder einmal vor Preßburg und in Schlesien gezeigt worden.

Am 6. Januar 1110, auf einem Regensburger Tage, erklärte Heinrich den deutschen Fürsten, nach Italien ziehen zu wollen, um das Imperium neu zu befestigen und der Kaiserkrone teilhaftig zu werden. Aufs regste wurde die Teilnahme betrieben und mit materiellen Aufmunterungen nicht gekargt. Die Liebe der deutschen Fürsten besaß Heinrich nicht, wohl aber ihren scheuen Respekt. So brachen denn im August zwei starke Heere auf, eines über den Brenner, das andere mit dem König durch Burgund, das obere Rhonetal und über den Großen St. Bernhardsberg. Auf den ronkalischen Feldern am Po, unweit Piacenza, vereinigten sich im Oktober beide Heersäulen. Die Heerschau erwies 30000 wohlgerüstete Ritter, außer stattlichem Troß und Gerät mit der nötigen Mannschaft. Mit Ordnung oberitalischer Angelegenheiten verging der Anfang des Winters, im Februar nahte das Heer sich Rom.

Abb. 231. Investitur mit dem Stab. Nach einer Miniature.

Inzwischen unterhandelte Heinrich mit Paschalis. Dieser hatte vergeblich auf Normannenhilfe gehofft und sah sich durch die feste Verbindung aller Fürsten mit dem König vollends eingeengt. In dieser Lage kam er auf den überraschendsten Ausweg. Paschalis war Doktrinär bis zur Selbstvernichtung und alles eher denn ein Staatsmann. Die Investitur als königliches Ernennungsrecht und die reichen weltlichen Lehngüter waren es ja, was die deutschen Bischöfe so fest an den König band. So stellte der rasche Mann, mit einem in seinen Folgen gar nicht übersehbaren Entschluß, sich auf den Boden der Weltentsagung der Kirche, die hier zum erstenmal schien Wirklichkeit werden zu sollen, und schlug den Gesandten Heinrichs folgendes vor: „Die Kirchen sollen mit ihren Zehnten und mit frommen Gaben zufrieden sein; der König möge für sich und seine Nachfolger alle Güter und Regalien zurücknehmen, die von den Karl und Ludwig, den Otto und Heinrich und anderen Vorgängern den Kirchen übertragen worden sind.“ Dafür fiel dann die Investitur fort, denn Heinrich hatte, etwas schwächlich, sich darauf mitberufen, daß sie unentbehrlich sei als die Rechtsförmlichkeit, um die Regalien zu überweisen. Der König nahm, so sehr das Ganze ein Sprung ins Dunkle war, den Vorschlag an.

Am 12. Februar 1111 in der Frühe zog Heinrich V. mit den Fürsten und einigem Kriegsvolk — das Hauptheer lagerte draußen auf den neronischen Wiesen — in die Stadt Rom ein und besetzte die Peterskirche mit Gewaffneten. Unmittelbar danach begannen die Krönungzeremonien. Zur Einleitung verlas man den von König und Papst geschlossenen, erst wenigen bekannten Vertrag. Da erhob sich, als in dürren Worten der Verzicht der Kirche auf die Regalien der Bistümer und Abteien im Reiche verlesen wurde, ein ungeheurer Sturm in der Versammlung. Die Bischöfe und sonstigen geistlichen Herren sahen ihre irdische Stellung durch den Gewaltstreich eines fanatischen Prinzipienkämpfers zusammenbrechen, die weltlichen Herren alle Lehen und Vogteirechte entschwinden, die sie von geistlichen Körperschaften trugen; statt dessen sollte der königliche Fiskus durch den Heimfall der kirchlichen Regalien ins Unermeßliche wachsen, der König die bisherige Fürstengewalt sämtlicher Bischöfe in seine Hand vereinigen, und der Papst wollte das Patrimonium Petri behalten — das war ungeheuerlich, sie alle, Geistliche und Weltliche, drängten lärmend in der Kirche nach vorne, riefen, die Urkunde sei ketzerisch und unmöglich, in Tumult und offener Revolution ging die Verlesung des Vertrags unter. Der nicht in Verlegenheit zu setzende König hielt es sofort mit den Fürsten, rief und eiferte noch lauter als sie in Anklagen gegen den Papst, dann zog er rasch die vornehmsten Anwesenden mit sich in einen Nebenraum der Kirche. Was der Kluge ihnen in dieser „Beratung" auseinandergesetzt hat, wissen wir nicht. Paschalis wartete und wartete im Altarraum, schließlich sandte er hinein und wünschte Vertrag und Krönung zu vollziehen, freilich letztere nicht ohne ersteren. Daran war nicht mehr zu denken. Heinrich war entschlossen, die Erregung gegen den Papst bis zum äußersten auszunutzen, und ließ diesen gefangen nehmen.

Gleichzeitig aber erhoben sich die eines kaiserlichen Schaltens in ihrer Stadt lange entwöhnten Römer, erregt von den Vorgängen in St. Peter, deren Kunde in den verwirrtesten Gerüchten durch die Gassen flog. Nach mehrtägigen Straßenkämpfen zog Heinrich vor, in der Nacht auf den 16. Februar die Stadt zu räumen, nahm jedoch den Papst und 16 Kardinäle mit sich. Nach einigen Wochen, während derer der König am Fuße des Sabinergebirges gleich unterhalb von Tivoli am Teverone lagerte, gestand der gefangene Papst, der stürmischer und dem entsprechend auch leichter zu ermatten war als Gregor VII., die glatte **Aufhebung des Investiturverbots** zu. Am 11. April wurde Friede gemacht, am 13. April Heinrich in St. Peter, freilich unter Absperrung der Tiberbrücke gegen die eigentliche Stadt, zum **Kaiser** gekrönt. Dann brach er sogleich nach Deutschland auf.

1111.

Unterwegs verweilte er zwei Tage bei der **Großgräfin Mathilde**. Heinrich hatte schon 1110 durch Gesandte nähere Verhandlungen mit Mathilde angeknüpft. Was zu diesen Zeiten in ihrer Seele vorging, können wir weniger beurteilen, als in den früheren Jahren, da sie für die Kampfschriftsteller und Berichterstatter im Vordergrunde des Interesses stand und Gregor VII. selber in seine Briefsammlung einen Teil der politischen und seelsorgerischen Beziehungen zu ihr aufnahm. Sicher ist, daß die altgewordene Frau mit einer gewissen Herzlichkeit in Heinrich den jungen Verwandten sah, wie sie es doch auch in Heinrich IV. und Konrad, wenn auch unter schmerzlichen Umständen, getan hatte, und daß sie in dem, was einst ihr Innenleben ausfüllte, kühler geworden war. So war sie auch nicht sonderlich aufgebracht worden durch die Investituren, welche Heinrich vornahm, und durch sonstige Klagen der bitter enttäuschten Kirche über den so rasch Verwandelten. Dagegen ist das einzige Schreiben von ihr an Paschalis, welches im Wortlaut erhalten ist, eine Beschwerde. Heinrich seinerseits kam ihr sehr aufmerksam und mit der ehrerbietigen Galanterie des jungen Verwandten entgegen, erkannte sie auch in der Reichsverweserschaft von Tuszien an und übertrug ihr noch die von Ligurien hinzu. Es war vielleicht sehr klug von ihm, in ihr ein reichsfürstliches Macht- und Pflichtgefühl zu verstärken. Die Vorgänge vom Februar und April 1111 haben die Beziehungen beider nicht gestört, und als der nunmehrige Kaiser vom 6. bis 8. Mai

ihr Gast war, setzte sie ihn zum Erben ihrer Güter ein. Schon bei den früher vollzogenen Einsetzungen der Kirche hatte sie immerhin etwas anderes empfunden, als wenn sie nur ihre nach Buße und Trost verlangende Person dem päpstlichen Priester zu Füßen warf, hatte immer noch vorbehalten, unter der ideellen Oberhoheit der Kirche eine anderweitige Übertragung vorzunehmen. Nun gab sie in der letzten Erbfestsetzung, die sie vorgenommen hat, alles oder doch die Hauptsache an Heinrich V.

Als der Kaiser nach Deutschland kam, war sein erstes, die Leiche seines im Bann gestorbenen Vaters unter feierlichem Pomp zu bestatten. Nicht minder demonstrativ erfolgte die kaiserliche Investitur von Heinrichs bisherigem Kanzler Adalbert mit dem Erzbistum Mainz.

Indessen der Triumph der Krone über die Kurie war nicht in einer Weise errungen worden, die Bestand haben konnte, er beruhte auf kahler Gewalttat. Und allmählich überwanden die gegnerischen Kräfte ihre Furcht vor diesem so rücksichtslosen wie klugen Herrscher und fanden sich zusammen. 1112 wagte der burgundische Erzbischof Guido von Vienne an der Rhone, die Investitur für Ketzerei zu erklären und den Kaiser zu bannen. Der neue Erzbischof Adalbert von Mainz wollte keineswegs ein gefügiges Werkzeug der Krone sein; der sächsische Stamm in seinem alten Frankenhaß empörte sich wieder, und die Friesen suchten vom Reiche ganz loszukommen. Aber auch die Stadt Köln und die rheinischen Fürsten schlossen sich der Empörung an. So vereinigten sich die Feindseligkeit wie die Treue, welche Heinrich IV. gefunden hatte, von beiden Seiten gegen seinen Nachfolger und Verderber. In Sachsen war das Haus Billung 1106 mit Magnus im Mannesstamme erloschen und das Herzogtum an Lotar verliehen worden, dessen Güter um Supplinburg lagen. Die sächsisch-thüringischen Großen, darunter Landgraf Ludwig von Thüringen, dessen Haus auf der Wartburg seinen Hauptsitz hatte, hielten größtenteils zu dem Herzog, als er sich zum Führer der Gegenbewegung im Reiche machte. Noch einmal gewann Heinrich durch rasches Vorgehen gegen einzelne die Oberhand, und als er sich am 7. Januar 1114 zu Mainz mit der englischen Königstochter Mathilde vermählte, erschien dort sogar Lotar. Aber gegen Ende desselben Jahres ermannte sich der Widerstand aufs neue, noch kräftiger und geschlossener. Ohne auch nur das Frühjahr abzuwarten, zog der Kaiser wider die Sachsen; da

Abb. 232. Siegel Kaiser Heinrichs V.
Nach: Karl Heffner, Die deutschen Kaiser- und Königssiegel.

1115. wurde er am 11. Februar 1115 am Welfesholze bei Mansfeld aufs Haupt geschlagen. Ein Siegesgefühl der Unabhängigkeit ging durch Niederdeutschland, ein Erzbischof nach dem anderen bannte den Kaiser, des Papstes Legat erschien in Sachsen. Und der Kaiser war gegenüber der ringsum siegreichen Empörung in desto üblerer Lage, als ihn eine dringliche Veranlassung nach Italien rief.

Am 24. Juli 1115 war Mathilde von Tuszien gestorben. Der Vertrag mit Heinrich V. muß einwandfrei gewesen sein, denn Paschalis erhob keine Forderung, zumal Heinrich bald im Süden der Alpen erschien. Dagegen waren sonst Fragen genug: was eigentlich zum Allod gehöre und somit Heinrich als persönlichem Erben zustehe, was heimgefallenes Reichslehn sei, wie weit unklare Ansprüche italischer Grafen und Klöster berechtigt seien und derlei. Heinrich konnte ohne sonderliche Schwierigkeit die Erbschaft besetzen, welche seine materiellen Mittel sehr verstärkte, und hielt sie fest in der Hand. Als seine Vorkämpfer in Deutschland ließ er die Staufer zurück, von denen der jüngere, Friedrich, der Herzog von Schwaben (1105—1147) war, während der Kaiser dessen Bruder Konrad mit Ostfranken belehnt hatte. Im Fortgang der Kämpfe in Deutschland mußte Heinrich freilich dem Würzburger Bischof, um diesen zu gewinnen, die Herzogsgewalt „in" Franken zurückgeben, welche das Bistum am Anfang des Jahrhunderts gehabt hatte; dem Staufer blieb nur eine Teilgewalt in Ostfranken, welche man nachmals zur Unterscheidung das Herzogtum Rothenburg nannte, da sie sich hauptsächlich um diese Stadt an der Tauber gruppierte.

Anfang 1118 starb Paschalis, sein Nachfolger Gelasius bannte Heinrich, starb aber schon 1119; und nun erwählte man den entschlossensten kirchlichen Gegner des Kaisers, Guido von Vienne, zum Papst, Calixtus II. Um so dringlicher wurde es Heinrich, in Deutschland zum Frieden zu kommen. Aber erst nach Jahren gelang es ihm, auf einem Tage zu Würzburg, am Sitze des von ihm gewonnenen mainischen Bischofs, im September 1121 eine vorläufige Abmachung herbeizuführen. Völliger Friede wurde dort noch nicht geschlossen, sondern erst von der Verständigung mit der Kirche auf einem neuen Reichstage abhängig gemacht. Dieser Reichstag ist im September 1122 zu Worms unter allgemeiner Friedenssehnsucht zusammengetreten
1122. und hier am 23. September 1122 das Wormser Konkordat abgeschlossen worden.

Der Kaiser gestand die freie Wahl der Bischöfe und Reichsäbte durch die Domkapitel und Konvente zu und beschied sich mit dem Rechte, einen Vertreter zu der Wahlhandlung zu senden. In Deutschland sollte er das Recht haben, den Erwählten vor der Weihe und zwar durch das Zepter mit den Regalien zu belehnen, in Burgund und Italien sollte diese Belehnung innerhalb sechs Wochen nach der Weihe erfolgen. Die alte Investitur, die Verleihung geistlicher Amtsgewalt, deren Symbole Ring und Stab waren, war aufgegeben; durch das Zepter übertrug der König nur die weltlichen Fürstenrechte des Erwählten. Aber da die Weihe, allerdings nur für Deutschland, erst nach Vollzug dieser Belehnung erfolgen sollte, hatte die Krone dort immer noch die Möglichkeit, sie hinauszuschieben oder zu vereiteln. Italien und Burgund waren in eine andere Stellung zur Krone als Deutschland gebracht. Es war auf beiden Seiten kein Sieg, sondern das Ganze ein richtiger, zurechtgehandelter Kompromiß, für Heinrich ein notdürftiges Retten von einzelnen Zugeständnissen, deren faktischer Wert an sich nicht gering war. Im Prinzip gesiegt hatte die Kirche und zwar durch dieselbe Bundesgenossenschaft, welche als erster Papst Gregor VII. aufgeboten hatte, die deutsche Stammes- und Fürstenopposition. Manche Punkte blieben noch unklar, wie dies bei Kompromissen häufig ist: worin die „praesentia" des Königs bei den Wahlen bestehen und sich betätigen würde, und ob die zu belehnenden geistlichen Fürsten das homagium, den Mannschaftseid, in die Hand des Königs, des Laien, zu leisten hätten.

Den weltlichen Fürsten hatten mancherlei Zugeständnisse in einzelnen Güter- und Lehnsfragen gemacht werden müssen. Freilich mußte der Kaiser noch wieder gegen Lotar und gegen die Friesen kämpfen, und wann hätte es seit Heinrichs IV. Zeiten sonst irgendwo im vielköpfigen Fürstenstande des Reiches an Händeln und Unruhen gefehlt? Aber im ganzen, vor gemeinsamen Erhebungen mit bestimmten Zielen, hatte Heinrich jetzt Ruhe, wenn sie auch nur auf Kosten wichtiger Hoheitsrechte des Imperiums herbeigeführt war.

Erklärungsblatt.

Das Wormser Konkordat.

In nomine sancte et individue trinitatis. Ego Heinricus Dei gratia Romanorum imperator augustus. Pro amore Dei et sancte Romane ecclesie et domni pape Cal[ixti] et pro remedio anime || mee dimitto Deo et sanctis Dei apostolis Petro et Paulo sancteque catholice ecclesie omnem investituram per anulum et baculum et concedo in omnibus ecclesiis que || in regno vel imperio meo sunt canonicam fieri electionem et liberam consecrationem. Possessiones et regalia beati Petri que a principio huius discordie || usque ad hodiernam diem sive tempore patris mei sive etiam meo ablata sunt que habeo eidem sancte Romane ecclesie restituo . . .

Die Urkunde, welche nur die Hauptbestimmung des Konkordats enthält, ist in der üblichen Weise und dem Duktus der Königs- oder Kaiserurkunden geschrieben, aber zeigt sich namentlich in den Schlußformeln und der Schrift der Vollziehung (+ Ego Fridericus Coloniensis archiepiscopus et archicancellarius recognovi) als ein irreguläres Schriftstück, ist also kein reines Spezimen der unter Heinrich V. kanzleimäßigen Ausfertigung von kaiserlichen Beurkundungen.

In nomine sce et indiuidue trinitatis Ego Henricus dei gra. Romanorum imperator augustus. pro amore dei et sce Romane eccle et dni pp. Cal. . et pro remedio anime

mee dimitto do et fcis dr aplis Petro et Paulo. sceq; catholice eccle omne uiuestitura p anulu et baculu. et concedo in omnib eclis que

in regno vel imperio meo sunt. canonica fieri dectione et libera consecratione. Possessiones et regalia beati Petri que a principio huius discordie

usq; ad hodierna die siue tempore patris mei siue etia meo ablata sunt. que habeo. eide sce Romane eccle restituo. que aute non habeo. ut

restituantur fideliter uiuabo. Possessiones etia aliaru omniu eclaru et pncipu. et aliorum tam clericorum quam laicorum que in werra ista amisse sunt

consilio pncipu vel iusticia que habeo redda. que non habeo ut reddantur fideliter uiuabo. Et do uera pace dno pp. Calixto. sceq;

Romane eccle et omnib qui in parte ipsi sunt vel fuerunt et in quib sca Romana eccla auxiliu postulauerit. fideliter uiuabo. et de

quib mihi fecerit querimonia debita sibi facia iusticia. Hec omia acta sunt consensu et cnsilio pncipu. Quorum nomina subscripta sunt.

Adelbrs archiepc Mogontinus. F. coloniensis archiepc. H. ratisbonensis epc. O. bauenbergensis epc. B. spirensis epc. H. aurustensis. G. traiectensis. B. cstanciensis.

P. abbas wldensis. Heinric dux. Fridericus dux. S. dux. Pertolf dux. Marchio Leipoldus. Marchio Engelbrt. Godefrid Palatin. Otto Palatin comes

Moraga ias comes. Ego Fridericus coloniensis archi. Petrus sr archi cancellarius Recognovi.

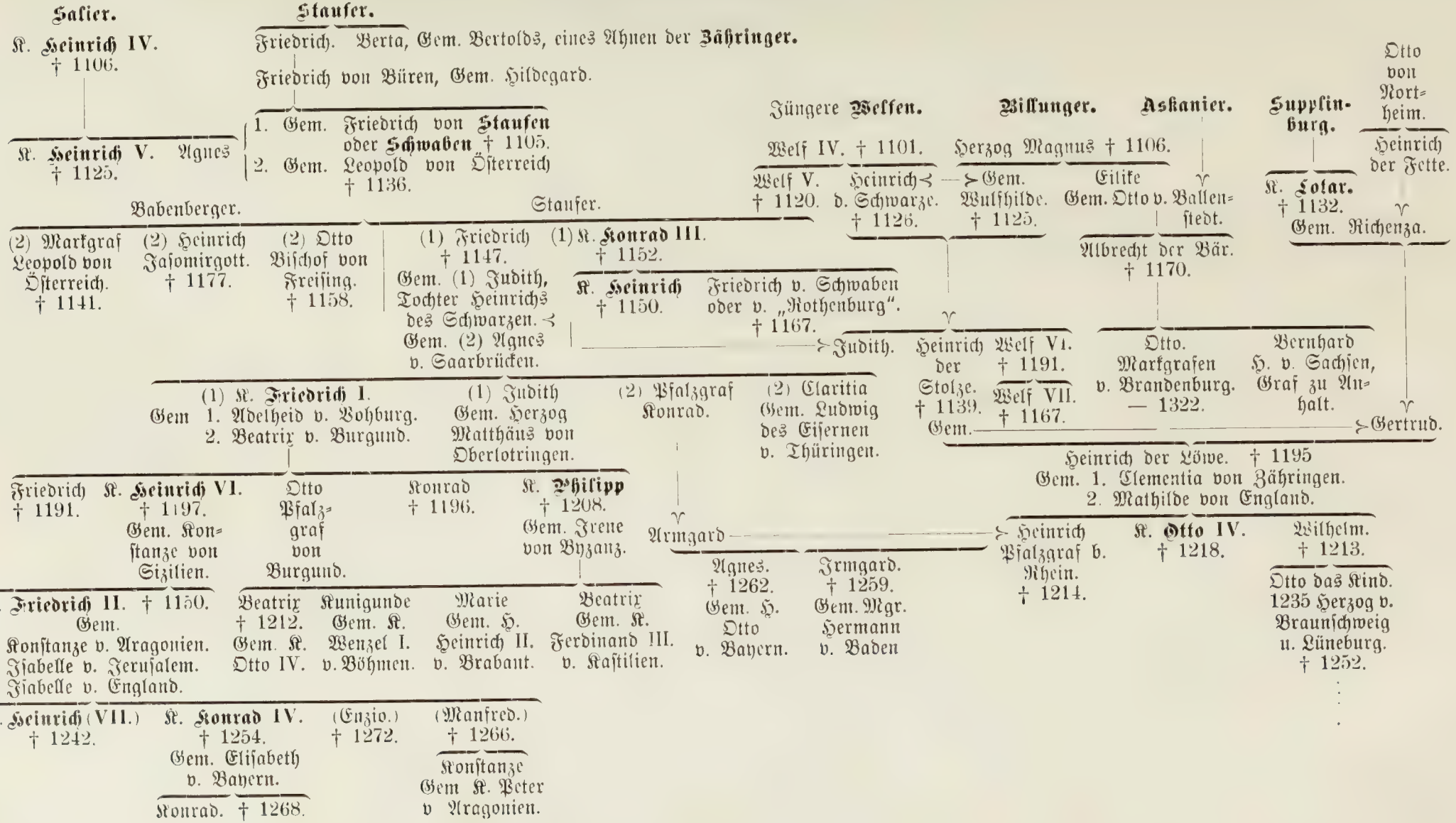
Abb. 261. Die erhaltene Ausfertigung des Wormser Konkordats von 1122. Nach dem Fachwerke im 4. Bande der Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung.

In dieser Zeit hat Heinrich einen Gedanken gefaßt, dessen Durchführung ähnlich wie der im Jahre 1111 so rasch wieder zerronnene Plan einer Zurückgewinnung der kirchlichen Regalien die Krone neu und unabhängig fundiert haben würde: die Einführung einer allgemeinen Reichssteuer. Wie in Italien und Burgund waren auch in Deutschland die Städte rasch emporgeblüht, viele neue dazu gegründet worden, besonders das zähringische Haus hat sich durch Städtegründungen in Alamannien wie im transjuranischen Burgund Ruhm erworben; die Kreuzzüge hatten Handel und Wandel belebt; von Italien gingen neuartige Handels- und Erwerbsgesellschaften aus, welche von dem Kapitalzinsverbot der Kirche nicht getroffen wurden; überall verdrängte der Geldverkehr die alte Naturalwirtschaft: so wäre technisch an etwas Derartiges schon zu denken gewesen. Aber offenbar politisch nicht. Der Gedanke, daß sie des Reiches wegen da seien und dessen Wohlfahrt auch die ihre, hatte sich den Fürsten längst zu sehr in das Gegenteil verkehrt. Wir erfahren nur, daß Heinrich sich mit diesem hochbedeutsamen Gedanken getragen habe, nichts von Schritten zu Gunsten seiner Durchführung.

Im Mai 1125 hielt sich Heinrich, der schon länger an einem krebsartigen Geschwür litt, in den rheinischen Gegenden auf. Als er nach Utrecht kam, erkrankte er bedenklicher; am 17. Mai vertraute er seine Gemahlin nebst seinen Gütern dem herbeigeeilten staufischen Neffen, Friedrich II. von Schwaben, am 23. Mai beschloß 1125.
er durch seinen Tod das fränkische oder, wie es gerne genannt wird, salische Königsgeschlecht.

Gewiß zählt Heinrich V. nicht zu den Herrschern, deren Regiment die deutsche Geschichte an sich zu beklagen hat. Mancher, der einen guten Namen hinterlassen hat, wäre in dieser Lage und bei der Erbschaft, welche Heinrich V. anzutreten hatte, der minder geeignete gewesen. Aber Liebe hat der Mann, der 1125 mit 43 Jahren zugrunde ging, weder bei Zeitgenossen noch Nachlebenden finden können. Keine Stimme aufrichtiger Trauer hat sich um ihn erhoben, wie um den Vater, welchen er ins Elend gedrängt hatte und dessen Unglück wie ein Fluch auf ihm lasten blieb. „Mit der erforderlichen Ehrfurcht" fanden sich die Fürsten zu seinem Leichenbegängnis in Speyer ein; dort haben sie über seine Regierung in Reich und Kirche ein gemeinsames hartes Urteil gefällt. Freilich urteilten sie nach ihrem Maßstab, der leider längst nicht mehr der des Reichsinteresses war; aber es war auch nichts vorhanden, was sie angesichts des Toten zum Schweigen gestimmt hätte. Selbst Friedrich von Staufen hat sich von der Kundgabe dieses Urteils durch offenen Brief nicht ausgeschlossen. Hier mochte eine politische Erwägung die menschliche Regung des Neffen übertönen: nun ging es zur Königswahl.

Genealogische Übersicht.



Das staufische Zeitalter.

Mit dem Tode Heinrichs V. beginnt das Reich im Zeichen der Staufer zu stehen, aber auch im Zeichen des Widerstandes gegen sie. Am Anfange behauptet der letztere das Feld und auch später erhebt er, in Otto IV. und Wilhelm von Holland, nochmals nichtstaufische, niederdeutsche Könige. Das Zeitalter schließt die letzten großen Bestrebungen in unserer älteren Geschichte ein, den Gegensatz und das Auseinanderstreben von Süd- und Norddeutschland, Schwaben und Sachsen-Niederrhein, durch die Reichsgewalt und durch den Sieg des einen Teils aufzuheben. Es hinterläßt diese Aufgaben ungelöst, den fürstlichen Partikularismus gestärkt und ermutigt, aber gleichzeitig seine Gefährlichkeit gemindert durch die Vernichtung der alten einheitlichen Stämme und durch ein nationales Bewußtwerden der Deutschen, dessen Verdienst den Staufern zukommt.

Wer heute mit der Bahn von Stuttgart nach Nördlingen durch das Reben und Korn tragende Remstal fährt und zunächst an Waiblingen vorbeigekommen ist, erblickt in der oberern Talgegend, wo die Berge sich näher drängen, das staufische Familienkloster Lorch, welches der erste Herzog Friedrich gegründet hat. Nahe dabei am Nordabhang des Staufen liegt als eines der zahlreichen schwäbischen Beuren der Ort Wäschen-Beuren, nach welchem jener Friedrich „von Büren" genannt wurde. (Büren ist die alte und neue schwäbische Form anstatt des „neuhochdeutschen" Beuren.) Die dabei belegene Stammburg selber mit ihren uralten Mauern wird heute im Volksmunde das Wäscherschlößchen genannt. Die jüngere Burg auf der Kuppe des Staufen war von jenem ersten Friedrich erbaut worden, kurz bevor er Herzog wurde, und der Name dieses neueren und stolzeren Sitzes hat in der Folge die Bezeichnung der Familie nach dem älteren Beuren verdrängt. — Schon der Großvater des ersten Herzogs war stattlich mit den Zähringern verschwägert; der Vater heiratete die begüterte Elsässerin Hildegard und begründete die Stellung des Hauses in der oberrheinischen Ebene, welche die Staufer nie aufgehört haben, zu erweitern und zu verstärken. Hagenau und der Trifels wurden dort ihre Haupt- und Lieblingstätten. Ihres Salererbes ist schon gedacht worden, aus ihm scheint u. a. der Waiblinger Güterkomplex herzustammen. Konrad III. heiratete um 1135 die Gräfin Gertrud von Sulzbach, deren Familie zeitweilig die Nordgaumarkgrafschaft verwaltete; durch diese Heirat vermehrte sich der Salierererbte Besitz des Hauses im oberen Maingebiet noch weiter. — Das Wappen der Staufer war ein Löwe oder Pardel, anstatt dessen im 13. Jahrhundert auch drei rechtsschreitende solche Tiere übereinander vorkommen. Im 12. Jahrhundert ist das Wappenwesen überhaupt noch jung und im Fluß; die Durchführung fester heraldischer Farben haben die Staufer überhaupt nicht mehr erlebt.

Der Wahl Herzog Friedrichs von Schwaben zum König stand i. J. 1125 nichts so sehr entgegen, als das, worauf er seinen Anspruch gründete: daß er der Neffe des verstorbenen Kaisers und das staufische Haus eine durch weibliche Verwandtschaft angegliederte Fortsetzung des salischen war. An Friedrich hatte Kaiser

Heinrich V. die Reichsinsignien übergeben; von den Fürsten gewählt wurde sein entschiedenster Gegner, der Herzog von Sachsen.

Den Erzbischof Adalbert von Mainz, in dessen Händen die Leitung des Wahlgeschäftes lag, bestimmte der Gedanke, vor allen Dingen ein neues Regiment zu verhüten, das, wie Heinrich V., herrisch die Kirche meistern würde; daneben brannten in seiner Erinnerung alte Zwistigkeiten mit den staufischen Brüdern. Zur Wahlversammlung in der Stadt Mainz, August 1125, erschienen die vier Stämme der Sachsen, Franken, Schwaben und Bayern; falls Lotringer anwesend waren, so hat man sie zu den Franken gerechnet, zu denen sie geschichtlich ja auch gehörten. Ein päpstlicher Legat war zugegen und eröffnete die Wahlhandlung durch feierliches Amt; schon diese päpstliche Vertretung bei einer rein weltlichen Angelegenheit der Deutschen machte die Auffassungen kund, welche den Erzbischof Adalbert leiteten. Zum erstenmal erfahren wir ferner in der Geschichte der deutschen Königswahlen, daß ein engerer vorberatender Ausschuß gewählt wurde, je zehn principes aus den vier Stämmen; es sind die ersten Anfänge des späteren Kollegiums von Kur-Fürsten. Die vierzig fanden keine Einigung auf einen zu wählenden Mann, sondern stellten der Gesamtheit die Entscheidung über drei hervorragende Fürsten anheim: Friedrich von Schwaben, Lotar von Sachsen, Markgraf Leopold von Österreich. Von ihnen stellten die beiden ersten die entschiedene Verkörperung der die Lage beherrschenden Gegensätze dar, während Leopold, der Stiefvater des Staufers, eher als ein Vermittlungskandidat zu betrachten war. Das Verhalten der drei war verschieden nach der Vorgeschichte der Wahl. Friedrich als salischer Erbe betrachtete sich nicht bloß als vorberechtigt, sondern auch wie verpflichtet, König zu werden; seine Bewerbung war entschieden und nicht ohne fordernden Trotz. Allen Versuchen Adalberts, ihn durch vorversprochene Bindung auf den Verlauf der Wahl zu fangen, wie man es 1024 mit dem jüngeren Konrad gemacht hatte, wich er unverhüllt und geschickt

Abb. 234. Die Burg Hohenstaufen und ihre Umgebung. Im Mittelgrunde Wäscherschlößchen und Kloster Lorch. Gemälde in der Johanniskirche zu Schwäbisch-Gmünd von Joh. Georg Heberlein aus dem Jahre 1670.

Abb. 235. Der Hohenstaufen. Mit dem gleichnamigen Dorfe.

aus. Lotar war alt, über sechzig Jahre, er hatte ein befriedigendes Leben voller Erfolge für ein geschlossenes und möglichst selbständiges sächsisches Herzogtum hinter sich. Das Streben nach der Königskrone lag ohnedies nicht im Wesen des letzteren; Lotar war mehr der Geschobene. Und Leopold konnte durch Gefügigkeit nur gewinnen, da er an letzter Stelle in Betracht kam. So drehten sich die Besprechungen im Kreise. Noch waren sie kaum vorangekommen, als eine Laiengruppe das Diplomatisieren der geistlichen Herren satt bekam; mitten in der Verhandlung, im Saal der erzbischöflichen Residenz hoben sie, wie im altgermanischen Thing, den Sachsenherzog empor und trugen den sich zürnend Wehrenden auf ihren Schultern — denn Schilde und Waffen waren draußen bei den Schildträgern — durch die Versammlung: Lotar sei König! Die nicht allzu würdige Szene war noch keine Wahl, aber es war ein augenfälliges Geschehnis, und schon schrie das Volk auf eine unklare Kunde hin, die nach außen drang, der König sei gewählt. Überdies war neuerdings Friedrichs Schwiegervater, der Welfe Herzog Heinrich der Schwarze von Bayern für die Erhebung Lotars gewonnen worden. Man vermutet wohl mit Recht, daß in diesem Zusammenhange die 1127 vollzogene Verlobung der einzigen, im Kindesalter stehenden Erbin des spätverheirateten Lotar, Gertrud, mit Heinrichs Sohne verabredet worden sei. Friedrich gab seine Sache auf, und ohne ihn und seine Anhänger, die sich nicht mehr beteiligten, ward Lotar formell erwählt.

Lotar.

So hatten also die Sachsen wieder „das Reich“. Lotar übernahm die Krone nicht ganz in unähnlicher Lage wie Heinrich I., jedoch in der Absicht, unverzüglich soviel wie möglich Otto I. zu werden. Seit 919 waren, trotz allem, was der Krone inzwischen Böses widerfahren, die Imponderabilien des Reichsgedankens viel zu sehr herangewachsen, um ihm nicht von Anfang an größeren Vorteil und deutlichere Pflicht zu geben. Außerdem war Lotar wesentlich durch die Kirche erwählt worden, die einen ihr genehmen Gesamtkönig und keinen König von Sachsen wollte. So trat er ein in die noch immer nicht erloschene Auffassung, fränkischer König geworden zu

sein, und ließ fränkische Formen aufleben, gleichwie Otto I. bei seiner Krönung fränkische Kleidung trug. Wie dieser eilte er zum Empfang der Krone nach Aachen, dann hielt er den Königsumritt durch Lotringen, Franken, Bayern. Schwaben betrat er nur am Rande des Stammesgebiets. Aufs neue, wie zur Zeit Heinrichs I. und Ottos I., waren Sachsen und Schwaben die Wagschalen des Reiches geworden und auch das Auseinanderstreben ihrer politischen Kräfte wieder deutlich hervorgetreten: derjenigen Sachsens nach Norden und Osten zu, woran Lotar selber als Herzog wichtigen Anteil hatte, derjenigen Schwabens nach Süden und Südwesten, während Bayern mit der Front nach Südosten stand. Indem Lotar die Krone nahm, bekannte er sich zu dem Ziel, das auch den beiden genannten sächsischen Herrschern als wichtigstes gesetzt war: Schwaben, aber auch Sachsen der Reichsaufgabe seines Königtums zu unterwerfen. Redlich, doch nicht mehr mit ganzer Kraft, hat der alte Herrscher diese Aufgabe verfolgt; jener Dualismus hat ihn überlebt.

Der tapfere Graf von Supplinburg war angesehen geworden in Sachsen durch die Kämpfe seiner Jugend gegen Heinrich IV. Später brachte ihm seine viel jüngere Gemahlin Richenza (vergl. die Stammtafel S. 388) northeimisches und damit vereinigtes ludolfingisch-braunschweigisches Gut hinzu, und er war ein mächtiger Grundherr in Sachsen geworden, als Heinrich V. ihn 1106 mit dem Herzogtum belehnte. Damals fühlten sich die Askanier, das Grafenhaus von Ballenstedt, übergangen, welche ebenfalls, sowohl durch billungisches, wie durch northeimisches Teilgut, zu den reichsten sächsischen Häusern gehörten. Ferner hatten die Welfen durch den Hauptteil des billungischen Erbes in Sachsen Fuß gefaßt. Nach heimatlichem schwäbischem Recht, wie die Welfen, lebte noch in historischer Zeit auch das Haus von Wettin. Von früh erlangten sächsischen Grafenämtern ausgehend, die in den Gegenden der Saale lagen, hatte es 1034 die Niederlausitz (welche es unter Heinrich V. vorläufig verlor), unter Heinrich IV. die Mark Meißen (S. 299) erhalten. Thüringen war seit den Ludolfingen an Sachsen angegliedert, wurde indessen bald wieder in selbständigerer Form bei diesem Herzogtum gehalten und betrachtete verschiedene einheimische Grafengeschlechter nacheinander als seine Landgrafen von Thüringen. Als solche kam zur Zeit Lotars ein neues Geschlecht empor, dessen erster bedeutender Ahn Graf Ludwig der Salier (1056—1123) war. So hieß er wohl nach Abstammung seiner Familie, während die Volksetymologie „der Springer" sich dadurch auszuweisen sucht, daß er als Gefangener Heinrichs V. durch einen Sprung vom Giebichenstein entkommen sei, eine an viele Personen mit anderen Lokalisierungen angeknüpfte, volksbeliebte Erzählung. Er hat bei Eisenach die Wartburg und unfern davon auf den von seinem Vater Ludwig dem Bärtigen angekauften Besitzungen das Familienkloster Reinhardsbrunn begründet. Von seinen Söhnen wurde Ludwig der erste Landgraf dieses Hauses und erheiratete das Gut der Grafen von Gudensberg im Hessengau.

In fester Hand hatte bei dem Herzog Lotar die partikulare Fürsorge für Sachsen und die dortige Regierung gelegen. Sein Sieg am Welfesholze (S. 386) hatte das altsächsische Sondergefühl von neuem hoch emporschwellen lassen, dem Sieger aber auch die unangreifbare Gewalt im inneren Sachsen und in dessen östlichen Grenzgebieten gegeben. Über den Markgrafen waltete er als oberer Landesherr; sie und die Grafen fanden in ihrem Streben, ihre Reichslehen erblich zu haben, in der Unterstützung seiner Stammesführung den wirksamsten Anhalt. Lotar selbst brachte den tüchtigen Adolf von Schauenburg in die wichtige holsteinische Grafschaft. Die Wendenfürsten erblickten, soweit sie ihre politischen und dynastischen Ziele unter Anlehnung an die deutsche Macht verfolgten, deren gebietenden Vertreter in Herzog Lotar. Überhaupt mit Lotar und mit der staufischen Periode werden die slawischen Wenden weit enger und beständiger, als bisher, in den Gesichtskreis der deutschen Geschichte gezogen. Die politische und volkliche Wiederausdehnung der Deutschen nach dieser Seite hin, eingeleitet durch Karl den Großen und durch das sächsische Herrscherhaus, tritt endlich in die Zeit des Erntens, der dauernden und größten Erfolge ein. In ihnen hat weniger das Staufergeschlecht, als vielmehr die Stauferzeit die gewaltigste und segensreichste Großtat unserer nationalen Geschichte

hervorgebracht: die Zurückgewinnung der an die Slawen verloren gewesenen ostelbischen Lande für das germanische Volkstum, die Eroberung der ganzen großen Hälfte von allem, was heute Norddeutschland heißt.

Der Andrang der Slawen gegen die europäische Kulturwelt (S. 177) war ein allgemeiner gewesen; ein griechischer Kaiser klagte, daß die Balkanhalbinsel slawisch zu werden drohe. Somit wiederholte sich durch sie das vorgeschichtliche und altgeschichtliche Vorrücken der Germanen von Nordosten oder Norden in der Richtung gegen den Rhein und den Gesamtlauf der Donau Jahrhunderte später von Osten her in analoger Weise, nur daß an die Stelle des Rheins eine Elb-Saale-Linie trat und die Bewegung östlicher und mit östlicherem Schwerpunkt zum Stillstand kam. Ferner hatten die Germanen keine größeren selbständigen Gruppen von Vorbewohnern zwischen sich übrig gelassen und keine nachträgliche Einsprengung fremder

Abb. 236. Kirche des 1108 von Herzog Friedrich II. von Schwaben gegründeten Klosters Lorch in Württemberg, staufische Begräbnisstätte.

Dazukömmlinge geduldet, während die slawische Gruppe vielfach von fremden Ostvölkern durchbrochen wurde und schließlich durch die Madjaren die im Gesichtskreis der Balkanhalbinsel wohnenden Slawen von denen an der Elbe und Oder wie durch einen dazwischen getriebenen Keil abgetrennt wurden. Dies war auch der Grund, weshalb auf die östlichen Slawen überwiegend die Byzantinerkultur und die griechische Kirche, auf die westlichen die abendländische Beziehung und die römische Mission Einfluß erlangten. Die Mähren hatten zwar im 9. Jahrhundert Verbindung mit Byzanz und den südslawischen Bulgaren gesucht, hatten auch der Mission der griechischen Slawenapostel Methodius und Kyrill Eingang gewährt; aber diese Anfänge verdrängte schließlich doch wieder die römische Kirche, hinter der die deutsche Reichsgewalt stand.

Die slawische Verfassungsentwicklung weist bemerkenswerte Analogien mit der germanischen auf. Nicht durch Beeinflussung, sondern im alten Bestande, infolge der gleichen indogermanischen sozialen Uranfänge und einer bei gleichen Vorbedingungen natürlichen

parallelen Entwicklung. Wie die Berührung der Slawen mit den Kulturvölkern jünger als die der Germanen ist, ihre müheloſe oder verhältnismäßig leichte Verfügung über weite Landgebiete in spätere Zeit als bei den Germanen andauert, so finden wir dementsprechend ihre sozialen Verhältnisse auf altertümlicherer Stufe. — Die alte Einheit, auf die sich alle Gliederung aufbaut, ist das Sippendorf mit gemeinsamer Ackerwirtschaft, ohne Sondereigentum der Einzelnen am Lande. Die Sippe, oder um diesen den Germanen eigentümlichen Ausdruck hier zu vermeiden, das Geschlecht ist nicht oder nicht mehr eine Genossenschaft mit gleichberechtigten Hausvätern, wie bei den Germanen, sondern steht in der Führung des Ältesten, des Starosten. Der Zusammenschluß je mehrerer Geschlechter hat eine höhere Form hervorgebracht, die Zupa, deren Vorstand der Zupan ist, oder „Knees," mit früh eingebürgertem Lehnwort aus germanischem Kuningas. Die Vereinigung mehrerer solcher Zupas führt zu der Narod oder Völkerschaft, und aus ihr steigt ein eigentliches Volksfürstentum mit monarchischen Bestrebungen auf, die sich besonders darauf richten, die Ödgrenzen, sowohl die äußeren Grenzstreifen der Narod, wie die zwischen den verschiedenen Sippendörfern, als Fürstengut an sich zu nehmen und mit abhängigen Siedlern zu besetzen. Schließlich sind es einzelne völkerschaftliche Fürsten und Dynastien, die ihre Führung, am leichtesten dann, wenn gemeinsames militärisches Interesse vorliegt, über nachbarliche Völkerschaften ausdehnen, auf kürzere oder auf längere Dauer. Zuweilen gelingt dies einem volksfremden, außerhalb der heimischen Eifersüchte stehenden Manne. So jenem Samo, dessen S. 177 zu gedenken war; ähnlich nahmen um 862 mehrere slawische Völkerschaften der Gegend von Nowgorod die edelgeborenen Führer der am Ladogasee eingenisteten skandinawischen Wikinger (oder Ruderer, Rodsen, Rus, wie die nahe wohnenden Finnen sagten) zu Herrschern an, drei Brüder, von denen Roderich oder Rurik der bedeutendste war.

Die Errichtung solcher Großreiche aus mehreren Völkerschaften überflügelte und beseitigte die ältere Form der Brudervereinigung mehrerer Völkerschaften zu Amphiktyonien mit gemeinsamen Heiligtümern, die wir (S. 133) auch von den Germanen kennen lernten. Für die Bezeichnung, den Titel dieser neuen Großherrscher stellte sich das Fremdwort ein; wohin der abendländische Einfluß reichte, Krol, Kral aus Karolus; wo der byzantinische sich geltend machte, das aus *Καίσαρ* gebildete Czar. „Wenden" hatten die Deutschen die Slawen schon zur Zeit des Tacitus genannt, der das Wort von ihnen übernimmt. Allmählich engte sich der Name auf die vorgeschobenen westlichen Gruppen der Slawen ein, die Slowenen (Winden) im Süden, die sorbischen und die polabischen, d. h. „an der Elbe" wohnenden Slawen. Die Überreste der Sorben an der oberen Spree werden noch heute Wenden genannt. Das Hauptvolk der Polaben waren im heutigen westlichen Mecklenburg und holsteinischen Wagrien die Bodrizen oder Obotriten; ihre Fürsten haben des öfteren die umwohnenden Völkerschaften mitbeherrscht. Solche Polaben saßen auch linkselbisch im später sogenannten hannöverschen Wendlande, wo ihre Sprache noch bis ins 18. Jahrhundert erhalten geblieben ist. Liutizen oder Wilzen war ein Sammelname für die südlicher und östlicher von jenen wohnenden Wenden im Brandenburgischen, östlichen Mecklenburg und westlichen Pommern; zu ihnen gehörten u. a. die Zirzipaner an der Peene, die Redarier im Strelitzischen und die kriegerischen, seetüchtigen Ranen auf Rügen. Die wichtigsten Heiligtümer innerhalb des Liutizengebietes waren der Tempelort Radegast bei den Redariern und das Heiligtum des Swantewit auf der Nordspitze Rügens bei Arkona. Weiter östlich saßen entlang am Meer (po morge) die davon benannten Pommern. Julin (Wollin), auch Jumne, Jumneta genannt, im Oderhaff war ihr weithin berühmter Hauptplatz und Markt, wohin außer anderen Slawen auch Dänen, Schweden, russische Normannen bald friedlich, bald auf Kriegs- und Raubzügen, und außerdem griechische Händler kamen. Jomsburg nannten die Skandinawier den Ort, nach derselben germanischen Neigung, fremde Stadtnamen durch angehängtes burg deutlicher zu kennzeichnen, die auch die Formen Augsburg, Regensburg, Colnaburch, wie die Friesen Köln nannten, und in der Dichtung des 9. Jahrhunderts Rümuburg (Rom) bildet. Weithin strahlte der wirtschaftliche und luxuriöse Einfluß dieses blühenden, üppigen Macht- und Stapelplatzes an der Ostsee aus; gleißende Goldgeschirre, welche dieser Zeit und diesen durch den ganzen Norden und Osten reichenden Verkehrsbeziehungen zuzuweisen und nach Jahrhunderten dem Boden neu entstiegen sind, werden im Museum zu Stralsund aufbewahrt; bei ihnen liegt auch der von nichts Derartigem an Schönheit, Pracht und Feinheit zu überbietende Schmuck von Hiddensöe. Niemals hat bei den Anwohnern jener Küsten die lebendige Sage der Größe und der Herrlichkeit jener Stadt und der wohllebigen Gottlosigkeit ihrer Einwohner vergessen, des in Sühne und Untergang in drüberhinspülende Flut versunkenen Vineta. Denn Jumne ist Vineta; nur ist letzterer Name nicht altvolkstümlich, sondern, wie schon das als W gesprochene V zeigt, durch Lektüre hindurchgegangen und durch einen alten Schreibfehler überdies. (Um 1100 schrieb man noch keine i-Punkte und keine „große" Buchstaben mitten im Text; daher ist aus iumneta in Handschriften des Chronisten Adam von Bremen verlesen worden uimneta, Vimneta, und dieser verlesene Name hat das Feld behauptet, da man ihn mit dem Namen der Wenden zusammenbrachte.)

Abb. 237. Goldschmuck von Hiddensöe. Im Museum zu Stralsund.

Zerstört wurde Jumne endgültig im Jahre 1184 von den Dänen. Von den Sorbenvölkern an der mittleren Elbe, der Saale und östlich bis zum Bober sind die Daleminzier in der Gegend um Meißen, die Milzener um Görlitz und Bautzen früher schon berührt worden. Noch vollständiger als sie waren die der Tschechengruppe zuzurechnenden Slawen der oberen Maingegenden zur Zeit Lotars schon in das deutsche Wesen einbezogen, so daß keinerlei eigene politische Formationen bei ihnen mehr ersichtlich sind. Die bayrische Nordgaumarkgrafschaft und das Bistum Bamberg hatten ihre Aufgabe erfüllt, und unfern der Bischofsstadt war südlicher, auf dem Rotsandsteinhügel an der slawisch benannten Pegnitz, inmitten ausgedehnter Reichsforsten des Fiskus, von denen noch heute ein großer Teil als Waldbestand übrig ist, die Reichsburg Nürnberg entstanden, welche 1050 zum erstenmal erwähnt wird.

Nicht allzuviel erfahren wir vom Wesen und der Art jener alten Wenden, deren Volkstum von der deutschen Rückströmung allmählich zu Gunsten des unserigen ausgelöscht worden ist, aber überall noch in den Örtlichkeitsbenennungen, wie in den zahlreichen „wendisch", d. h. konzentrisch angelegten Runddörfern östlich der Linie Kiel-Lauenburg-Elbe-Saale seine Spuren hinterlassen hat. Was wir sehen, zeigt ein in vielem liebenswürdiges Volk, dessen wenig entwickelte Mytho-

logie ähnlich wie die der Germanen die Natur mit Geistern belebt und das so gerne seine Wohnsitze dobrù, gut und freundlich, findet. Aber, wenn das kulturprimitive Volk zur staatenbildenden Kraft noch kaum herangewachsen sein konnte, so möchte man die Ursache, daß diese Wenden so rasch und allgemein erliegen konnten, andererseits doch auch in einer allgemeinen Mindertüchtigkeit finden. Sie begnügen sich und sie gehorsamen leicht, beides ist bequemer als ein mannhaftes Aufstreben. Und beides schließt nicht aus, sondern verursacht eher, daß diejenigen Personen oder Klassen, die bei ihnen selber zum Gebieten gelangen, zu Übermut und prahlender Schwelgerei neigen können. — Die Befestigungen der Wenden waren Ringwälle, nicht viel anders, als wie sie bei den Germanen zur Zeit der Römerkämpfe entstanden, nur daß die der Gebirge entbehrende Natur ihres Landes sie anstatt auf die Mitverwendung von Felsbrocken in der Hauptsache auf reine Erdarbeiten wies. Von diesen Wendenburgen sind noch heute ziemlich viele im alten Wendenlande übrig geblieben, oft stattlich genug. Neben den beliebten Wassergegenden, mit denen die Bewohner als Fischer und Bootschiffer vertraut waren, sind für diese Burgen gerne auch Hügel verwendet worden. Und so schauten denn einzelne von ihnen, am imposantesten die Wallburg, welche sich an den sogenannten Herthasee bei Stubbenkammer lehnt, von hoher Warte über das Meer, welches notwendigerweise auch diese lässigeren Völker als Seefahrer und — Seeräuber hinauslocken mußte und einzelne von ihnen bei geeigneter Führung zu angesehenen Seekriegern werden ließ.

Wo bei den Polaben und Liutizen das Christentum und die deutsche Autorität schon vor dem 12. Jahrhundert Fuß gefaßt haben, verdanken sie dies in der Hauptsache dem Vorteil einzelner Wendenfürsten, durch eine solche Anlehnung ihre Stellung zu befestigen. Hierdurch haben im 11. Jahrhundert insbesondere obotritische Fürsten, die als Christen für ihre Person über durchweg noch heidnisches Volk regierten, auch ihre Nachbaren mitbeherrscht. Sie standen damit in kluger Kompromißstellung, ähnlich wie einst Chlodwig; wenn sie aber nicht bloß getauft sein wollten, sondern es eifriger mit dem Christentum nahmen, so brach noch jedesmal alles wieder in den alten Zustand zusammen, am schmerzlichsten 1066 das Werk des Obotriten Gottschalk, der sich also deutsch Gottes-Knecht nannte. Von deutschen Glaubensboten des Christentums hat Wizelin († 1154), der Begründer des Bistums Oldenburg in Wagrien, das Hauptverdienst mühseliger Aussaat in den holsteinisch-westmecklenburgischen Gegenden, die in der Hauptsache nach seinem Tode aufgegangen ist. Der Apostel der nordöstlichen Liutizen und der westlichen Pommern dagegen wurde der glänzende, in all seinem Tun in Reich und Kirche nach Aufsehen strebende, aber kluge und richtig rechnende Bischof Otto von Bamberg († 1139) aus schwäbischem Rittergeschlecht. Seine mit großen Mitteln und auf das vortrefflichste organisierten Missionsreisen geschahen 1124 und 1127 in enger Fühlung mit Herzog Boleslaw III. von Polen und haben sogleich beträchtliche Erfolge erzielt. Mit dem weiteren 12. Jahrhundert gesellte sich zur Mission die Ansiedlung von deutschen Bauern aus den verschiedenen Sachsen- und Friesengebieten hinzu. Die Auswanderung aus zu eng werdenden Verhältnissen, die vor Jahrhunderten die Deutschen immer weiter gegen Westen und Süden gedrängt hatte, hatte begonnen, die Rückwärtsrichtung nach Osten zu finden, und sie hat das wichtigste für die Eroberung des heutigen deutschen „Ostelbien" (Abschn. VII) getan.

Nun war Lotar, der bis 1125 über den sächsischen und wendischen Verhältnissen als Herzog gewaltet hatte, König geworden und hatte die Gesamtaufgaben des Reiches hinzu übernommen. Er zeigte dem Papst Honorius II. seine Wahl an, nicht durch eine eigene königliche Gesandschaft, sondern durch den nach Rom heimkehrenden Wahllegaten, und der Papst hieß die Wahl in bestätigenden Redewendungen willkommen. Die nächste Sorge mußte sein, die Staufer unschädlich zu machen. Der Anlaß bot sich darin, daß die Brüder mit dem Saliergute auch ursprüngliches Reichsgut in Besitz hielten. Es handelte sich rechtlich nicht darum, ob sie Reichsgut behalten dürften, was selbstverständlich unzulässig war, sondern um die sehr schwierige Sache, dieses nach hundertjähriger Vereinigung und Verwaltung mit dem Hausgut wieder auszusondern, und auch um die Frage, ob das, was die Salier durch den persönlichen Amtsanteil des Königs an den Strafbußen erworben hatten, nunmehr dem Reiche oder den Allodialerben zustehe. In möglichster Überhastung wurden Anklagen gegen Friedrich gefertigt und er im Januar 1126 auf

einem Reichstag zu Straßburg geächtet. Indessen zu Anläufen, den Spruch zu vollziehen, kam es erst im nächsten Jahre. Inzwischen war Heinrich der Schwarze von Bayern im Dezember 1126 gestorben, und sein Sohn Heinrich, der den Beinamen des Stolzen erwarb, hatte zur folgenden schönen Maienzeit als junger Herzog auf dem Gunzenlee am Lech mit des Königs Tochter glänzende Hochzeit gehalten, zu der man alle Edlen in Bayern und Schwaben lud. Lotar und Welfen vereint wollten nunmehr den Kampf durchfechten. Der König kam vor Nürnberg, die im ostfränkischen Herzogtum Konrads gelegene Reichsfeste, die zu den beanstandeten Teilen des Saliererbes gehörte. Einst hatten die Bewohner der bürgerlichen Siedlung am Bergabhang treu zu dem gehetzten Kaiser Heinrich IV. gehalten, der ihnen Marktrecht verlieh; nun trotzten sie für den Staufer dem belagernden König, trieben ihn im Verein mit den Rittern, die Herzog Konrad zum Entsatz heranführte, davon und halfen ihn bis Würzburg verfolgen (August 1127). Es zeigte sich nach diesem bösen Mißerfolg unumgänglich, die Partei des Königs in Süddeutschland noch weiter zu verstärken, und hierzu konnte eine Erhöhung des den Staufern in Schwaben weithin, am nächsten durch reiche Besitzungen an der Rauhen Alb, benachbarten Zähringerhauses dienen.

Abb. 238. Siegel Herzog Heinrichs des Schwarzen von Bayern.

Die Gelegenheit bot Burgund. Dort bildeten die Nachkommen jenes Otto Wilhelm, der einst die einheimische Opposition gegen König Rudolf III. von Burgund (S. 332) geführt hatte, das mächtigste, in Hochburgund wie in Transjuranien reichbegüterte Grafenhaus. Dessen Hauptlinie war Anfang 1127 ausgestorben, und der erbberechtigte Agnat, Graf Rainald, beleidigte den König Lotar, indem er, auch auf Mahnungen hin, nichts tat, für die Reichsämter und Lehen, die zu dem angefallenen Erbe gehörten, die königliche Lehnsinvestitur herbeizuführen. Daraufhin traf 1127, anscheinend im September, Lotar die Verfügung, daß er anstatt Rainald, der die Reichsgewalt mißachtete, dem Zähringer Konrad, dem Sohne Bertolds II. (S. 373), als mütterlichem Oheim des verstorbenen letzten Grafen der Hauptlinie deren Hinterlassenschaft zusprach und ihn gleichzeitig mit der Wahrnehmung der königlichen Rechte als Reichsstatthalter (rector) in Burgund betraute. Es war eine neue Form der deutschen Krone, ihr burgundisches Königreich zu regieren; sie entlastete das sächsische Königtum von schwierigen und entlegenen Pflichten, weshalb damals auch die burgundische Abteilung der königlichen Kanzlei einging. Da die Zähringer schon vorher als Erben der Rheinfelder begüterte Herren in Burgund gewesen waren, bot diese Verfügung die Aussicht, Burgund besser am Reiche zu halten, als dies den letzten Saliern möglich gewesen und als für den Sachsen aussichtsvoll war. Damit wurde die erste wichtige Statthalterschaft des Reiches geschaffen und ihre Inhaber, die Zähringer, führten im Wappenschilde den damals noch einköpfigen Adler des Reiches (Abb. 278).

So war den Staufern die mögliche Hilfe des Zähringerherzogs entwunden, und das dritte in Schwaben heimische und begüterte große Haus, das welfische, stand ihnen dort und von Bayern aus in tatenlustiger Feindseligkeit gegenüber. Aber nur um so energischer suchten die Brüder ihren Widerstand und ihre Stellung zu heben; am 18. Dezember 1127 rief ihre Partei einen eigenen **König** aus. Indessen nicht Friedrich, der ein Auge eingebüßt hatte; man wollte jeden Einwand (S. 167) vermeiden. So tritt von hier an sein Bruder **Konrad** (geb. 1093), als der zum König erhobene, in die vordere Linie. Alsbald im nächsten Jahre ging Konrad über den Septimer nach **Italien**, um das sich der Sachse noch nicht gekümmert. Dort war das mathildische Gut, das an Heinrich V. gefallen war und zum salischen Allodialerbe gehörte, dort die große antirömische Partei, welche eifrig zu Heinrich IV. gehalten hatte. In der Tat begrüßten ihn die Lombarden und Mailand mit Freuden. In Monza wurde Konrad vom Mailänder Erzbischof mit der eisernen Krone gekrönt und dann das Krönungsfest noch einmal in Sant' Ambrogio zu Mailand 1128 wiederholt. Allerdings zu einer tatsächlichen Besitznahme des mathildischen Gutes gelangte er nicht und mußte es bei seinem geltend gemachten Recht bewenden lassen.

1128. In Deutschland gehen die Jahre 1128 und 1129 in lauen und wenig umfassenden Unternehmungen von beiden Seiten hin. Erst die Erhebung des

Stammbaum der Zähringer. (Übersicht.)

Schwäbisches Grafenhaus mit dem bevorzugten Namen Bertold und einer anscheinend zu dem alamannischen Volksherzog Gottfried † 708/709 zurückleitenden Ahnenschaft.

Graf Bertold † vor 1005 oder 1006.
Gem. Berta von Büren.

Graf Bertold † 1024.

Herzog **Bertold** I. † 1078.

1. **Hermann** † 1074. — Markgrafen u. Großherzöge von **Baden.**

2. Gebhard Bischof v Konstanz † 1110.

3. Herzog **Bertold II.** † 1111. Gem. Agnes, Tochter Rudolfs von Rheinfelden.

H. **Bertold III.** † 1122. Gem. Sofie, Tochter des Welfen Heinrichs des Schwarzen.

H. **Konrad** † 1152.

Agnes Gem. Graf Wilhelm III. von Hochburgund.

Gr. Wilhelm IV. † 1127

H. **Bertold IV.** † 1185.

Clementia. Gem. 1. Heinrich der Löwe. 2. Gr. Humbert von Savoyen.

Adalbert Herzog von Teck.

H. **Bertold V.** † 1218.

Bertold † vor dem Vater.

Agnes. Gem. Gr. Egeno IV. von Urach.

Gr. Egeno V. von Urach.

Grafen von **Freiburg.**

Grafen u. Fürsten von **Fürstenberg.**

Anna. Gem. Gr. Ulrich von Kyburg.

Grafen von Kyburg.

Hedwig. Gem. Graf Albert von **Habsburg.**

König **Rudolf** I. von Habsburg.

Herzoge von **Teck.**

Papstes Innocenz II. i. J. 1130 übte einen wirksamen Druck auf die Maßnahmen des Königs aus.

Auch dies war eine Parteiwahl. Innocenz war von den Frangipani und deren Anhang, dagegen von den entgegenstehenden Pierleoni der Papst Anaklet II. gewählt. Letzterer stand mit überlegener Macht in der Stadt Rom und in Italien und hatte des 1127 gestorbenen Robert Guiscards Neffen an seiner Seite, Roger II., den er alsbald zu einem König von Sizilien (mit Zubehör des normannischen Unteritalien, vergl. S. 374) erhob. Innocenz II. dagegen fand die Anerkennung Bernhards von Clairvaux. Bernhard (1091—1153), seit 1115 Abt von Claravallis oder Clairvaux, war der gefeiertste und verehrteste Geistliche dieser Zeit, gegen den es kaum ein Auflehnen und Verneinen geben konnte. Sittenstrenge, Frömmigkeit, aufmerksamste Beobachtung aller Vorgänge in Kirche und Welt, glühende Beredsamkeit in Wort und Schrift haben diesem Manne ein Menschenalter hindurch im gesamten Abendlande eine kaum vergleichliche Autorität gegeben. Er sicherte Innocenz den Gehorsam Frankreichs, Englands und des deutschen Klerus. Innerhalb des letzteren und im Einfluß auf Lotar wirkte er parallel mit Norbert, einem niederrheinischen Grafensohne, welcher 1119 zu Prémontré im Bistum Laon den rasch auch in Deutschland verbreiteten Prämonstratenserorden gestiftet hatte und 1126 durch die strengkirchliche Partei auf die Magdeburger erzbischöfliche Kathedra befördert worden war. Eine Würzburger Reichssynode von 1130 und der König Lotar erkannten Innocenz als Papst an.

Der Papst kam durch Frankreich nach Lüttich zur Begegnung mit Lotar; dieser trat ihm vor der Kathedrale entgegen und geleitete den Schimmel des Papstes am Zügel. Aber Lotar wollte ihn nicht ohne Gegenleistung anerkannt haben und die Gelegenheit noch ausnutzen. Es steht nicht ganz außer Kontroverse, was eigentlich Lotar i. J. 1125 auf dem Mainzer Wahltage hinsichtlich der Einsetzung von Bischöfen zugesagt oder (das wahrscheinlichere) nicht zugesagt hat; jetzt forderte er Zugeständnisse im Investiturverfahren. Aber sofort wies der mitanwesende Bernhard von Clairvaux die gefährliche Störung als „unzeitig" zur Seite. So konnten die geistlichen Herren damals im Reiche auftreten und den König einfach mundtot machen. In den Bischofserhebungen der nächsten Zeit hatte Lotar die ihm aufgedrängten Persönlichkeiten lediglich hinterher zu belehnen, nachdem sie entgegen dem Wormser Konkordat schon geweiht worden waren.

In Lüttich hatte Lotar versprechen müssen, zu Innocenz' Gunsten nach Italien zu ziehen. 1132 kam er dieser Pflicht ziemlich notdürftig, mit 1500 Rittern, nach und zog mehr ignoriert, als feindselig aufgefaßt, durch dieses Reichsgebiet. Das selbständige Bürgergefühl der italischen Städte war seit dem Aufblühen von Handel und Wandel durch den ersten Kreuzzug mächtig erstarkt. Sie sperrten vor dem deutschen König und den Lasten, die ihnen seine Ankunft auferlegen würde, vielfach ihre Tore zu; oft mußte in armseligen Nestern (Dörfer in unserem Sinne hat Italien eigentlich nicht) oder auf freiem Felde geherbergt werden. In Rom hielt die Anakletpartei einen Teil der Stadt, sowie die Engelsburg und St. Peter. Doch konnte Lotar die Pfalz Ottos III. auf dem Aventin, Innocenz den Lateran beziehen; in der Laterankirche, an nicht herkömmlicher Stätte, empfing Lotar am 4. Juni 1133 die Kaiser- 1133.
krone. Gleichzeitig kam er mit Innocenz auf Verfügungen überein, die für die Kirche, wie für Sachsen wertvoll waren. Erstlich wurden dem Stuhle von Magdeburg, also dem Erzbischof Norbert, anstatt Gnesen, die polnischen Diözesen wieder unterstellt. Freilich, was inzwischen verloren und geschehen war, konnte damit nicht wieder gut gemacht werden. Und Bremen, anstatt Lund in Dänisch-Schonen, heute Schweden, erhielt wieder die Metropolitangewalt über den skandinawischen Norden, im Einklang mit den alten Bestrebungen und Bestimmungen aus Adalberts Zeit (S. 350). Die Faröer, Island und die sonstigen nordwestlichen Entdeckungen der seekühnen Normannen waren dabei eingeschlossen, also Grönland und das im

Jahre 1000 zum erstenmal von Leifr Erikson, 1003 von Thorfinnr Karlsefne mit 160 Ansiedlern betretene, mit deren Niederlassungen besetzte Winland, Markland und Hvitramannaland, welche freilich wegen der Anfeindungen durch die Eingeborenen bald wieder aufgegeben wurden: Nordamerika! — Die mathildischen Güter machten sich der Papst und der Kaiser, denen sie beiden nicht gehörten, in der Form zu eigen, daß Lotar sie von dem Papste zu Lehn nahm, jedoch unter Entbindung vom Vasalleneide. Auch im übrigen geschah damals in Rom und bei der Krönung nichts, was es rechtfertigte, daß man nachmals im Audienzsaal des Lateran ein Gemälde anbrachte, dessen Inhalt seine Unterschrift besagt:

Rex venit ante foras jurans prius urbis honores,
Post homo fit papae, recipit quo dante coronam.

Vor den Pforten beschwört der König die römischen Ehren,
Wird dann des Papstes Mann, gewinnt dessen Gabe, die Krone.

Drohende Unternehmungen der anakletischen Partei zwangen Kaiser und Papst, Rom rasch wieder zu verlassen. Um so dringlicher war es für Innocenz, Lotar von der staufischen Fessel in Deutschland befreien zu helfen, damit er die ungeteilte Reichskraft auf einem neuen stattlicheren Römerzuge für Innocenz verwenden könne. So setzte er die Hebel bei seinen deutschen Anhängern an, und in den nächsten Jahren gingen die energische Kriegführung der beiden Welfen, Herzog Heinrichs und seines Bruders Welf, der die schwäbischen Hausgüter hatte, und diplomatische Vermittlungen
1135. nebeneinander her. 1135 kam es zum Ausgleich in Deutschland. Die staufischen Brüder, die zuletzt hart bedrängt gewesen waren, schworen Urfehde, zuerst Friedrich, bald danach Konrad. Sie behielten alles, außer Konrads Königstitel, und hatten vor allen Dingen ihre Teilnahme an der neuen Romfahrt zu geloben. Damit stand Lotar auf dem Höhepunkt seiner Macht. Nun kam sein und des Reiches Ansehen auch in der üblichen Weise durch die Gesandtschaften fremder, in diesem Falle dänischer Machthaber und das persönliche Erscheinen der Herzöge von Böhmen und Polen zum Ausdruck.

Abb. 239. Reichsapfel aus dem Grabe Kaiser Lotars. Im Museum zu Braunschweig.

Bei der neuen Romfahrt, welche Lotar erleichterten Herzens im Spätsommer 1136 antreten konnte, zog mit dem Kaiser eine stattliche Fürstenzahl über den Brenner, fünf Erzbischöfe, dreizehn Bischöfe, die Herzöge Konrad als Bannerträger des Reiches — Friedrich war doch wieder von der Teilnahme entbunden worden —, Heinrich der Stolze und Sobeslaw von Böhmen, ferner Albrecht von Ballenstedt, genannt der Bär, welcher 1134 mit der Nordmark belehnt worden war, Konrad von Wettin, welcher eben damals, 1136, Meißen wieder mit der Niederlausitz hatte vereinigen können, und andere. Von Verona ging es zum Reichstag auf die ronkalischen Felder (s. o. S. 383), von dort nach Bologna. Hier ward das große Heer geteilt.

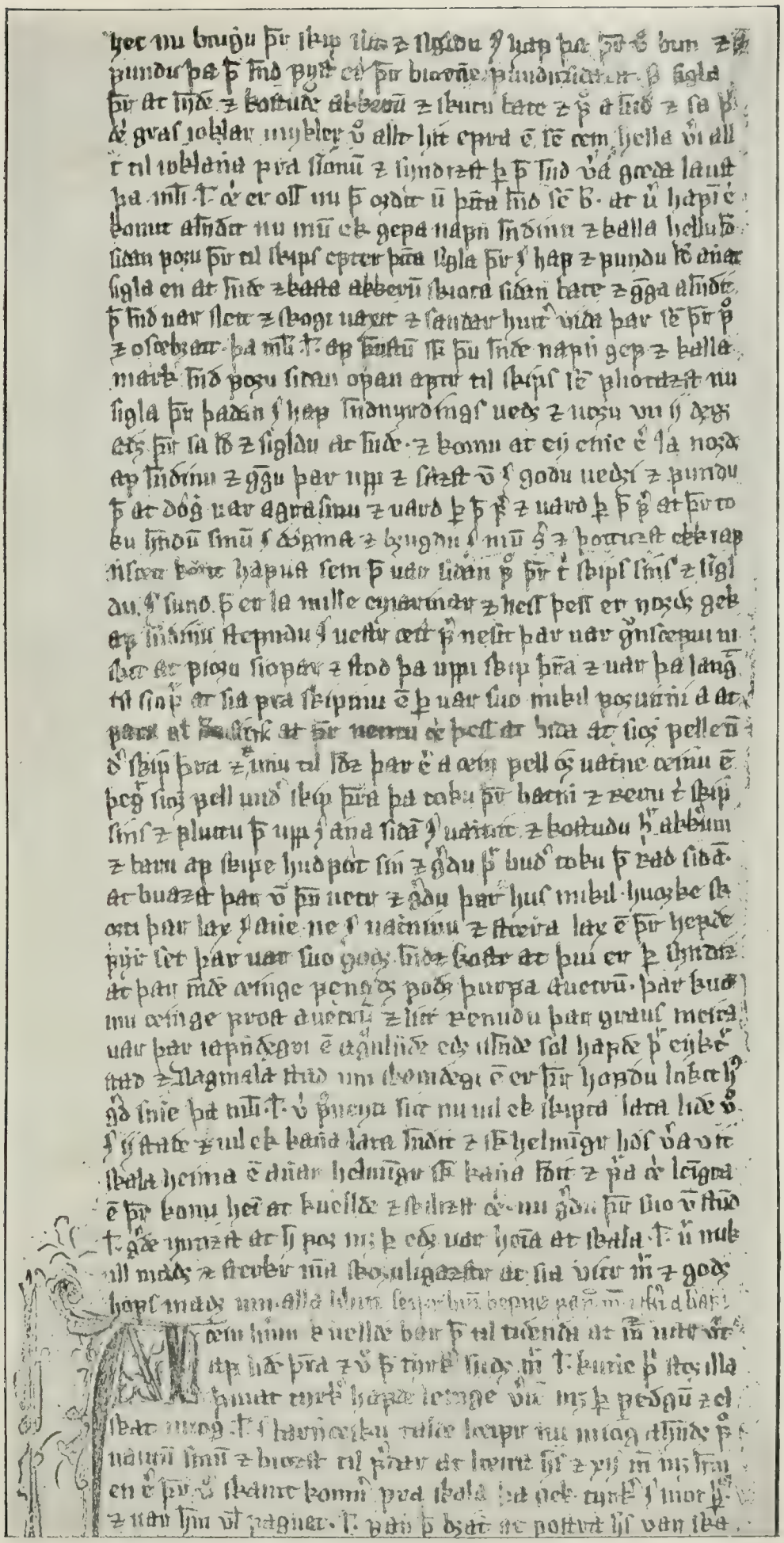


Abb. 240. Probe aus der (spätmittelalterlichen) Flatey-Handschrift zu Kopenhagen, welche den Bericht über die germanische Auffindung und vorübergehende Besiedlung von Winland (Nordamerika) wiedergibt.

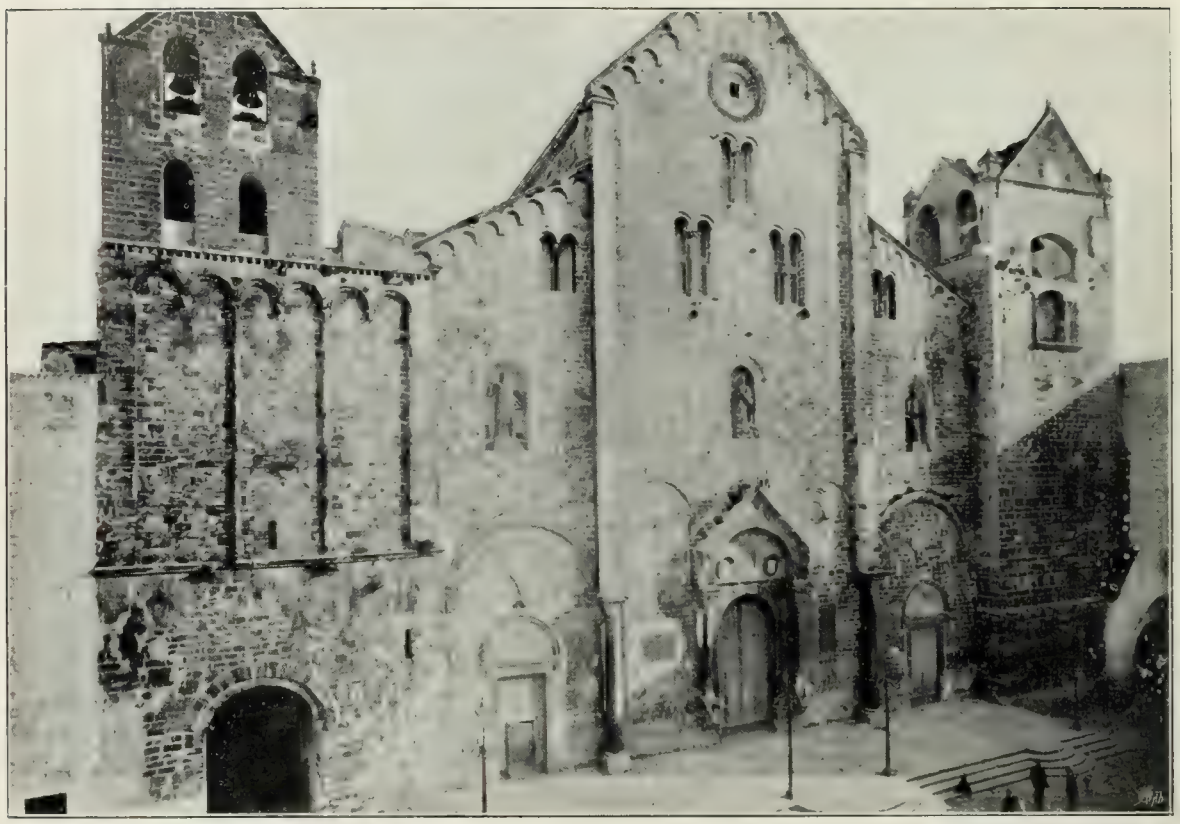


Abb. 241. St. Nikolauskirche zu Bari, erbaut 1086, die Stätte der festlichen Gottesdienste bei Anwesenheit Kaiser Lotars und Papst Innocenz' II.

Heinrich der Stolze führte die eine Abteilung durch den Apennin nach Toskana und holte Innocenz II. ab, der seine Residenz in dem stets kaisertreuen Pisa aufgeschlagen hatte. Der kaiserliche Heermarsch verfolgte noch weiter die alte ämilianische Römerstraße, welche schnurgerade längs der Nordseite des Apennin läuft, stets im nahen Angesicht seiner schönformigen Gipfel und burgengekrönten Randhügel, und zog nach Erreichung des Adriatischen Meeres bei Rimini auf der flaminischen Straße die Küste entlang nach Süden und nach Apulien hinein. In Bari trafen beide Heeresabteilungen wieder zusammen. Bei beiden Abteilungen hatte das Schwert mannigfache Arbeit zu machen gehabt, doch keine Entscheidungen herbeigeführt. In Bari wurde nun Rogers große, hauptsächlich mit sarazenischen Truppen besetzte Burg erobert und zerstört. Innocenz, bei dem sich wieder Bernhard von Clairvaux befand, war mit eingetroffen, jedoch keineswegs entzückt über den, der ihn geleitet hatte. Heinrich hatte sich unterwegs für die materiellen Macht- und Besitzerwartungen des Papstes sehr unzugänglich, auch persönlich sich oft hochfahrend und „stolz", wie er allgemein hieß, erwiesen. Und nun erlebte Innocenz bei dem Kaiser, anstatt daß er die Haltung seines Schwiegersohnes verwarf, in fast allen Dingen eine grundsätzliche, fühlbar gegnerische Wahrnehmung des weltlichen Rechtes und Standpunkts.

Seitdem Lotar im Jahre 1135 wirklich Herr im Reiche geworden, war auch er nicht länger derjenige, dem man wie zu Lüttich kurzweg das Wort abschneiden konnte. Wir haben bei früheren Königen, die als rechte Laien unter bewußter Ablehnung kirchlicher Mitwirkung auf den Thron kamen, beobachtet, wie die Wahrnehmung des Reichsgedankens sie schließlich mehr oder minder auf die Seite der Kirche hinübertrieb. Das war damals, als das Laientum nur erst den Sonderbestand der Stämme, die Kirche dagegen die Einheitlichkeit des Reiches im Auge hatte. Jetzt waren die Rollen andere geworden. Der Kirche lag nur noch an der Schwäche der

Reichsgewalt, über die sie sich erhoben hatte, und der Kaiser, den sie sich als ein geeignetes Werkzeug ausgesucht und ins Amt gebracht hatte, wurde eben durch die Amtspflicht des Reichsoberhauptes von ihr hinweggezogen.

Das Ergebnis des Romzuges war, daß Italien wieder einmal die deutsche Heereskraft in glänzender Entfaltung gesehen hatte. Besiegt war Roger nicht, Anaklet nicht aus Rom vertrieben, als Lotar zur Heimkehr sammeln ließ; indessen über beides mochte er jetzt etwas anders als noch vor kurzem denken. Das Recht des Papstes, Unteritalien als Lehn auszutun, erkannte er nicht an, sondern wahrte sich, in vorläufigem Kompromiß, den symbolischen Hauptanteil bei gemeinschaftlicher Vornahme solcher Belehnungen. (Der Kaiser sollte die dem Lehnsempfänger zu reichende Lehnsfahne am Schaft, der Papst sie an der Spitze halten.) Auf seiner Heimkehr aus Italien ist Lotar im Dorfe Breitenwang am Lech, auf dem Grund und Boden seines Eidams, am 4. Dezember 1137 gestorben. 1137.

Im Jahre 1836 hat man die verwitterte Ruine eines seit Menschengedenken leerstehenden hölzernen Hauses in Breitenwang abgetragen, welches als das Bauernhaus galt, worin der Kaiser Lotar gestorben. Die Leiche Lotars ward in ihre sächsische Heimat verbracht und in der vorbereiteten Gruft in seinem Kloster Lutter (Königslutter) beigesetzt. 1618 ist die Gruft eröffnet worden; man fand bei dem Toten Schwert, Reichsapfel, eine Silberschale und eine zerbrochene Bleitafel mit lateinischer Inschrift. Diese nennt Lotar einen in Christo allzeit getreuen, wahrhaften, beständigen, friedfertigen Mann und einen unerschrockenen Krieger, der auf der Heimkehr aus Apulien, nach Niederwerfung und Verjagung der Sarazenen, sein Leben beschlossen habe. Was sie von ihm rühmt, sind die Laienideale seiner Landsleute und seiner Zeit, deren Phantasie, sobald sie sich ins Große und Weite richten wollte, auf jede Weise einen Weg zu den Kreuzzugswundern finden mußte.

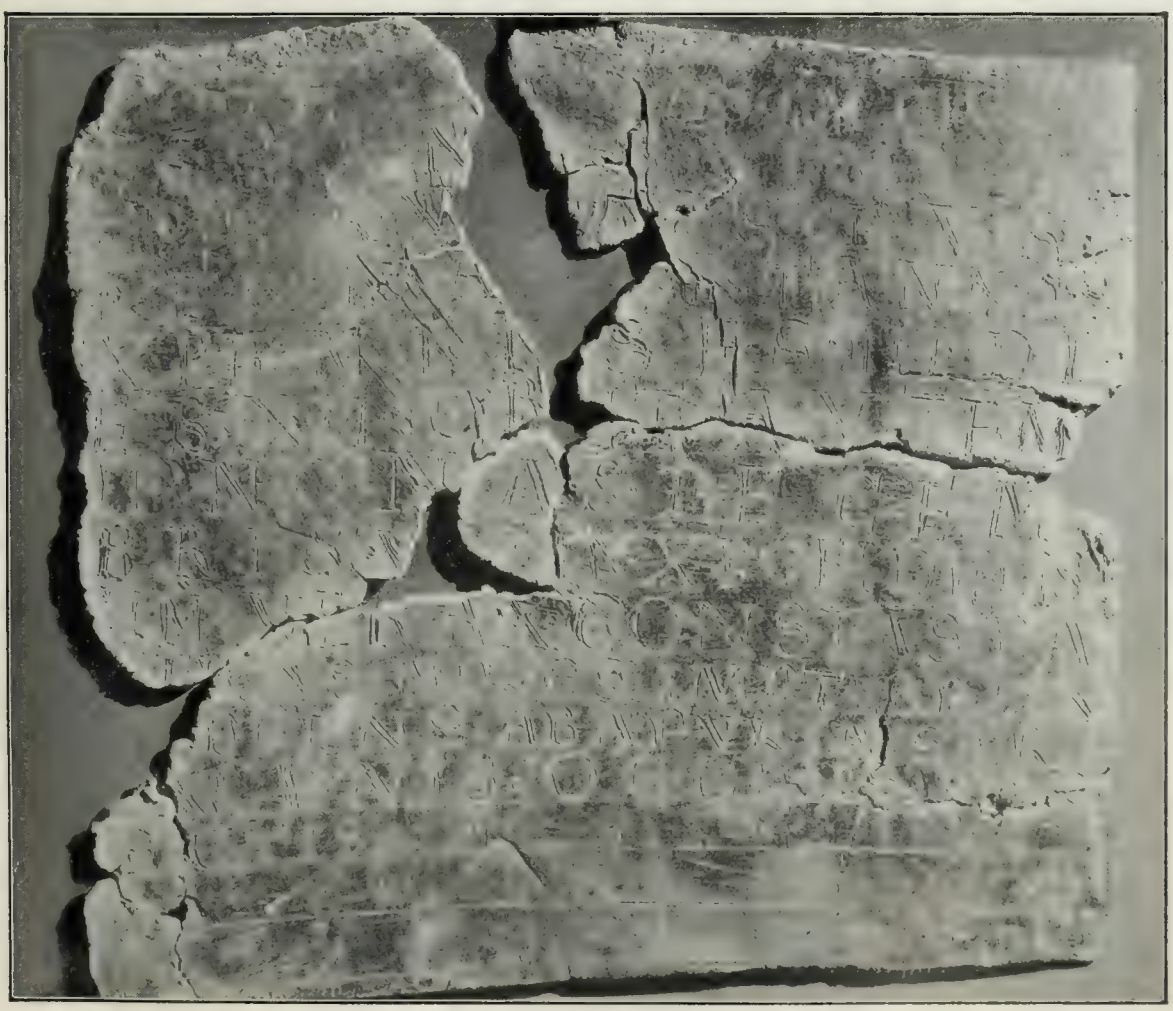


Abb. 242. Bleiinschrift aus dem Grabe Kaiser Lotars.

Wir werden noch anderes fragen wollen, als was diese Inschrift von dem verstorbenen Reichsoberhaupt hervorhebt, aber wir würden uns diese Frage schwer beantworten können. Lotar starb allzu kurz nach demjenigen Moment, der ihm endlich freie Hand im Reiche und ein selbständiges Wort gegenüber der Kirche verschafft hatte. Was der neue Abschnitt seiner Regierung, in welchen er nur noch scheidend hineinblickte, wie Moses in die Ebene Kanaan, gebracht haben würde, davon läßt sich höchstens eine allgemeine Richtung ahnen. Die Kirche und viele Fürsten im Reiche glaubten eine solche zu erkennen. Daher war ihre Sorge, daß diese Regierung nicht fortgesetzt, die Zukunft nicht von den Traditionen der letzten Jahre und der neuerdings ans Licht getretenen, früher nur gebunden gewesenen Berufsauffassung Lotars beeinflußt werde. Sie wiederholten den Versuch von 1125 mit einer neuen Persönlichkeit. Mit anderen Worten, sie führten herbei, daß statt der Welfen das Haus der Staufer in die Führung des Reiches gelangte. Die Figuren auf dem Schachbrett hatten ihre Stellungen seltsam vertauscht; sie sollten sich aber auch späterhin noch öfter verkehren.

Konrad III.

Lotar hatte vor seinem Tode Verfügungen getroffen, nach welchen Heinrich der Stolze, der Erbe des supplinburgischen Hausgutes, ohne Schwierigkeit auch die Nachfolge im Herzogtum Sachsen antreten konnte. Er hatte ihm ferner die Reichsinsignien übergeben und Heinrichs Anwartschaft auf die Krone befand sich daher in derselben Lage, wie im Jahre 1125 diejenige Friedrichs von Schwaben. Ebenso war der Hergang von Heinrichs Nichtwahl ähnlich. Wie damals gegen die Staufer, die über zwei Herzogtümer verfügten, nur Lotar mit Aussicht auf Erfolg erhoben werden konnte, so war auch jetzt für die Kirche und ihre Partei nur ein Kandidat wider den welfischen Inhaber zweier Herzogtümer denkbar: Konrad von Franken, der Staufer. Pfingsten 1138 sollte er zu Mainz, wohin der Wahltag ausgeschrieben war, erhoben werden.

Aber auch die supplinburgisch-welfische Gegenseite regte sich. Heinrichs bester Vorkämpfer war die Mutter seiner Gemahlin, Lotars Witwe Richenza, die den viel älteren Kaiser auch in Italien begleitet hatte und überhaupt eine rechte tatkräftige Northeimerin war. Sie wollte auf einem Tage zu Quedlinburg, der eilig auf Lichtmeß (2. Februar) angesetzt wurde, zunächst die sächsischen Kräfte sammeln. Da war es Albrecht der Bär, der Quedlinburg rasch noch vorher besetzte und Richenza den Eintritt verwehrte. Er hatte die Gelegenheit erspäht, in dieser Reichsentscheidung vielleicht doch noch selber an der Statt des Welfen der Herzog von Sachsen zu werden, was schon 1106 und vorläufig jetzt wieder seinem Hause entgangen war. So war der Wahlkampf zuerst durch Richenzas Vorgehen in das Stadium der Parteimaßregeln und der Überrumpelungen getreten; nun zögerte auch die kirchliche Gruppe nicht länger, erhob am 7. März 1138 zu Koblenz in Anwesenheit von Papst Innocenz' Legaten Dietwin den Herzog Konrad zum König, wie er schon
1138. einmal geheißen hatte, und krönte ihn den Sonntag darauf, am 13. März, zu Aachen.

Die Wahl war zu Koblenz geschehen, weil dies eine Stadt des Erzbischofs Albero von Trier war, in Deutschland des rührigsten Anwalts und Leiters der Erhebung Konrads. Albero war ein heiterer, geselliger Mann, der mit Behagen offenes Haus, glänzende Tafel hielt und seinen Gästen gern erzählte, was er schon alles erlebt und ausgeführt habe. Zum Beispiel wie er in jungen, unbärtigen Jahren als fromme Pilgerin verkleidet gefährliche Aufträge seiner kirchlichen Oberen glücklich ausgerichtet, oder wie er sich eine ganze Zeit als lahmer Bettler an den Hofstaat Heinrichs V. gehängt habe und mit diesem von Ort zu Ort gezogen sei, um zu spähen und lauschen; einmal sei er unter das Tischtuch gekrochen und habe alles mitangehört, was der Kaiser der Kaiserin über seine Politik und seine Absichten mitgeteilt. Diese Memoiren, mögen sie Tafellatein gewesen sein oder nicht, interessieren uns, weil sie nicht nur Momentaufnahmen aus dem Verkehr und den Lebensformen jener Zeit, sondern auch ein Bild dieses geistlichen Herren selber geben: wie bei

allem Streben nach Bedeutung und nach Redenmachen von sich, wodurch er zum Wahlmacher Konrads III. wird, die alte germanische Lust an Abenteuern und Mummerei in ihm steckt. Solche Naturen hätten zur Zeit Heinrichs IV. und Adalberts von Bremen sich noch scharf auf die Gegenseite der ernsten, in Askese und Dogma lebenden gregorianischen Geistlichen gestellt. Jetzt gilt ein eifriger Betätigungsdrang auch solcher Leute der Kirche, kommen nur noch deren Interessen für sie in Betracht. Das ist die große, durch Gregor VII. und Urban II., durch Cluny und Hirsau hervorgebrachte Wandlung. Während die Devotion der Laienfürsten, durch die die Kirche im 11. Jahrhundert so viel erreicht hatte, ihr wieder zu entschwinden begann, am meisten durch die belebende, zahllose weltliche Interessen auslösende Wirkung der Morgenlandfahrten, infolge des neuen Weltverkehrs, des waffen- und sangesfrohen, durchaus nicht asketischen Rittertreibens, konnte sie im großen und ganzen vorläufig sicher sein, den höheren Klerus auf ihrer Seite zu haben.

So gelangte das Schlangengezücht, mit welchem Kosetitel die Kirche später die Staufer bezeichnete, zur Krone „auf Willen und Befehl des Herrn Papstes Innocenz," nach den zutreffenden Worten eines Lütticher Annalisten. Es war eine Winkelwahl mit fragwürdiger Gültigkeit. Aber unverzüglich wurde ein neuer Tag nach Bamberg zur allgemeinen Huldigung ausgeschrieben, und durch den dortigen Erfolg konnte Konrad seine Wahl als legitimiert, sich als den allgemein anerkannten König betrachten.

Heinrich war überrannt und sandte die Reichsinsignien nach etlichem Zögern und Weigern an den Erwählten von Koblenz und Bamberg. Nichtsdestoweniger blieben für den König die Fragen offen, ob er gegen die Welfen im jetzigen Umfang ihrer Macht auf die Dauer werde bestehen können und ob er die Hoffnungen Albrechts des Bären unerfüllt lassen solle. Er verhandelte mit Heinrich und daneben wurde dieser in amtlicher Form zu Hoftagen geladen. Der Welfe blieb die einen Male aus und kam das andere Mal, wo er nach Augsburg geladen war, mit so großem Aufgebot am bayrischen Lechufer an, daß König Konrad in wirklicher oder klug vorgegebener Furcht eines Uberfalls Augsburg schleunigst verließ. Darauf wurde der Welfe auf einem Reichstag zu Würzburg, im August 1138, geächtet.

Nun kam alles darauf an, geeignete Männer in die Heinrich abgesprochenen Ämter zu bringen. Die Ausersehenen waren Albrecht der Bär und die mit Konrad aufs nächste verwandten Babenberger, das Markgrafenhaus von Österreich. Jener wie diese waren bisher widerstrebend mit dem Markgrafenamt unter die Herzogsgewalt der beiden großen Ostherzogtümer gebeugt gewesen; nun sollten sie diese, indem sie selber die Herzöge wurden, aus dem Gegensatze zu den Staufern herausheben. Auch in erledigte Bistümer brachte Konrad als der Mann der Kirche mit leichter Mühe Geistliche seiner Partei; darunter auf den Freisinger Stuhl in Bayern seinen babenbergischen Halbbruder Otto, den wir noch öfter (und im VIII. Abschnitt als den geistig bedeutendsten aller Geschichtschreiber des Mittelalters) zu nennen haben werden.

In der so geschaffenen Lage brach zuerst Albrecht los, dem bereits zu Würzburg Sachsen zugesprochen war. Er drang in das reiche Hausgut ein, welches die Welfen jetzt in Sachsen hatten, nahm Lüneburg, Bardewik, begann eigene, seine Grafen zu bestellen. Der König konnte in Goslar, der auf Königsgut gelegenen Hauptstadt Sachsens, wenn man eine so nennen darf, erscheinen, und von dem dort zu Weihnachten 1138 versammelten Hoftage wurde Heinrich auch Bayern ausdrücklich aberkannt. Damit war die Konsequenz des wider ihn ergangenen Achtspruches in aller Entschiedenheit gezogen und eine vermittelnde Verständigung, auf die noch gewartet zu sein scheint, aufgegeben. Konrad ging nach Bayern, um Leopold von Österreich als Herzog einzusetzen; Heinrich, der sich bisher in Bayern aufgehalten hatte, eilte umgekehrt nach Sachsen, stürzte sich mit rascher Tapferkeit auf seine Gegner und brachte nicht nur die Anhänger Albrechts, sondern diesen selbst in arge

Not. Da raffte ihn am 20. Oktober 1139 zu Quedlinburg im 35. Lebensjahre
1139. der Tod hinweg.

Sein Sohn Heinrich, den man später den Löwen nannte, war erst ein zehnjähriges Kind. Aber für ihn hielt seine Großmutter Richenza die welfische Sache im Norden und nach ihr, als sie 1141 starb, ihre Tochter, Heinrichs Mutter, Gertrud, eine nicht minder tüchtige und willenstarke Frau. Im Süden war der Vorkämpfer des welfischen Hauses der überlebende Bruder Heinrichs des Stolzen, Welf VI., dessen Stellung wesentlich durch schwäbisches Gut begründet war.

In diesen Kämpfen, die durch Schwaben und die Nachbarlande tobten, soll der Ruf „hie Welf! hie Waiblinge!“ aufgeklungen sein. Dabei ist vor allem bemerkenswert, daß diese Losung die Staufer nach einem ihrer wichtigsten Sitze benannte. Also nicht als einen Kampf des gewählten Königs wider Rebellen nach Reichsspruch, sondern lediglich als das Ringen der beiden großen Schwabenhäuser widereinander betrachtete man demnach diesen ganzen Widerstreit im Lande und gab damit der Sachlage ihren zutreffenden Ausdruck. Die Scheidung in Guelfen und Ghibellinen, die seit dem 13. Jahrhundert durch Italien ging, soll eine Übertragung dieser Losung, also auch des Namens Waiblingen, ins Italienische sein; jedenfalls müßte dann eine mundgerecht machende Angleichung an den schon älter in Italien vorkommenden Eigennamen Gibellinus vorgenommen sein, für den ich zahlreiche Beispiele aus Urkunden und Annalen habe sammeln können. — Im besonderen wird erzählt, zuerst habe man „hie Welf! hie Waiblinge!“ gerufen, als Konrad III. 1140 vor Weinsberg lag. Dieser Ort hielt ihn lange fest, aber, nachdem er im Dezember den zum Entsatz heranziehenden Welf geschlagen hatte, erfolgte auch die Übergabe. Die Erzählung von den treuen Weibern tritt mit der Lokalisierung auf Weinsberg für unsere Kenntnis zuerst 1175 in einer kölnischen Quelle auf. Der erbitterte König, erzählt sie, habe nur die weiblichen Einwohner verschonen wollen, ihnen aber gestattet, beim Abzug ihre Habe mitzunehmen, soviel eben jede tragen könne. (Dieselbe Erlaubnis, nebenbei gesagt, ist während der staufischen Zeit auch in anderen Fällen, sowohl in Deutschland, wie in Italien, erteilt worden und scheint eine allgemeinere Übung gewesen zu sein.) Als nun aber die Weinsbergerinnen aus dem Tor herauskamen, da habe man gesehen, daß die gescheiten fränkischen Frauen und Mädchen ihre Gatten, Väter, Brüder oder Liebsten aufgepackt hätten, im königlichen Lager habe man über Mißbrauch der königlichen Erlaubnis gerufen, Konrad aber sei dabei geblieben: ein Königswort dürfe nicht gedreht noch gedeutelt werden. Auf alle Fälle ist an der volksbeliebten Erzählung wertvoll, daß sie von Konrad das Andenken eines geradsinnigen und vornehm denkenden Mannes hat erhalten wollen.

Am 18. Oktober 1141 starb der mit Bayern belehnte Herzog Leopold und dadurch ward bei der Kriegsmüdigkeit beider Parteien der Weg für eine Verständigung frei, die im Mai 1142 auf einem Reichstage zu Frankfurt zustande kam. Sachsen wurde unter Verzicht Albrechts dem jungen Welfen Heinrich zugesprochen; über Bayern sollte des verstorbenen Leopolds Bruder Heinrich, den man nach seiner Lieblingsbeteuerung „Jasomirgott“ nannte, Herzog werden, und zwar als Gemahl Gertruds, der Mutter Heinrichs des Löwen, und somit als dessen Stiefvater. Gertrud ist schon im ersten Wochenbett dieser zweiten Ehe 1143 gestorben.

Völlige Zufriedenheit ward doch nicht. Welf VI. stand abseits, und auch des Königs eigener Neffe Friedrich, der spätere Kaiser, war mißvergnügt über die Begünstigung der babenbergischen Verwandten seines Oheims. Indessen ließ er seine Annäherung an Welf nicht zu einer wirklichen Empörung werden, und Anfang 1146 war er es, der Herzogsohn von Schwaben, der eine Fehde gegen Herzog Konrad von Zähringen durchfocht, welcher mit König Konrad und Herzog Friedrich in Spannung geraten war. Als geschwinder Sieger durchzog er die Teile von Schwaben, welche die wichtigsten zähringischen Stellungen enthielten, nahm Zürich und eine bedeutende Feste im Breisgau, unter der nur die Burg des von Herzog Konrad 1120 gegründeten Freiburg verstanden werden kann, und zwang den Herzog, bei König Konrad und Herzog Friedrich von Schwaben Frieden zu erbitten. Es ist die erste

Abb. 243. Kaiser Konrad III. Skulptur im Dom zu Bamberg, 13. Jahrhundert.

größere Waffentat, die die Aufmerksamkeit im Reiche auf diesen energischen jungen Kriegshelden (geb. um 1123) richtete.

Wie Lotar, wurde auch Konrad für größere Unternehmungen im Osten, bei den Polen, Böhmen und Ungarn, nicht frei. Er mußte sich zufrieden geben, in den beiden erstgenannten Herzogtümern in Fällen der Erledigung, anstatt die neuen Herzöge autoritativ einzusetzen, diejenigen Persönlichkeiten, welche aus den dortigen Familienkämpfen hervorgingen, zu belehnen. Im übrigen hatten diese Herzöge wegen eigener Schwierigkeiten Ursache genug, sich an die deutsche Krone anzulehnen, und waren mit der Reichsgewalt durch manche gemeinsamen Interessen verbunden. In erster Linie dadurch, daß ihre Lehnseigenschaft ihnen

zugute kam, um sich als Einzelfürsten gegen die Mitansprüche ihrer Gesippen zu behaupten. So hat die deutsche Oberherrschaft wiederum geholfen, daß bei diesen widerwilligen Völkern sich feste dynastische Verhältnisse erhielten und weiterbildeten. — Bei den nördlichen Polaben dagegen war infolge der deutschen und sächsischen Wirren von 1138 wieder einmal alles drüber und drunter gegangen. Ruhiger im ganzen ging es in den älteren, den etwas südlicheren Gebieten der deutschen Oberherrlichkeit über die Wenden zu, bei den Liutizen und Sorben. — Albrecht der Bär, der Nordmarkgraf, eroberte 1136 die Prignitz und hatte im Jahre 1142 — dem gleichen, da er auf Sachsen verzichten mußte, dafür aber reichsunmittelbar wurde und die Reichserzkämmererwürde erhielt — den Erfolg, daß ihm der christliche Fürst der Havellande um Brennabor, Brandenburg, Pribislaw, der seine heidnischen Verwandten ausschließen wollte, die spätere Nachfolge anbot. So konnte Albrecht 1150 seine Nordmark, welche damit zur „Altmark" wurde, mit dem Brandenburger Lande vereinigen und seitdem von einer Mark Brandenburg gesprochen werden, von welchem Ausdruck Albrecht schon seit 1144 häufiger für seinen Titel Gebrauch gemacht hatte. Auch im Norden machte von 1142 an der deutsche Einfluß, besonders durch Graf Adolf II. von Schauenburg in Holstein (1128—1164), wieder Fortschritte. Schon einmal hatte im 11. Jahrhundert kurze Zeit ein Bistum Lübeck bestanden; nun wurde durch Adolf etwas oberhalb von diesem Altlübeck, an besser gewählter Stelle, da wo die Trave und die aus dem Ratzeburger See kommende Wakenitz zusammen kommen und eine Bodenerhebung, die sie umfließen, fast zur Insel machen, ein neues Lübeck gegründet, eine vortrefflich gedeckte Feste, die bei der Schiffbarkeit der vereinigten Flüsse auch als Hafen- und Handelsplatz Bedeutung erlangen mußte. Mit dem Obotritenfürsten Niklot (ca. 1125—1160) hielt Adolf gute Freundschaft, wodurch jener seine Herrschaft über die Kessiner an der Warnow und die Zirzipaner befestigen konnte. Die Mission Wizelins und seiner Gefährten in Wagrien blühte wieder auf, die dortigen Wenden wurden z. T. zinspflichtig, und Adolf zuerst zog nun in größerem Maßstab deutsche Bauern, Holländer, Friesen und Westfalen zur Kolonisation heran.

In Italien hatte Roger II. die Gegnerschaften, welche Lotar und Innocenz im Jahre 1137 wider ihn zurückgelassen hatte, beiseite geschoben und sich ein straffes, einheitliches Regiment in Unteritalien und Sizilien geschaffen. Innocenz hatte ihn noch einmal, diesmal ohne kaiserliche Hilfe, bekriegen wollen und war dabei, ganz ebenso wie sein einstiger Vorgänger Leo IX., in normannische Gefangenschaft geraten (1139). Daraufhin erhielt Roger nun auch von ihm, wie früher von Anaklet, seinen Besitzstand mit dem Titel König von Sizilien kraft apostolischen Rechtes zugestanden. König Konrad beklagte sich über dieses apostolische Recht in Unteritalien, welches die dortige Reichsautorität und das zuletzt mit Lotar getroffene Abkommen (S. 403) ignorierte, mit bitteren Worten bei Bernhard von Clairvaux, wurde aber mit der Antwort vertröstet, daß der Papst eben der gemeinsame Oberherr aller sei. Um so bälder führte nun eine schon eingeleitete Annäherung zwischen dem deutschen und dem durch Angriffe der Normannen unmittelbar bedrohten griechischen Reiche zu enger politischer Verständigung, und Manuel, welcher 1183 Kaiser wurde, nahm eine Sulzbacherin, die Schwester der deutschen Königin, zur Gemahlin. Konrad war seinem Titel nach nur König, nicht Kaiser; aber man darf es dem redlichen Manne nur als verständig und klug anrechnen, daß er Byzanz gegenüber, um dem Reiche nichts zu vergeben, von seinem glorreichen Imperium und Kaisertum spricht und daß ein geeigneter Kanzleibeamter beauftragt wurde, in den Briefen, die nach Konstantinopel gingen, die ganze gedunsene Hoffart nicht zu sparen, die in den dortigen Amtstuben herkömmlich war. In diese Verhältnisse fällt eine neue Kreuzzugsbewegung hinein, welche nun auch die beteiligte Aufmerksamkeit der deutschen Geschichte für kurze Zeit nach Kleinasien und nach Syrien führt.

Der erste Kreuzzug hatte weder den Islam vernichtet, noch überhaupt in Anstrengungen für die Lehre Christi geendet, wegen deren er unternommen war. Man hatte Jerusalem erobert und — teilweise schon vorher — drei weitere christliche Herrschaften begründet. Von diesen trug Edessa jenseits des Euphrat ein mehr armenisches Gepräge, während in den Fürstentümern Antiochia und Tripolis sowie im Königreich Jerusalem

Regierung, herrschende Klasse, Verfassung und äußere Formen abendländisch waren, bei zunehmendem Überwiegen des französischen Elements. Die syrischen Frankenstaaten — alle Ankömmlinge aus dem einstigen Machtbereich Karls des Großen wurden im Orient Franken genannt — waren bald, wie Kolonialländer so oft, das gelobte Land der jüngeren Söhne, der tüchtigen oder windigen Jäger nach dem Glück, der Beutemacher und der Abenteurer geworden, während in den Handelstädten der Küste europäische Kaufleute, in erster Linie Pisaner, Genuesen, Venezianer, aber auch Marseiller, Catalonier u. a., den rasch emporgeblühten „Levantehandel" betrieben. Dieser verband nunmehr das Abendland direkt mit dem Orient und mittelbar durch die Syrer, auf dem Wege über Mesopotamien und Persien oder durchs Rote Meer, mit dem großen und eigentlichen Exportlande Indien, ein Handel, der in der Regel raschen Reichtum als Gewinn des eingesetzten Risikos ernten ließ und auch die Heimatstädte jener Kaufleute unermeßlich bereicherte. Weniger diese nüchternen Kaufleute, welche die ihren Handel störenden Kriege nur guthießen, soweit sie ihnen neue Stützpunkte brachten, als die fränkischen Regierungen in Syrien mußten Verstärkungen aus Europa wünschen, und zwar lieber eine wirksame einmalige Zusammenfassung anstatt der Scharen waffenfähiger Pilger, welche Jahr für Jahr aus allen abendländischen Gegenden auf dem Seewege ankamen. Und überdies hatte es die Kirche nicht aufgegeben, durch einen neuen Kreuzzug Größeres zu erreichen, als von der vielgebundenen, zerspaltenen und oft kleinlichen Politik der Kreuzfahrerstaaten zu erwarten war. Mitten in diese Bestrebungen fiel der Verlust Edessas (Dezember 1144) an Imadeddin Zenki, den Herrn der Emirate im oberen Mesopotamien, und gab der Kreuzwerbung im Abendlande den Nachdruck rascher Dringlichkeit. Ferner war 1145 in Eugen III. ein Schüler Bernhards von Clairvaux auf den apostolischen Stuhl gelangt, der die Kreuzzugsidee zu einem Hauptgedanken seines Pontifikats machte. Bei den Franzosen, die sich nicht mit Unrecht als das führende Kreuzfahrervolk betrachteten, war König Ludwig VII. zu einer persönlichen Kreuzfahrt geneigt. Durch seine Verständigung mit dem Papst wurde Bernhard von Clairvaux gewonnen, seine sehr gerechtfertigten Zweifel an einem wahren Nutzen der Kreuzfahrten für die Kirche und für die Kirchlichkeit der Laien zu überwinden und seine ganze Kraft, sein europäisches Ansehen in den Dienst eines neuen allgemeinen Kreuzzuges zu stellen. Nicht schwer wurde es ihm, das stets begeisterungsgeneigte Frankreich in die Tage von Clermont, von 1095, zurückzuversetzen; nun handelte es sich weiter darum, die Deutschen und ihren König zu gewinnen, und Bernhard ging selber nach Deutschland, um in den Rheinlanden mit Konrad zusammenzutreffen.

Abb. 244. Siegel König Konrads III.

Konrad hatte genug andere Sorgen, als um einen abendländischen Kreuzzug, und für seinen wertvollen Verbündeten, Kaiser Manuel, konnte ein solcher nicht bloß eine politische Störung, sondern sogar eine unmittelbare Gefahr sein. So gab er zunächst, in Frankfurt Ende November 1146, eine kurzweg ablehnende Antwort. Bernhard beschied sich und zog kreuzpredigend durch das obere Rheinland, vom Main bis Konstanz, den damals blühendsten, bestentwickelten, an adligen Herrschaften und an Klöstern, die über viele Ritter geboten, wie an Städten reichsten Teil von Deutschland. Zu dem Reichstage, den Konrad auf Weihnachten nach Speyer ausgeschrieben hatte, fand er sich, von dem außerordentlichen Erfolg dieser Agitationsreise umstrahlt, wieder ein. Diesmal wich Konrad einer klaren Absage wenigstens aus. Als der König sich am 27. Dezember in der Messe befand, erhob sich Bernhard unvermutet zu einer Ansprache, und nun erlebte es der Salierdom, wie der große

Prediger mit aller Macht seiner glühenden und phantasiereichen Beredsamkeit in den noch immer durchaus abgeneigten König drang, wie er ihn durch die Vorstellung übermannte, ein Undankbarer gegen den Heiland zu sein, der ihm Gesundheit, Gaben des Herrschers, männlichen Mut geschenkt, ihm die Tapferkeit der Deutschen anvertraut und der ihn am Tage des Jüngsten Gerichts über seines Herzens Härtigkeit zur Rede stellen werde, und wie daraufhin der von den einstürmenden Affekten überwältigte König durch die Kirche sein Kreuzgelübde rief. Mit ihm gelobte der größere Teil der anwesenden Fürsten die Fahrt. Unter ihnen auch schon solche, deren Zurückbleiben in Deutschland die hauptsächliche Besorgnis Konrads ausgemacht hatte. Alle politische Spannung schien in einer großen Kreuzbegeisterung, die mit dem übrigen Westeuropa nun auch Deutschland erfaßte, sich lösen zu sollen, alles, was Ruhe und Landfrieden sichern konnte, ward in heller Einmütigkeit beschlossen. Sie hielt vorläufig auch an; im März 1147 konnte der König auf einem Frankfurter Tage seinen im Knabenalter stehenden Sohn Heinrich zum Nachfolger wählen lassen, und Heinrich der Löwe, der dort erschienen war, um Bayern zu fordern, gab sich wenigstens bis nach dem Kreuzzuge zufrieden. Inzwischen aber war die Kreuzbegeisterung vielfach schon wieder abgeflaut oder wenigstens eine mehr praktische geworden, man frug, warum man im fernen Syrien gegen Seldschuken kämpfen und die Heiden so ferne suchen solle, da es deren unmittelbar an den eigenen Grenzen gebe? Und da die Kirche sich, in der päpstlichen Bulle vom 11. April 1147, diesem Gedankengange nicht verschloß, ward von einem Teil der deutschen Kreuzempfänger ein Wendenkreuzzug ins Werk gesetzt. Nicht nur der grundverschiedene politische Gesichtskreis von Süd- und Norddeutschland kam in dieser Teilung zum Ausdruck, sondern zugleich die Gruppierung der Parteien. Der Wendenkreuzzug war ein Unternehmen Sachsens, aber damit auch des Welfentums, und daher schloß sich von den Süddeutschen ein bedeutender Fürst ihm und nicht dem König an: der soeben von den Staufern tief gedemütigte Herzog Konrad von Zähringen und Statthalter von Burgund. Von zuverlässigen Anhängern wußte König Konrad nur den Markgrafen Albrecht den Bären bei den Wendenfahrern.

So sollte an die Stelle der freundschaftlichen Beziehungen, durch die das Deutschtum in letzter Zeit am ehesten Erfolge bei den Wendenfürsten erreicht hatte, ein großer Gewaltversuch treten, sie und ihre Leute mit den christlichen Waffen zu unterwerfen. Fürst Niklot, der bedeutendste unter den bedrohten, wollte nicht warten, bis die Deutschen bereit wären, ihn zu erdrücken. Am 25. Juni 1147 empfing Adolf von Schauenburg seinen ritterlichen Absagebrief, aber am 26. lagen Niklots Schiffe auch schon vor Lübeck. Unterdessen sammelte sich das Kreuzheer in Magdeburg; außer den schon genannten Fürsten und Heinrich dem Löwen beteiligten sich der Erzbischof Adalbero von Bremen und mehrere andere sächsische Bischöfe. Aber nicht sie allein; die Dänen und Polen konnten unmöglich versäumen, sich an der bevorstehenden Umgestaltung der wendischen Verhältnisse ihren Anteil zu sichern. Auch sie unterbrachen ihre inneren Kämpfe und boten ihre Hand zur Kreuznahme und zum Bündnis, was unmöglich abzulehnen war. Unter diesen Umständen, sowie aus Verpflegungsgründen wurde nun eine zweifache Verwendung der Kräfte beschlossen. Etwa 40 000 Mann wandten sich unter Heinrich dem Löwen gegen Niklot, das größere Heer, etwa 60 000 Mann unter Führung Albrechts des Bären, zog zum Zusammenwirken mit den Polen durch das Liutizengebiet dem der Pommern zu. Zur offenen Feldentscheidung bot sich beiden Abteilungen jedoch keine Gelegenheit; die Wenden verschwanden in ihre Sümpfe und Wälder. Als die östliche Abteilung endlich vor Stettin kam, sah man auf den Wällen christliche Kreuze aufgerichtet

und der Bischof in der Stadt, ein Schüler Ottos von Bamberg, zog den Kreuzfahrern in Prozession entgegen. Der christliche Eifer, der hierdurch eigentümlich in Verlegenheit gesetzt wurde, hatte sich unterdessen schon recht abgekühlt, politisch hatten die verbündeten Rivalen eher das Bestreben, den status quo zu erhalten, um lieber ein andermal jeder für sich etwas zu erreichen. So ließ man sich an einer Vereinbarung mit dem Herzog Ratibor genügen, der das Mögliche für das Christentum in Frieden zu tun versprach, und kehrte nun wieder um. Aber auch die andere Abteilung richtete nicht mehr aus. Niklot hatte seine Feste Dobin am nordöstlichen Ufer des Schweriner Sees — zwischen diesem und dem kleinen See, der noch heute die Döpe heißt — ausgebaut, eine rechte durch Wälle und umgebendes Wasser geschützte Wendenburg, und seine Mannschaft hierher zusammengezogen. Vor dieses Dobin lagerten sich die Kreuzfahrer, während in der Wismarer Bucht zu Schiff die beiderseitigen Verbündeten eintrafen. Zuerst Schleswiger, Jüten, Inseldänen und Dänen aus Schonen, bald danach aber auch die tapferen Ranen aus Rügen. Die Mannschaft der Dänenschiffe war größerenteils über Land nach Dobin hinaufgezogen, als nun die Schiffe der Ranen sichtbar wurden, ergriff ein Teil seewärts die Flucht, die übrigen erlitten böse Verluste. Vor der Burg kam man nicht voran und erlitt sogar Schlappen; überdies wurde auch bei dieser Abteilung des politischen Eintagskonzertes jede Unternehmungslust durch Eifersucht wegen der künftigen, noch ungemachten Eroberungen und durch Graf Adolfs Wunsch gelähmt, den Zustand vor dem Kreuzzug wieder hergestellt zu sehen. Auch das Ende war dasselbe, daß man sich mit einem Versprechen, an dessen Erfüllung wohl niemand ernstlich glaubte, begnügte, die Obotriten würden durch ihr Oberhaupt zu Christen gemacht werden, und dann heimkehrte. So waren Hunderttausend aus Deutschland, und die Polen und Dänen dazu, in Waffen gewesen, um die Südküste der Ostsee christlich zu machen, und das Ganze endete als eine große Spiegelfechterei, durch die man sich mit dem Kreuzgelübde abgefunden hatte. Nur etwas ganz anderes blieb aus dieser Kreuzfahrt übrig. In den Tagen, da man an den See- und Waldrändern des schönen Mecklenburger Landes um Dobin lagerte, waren die Herzöge Heinrich und Konrad einander persönlich nahe getreten und der junge Welfe freite um die Tochter des Zähringers, Clementia. Damit hatte das Welfenhaus eine neue Stütze in Schwaben und einen weiteren angesehenen Vertrauensmann im Reiche verläßlich gewonnen.

Während so die norddeutsche Eroberung an der Ostsee wieder zu der früheren, allmählichen Methode zurückkehrte, war Süddeutschland mit dem König Ende Mai 1147 von Regensburg aufgebrochen und die Donau hinabgezogen. Außer vielen geistlichen Herren befanden sich der jüngere Friedrich von Schwaben, Welf, Heinrich Jasomirgott, der Böhmenherzog Wladislaw II. beim Heere. In Konstantinopel gab Kaiser Manuel guten Rat, wie man am besten auf Umwegen näher der Küste durch Kleinasien komme. Aber im deutschen Heere, das mit massenhaften mittellosen Scharen belastet war, den zweifelhaften Erträgnissen der Kreuzpredigt im niederen Volk, wollte man nächsten Weg quer durchs Land, und Konrad konnte nur eine kleinere Abteilung bestimmen, unter Führung Bischof Ottos von Freising den angeratenen Weg durch die griechischen Gebiete Kleinasiens zu nehmen. Das Hauptheer auf seinem Marsch durch das seldschukische Herzland Kleinasiens erlebte so viel Ungemach durch schwieriges Gelände, Hunger und Feindesnot, daß es in der Nähe von Doryläum schließlich umkehrte, Oktober 1147. Aber auf dem Rückzuge steigerten sich all diese Nöte erst in fürchterlichem Maße, und so kam ein kläglicher Rest ohne Mut und Ordnung bei dem griechischen Nicaea wieder an, wo gerade die später aufgebrochenen, ebenfalls durch Süddeutschland und die Balkanhalbinsel marschierten Franzosen angelangt waren. Der von den Strapazen kranke und tief herabgestimmte König Konrad wurde von König Ludwig VII. mit zarter Rücksicht aufgenommen, verließ aber bald darauf, während die Franzosen den Küstenweg weiter verfolgten, zu Ephesus ihr Heer und ging zu Schiff nach Konstantinopel, wohin ihn Kaiser Manuel eingeladen hatte. Von den Resten seines Kreuzheeres kehrten viele nach

Deutschland heim. — Ohne Verluste kamen weder Ottos von Freising Abteilung noch die Franzosen durch; beide Heere nacheinander mieteten schließlich griechische Schiffe für die Überfahrt nach Syrien. Ottos Schiffe verloren einander infolge von schlechtem Wetter und Zank mit den griechischen Schiffsführern aus den Augen und liefen in verschiedene mittelsyrische Häfen ein. Ludwig landete nördlicher im Fürstentum Antiochia, der Schöpfung des Normannen Bohemund, des Sohnes Robert Guiscards; zur Zeit regierte hier Raimund von Poitou, welcher die Herrschaft erheiratet hatte. Wenn Edessa zurückerobert oder überhaupt etwas Größeres unternommen werden sollte, so mußte Antiochia der Ausgangspunkt sein und der Kampf gegen die kriegerischen Emirate des oberen Mesopotamien geführt werden. Denn von diesen her drohte den Kreuzfahrerstaaten die Gefahr des sarazenischen Asien, während weiter im Süden Palästina durch die syrische Wüste nach Osten gedeckt wurde. Aber verschiedenes wirkte zusammen, einen kraftvollen und gesunden Entschluß und weiterhin irgend ein Ergebnis des Kreuzzuges zu vereiteln.

Erstlich eine Frau. Das Jahrhundert der Kasteiung und der Priesterschwärmerei ist zu Ende, die zarte oder dreiste Hingabe der Frauen gehört dem Rittertum, das männlich in Waffen und Sporen einherklirrt, die fromme Legendenlektüre liegt im Winkel und ist vergessen über der Aventüre, den Liebesphantasien, dem kecken, stürmenden Liede des Troubadours. Mit fast vulkanischer Vehemenz drängt sich an Stelle der asketischen Weltmüdigkeit und Weltentsagung, zunächst in Frankreich, bald aber auch die Nachbarlande ergreifend, ein Verlangen nach Freude an dieser schönen Welt und nach irdischer Lust, ein unbändiges und ungeduldiges Sehnen nach Erleben und Genießen, nach unbekümmerter Freiheitlichkeit an die Oberfläche und reißt in seiner revolutionären Gewalt sogar die Schranken ewiger Sittengesetze in den Staub. Auf die Generation der Agnes von Poitou oder Mathilde von Tuszien ist eine Generation von Enkelinnen gefolgt, die es nicht mehr verlangt, die Hände des Priesters zu küssen, und denen der Beichtiger nur noch gut ist zum — absolvieren. Als eine solche begegnet uns Königin Eleonore von Frankreich — auch sie eine Tochter des Hauses Poitou, als sollte sie die Wandlung der Zeit desto greller bezeichnen — hier am Eingange der „höfischen" Zeit. Eleonore von Poitou war ebenso neugierig nach Sünden als schön — wie schön sie war, vergaßen auch die Deutschen nicht wieder, welche, als sie geschieden und Königin von England geworden war, noch wieder Anlaß bekamen, von ihr zu hören und sie zu sehen. Ja, noch nach Menschenaltern hat ihr Andenken eine Art heimlichen Spuk in der deutschen Dichtung getrieben, ähnlich wie die schlimme Frau Venus im Hörselberg selber, und in seinem Vagantenliedlein vermißt sich ein fahrender Schüler: Wäre die Welt alle mein, von dem Meere bis an den Rhein, des allen wollte ich mich darben, wenn die Königin von Engelland läge in meinen Armen! Zu Hause hätte König Ludwig sie nicht lassen dürfen, als er auf die Kreuzfahrt zog. Aber auch in den Hoffesten von Antiochia gefiel ihr Fürst Raimund, ihr galanter, jugendlicher Oheim, viel zu gut. Ludwig aber wußte sich nicht anders zu helfen, als baldmöglichst mit ihr wieder abzufahren, und damit war ein Kreuzzugsunternehmen der vorhin erwähnten Richtung so gut wie aufgegeben.

Inzwischen kam auch König Konrad, stattlich geleitet von einer griechischen Flotte, nach Syrien und wallfahrtete nach Jerusalem hinauf, wo ihn der junge König Balduin III., der Patriarch, der Klerus und das Volk festlich empfingen. Er sammelte die Mannschaften Ottos von Freising um sich, und nun sollte zu Akkon von den Königen Konrad, Ludwig und Balduin gemeinschaftlich beraten werden, was zu tun sei. Hierbei siegte der Wunsch der Regierung von Jerusalem, Damaskus zu erobern. Der dortige Emir, welcher selber Mühe hatte, sich der mesopotamischen Glaubensgenossen zu erwehren, war ein durchaus friedlicher Nachbar und ständiger Verbündeter Jerusalems gewesen. Aber seine durch Handel und Gewerbe reiche Stadt, durch deren Tore der ganze Karawanenhandel aus Mesopotamien und dem inneren Asien nach Ägypten und zur syrischen Küste passieren mußte, reizte die Begehrlichkeit der stets in Geldnöten befindlichen Jerusalemitaner. Diesen zuliebe zogen also die Kreuzfahrer, von Akkon aus über Tiberias am See Genezareth marschierend, vor Damaskus. Aber hier gab es Uneinigkeit und Ränke aller Art; die Jerusalemitaner kriegten Bedenken, ob man ihnen die allzu köstliche Siegesfrucht gönnen werde, knüpften heimlich wieder mit dem Emir an und brachten das Kreuzheer absichtlich durch verderbliche Ratschläge in Not. Vergeblich blieben aller Opfermut in den Sturmangriffen und die Tapferkeit des Königs Konrad, von dem erzählt wird, welche Kraftproben sein berühmter Schwerthieb vollbrachte — zuletzt lief alles davon und der Kreuzzug war zu Ende.

Am 8. September 1148 schiffte sich Konrad mit den Deutschen von Akkon aus nach Europa ein. Höchst erholungsbedürftig, blieb er den ganzen Winter in Kon-

stantinopel, während die übrigen deutschen Kämpfer in die Heimat vorauseilten. Welf VI. war längst nicht mehr dabei, er war schon vor dem Zuge gegen Damaskus nach Sizilien gefahren und schmiedete dort Pläne gegen Konrad und die Machtstellung der Staufer, die dem König Roger II. um so erwünschter sein konnten, als bei Konrads verschiedenen Aufenthalten am Hoflager Kaiser Manuels die beiden Schwäger sich zu entschiedenen Schritten gegen die Normannen geeinigt hatten. In Palermo glaubte man als Bundesgenossen im Reiche betrachten zu können: Heinrich den Löwen, Konrad von Zähringen und den jüngeren Friedrich von Staufen, dem man etwa seine Wahl zum König vorspiegeln könne. An diese drei und andere nahm Welf Briefe des Königs Roger mit und zwar in seinem Gepäck. Während man solche Pläne mit Friedrich von Staufen hegte, hatte dessen Wiedererscheinen in Deutschland die Stellung seines Vetters, des jungen Königs Heinrich, und seiner Regentschaft erheblich verbessert. Sie hatte allerdings nicht viel mehr als ein Interregnum bedeutet. Desto ungestörter hatte Heinrich der Löwe in enger Verbindung mit Adolf von Schauenburg oder Holstein seine sächsische Herzogsgewalt durchgebildet. Was von Wendenfürsten zu der deutschen Gewalt hielt oder ihr gepflichtig war, sah als deren Verkörperung nur noch den Sachsenherzog, betrachtete ihn als den obersten Herrn. So stand er machtvoll im ganzen Norden und brachte die niederdeutsche Autorität bei den Slawen und in den vielspältigen dänisch-schleswigschen Wirren zum Gebot.

Abb. 245. Der staufische Teil der Nürnberger Burg.

Eine Episode sei erwähnt, um die Altertümlichkeit der bei den Ditmarsen, den Bewohnern des westlichen Holstein, noch erhaltenen germanischen Lebensformen zu beleuchten. Diese aus sächsischen und friesischen Einwanderern verschmolzenen Bewohner der Diet-Marschen im westlichen Holstein (Abschn. VII) hatten der karolingischen Reichsorganisation, mit ihrem Grafenamt und ihren sonstigen Schöpfungen, keine Gewalt über sich eingeräumt, zu einer Zeit, wo diese fränkischen Verfassungsformen im übrigen Reich schon wieder von der Lehnsverfassung aufgelöst wurden, sondern wahrten Landsgemeinde und Sippengliederung nebst sonstigem alten Recht und herkömmlicher Sitte. Bei ihnen nun sammelte ein vornehmer jüngerer Mann mit dem echten Edelingsnamen Etheler eine Gefolgschaft, der er als Wirt Roß und Rüstung gab und die er durch Treueid zusammenhielt. Graf Adolf, der von diesem Unternehmen, das überdies durch dänisches Geld unterstützt wurde, Unruhen befürchtete, stellte Etheler die Wahl, die Gefolgschaft aufzulösen oder außer Landes zu gehen. Er wählte letzteres, ging auf dänisches Gebiet und focht mit seinen Gefolgsleuten in den Streitigkeiten des dänischen Königshauses auf der Gegenseite desjenigen Prätendenten, welchen Graf Adolf unterstützte. Dabei ist er schließlich in einem Gefecht an der Eider gegen Adolf gefallen.

Welf kam nach Deutschland, aber sein Gepäck mit Rogers Briefen beschlagnahmte der römische Senat und sandte letztere an König Konrad. Hier in Rom

war eine merkwürdige antikisierende und papstfeindliche Revolution vor sich gegangen, unter Mitwirkung des Arnold von Brescia.

Die Neubelebung des weltlichen und Wirklichkeitssinnes seit dem ersten Kreuzzuge hatte begonnen, auf das Dogma der Kirche Einfluß zu suchen und andererseits den sittlichen und geistlichen Wandel des Klerus unter scharfe Kritik zu nehmen. In Frankreich entstand Peter Abaelard (1079—1142) als der gewaltige Lehrer einer neueren, mehr rationalistischen Theologie, den zu Paris die Schüler aus allen Nationen umdrängten. Einer dieser Schüler ist Arnold von Brescia (um 1100—1155), welcher vornehmlich die Kritik gegen die herrschende Kirche und ihr Personal zu seiner Aufgabe machte, während Abaelards dogmatische Ketzereien durch das Eingreifen Innocenz' II. und Bernhards von Clairvaux, der einstmals selber durch Abaelards Schule gegangen war, noch wieder zum äußerlichen Unterliegen gebracht worden waren. Arnold wandte sich 1147 nach Rom und predigte, wie früher an anderen Orten, nunmehr im Mittelpunkt der Kirche die Rückkehr des Klerus zur apostolischen Einfachheit und zur bloßen Seelsorge, seine Fernhaltung von allen Übergriffen in weltliche Angelegenheiten und weltliche Güter. „Was er lehrte, stimmte mit dem Evangelium überein, stand aber mit allen Verhältnissen der Kirche in Widerspruch," so sagt ein Zeitgenosse Arnolds von ihm, ohne sich ganz bewußt zu werden, was er damit ausspricht. Während Papst Eugen III. fliehen mußte, half Arnold eine antikisierende Verfassung von Rom unter einem regierenden Senat durchführen. Die Residenz der Päpste erlebte in dieser Zeit, da die geistige Emanzipation der Laien überall auch die Studien und Stoffe des vorchristlichen Altertums aufleben ließ, den ersten der verschiedenen mittelalterlichen Versuche, das klassische Rom, den Senatus populusque Romanus wiederherzustellen. Man dachte daran, die antiken Gebäude auf dem Kapitol wieder zu errichten, ein römischer ordo equester, worin das halbdunkle Wissen von der Antike sich mit dem eigenen Zeitalter des Rittertums und der Ordensbildungen vermengte, sollte wiedererstehen, und da keine Aussicht sein konnte, das alles aus den eigenen Kräften der Stadtrepublik gegen eine Welt von Widerstand durchzusetzen, sollte auch das antike Kaisertum erstehen und seinen Sitz zu Rom einnehmen. Darum sandte der Senat Welfs abgefangene Briefe an König Konrad.

In einem Schreiben nach dem anderen bestürmte der Senat den staufischen König, er möge zur Kaiserkrönung kommen, die Kaisergewalt der älteren Zeiten über das Papsttum wiederherstellen, in Rom residieren und durch Besetzung der Engelsburg die Leostadt und das Papsttum dauernd knebeln. Konrad hat überhaupt keinen Bescheid gegeben; in dieser Form konnte es für den deutschen König nur ein widersinniges Abenteuer sein. So ließen Rom und sein Senat in ihrem Eifer nach, und 1149 konnte Eugen wagen, wieder in der Leostadt zu wohnen. Wenn Konrad nach Italien ging, so war es für Eugen. Aber vorläufig hielt ihn Heinrich der Löwe in Deutschland fest.

Welfs Aufruhr war freilich gänzlich gescheitert. Friedrich, seit 1147 Nachfolger seines Vaters in Schwaben, hielt sich von ihm frei, und der junge König Heinrich trug am 8. Februar 1150 bei Flochberg (nahe Bopfingen) einen schönen Sieg über Welf davon. Jetzt machte sich Friedrich zum Vermittler und verschaffte Welf, der sich dem König unterwarf, Verzeihung sowie einige weitere Einkünfte aus Schwaben. Konrad indessen, der in letzter Zeit anhaltend kränkelte, sah keine glücklichen Tage mehr. Im selben Jahre 1150 verlor er den Sohn und erwählten Nachfolger Heinrich durch den Tod; dazu blieb Heinrichs des Löwen Forderung von Bayern eine langwierige, durch den 1147 zugesagten Ausgleich doppelt peinliche Verlegenheit. Die Jahre 1150 und 1151 zeigen Heinrich gegenüber ein Gemisch von diplomatischen Verhandlungen und formellen Vorladungen auf Reichstage, auf die sich der Welfe nicht einließ. Schließlich sollte er mit den Waffen zur Ruhe gebracht werden und danach — der September 1152 wurde festgesetzt — wollte der König seinen Römerzug
1152. unternehmen. Ehe es zu beidem kam, ist Konrad am 15. Februar 1152 zu Bamberg gestorben. Der Wunsch der Bamberger, ein weiteres Königsgrab in ihrer Stadt zu haben, verhinderte, daß der Gestorbene nach seinem Verlangen in das staufische

Familienkloster Lorch gebracht wurde. Konrads Privaterbe war sein siebenjähriger Sohn Friedrich, der nachmals Herzog von Rothenburg genannt wurde. Er konnte unmöglich König werden in solcher Zeit: ihn und die Reichsinsignien hatte Konrad, ehe er starb, in die Obhut Herzog Friedrichs von Schwaben gestellt.

Konrad war ein tapferer Kriegsmann und von königlicher Gesinnung, sagen die Kölner Annalen bei seinem Tode, und Abt Wibald von Stablo und Corvey, ein bedeutender staatsmännischer Gehilfe dieses und des folgenden Königs, dessen Sammlung wichtiger Briefe und Aktenstücke uns erhalten geblieben ist, nennt ihn einen liebreichen Vater seiner Umgebung. Persönlich hat Konrad nur Sympathie besessen. Aber gegen von vornherein große Schwierigkeiten ins Königtum erhoben, ohnehin von einer Partei, der er im Herzen nicht angehörte, alles wie bei Lotar, hat er sich doch nicht in dem Maße, wie dieser, zu schließlicher Autorität und Selbständigkeit durchgerungen. Alle in Reich und Kirche herangewachsenen großen Fragen überantwortete seine Regierung als unerledigte dem Nachfolger.

Friedrich I.

Somit kommen wir nun an ihn, dessen Angedenken, als die Verkörperung einer heldenhaften und herrlichen Kaiserzeit, hingereicht hat, ganze Geschlechter jüngerer Geschichte über die Kläglichkeit ihrer eigenen Gegenwart zu trösten und sie zu neuem Nichtverzagen an deutscher Kraft und deutschem Willen emporzuraffen.

Einen Otto den Großen hat das Volk vergessen können, und selbst der große Karl blieb jenseits des 11. Jahrhunderts zurückgebannt, welches alle weltliche Tat und Größe wie mit Staub übergraute und in Verneinung erstickte. Was von Karl übrig blieb und wieder zum Vorschein kam, als die Welt mit dem Zeitalter der Kreuzzüge wieder weltlich wurde, war nur noch ein Sarazenenkämpfer und Morgenlandfahrer, ein nach den jungen Idealen und Phantasien der Ritterzeit neugeformtes Bild, zu welchem der große Kaiser seinen Namen geliefert hat; es ist bezeichnend, daß hinter den von liebevoller Epik ausgestatteten Paladinen und Rittern um ihn er selber viel blässer und schemenhafter bleibt. Aber den Kaiserglanz, der von des Rotbarts Rüstung funkelte, hat kein Dahinziehen der Jahrhunderte wieder erblinden lassen. Auch die Mythen und Prophetien von dem heimlichen Mitleben waltender Heroen mit den deutschen Schicksalen und ihrem lebendigen Wiederkommen (u. S. 497) trug das Volk nach und nach auf ihn zusammen. Von Wotan über andere, geschichtliche Gestalten und schließlich über den jüngeren Friedrich II. hinweg sprang die Bergsage auf den Kaiser Rotbart und haftete an ihm. Als 1806 die letzten Scherben des alten Reiches und deutscher Kaiserregierung auf den Trümmerhaufen der Geschichte geworfen wurden, da quoll aus der Kyffhäusersage des Volkes die Entrüstung, aber auch die neue Hoffnung auf und jauchzte im Munde der damaligen Jugend, in der jungen Dichtung der Romantiker: Kaiser Friedrich soll kommen und an den Heerschild schlagen. Aus jämmerlicher, gedrückter Gegenwart einer kaiserlosen Zeit, da die Raben aller Art um Deutschlands Herd flatterten, erträumte man die Lösung von aller Schmach und Kleinheit durch das romantische Wunder eines neuen staufischen Reiches; ja selbst noch in den nationalen Verfassungskämpfen von 1848 und 1849 haben einzelne geglaubt, dem zu schaffenden Reiche durch staufische Reminiszenzen und Zutaten Halt und Zierde verleihen zu sollen. Auf diese Weise hat Kaiser Friedrichs alleiniger Name das 19. Jahrhundert als ein heiliges vaterländisches Gut erfüllt; wenn man von deutscher Kaiserzeit sprach, dachte man an ihn, und indem das gebildete, patriotische Deutschland sich an des Mannes Buch klammerte, der damals am treuesten und noch bis heute am schönsten „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" schrieb — Wilhelm Giesebrecht —, harrte und strebte es mit ihm dem wissenschaftlichen Bilde jenes volkstümlichen Höhepunktes deutscher Geschichte im Mittelalter entgegen. Nur noch beginnen können hat Giesebrecht, die Zeit des großen Staufers zu schildern, dann hat ihn der Tod abberufen; ein pietätvoller Schüler und sorglicher Historiker, B. v. Simson, hat den Kaiser Friedrich I. zum Schlusse gebracht. Und inzwischen bedurften wir des Rotbart so nicht mehr, wir hatten für seines Namens Kultus ein köstlicheres, lebendigeres Gut, ein neues Reich und neues Kaisertum eingetauscht. Auf dem Kyffhäuser steht Kaiser Wilhelms Denkmal, und der Kaiser der Sage hat den Berg verlassen, ist in die Geschichte zurückgekehrt. Sie darf uns im kühlen Morgenlicht einer neuen deutschen Ära heute ohne Scheu sagen, daß das Reich der Gegenwart

besser geharnischt und innerlich fester, solider gegründet steht, als das Barbarossareich des Traumes bei aller Waffenfreude seiner Mannen und aller persönlichen Kraft seines Helden jemals beschaffen war.

Am 4. März 1152 wurde zu Frankfurt am Main der von Konrad III. als Nachfolger designierte Herzog Friedrich von Schwaben ohne Schwierigkeit und nach gemeinsamem Vollwort zum König gewählt; einige, die an Konrads III. Sohn oder die Welfen gedacht hatten, nicht derentwegen, sondern ihretwegen, gaben es sogleich auf. Die beiden Richtungen und Parteien, die unter Konrad III. auseinander gestrebt hatten, die staufische und die welfische, nebst ihren verbündeten weltlichen und kirchlichen Beziehungen, mündeten in Friedrich von Schwaben, dem Sohne der Welfin Judith, zusammen und schienen durch seine Person aufgehoben zu werden. Um so mehr, als Herzog Friedrich sich nie mit seinem Oheim identifiziert und sich jenen beiden Richtungen schon früher als die Brücke zwischen ihnen dargeboten hatte. Die beiden Welfen Herzog Heinrich und sein Oheim Welf VI. waren zur Wahl ihres staufischen Vetters und Neffen erschienen und erblickten in ihr den Sieg der eigenen Meinung. Welf wurde von dem neuen König mit dem Herzogtum Spoleto, der Markgrafschaft Tuszien und den mathildischen Gütern belehnt. Friedrich zog letztere also in sein königliches Recht, um sie jedoch dem Bruder Heinrichs des Stolzen, des früheren Inhabers, zu überweisen. Heinrich dem Stolzen waren sie unter oberer Lehnsherrlichkeit des Papstes von Lotar übergeben worden. Herzog Konrad von Zähringen war am 8. Januar 1152 gestorben; sein Sohn Bertold IV. war zu Frankfurt anwesend und Friedrich, indem er gleichzeitig Bertolds Nachfolge im Statthalteramt von Burgund guthieß, schloß mit ihm einen schriftlichen Vertrag über gemeinsame Heerfahrt. Sie sollte des Reiches und seines Statthalters Machtgebot auf das südliche Burgund, die Rhonelande bis ans Tyrrhenische Meer ausdehnen, wo die Reichsgewalt immer kümmerlicher geworden und zum leeren Anspruch verblaßt war. Höchstens die Babenberger mochten bange Sorge tragen, ihre bisherige Stellung schwinden zu sehen; durch das ganze übrige Reich und hohe Fürstentum ging der freudige Herzschlag der Vereinigung, der Nachgiebigkeit und der Hoffnung einer versöhnenden, alles ausgleichenden und großartig fördernden neuen Zeit.

Wir müssen uns Friedrichs Erscheinung nicht nach den vereinzelten Bildnissen vorstellen wollen, die man mit seinem Namen bezeichnet damals in Stein gehauen oder in pergamentene Bücher gemalt hat. Die Kunst jener Zeit, die in der Architektur Großartiges geschaffen hat und die auch in Plastik und Malerei, aus sich selbst, kunstgeschichtlich verstanden, zum Teil die vollste Anerkennung, ja Bewunderung verdient, liegt auf dem Gebiete des Porträts in den Fesseln einer zaghaften und unreifen Naivität. Seit die Kirche vom 9. Jahrhundert an die selbständige Laienbetätigung erdrückt hatte, war es auch für das Abendland zum Verbot geworden, „ein Bildnis zu machen," es wurde lange Zeit hindurch nicht mehr gewollt und gar nicht mehr daran gedacht, es zu versuchen. Auf den Kaisersiegeln thronen individualitätslose Figürchen, bloße Symbole einer herrschenden, mit den Insignien angetanen Persönlichkeit, die der Stempelschneider nach freier Erfindung bildet oder indem er einfach das Siegel des vorhergehenden Herrschers zur Vorlage nimmt. Auf die Insignien, nicht auf das Porträt kommt es an. Und mit den Miniaturen und sonstigen Darstellungen ist es nicht anders. Wer einen Kaiser oder sonst eine wichtige Einzelpersönlichkeit darzustellen veranlaßt ist, denkt so wenig daran, ihr außer den Kennzeichen ihres Standes und Ranges auch die wirklichen Gesichtzüge zu geben, als etwa die Maler des 16. Jahrhunderts bei Darstellung eines Alexander des Großen daran gedacht haben, daß ihr frei erfundenes Porträt eine Ungeschicklichkeit sei, als ein Rembrandt sich um die Kostüme der Zeitgenossen Christi kümmerte, oder als noch ein heutiger Künstler sich scheut, eine Dido, eine antike Tänzerin, eine Salome nach einem Berliner Modell zu bilden. Ich möchte noch ein ganz ungelehrtes Analogon aus dem so überaus belehrenden täglichen Leben heranziehen. Die Photographen stecken Theaterchoristinnen von beliebiger Herkunft und Rasse in die verschiedenen Schwarzwald- oder sonstigen Volkstrachten, und Hunderte kaufen diese angeblichen

Volkstypen, ohne an den mit allen Zügen und Formen dem dargestellten Typus widersprechenden Persönlichkeiten irgend welchen Anstoß zu nehmen. Die „Insignien", in diesem Falle das Kostüm, sind konventionell richtig und somit, worauf es uns bei diesem Vergleich ankommt, ist das Übrige gleichgültig, wird gedankenlos hingenommen. Der Wirklichkeitsinn der Kunst und Abbildnerei ist relativ empfindlicher geworden, aber ganz hat er selbst heute die Willkür des Bildners noch nicht aufgesogen, und im 12. Jahrhundert schloß er eben die Gesichtzüge noch nicht mit ein. Für Friedrichs Erscheinung sind daher — mag es auch interessieren, die zeitgenössischen Bildnisdarstellungen, zu denen er niemals gesessen hat, zu sehen — eine wirkliche Quelle doch nur die literarischen Beschreibungen. Sie stimmen alle vereinbar überein, ein Beweis, daß in dieser neu und weltlich gewordenen Zeit wenigstens der Sinn wieder aufgekeimt ist, sich vorläufig aus Worten eine lebendige Anschauung zu entnehmen; am eingehendsten schildern schon die der Zeit vorauseilenden Italiener. Nach dem allen war Friedrich ein mittelgroßer, gut gewachsener Mann mit ebenmäßigen, geraden Gliedern; ein Lombarde rühmt die schönen, feinen Hände, ein Deutscher die gesunde Körperkraft und den weiten Brustkasten. Sein welliges Haar spielte von blond ins rötliche hinüber; den gleichfarbigen Bart scheint der Kaiser mindestens in seinen mittleren Mannesjahren noch nicht lang, wahrscheinlicher ihn niemals lang getragen zu haben. Rotbart, Barbarossa nannten ihn die Italiener. Seine Haut und Gesichtsfarbe war die zartere, weißere der Rotblonden und ließ das warme Blut durchscheinen; der Mund war schön, voll blendender Zähne, die hellen Augen blickten lebendig und durchdringend. Über dem ganzen feinen (elegans) Antlitz lag ein Zug von heiterer und freier Überlegenheit, die sich nicht verstattete, jemals die Aufregung des Schmerzes oder des Zornes zu verraten. Friedrich verstand fremde Sprachen, aber, so berichtet uns ein Engländer, so sehr hielt er auf seine deutsche Muttersprache — in tantum vero nativum Alemannie venerabatur eloquium —, daß er andersprachige Gesandten auf Dolmetscher verwies. Natürlich sprach er die schwäbische Mundart, wenn auch der Engländer mit seinem Alemannie das nicht ausdrücken will, sondern deutsch meint. Das am meisten Hervorstechende in Friedrichs Wesen waren höchste königliche Berufsauffassung, kluger, vorsichtiger Entschluß und ausgeprägter Rechtssinn, der zugleich auf unbedingte formale Gesetzlichkeit von seiner oder anderer Seite hielt und die Quelle ist, woraus das beständige Bestreben dieses Herrschers fließt, sowohl die Ordnung im Reiche wie die Rechte des Kaisertums auf Grund von gesetzgeberischen Akten, von Weistümern und gelehrt-juristischen Gutachten in klarverbindliche, geschriebene Formen zu fassen.

Abb. 246. Relief im Kreuzgang des Klosters St. Zeno bei Reichenhall. Von einer apokryphen Inschrift auf K. Friedrich bezogen.

Am 9. März wurde der neue Herrscher in Aachen gekrönt, von dort, von Lotringen aus erschien er, was das dringlichste war, in Sachsen. Von hier aus ward auch der seit alters verwickelte Sippenstreit um den dänischen Thron, dessen beide Hauptansprecher sich durch Belehnung vom deutschen König und künftigen Kaiser eine Legitimierung schaffen wollten, schlichtend entschieden. Der deutsche König be-

lehnte Swen, den Sohn Erich Emunds, durch das Schwert (als das Symbol für die Lehnsübertragung von Königreichen) und verschaffte sowohl dem zweiten Bewerber, Knud, Magnus' Sohn, wie einem weiteren Dänenprinzen, Waldemar, dem Sohne des Knud Laward, ansehnliche Landabfindungen. Die Verhältnisse Dänemarks, mit welchen sich zuletzt nur die sächsische Herzogspolitik beschäftigt hatte, erschienen somit in die obere Autorität des Reiches gezogen.

Bald nachdem er so die Königsgewalt im Norden gezeigt und wieder aufgefrischt hatte, kündigte er auch im Süden die hohe Reichsauffassung eines Otto I. und Konrad II. an. Nach Fortsetzung des Königsumritts von Sachsen durch Süddeutschland, erschien Friedrich im Beginn des Jahres 1133 in Burgund. Herzog Bertold von Zähringen hatte den Kaiser zwar auf dem Wege dorthin im elsässisch-schwäbischen Kolmar am 30. Januar begrüßt, beteiligte sich aber weder persönlich, noch durch die im vorjährigen Vertrage festgesetzte Mannschaft von 1000 Panzerreitern, an der Burgunderfahrt. Wir ahnen das Keimen einer überraschenden Wendung; die königliche Kanzlei bemüht sich, für Herzog Bertold alle möglichen Titel zu finden, nur nicht den der burgundischen Statthalterschaft, und Friedrich tritt in sofortige Beziehungen mit der dem Zähringer feindlich widerstrebenden Familie des S. 397 genannten, inzwischen verstorbenen Rainald, dessen Tochter Beatrix die Erbin des reichsten burgundischen Grafengutes war. Dies führte den Kaiser in die Gegenden von Besançon, von dort kehrte er um und kam nach Konstanz, wo er den März verweilte. Hier schloß er mit dem durch Römer und Normannen benöteten Papst Eugen III. ein Abkommen, daß seine baldige Kaiserkrönung sicherte und ihm als weitere Frucht des geschlossenen Interessenbündnisses die Auflösung seiner Ehe mit Adelheid von Vohburg nach päpstlichem Spruch ermöglichte. Nach Abhaltung weiterer rheinischer Hoftage, auf welche nun plötzlich auch provenzalische Bischöfe und der Delphin, der Herr des Delphinats oder Dauphiné um Grénoble, lange nicht gesehene Teilnehmer auf Tagfahrten des Reiches, ihre Angelegenheiten brachten, ging Friedrich Anfang 1154 nach Sachsen. Hier ließ er durch Fürstenspruch zu Goslar Heinrichs des Löwen Klage gegen Heinrich Jasomirgott auf Herausgabe Bayerns für begründet, mit anderen Worten, die von Konrad III. vorgenommene Verleihung Bayerns an den Babenberger für hinfällig erklären und übertrug dem Sachsenherzog zugleich das für Kirche und Reich ganz außerordentliche Recht, die Missionsbischöfe im Obotritengebiet zu investieren; Hand in Hand gehend schienen die beiden Vettern die Zukunft ganz auf ihr gegenseitiges Vertrauen setzen zu wollen. Und nun eilte Friedrich nach Italien. Nur ein kleines Heer war als Geleit mitgenommen, aber eine desto stattlichere Zahl weltlicher und geistlicher Fürsten begleitete den zur Kaiserkrönung ziehenden König. Unter ihnen befand sich Herzog Bertold von Zähringen, der damit diesen weiteren Teil des Vertrages von 1152 erfüllte und sich überhaupt in dieser Zeit befliß, nichts durch Abwesenheit zu versäumen. Durch Bertolds ganzes interessantes Leben, das dem des großen Staufers zeitlich parallel geht, zieht sich das Bestreben, festhalten zu können an dem König, mit ihm voll freudiger Tatlust an der Wohlfahrt und Größe des Ganzen mitwirken zu dürfen und ein ähnliches Verhältnis zu ihm zu gewinnen, wie der Welfe Heinrich, der durch Friedrichs Freundschaft so glänzend erhöht wurde. Um deswillen hat er sogar Opfer und bittere Enttäuschungen zu verschmerzen vermocht und ist doch immer wieder der sich nachgebend bescheidende, der treue tüchtige Helfer im Felde und in mancher schwierigen politischen Vermittlung geworden.

Friedrich zog vom Lechfeld über den Brenner und hielt Ende November 1154 auf der ronkalischen Ebene unweit Piacenza nach der neueren Sitte der romfahrenden

Könige Lehnsmusterung. (Ob diese für Reichsversammlungen so beliebte Örtlichkeit bei Roncaglia rechts vom Po oder bei Castelnuovo di Roncaglia links des Flusses zu suchen ist, bleibt noch die Frage.) An hoher Stange ward der Heerschild erhöht und die Herolde riefen zur Nachtwache auf. Diese leisteten dem Könige seine unmittelbaren Vasallen, diesen wieder ihre Lehnsträger und so durch alle Stufen der Lehnsgliederung des Reiches, des „Heerschildes", wie man kurzweg sagte, hindurch. Am folgenden Tage wurden über Pflichtversäumnis der als nichtanwesend und nichtbeurlaubt Festgestellten die Lehngerichte gehalten. Fünf Tage verweilte der König und empfing die Norditaliener zu Huldigung und Gericht. Außer den Lehnsinhabern erschienen die Gesandten der großen und kleinen Städte mit Begrüßungen und Geschenken; Löwen, Strauße und andere seltsame Vögel überreichte Genua, die durch die Kreuzzüge und Levantefahrten so mächtig aufgeblühte Seestadt der Riviera, damals mit Pisa, ihrer Rivalin, zusammen die reichste und flottenstärkste von Italien. Aber schon empfanden die Städte, daß hier ein Herr über die Alpen gestiegen sei, der sich nicht mehr mit erwiesenen Höflichkeiten begnügen und eine bloße Instanz sein werde, bei der man Privilegien erwerbe und bestätigen lasse. Auf dem Weitermarsche mußte Friedrich Mailand ächten, das sich seinen Entscheidungen über die Beschwerden vergewaltigter Städte widersetzte, und mußte Chieri, Asti einnehmen, Tortona zerstören, die ihm wegen Mailands trotzten. Er suchte baldmöglichst weiterzukommen, und richtig ist bemerkt worden: noch hatte Friedrich die Gegensätze, die sich vor ihm auftaten, gar nicht in ihrer Tiefe erkannt. Dieser erste Römerzug hatte im Ergebnis den Wert einer politischen Rekognoszierung. Anfang Juni 1155 begegneten sich nördlich unweit Rom der Kaiser und der im vorigen Dezember neugewählte Papst Hadrian IV. Dies war ein Engländer, Breakspeare mit seinem weltlichen Namen, der in kirchlicher Tätigkeit viel herumgekommen war; 1152 hatte er durch Einrichtung des Erzbistums Drontheim und seines Sprengels Norwegen von der Bremer Metropolitangewalt über den Norden wieder gelöst und es enger an Rom gekettet. Er hatte auch verstanden, Arnold von Brescia aus Rom zu vertreiben, der nunmehr als Flüchtling in Italien umherirrte. Im übrigen hatte Hadrian von der Stadt selbst immer erst das rechte Ufer, die Leostadt mit der Engelsburg, St. Peter und dem Vatikan inne, die eigentliche Stadt verharrte unter dem Senat und der antikisierenden Verfassung. Wie Konrad III. wies Friedrich die Anknüpfung mit dem Senat von sich. Er hielt dem Papste den Steigbügel, allerdings nach anfänglicher Weigerung und erst, nachdem durch Weistum älterer Fürsten das Herkommen verbürgt worden war. Am Abend des 17. Juni ward die Leostadt militärisch besetzt und am Morgen des 18. Friedrich in der Peterskirche zum Kaiser gekrönt, worauf er in das Lager vor der Stadt auf den Neronischen Wiesen zurückkehrte. Während man dort beim Krönungsmahle 1155.
saß, stürmten die Römer, über die rasch und ohne ihre Zuziehung — sie dachten sich diese in Gestalt von 500 Pfund Silbers, die sie erheben wollten — geschehene

Abb. 247. Siegel Kaiser Friedrichs I.

Krönung erregt, über die Tiberbrücke bis an St. Peter und überraschten noch die letzten abziehenden deutschen Mannschaften. Auf die Kunde davon eilten der Kaiser und die Fürsten, vom Krönungsmahle aufspringend, mit ihren Mannschaften abermals in die Stadt und trieben in Straßengefechten, denen erst die Nacht ein Ziel setzte und wobei besonders Heinrich der Löwe sich auszeichnete, die Menge über die Brücke zurück. Anderen Tags führte der Kaiser das Heer zur Erholung von Märschen, Kampf und Hitze an den Teverone (Anio) und bald danach auf die Höhen des Apennin.

Dem Papst, der mit dem Kaiser war, geschah noch eine große Genugtuung. Arnold von Brescia war ergriffen und in die Hände der päpstlichen Behörden gespielt worden. Er endete unerschrocken und jeden Widerruf abweisend an uns unbekanntem Tag und Orte am Galgen, die Asche des verbrannten Leichnams ward in den Tiber gestreut, um keine Reliquie eines Märtyrers und Ketzerheiligen übrig zu lassen. So opferte Friedrich den Mann, der wenige Zeit später ein gewaltiges Werkzeug auf seiner Seite hätte werden können. Indessen würde die Auffassung verfehlt sein, daß Friedrich, indem er Arnold ausliefern ließ, etwas anderes als den dogmatischen Irrlehrer in ihm habe erblicken können. Wir haben seine, wie alle einst unter Heinrich IV. entstandenen Konflikte mit dem Papsttum durchaus als Machtkämpfe zu betrachten, in die sich noch kein geistiges Element mischt.

Abb. 218. Kaiser Friedrich I. Skulptur am Domportal zu Freising.

Friedrichs weiteres Ziel war ein Vorgehen gegen die Normannen, bei welchen auf Roger König Wilhelm I. (1154—1166) gefolgt war. Aber die Fürsten widerstrebten unter Hinweis auf die Erschöpfung des kleinen Heeres und verharrten in ihrem Begehren heimzukehren, auch, als eine griechische Gesandtschaft dem Kaiser Friedrich zu Ancona Kaiser Manuels Wunsch überbrachte, die alten mit Konrad III. vereinbarten Pläne nunmehr durch einen gemeinsamen Feldzug zu verwirklichen. Er mußte nachgeben und schon von Ancona aus mehrere der ungeduldigen Fürsten beurlauben, die schleunigst auf verschiedenen Wegen heimeilten. Er selber zog „nicht ohne Bitterkeit des Herzens" mit Heinrich dem Löwen, Bertold von Zähringen, dem bayrischen Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach und sehr gering gewordener Mannschaft die Flaminische und Aemilische Straße hinterdrein, der Brennerstraße zu. Unterwegs wurde Mailand noch einmal geächtet und seiner Regalien verlustig erklärt; die Durchführung dieses Spruches

und aller größeren italienischen Pläne mußte auf einen anderen, größeren Heerzug verschoben werden.

Bei dieser Heimkehr ereignete sich ein Zwischenfall, der an sich und durch seine späteren Folgen für die bayrische Geschichte auf immer denkwürdig geblieben ist, eine schöne Wittelsbachertat für den Kaiser. Schon gärte es vielerorten wider die deutsche Herrschaft und so auch bei den Veronesen. Sie hatten nach einem Herkommen bei Römerzügen für das vorbeipassierende deutsche Heer etwas oberhalb ihrer Stadt eine Schiffbrücke über die Etsch zu zimmern. Diesmal hatten sie sie möglichst schwach gebaut, um sie, während die Deutschen hinüberzögen, durch herabtreibende starke Flöße zu zerreißen. Nur durch ihre schlechte Berechnung mißglückte der Plan; als die Flöße die mittleren Kähne wegrissen, war das Heer schon aufs linke Ufer hinüber. Am anderen Tage ward diesem in der Veroneser oder, wie die Deutschen sagten, Berner Klause eine neue Überraschung bereitet. Hier, wo die Felswände mit steilem Abfall die herabbrausende Etsch einengen und nur am linken Ufer ein schmaler Saumpfad hergestellt war — wir haben die Örtlichkeit schon S. 326 zu nennen gehabt — hatte ein Veroneser Ritter Alberich mit einigen hundert verwegenen Kerlen die den Weg beherrschenden Stellungen besetzt, darunter eine Burg, die nur dort denkbar ist, wo sich der Fluß um einen vorspringenden Felsen windet, welcher auch heute noch jüngere Befestigungen trägt. Übrigens waren diese „Feinde", wie so oft bei italischen Putschen, Leute, die auch mit sich reden lassen würden: gegen eine größere Zahlung des Kaisers und ein Pferd oder einen Panzer von jedem der Ritter wollten sie den Durchlaß freigeben. Was man den Römern mit stolzen eisenklirrenden Worten verweigert hatte, konnte man unmöglich diesen Strauchdieben zugestehen; aber die Lage war übel genug.

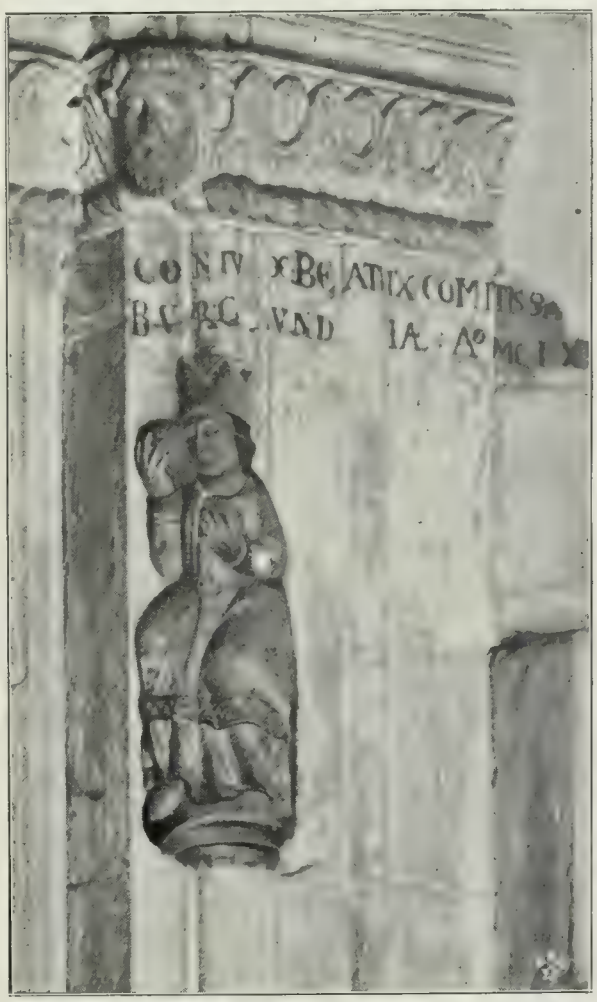


Abb. 219. Kaiserin Beatrix.
Skulptur am Domportal zu Freising.

Umkehren war schimpflich und schon wegen des feindlichen Verhaltens der Veronesen nicht rätlich. — Einen Teil der Deutschen hatten die Wegelagerer absichtlich vorbeiziehen lassen, denen mußte man unbedingt nachzukommen suchen. Friedrich ließ absatteln und auf dem engen Raum lagern; Scherz über die Lage wußte er aufzubringen, Rat vorläufig nicht. Da kam die Möglichkeit eines solchen durch die zwei vornehmen Veronesen, die den Kaiser im Umkreis ihres Stadtgebietes zu begleiten hatten und auch nicht gerade in behaglicher Lage waren. Sie wiesen auf einen Felsen als Zugang der erwähnten talsperrenden Burg. Er schien freilich unersteiglich und daher hatten ihn auch die Gegner nicht besetzt; aber wenn er erstiegen werden konnte, war der Vorteil der gegnerischen Stellung dahin. Otto von Wittelsbach, der Pfalzgraf im Herzogtum Bayern, übernahm den Versuch mit einer Anzahl von Leuten. Und richtig kamen die kraxlfesten Bajowaren hinauf. Mühsam genug; der schieferige Fels war wie mit dem Eisen abgestochen, aber Lanzen ersetzten Seil und Bergstock, einer über die Schultern des anderen auf lebendiger Leiter kamen sie hinauf — unter den ersten erschien Otto, der Bannerträger auf dieser Romfahrt, droben und zog das kaiserliche Bannertuch aus dem Koller; drunten und droben erklang der frohe Waffenruf der jetzt vorstürmenden Deutschen und die Gegner, von der Flucht abgeschnitten, fanden ein verdientes jämmerliches Ende.

Bald nach der Rückkehr führte der von Adelheid von Vohburg geschiedene Kaiser die Burgunderin Beatrix als Gattin heim und hielt am 10. Juni zu

1056. Würzburg Hochzeitsfest. Diese Stammmutter der jüngeren Staufer wird uns als eine zierliche, anmutige Frau mit hellen, freundlichen Augen und goldglänzendem Haar geschildert. Das Heiratsgut der Vohburgerin um Eger und Giengen konnte Friedrich behalten; durch Beatrix kam er, während er das Herzogtum Schwaben für sein Mündel Friedrich, den übergangenen Königssohn, bestimmt hatte, zu noch weit ansehnlicherem und einträglicherem Privatbesitze und nahm die Regierung des westlichen und südlichen Burgund in die eigene Hand. Herzog Bertold verzichtete auf die 1152 zugesagte Erweiterung seiner Statthalterschaft, beschränkte sich wieder auf Transjuranien, wo er der Rektor blieb, und erhielt noch die Reichsvogtei über die Bistümer Genf, Lausanne und Sitten mit dem Rechte der dortigen Regalieninvestitur, wie es im nördlichen Grenzlande Heinrich der Löwe hatte. Schon vor diesem Ende 1156 herbeigeführten Ausgleich mit dem Zähringer, am 17. September, ward auch die bayrische Angelegenheit endgültig geregelt. Heinrich Jasomirgott verzichtete zu Gunsten Heinrichs des Löwen, erhielt aber Österreich als fortan selbständiges, reichs-unmittelbares Herzogtum mit den neuartigen Vorrechten, auch in weiblicher Linie erblich und zu Hof- und Heerfahrt nur in der Nachbarschaft Österreichs verpflichtet zu sein. Dies sind die Anfänge der österreichischen Sonderstellung im Reiche, die das Haus Habsburg später mit allen Mitteln ausgebaut hat. Aber das Ereignis hat noch eine tiefergehende grundsätzliche Bedeutung. Wieder war, wie früher schon Lotringen, eines der großen Herzogtümer, die so oft die Macht der Krone gefesselt hatten, zerschlagen worden und Friedrich hat sich derselben Methode später noch viel gründlicher bedient. Mitten aber durch das einheitliche Stammesgebiet der Bajowaren lief nunmehr eine Herzogtumsgrenze, die durch künftige Wandlungen sogar zu einer Reichsgrenze werden sollte.

Abb. 250. Der Trifels (rechts) mit den zugehörigen Anebos und Scharfenberg.
„Bilder aus der Pfalz", Verlag von Anton Ottos Hofbuchhandlung in Neustadt a. d. Haardt.

Abb. 251. Der Trifels von Süden.
„Bilder aus der Pfalz", Verlag von Anton Ottos Hofbuchhandlung in Neustadt a. d. Haardt.

In diesen gleichen Jahren ließ Friedrich sich die Wiederherstellung innerer Ruhe und Ordnung des Reiches sowohl durch Straferpeditionen wie durch Aufrichtung von Landfrieden angelegen sein. Am Rhein hatte das Erzbistum Mainz Beschwerde über weltliche Nachbaren zu führen, der Kaiser schreckte vor deren Vornehmheit nicht zurück, tadelte auch den Erzbischof und ließ dessen Bedränger zu der Schimpfstrafe des Hundetragens verurteilen, die sie barfuß in winterlicher Kälte vollziehen mußten.

Unter ihnen war der lotringische Pfalzgraf Hermann von Stahleck; als er bald nach dieser Begebenheit starb, übertrug Friedrich diese Pfalzgrafschaft an seinen Halbbruder Konrad, der das ursprünglich an Aachen geknüpfte lotringisch-rheinische Amt und die zugehörigen rheinischen Güter mit seinem altsalisch-fränkischen Eigengut vereinigte. Er erbaute über dem Orte Heidelberg, der dort, wo der Neckar aus den Bergen in die Rheinebene tritt, zwischen Fels und Fluß gelegen war, ein Schloß und wurde somit der Begründer der „Pfalz bei Rhein" mit ihrer Heidelberger Residenz. Erst ganz neuerdings hat man wieder erkannt, daß nicht bloß das hochgelegene sogenannte alte Schloß, in dessen Ruinen heute die „Molkenkur" steht, für die alten Heidelberger Bauten in Betracht kommt, sondern daß auch der Jettenbühl schon zu Konrads Zeit bebaut wurde und in dem Heidelberger Schlosse romanische Überreste verborgen sind.

Zu diesem staufischen Fußfassen rheinabwärts kam am 1. Januar 1158 ein weiteres im Oberrheintal hinzu: Friedrich tauschte gegen Domänen am Harz, die er Heinrich dem Löwen überließ, dessen zähringisches Heiratgut, die Burg und Herrschaft Badenweiler im Breisgau, ein. So suchte und gewann er immer neue Stellungen seines Hauses am ganzen Rhein entlang, dessen Ufergebiete sowohl nach politischen Gesichtspunkten, wie nach ökonomischem Wert, als das dichtbevölkerte Hauptgebiet der Städte, des wirtschaftlichen Verkehrs und der Zölle, die wichtigsten Landschaften des Reiches waren. Ungefähr in ihrer geographischen Mitte, auf ragender Höhe der zackigen Haardt, lag die Burg Drivels (Trifels), mit den durch Verbindungsmauern einbezogenen Nebenburgen Anebos und Scharfenberg in der Tat ein Dreifels, ein ganzes System; die Hauptburg eine starke, nach der modernen, im Orient gelernten, eigentlich antiken Quadertechnik ausgebaute und von Friedrich durch einen marmornen

Festsaal geschmückte Feste. Neben ihr hat Friedrich eine Anzahl weiterer Pfalzen errichtet, von denen im VIII. Abschnitt zu sprechen sein wird, vielleicht die schönste auf der Kinziginsel zu Gelnhausen, das ihm 1155 durch Aussterben des dortigen Grafengeschlechtes zugefallen war. Und zu Lautern auf dem einsamen Rücken der Haardt im Königsforst baute Friedrich sich ein vielbewundertes, von Wildgehegen und Weihern umgebenes Landschloß, an das der Name der heutigen Stadt Kaiserslautern erinnert.

Der Landfriede wurde zuerst in den Einzelterritorien herbeigeführt und dann auf dieser Grundlage ein allgemeines Friedensgesetz verkündet. Dieses Reichsgesetz enthielt wichtige Neuerungen auf dem Rechtsgebiet, die sich römisch-rechtlicher Anschauung näherten. Den zum Unwesen herabgekommenen Reinigungseiden mit Eideshelfern ward ein Ziel gesetzt, das Gottesurteil nur noch für Bauern zugelassen, und an die Stelle der Geldbußen traten Leibesstrafen. Der alte vielverwirrte Unterschied von Frei und Unfrei war aufgegeben, das Gesetz sprach klipp und klar von

Abb. 252. Ruinen des Palas in der staufischen Pfalz zu Eger.

Pfaffen, Rittern, Kaufleuten, Bauern, also Berufständen. Den Bauern ward ganz untersagt, Waffen zu führen, der reisende Kaufmann sollte das Schwert auf den Wagen legen oder an den Sattel — nicht an den Leibgurt — binden. So sollte auch dieses Gesetz zur sozialen Abschließung und Erhöhung des Ritterstandes beitragen, in dessen Zeichen die Stauferperiode steht. Einen wichtigen Einblick in die Zeit geben andere Bestimmungen: der Preisspekulation mit Getreide und dem damit verbundenen Zurückhalten vom Verkauf, wodurch Mißwachsjahre erst ihre ganze Schrecklichkeit erhielten, ward ein Riegel vorgeschoben durch die Bestimmung, daß der Graf mit kundigen Leuten des Bezirks jährlich an Mariä Geburt (8. September), also nach Vollendung der Ernte, die Preise festsetzen und daß deren Überschreitung wie Landfriedensbruch gestraft werden solle.

Nach allen Seiten erblicken wir reichen Erfolg. Zähringer und Babenberger gaben sich mit den gewordenen Abfindungen zufrieden. Friedrichs Bruder und staufischer Vetter saßen dankbar in ansehnlichem Besitz, das geistliche Fürstentum wie allerorten

Abb. 253. Ruine der Kaiserpfalz zu Gelnhausen. (Mit Erhaltungsbauten.)

das Volk sahen mit dankbarem Vertrauen auf den mächtigen Hüter der Ordnung, der in der Tat ein Friede-rich war und mit persönlichem Einschreiten am Rhein die Burgen der Landschädiger brach. Der Partikularismus war entkräftet und ein stolzes Hochgefühl ging vereinigend durch die Deutschen über ihren Herrscher, der den Fürsten und Herren an der burgundischen Rhone jahrzehntelang überhörte Reichsgebote aufzuerlegen vermochte und von Dänen und Slawen in scheuem Respekt genannt wurde. Gegensätze schienen versöhnt, alle alten Gegnerschaften standen in Eintracht

Abb. 254. Ruine der Kaiserpfalz zu Gelnhausen. Aufnahme von F. Albert Schwarz in Berlin.

und Wirken für die Nation zusammen, in welcher Raum und Aufgabe für mehr als einen Helden geworden war.

Hinrik de Leuw und Albrecht de Bär,
Darto Frederik mit dat rode Hår,
Dat weren dree Heeren,
De kunden die Welt verkehren,

so hat es bei den Niedersachsen in Erinnerung jener Tage noch jahrhundertelang geheißen. Neben diese drei tritt nun noch, dem Volke minder sichtbar, weil in Friedrichs unmittelbarem Dienst, ein weiterer Führer der Zeit, der sächsische Grafensohn von der Weser Rainald von Dassel, der 1056 Friedrichs Kanzler ward. Deutschland stand in fast vollkommener Ordnung, das Gleiche in Italien sollte der große Römerzug von 1158 einleiten.

Abb. 255. Adler-Kapitäl aus der Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

Noch immer disputiert man hier und da, ob die italienische Politik der Staufer und ob selbst das, was sie dort erreicht haben, für Deutschland „gut" war oder nicht. Insbesondere hat man hierüber mit der Schärfe einer aktuell-politischen Frage in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts gestritten, als es zielbewußten vaterländischen Historikern und Politikern darauf ankommen mußte, den „kleindeutschen" Gedanken zum erlösenden Siege zu führen. Heute ist das kleindeutsche Reich längst unter Dach und Fach gebracht und wir brauchen ihm zuliebe unsere Geschichtsauffassungen nicht mehr zu binden. Ferner hat man früher die italische Reichspolitik des Mittelalters lediglich vom Standpunkt allgemeiner Herrschaftsträume betrachtet. Ersprießlicher und geschichtlicher ist es, nach ihren konkreten Ursachen und Motiven zu fragen, als deren idealeres vorweg in die Augen fällt, daß die Staufer jenseits der Alpen in vornehmster Herrscheraufgabe Rechte des Reiches zu bewahren hatten.

Die seit Karl dem Großen vollzogenen inneren Umgestaltungen im Reiche treten uns zu Friedrichs Zeit deshalb so deutlich vor die Augen, weil dieser alles

klar zurechtlegende Herrscher entschlossen die sich aus ihnen ergebenden Folgerungen gezogen hat. An die Stelle einer zentralistisch-direkten Verwaltung war deren Verteilung an ein Lehnsfürstentum getreten, das sich mit raschen Schritten der eigenen landesherrlichen Gewalt näherte; das Oberhaupt des Reiches regierte nicht mehr durch die Fürsten, sondern hatte mit ihnen zu politisieren. Diese Sachlage hat, um das vorwegzunehmen, Friedrich bewogen, erstlich sich in der Weise Ottos I. wieder auf von ihm ausgesuchte und erhobene, dem Reichshaupt und dem Reichsgedanken treu ergebene geistliche Fürsten zu stützen, während gleichzeitig zu den Herzögen ein möglichst freundschaftliches Verhältnis gepflegt wurde, und zweitens sich zu Verwaltungzwecken der Ministerialen (Abschnitt VIII), der staufischen und Reichs-Dienstmannen, seiner unmittelbaren Getreuen, zu bedienen. Derselbe Kaiser hat, wie er auch in dem erwähnten Friedensgesetz den Ritterstand schlechthin den übrigen gegenüberstellte, überhaupt die reisigen Dienstmannen oder Ministerialen mit den ritterlichen Freien näher zusammengebracht, sie ihnen in starker Einebnung eines vormals tiefgehenden Standesunterschiedes angegliedert; er hat ferner solche staufischen Ministerialen in obere Hofämter berufen, sie als Regenten über ganze Landschaften eingesetzt und damit ein sich durchaus bewährendes System geschaffen.

Abb. 256. Aus den Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

Aber auch auf fiskalischem oder finanziellem Gebiet waren die Verluste der Krone seit Karl dem Großen überaus beträchtliche. Der ungeheure karolingische Bestand an Reichsgut und Regalien war mehr und mehr in die fürstlichen, besonders

aber die kirchlichen Hände übergegangen; was das Staufertum zusammen an Hausgut und Reichsgut besaß, reichte für die erschwerten Aufgaben der Krone und zur Sicherstellung ihrer Unabhängigkeit von den Fürsten nicht mehr hin. Friedrich war in der Tat in der Lage, seiner reichen Heirat froh sein zu müssen; aber er suchte nach weiterer materieller Neufundierung der Krone, und da eine solche in Deutschland geringe Aussichten hatte, fand er sie in Italien. Das Wirtschaftsleben war allerorten ein neues geworden; Schiffahrt und Handel, Städte und Bürgertum hatten die alte agrarische Stillsässigkeit, wieder aufgelebte, rasch um sich greifende Geldwirtschaft hatte die Naturalwirtschaft in den Hintergrund geschoben; alles das aber war nirgend zu so rascher Blüte gelangt wie in Italien, auf das sich die Blicke des Kaisers jetzt mit besonderer Absicht richteten.

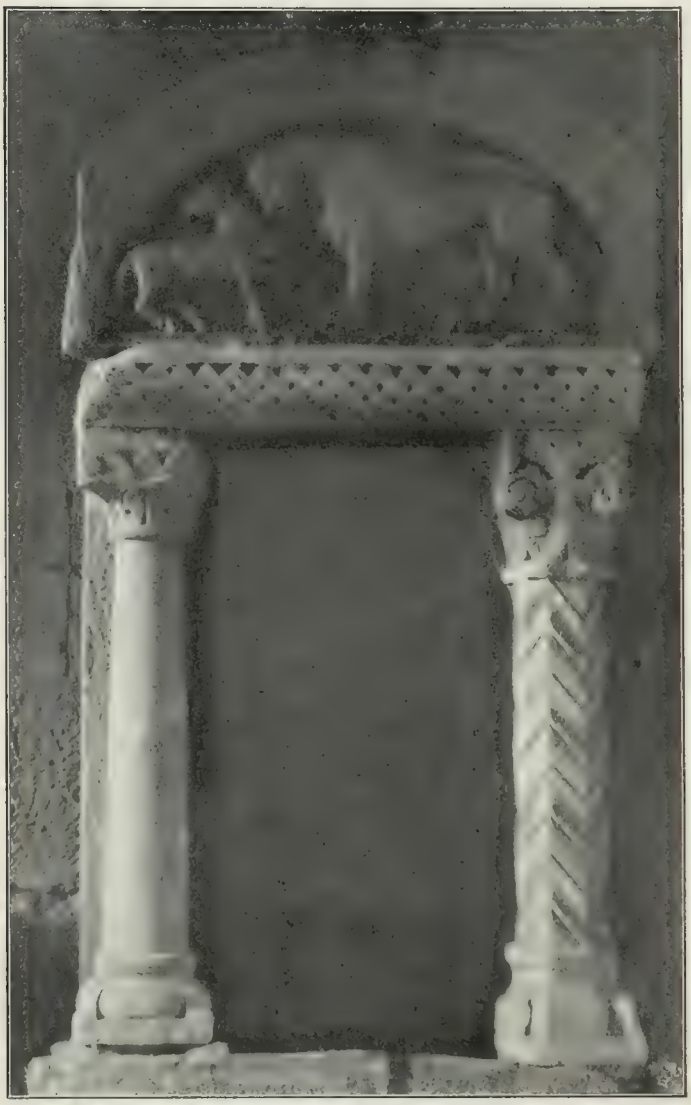


Abb. 257. Aus den Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen.

Ganz Oberitalien mit seinen überaus günstigen Verkehrsbedingungen, seinen trefflichen alten Römerstraßen, Flüssen und Kanälen stand mit dem großen Byzanz- und Levantehandel der Pisaner, Genuesen und Venezianer in enger Wechselwirkung und so wurden auch die Städte des Binnenlandes zu volkreichen und bürgerstolzen Stätten bedeutenden Marktverkehrs, Gewerbes und Geldumsatzes. Unterdessen war die Lehnsverfassung in der Lombardei fast ganz zerbröckelt. Die einstigen Kapitane und Valvassoren (S. 341) waren überwiegend, mochten sie auch draußen noch Güter und Burgen haben, in die Städte gezogen, z. T. gewaltsam hierzu genötigt worden, bildeten die städtischen Nobili und standen als Patriziat und große Handelsherren in städtischen Interessen. So hatten auch sie geholfen, die vom Reiche herrührenden Regalien der Bistümer möglichst in die Verfügung der Städte zu bringen. Diese hatten das platte Land um sich her in ein städtisches Herrschaftsgebiet umgewandelt; nun strebten die mächtigeren unter ihnen danach, ihren districtus, ihren territorialen Machtbezirk auch auf mindermächtige Nachbarstädte auszudehnen und diese politisch wie wirtschaftlich unter sich zu beugen. In der ganzen Lombardei aber war Mailand die Stadt, die dieses Ziel am rücksichtslosesten und gewalttätigsten betrieb. Hier setzten Friedrichs Gedanken mit dem doppelten Bestreben ein, die Macht der Städte zurückzuschrauben, also der Umformung Italiens in einige große Stadtrepubliken Einhalt zu tun, und gleichzeitig aus den Regalien, die sie während der früheren Vernachlässigung Italiens durch die Reichsgewalt an sich gezogen

Abb. 258. Aus den Ruinen der Kaiserpfalz zu Gelnhausen. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

hatten, die für die Krone dringlich erwünschten materiellen Mittel zu gewinnen. Dies war die Aufgabe der für 1158 ausgeschriebenen, mit starker Heeresmacht zu unternehmenden Kaiserfahrt nach Italien. Indessen schon vor ihrem Antritt sollte sich grell enthüllen, daß Friedrich bei seinen großen Plänen in Italien nicht mit einem, sondern mit zwei entgegenstehenden Faktoren zu rechnen haben werde, und dieser zweite war das Papsttum. Auch hier lagen Gegensätze, die zu tief waren,

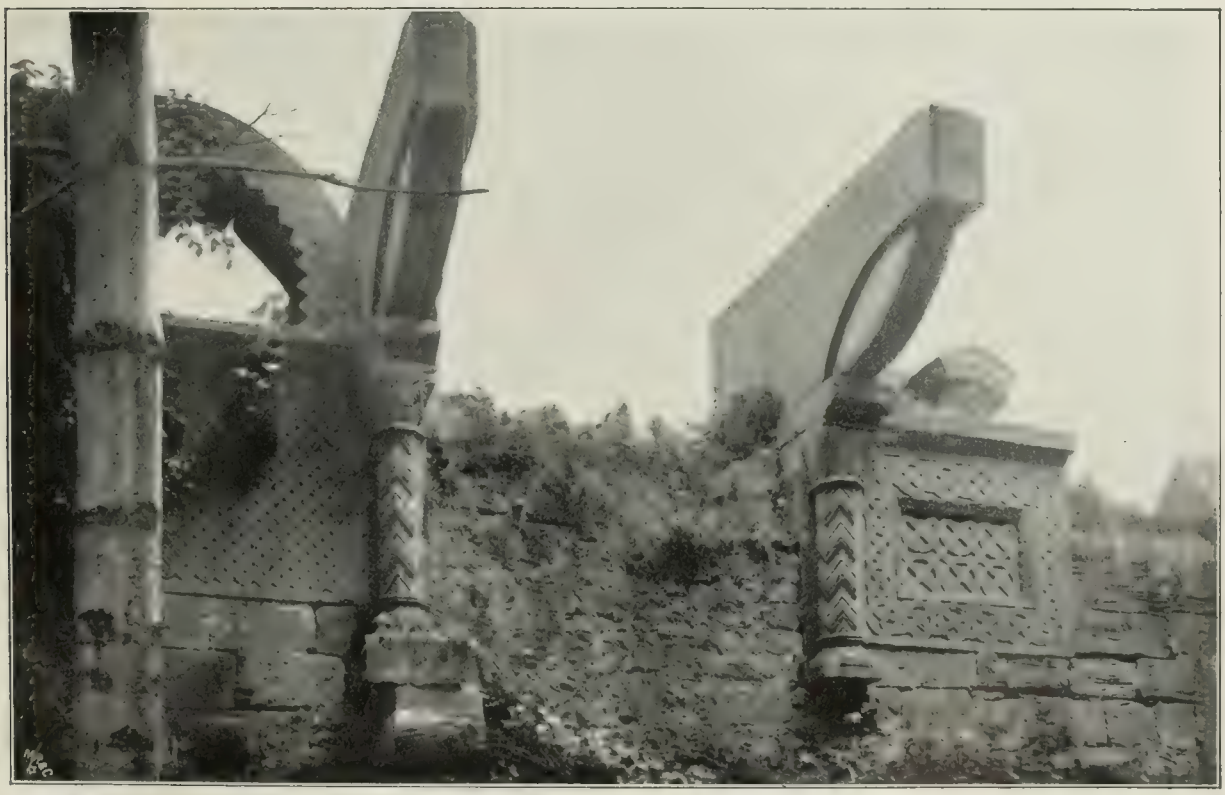


Abb. 259. Kamin der Kaiserpfalz zu Gelnhausen. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

um durch das bisherige Zusammengehen bei momentanen Nöten und Interessen auf die Dauer überbrückt zu sein.

Im Oktober 1157 kam Friedrich mit Beatrix nach Burgund und hielt in Besançon Hof. Ganz Burgund lag zu seinen Füßen, bis vom Tyrrhenischen Meer kamen oder sandten die Großen des Landes zur Bezeugung ihres Gehorsams. Hier in Besançon erschien auch eine Gesandtschaft des Papstes Hadrian, geführt von dem Kardinal-Kanzler Roland; sie überbrachte Beschwerden wegen eines dem dänischen Erzbischof Eskil von Lund auf Reichsgebiet zugefügten Überfalls. Hadrian hatte inzwischen, im Juni 1155, seinen Frieden mit den Normannen gemacht, den König Wilhelm belehnt und ein Bündnis mit ihm geschlossen; hierdurch stark, hatte er auch das linkstiberische Rom endlich wieder zu Gehorsam gebracht. Nun konnte er frei gegen den Kaiser auftreten.

In Gegenwart des Kaisers und der Fürsten wurde das päpstliche Schreiben von Rainald von Dassel als Kanzler verlesen und zugleich verdeutscht. Schon hatte man mit steigendem Unwillen den merkwürdig herausfordernden Ton des Schreibens vernommen, als Rainald an die Stelle kam, wo der Papst von der Kaiserkrone und sonstigen beneficia der Kirche für Friedrich sprach. Es war eine ganz in der üblichen harmlosen Verschmitztheit des kurialen Stils gehaltene Wendung, Rainald hätte „Wohltaten" übersetzen können, aber er übersetzte: Lehen. Und er tat recht daran gegenüber diesem Spielen mit inhaltschweren Zweideutigkeiten. Es gab altes und neues Beweismaterial über die Auffassung, die das Papsttum in Wahrheit hinsichtlich der Kaiserkrone durchzusetzen suchte, zum Beispiel Bild und Unterschrift über Lotars Kaiserkrönung (S. 400), und hätten die Beweise gemangelt, so verriet alles der Kardinal Roland, der in die laute Entrüstung der Fürsten hineinrief: „Von wem hat er denn, wenn nicht von dem Herrn Papste, das Kaisertum?" Die einen erzählten, die anderen vertuschten nachher, wie das rasche Bayernblut in Pfalzgraf Otto von Wittelsbach aufgewallt sei und er mit dem Schwert auf den Legaten eingesprungen; jedenfalls forderten Stimmen, daß man die Kardinäle strafen solle, der Kaiser schützte sie und Rainald geleitete sie in ihre Herberge.

Aber Friedrich sorgte für ihre Abreise, ehe sie im Reiche noch weiter Unheil stifteten, ließ auch in ihrer Herberge ihre Papiere beschlagnahmen, und so war denn nun der Konflikt von Kirche und Staatsgewalt auf seiner ganzen Linie neu angebrochen und gab den Stoff vorerst zu einem heftigen publizistischen Federkampf. Viel kam auf die Bischöfe an. Friedrichs Haltung war stets die gewesen, den Domkapiteln die durch das Wormser Konkordat festgestellten Befugnisse formell zu lassen, aber im tatsächlichen Ergebnis die Wahl der von ihm gewünschten und zu investierenden Personen durchzusetzen. Vorläufig hatte er das Reich ungeteilt auf seiner Seite und Hadrian bequemte sich, als die italienische Heerfahrt des Kaisers näherrückte (Juni 1158), durch zwei auf das Lechfeld entsandte Legaten die Erklärung abzugeben, daß er mit dem Worte beneficium nicht habe „Lehn" ausdrücken wollen. Er hielt immer noch Friedrich für lediglich durch Rainald von Dassel verführt und gab sich jede Mühe, beide zu trennen.

1158. So große Truppenmengen brachen mit dem Kaiser nach Italien auf, daß man sie auf vier Alpenübergänge verteilte, den Großen St. Bernhard, den Splügen, Brenner und einen östlichen Paß. Unter den Fürsten befanden sich die Herzöge von Schwaben (S. 422), Zähringen, Österreich und der Böhme Wladislaw, dem Friedrich soeben den Königstitel durch kaiserliche Verleihung zugestanden hatte. Mailand wurde belagert und kapitulierte schon am 7. September, obwohl sich die deutsche Belagerungs- und Artillerietechnik gegenüber der in Syrien gelernten und erprobten der Italiener höchst unzulänglich erwies. Es mußte die Regalien herausgeben und seine Konsuln — so nannte man allgemein in Oberitalien die gegen Ende des 11. Jahrhunderts aufgekommenen, auf kurze Frist gewählten kommunalen Stadtvorstände — durch Friedrich bestätigen lassen. Nach diesem raschen Erfolge konnte Friedrich an das größere Werk gehen, eine grundsätzliche und allgemeine Neuordnung über Regalien und Stadtbehörden zu treffen. Die Großen und die Städte Italiens wurden auf den 11. November 1158

auf die ronkalischen Felder entboten, wo die Gerechtsame des Reiches festgestellt, die veralteten und verdunkelten erneuert werden sollten.

Für letzteren Zweck zog nun Friedrich auch das kodifizierte römische Recht heran, welches seit einigen Jahrzehnten neben anderweitigen über den Bereich der kirchlich-päpstlichen Geisteswelt hinaus- resp. zurückführenden Materien der Antike wieder gelehrt lebendig geworden war. Das sich ausbildende Kommunalrecht der lombardischen Städte war von ihm beeinflußt; ferner waren früh aus dem Schutt alter Rhetorenschulen private Juristenschulen erstanden, da die Rechtskunde in Italien immer einen engeren Zusammenhang mit der Rhetorik gehabt hatte, und Irnerius (ca. 1050 bis ca. 1130) war der bewußte Prophet des römischen Rechts als Studiengegenstandes geworden, er hatte anstatt Ravennas die jüngere Schule zu Bologna zu hoher, bald weltberühmter Blüte erhoben. Nun berief Friedrich die vier meistgenannten Lehrer von Bologna, Bulgarus, Martinus, Jacobus und Hugo, welche zusammen mit 28 Vertretern der lombardischen Städte die gesamten Hoheitsrechte der Krone und ihre Regalien im einzelnen feststellen sollten. Die Arbeit sollte also an sich ein Weistum sein, auf geschichtlicher, nicht juristisch ableitender Grundlage, doch konnte schon bei dem großen Eifer der gelehrten Herren für ihren erhabenen Auftraggeber nicht fehlen, daß ihre durch Justinian beeinflußte Anschauung von der weltlichen Omnipotenz der imperatorischen Gewalt, wie sie durch das Ganze wehte, auch in Einzelfragen ergänzend aushalf. Ohnedies waren die Regalien in letzter Linie überhaupt römisch-rechtlichen Ursprungs (S. 245). Es wurde auch so gehalten, daß nicht der Kaiser seinen Anspruch auf den Heimfall von Regalien im einzelnen zu erweisen hatte, sondern der Beweis denen zufiel, die den Anspruch machten, diese oder jene Regalien rechtmäßig zu besitzen. Als Ergebnis dieses ganzen Verfahrens mußte eine gewaltige Summe von Verkehrzöllen und Erträgnissen aus Münzen, Bergwerken, Wildbann, Försterei an den Kaiser zurückfallen. Außerdem wurden dem Kaiser verschiedene Strafgelder und die Nachlässe Verurteilter für den Fiskus zugesprochen, und zwar auf Grund justinianischer Konstitutionen, desgleichen das Ernennungsrecht für alle rechtsprechenden Behörden, endlich wurde ihm das Fodrum (von fodern), die für den Unterhalt deutscher Heerfahrten in Italien herkömmlich eingesammelte Steuer bestätigt. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß bei dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung Italiens alle Regalien sehr viel mehr wert geworden waren, als in den älteren Zeiten. Solange diese ungeheure Verschiebung der Machtverhältnisse in Italien sich im Stadium der Theorie befand, war alles unheimlich glatt gegangen. Aber mit der Einzeldurchführung der ronkalischen Beschlüsse begannen die Schwierigkeiten und der Widerstand. Friedrich, der nach der Einnahme von Mailand einen Teil des Heeres in die Heimat entlassen hatte, mußte Verstärkungen heranziehen, mit denen Heinrich der Löwe und Welf VI. kamen. Im Mai 1159 begann wiederum Mailand nebst einer Reihe von abhängigen und verbündeten Städten offene Feindseligkeiten. An den Mauern Cremas biß sich das deutsche Heer zunächst fest. Sieben Monate wurde die Stadt unter gleichzeitigen Feldgefechten mit den Mailändern belagert und hielt sich mit mannhaftestem Mute; drohte der ungeduldige und erbitterte Kaiser mit der Hinrichtung von Gefangenen, so ließen die Städter sie trotzig vollziehen und vergalten sie pünktlich an ihren Gefangenen. Die gesamte abendländische Welt, und daher auch die zeitgenössische Annalengeschichtschreibung hing mit Spannung an dieser Belagerung von Crema und an dem, was sie technisch lehrte, weil nun auch das deutsche Heer mit Hilfe von anderweitigen Lombarden die Mittel der neueren Belagerungskunst anwandte. Am 26. Januar 1160 ergab sich endlich die Stadt, tags darauf zogen

die Verteidiger ehrenvoll und mit so viel Habe, als sie tragen konnten, aus den geöffneten Toren ab, noch während der Plünderung ging Crema in Flammen auf. Jetzt aber mußte noch das große Mailand daran kommen, welches von Friedrich sorgfältig von aller Hilfe und Zufuhr isoliert wurde. Nachdem sie bis zum 1. März 1162 ausgeharrt, aber die Schrecken des letzten Hungerwinters alle Ordnung drinnen aufgelöst hatten, mußten sich die Mailänder zur Ergebung auf
1162. Gnade und Ungnade verstehen.

Friedrich schob seine Entschließung hinaus. Zunächst ließ er abteilungsweise die Konsuln, die Ritter, die Bürgerquartiere vor sich erscheinen und alle zu unbedingtem Gehorsam vereidigen. Am 6. März empfing er auf diese Weise die Hauptmasse der bürgerlichen Kämpfer: sie kamen mit dem militärischen Heiligtum der Stadt, dem gewaltigen, eisenbeschlagenen Carroccio, auf dessen Mast das Bild des Erzbischofs Ambrosius, des Stadtheiligen, beweglich angebracht war, so daß es immer dorthin den Segen spendete, wohin das Wagenungetüm schwankte; unter dem Bilde haftete das Banner der Stadt. Vor Friedrich ward der Mast gesenkt, er selber löste das Fahnentuch ab; angstvoll starrten die Bürger in sein zur Unbeweglichkeit versteinertes Gesicht nach der Entscheidung ihres Schicksals. Sie wurde erst nach weiteren Tagen als Beschluß eines Gerichtshofes verkündet, in welchem die lombardischen Gegnerinnen Mailands saßen, und lautete auf Begnadigung der Ächter an Leib und Seele, aber Austilgung der Existenz Mailands. So lockender Gewinn es scheinen konnte, dieses große Handels- und Verkehrszentrum der Lombardei mit allen Einkünften in starke kaiserliche Verwaltung zu nehmen, so schien doch jener Entscheid geratener und deckte sich allzusehr mit dem Interesse der mindermächtig rivalisierenden und daher kaiserlich gesinnten Städte. Deshalb ist tatsächlich der denkwürdige Versuch gemacht worden, eine aus natürlichen Bedingungen erwachsene blühende Entwicklung zurückzuschrauben durch das gebotene Wort und eine große, durch Geschichte und geographische Lage bedeutende Stadt einfach auszulöschen. Die Häuser und die Befestigungen sollten niedergelegt werden, nur die verlassenen Kirchen auf der wüsten und leeren, zur ewigen Vergangenheit verdammten Fläche stehen bleiben. Die Bürger hatten vom 19. bis 26. März Zeit, ihre Angelegenheiten zu ordnen und ihre Sachen zu bergen, ihnen wurden vier genügend voneinander entfernte neue Siedlungsplätze angewiesen. Und so geschah es. Die Lombarden sollten die Zerstörung zusammen mit den Böhmen als Meistern im Sengen und Ruinieren besorgen. Unter den Böhmen sind zu dieser Zeit ausschließlich die Tschechen zu verstehen, „ein entsetzlicher, Gott und den Menschen verhaßter Stamm", wie die Quellen des 12. Jahrhunderts sie in Eintracht bezeichnen. Mit der Niederbrennung alles Brennbaren wurde begonnen und dann an die Einreißung einiger Breschen in die Mauern gegangen. Anders hat man es in solchen Fällen seit dem alten Jerusalem selten gemacht, so oft auch die Quellen von völligen Zerstörungen erzählen: daher wurden denn auch die Mauern immer so schnell wieder „aufgebaut". Vom 26. März bis zum 1. April, wie berichtet wird, vertilgte man die hunderttürmigen Quadermauern von Mailand nicht. Aus den Kirchen nahm der Kaiser die berühmtesten Reliquien an sich und verteilte sie früher oder später an getreue Kirchenfürsten. Auf diese Weise sind (1164) die heiligen drei Könige nach Köln gekommen, als Geschenk an Rainald von Dassel, der 1159 auf diesen Erzbischofsstuhl erhoben war.

Nach dem Schreckensspruch der Mailänder Zerstörung unterwarfen sich die übrigen Orte des Widerstandes. So hielt der Kaiser nunmehr alle Städte in freiwilligem oder gezwungenem Gehorsam. Den gutgesinnten ließ er in der Regel ihre gewählten Konsuln, die er aber vereidigen und investieren ließ, den minder zuverlässigen setzte er als Podestas seine eigenen, unmittelbaren Einzelbeamten, die er auch über ganze Landschaften setzte, um auf diese Weise die Reste aus der Lehnsverfassung in neuer Verwaltungsform zu organisieren. Auch die „missi" Karls des Großen, deren Spur sich in Italien am ehesten gefristet hatte, ließ er systematisch wieder aufleben. Das deutsche Personal für dies alles entnahm er seinen bischöflichen Getreuen und den Ministerialen.

Die Ritter von Grumbach, von Dorstadt, von Ballhausen, von Leuchtenberg, von Heinsberg, Egelolf von Urslingen u. a. wurden gebietende Verwaltungsbeamte: später wurden die Schwaben Konrad von Lützelhardt (bei Lahr in Baden — Muscancervello, Mück-im-Hirn, wie

ihn die Italiener wegen seiner plötzlichen Entschließungen nannten — zum Regenten der Mark Ancona, Konrad von Urslingen (jetzt Ürslingen, Irslingen in Württemberg), ein Verwandter jenes Egelolf, etwas später zum Statthalter von Spoleto (S. 436) bestellt. In den lombardischen Städten wurden kaiserliche Pfalzen und Münzhäuser, im Lande Türme und Burgen erbaut, die militärische Beherrschung in eifriger Hut gehalten. Rainald von Köln, der Reichserzkanzler für Italien, hielt sich fast ständig dort auf als das Haupt und der Weiterbildner der ganzen Organisation.

Indessen war Hadrian IV. in neuer Entzweiung mit dem Kaiser am 1. September 1159 gestorben. Durch zwiespältige Wahl wurden nunmehr der Kardinal Roland, Alexander III., als Papst der Kampfpartei, von der Minderheit der Kardinäle Viktor IV. erhoben; letzteren erkannte der Kaiser an und wurde alsbald von Alexander gebannt. Als Victor 1164 starb, wäre die Möglichkeit einer Versöhnung gewesen; aber sie hätte die Beiseiteschiebung Rainalds von Dassel erfordert, des waffen- und tatenfrohen Erzbischofs von Köln, dem für sein hohes Kirchenamt die Weihe genügte, die er einst als Jüngling zum Diakon empfangen hatte. In ihm erblickte Alexander, wie er schon unter Hadrian getan hatte, den Verführer des Kaisers und mit mehr Recht den gefährlichen Vertreter einer nach innerer Lösung von Rom strebenden, deutsch und kaiserlich gerichteten Nationalkirche. Rainald schob durch rasche eigenmächtige Erhebung Paschalis' III. einem Frieden von Reich und Kirche, der dem ersteren Opfer auferlegt hätte und doch nur ein neuer Waffenstillstand gewesen wäre, den Riegel vor. Der Kaiser hieß es nachträglich gut und wäre überhaupt niemals von Rainald zu trennen gewesen, obwohl dieser meist in Italien blieb und ihn also nicht persönlich „beeinflussen" konnte. Gerade um diese Zeit erneuerte Friedrich sichtbar und feierlich vor den Deutschen und den übrigen Nationen das Angedenken an die allwaltende Persönlichkeit Karls des Großen.

Der Kaiser war nach dem Fall Mailands nach Deutschland zurückgekehrt und mit kurzer Unterbrechung von 1163 dort geblieben. Zu Weihnachten 1165 kam er nach Aachen, ließ am 29. Dezember die Gebeine Karls erheben und sie in eine kostbare Truhe legen. Im Namen des Papstes Paschalis verkündete Rainald die Heiligsprechung des großen Herrschers, der das Kaisertum begründet hatte, und Friedrich nannte diesen, wie er schon früher gelegentlich getan hatte, in einer damals ausgestellten Urkunde sein erhabenes Vorbild. Neue Lebensbeschreibungen Karls wurden verbreitet, die ihn freilich ganz nach der benutzten französischen Legende als kreuzfahrenden Ritterkaiser mundgerecht machten. Aber auch sie dienten so der beabsichtigten hohen Demonstration dieses Kaisertums, welches in gleichzeitigen Schriftstücken die Herrscher von Frankreich und England als bloße Landes-Könige, reges provinciales, bezeichnete, was schließlich auch Wladislaw von Böhmen war. Aus den Kreuzzügen, die das Abendland in seiner internationalen Gefolgschaft für Roms Zwecke gebrauchen und zeigen sollten, war, wie in allem das Gegenteil des Gewollten, auch ein zum Bewußtsein gelangendes Nationalgefühl der Völker erwachsen. Keimend aus den Rivalitäten und Hecheleien der verschiedenen Bestandteile, ähnlich wie unsere heutigen Regimenter und Truppengattungen sich ehrsüchtig aneinander reiben, aus dem Spott und der Überhebung der geringen Leute übereinander, hatte es in rascher Umwandlung des allgemeinen Denkens die Gesamtheiten ergriffen. Auf dem Wege ins Morgenland, sei es im Kreuzheer oder auf den Massenreisen der privaten Kreuzfahrer, verlohnte es nicht mehr, daß Schwaben und Franken, Sachsen und Bayern ihre stammliche Getrenntheit hüteten; da fühlte man sich als Deutscher gegenüber Franzosen und Italienern. Und dieses ganz neuartige Gefühl der Nationen als Einheit hatte bei den Deutschen in Friedrich I. einen Herrscher erhalten, an dem es sich begeisterte und zu höherer Auffassung erhob und

der seinerseits an der Lahmlegung des Partikularismus praktisch arbeitete. Von Friedrich ab tritt das Nationalgefühl mitgestaltend in die deutsche Geschichte ein. Die Geistlichen ergriff es wie die Laien; Rainald von Dassel und der ihm geistesverwandte Erzbischof von Mainz, der 1167 erhobene Christian von Buch, ebenfalls vorher Kanzleivorstand Friedrichs, zeigen uns diese frohe und tatgewaltige Richtung alles damaligen Deutschtums am sichtbarsten. Der ganze Episkopat ist kriegerisch und trägt Waffen; aber auch im stillen bergumschlossenen Kloster Tegernsee am bayrischen Alpensee schrieb um 1160 ein namenloser Mönch auf lateinisch die Verse:

Bluten muß man können, gilt es des Volkes Ehre.
Mannheit schützt den Herd, daß ihn kein Feind versehre.
Ist Recht durch List verkauft, kauft man's zurück durch Blut,
Der unverletzten Zier des Kaisertums zugut.

Was Friedrich in Italien auf sich genommen hatte, war der kahle, durch Juristenhilfe notdürftig verdeckte Kampf um das Daseinsrecht und die Oberhand der Macht. Und sein imperialer Anspruch über die anderen Völker dünkt uns Heutigen eher wie eine bedenkliche Erbschaft der alten Jahrhunderte. Aber Deutschland stand ohne Selbsteinwürfe zu ihm. Unbeengter als Friedrich I. hatten Heinrich II., Konrad II. und noch Heinrich III. den deutschen Fürsten und den angegliederten Völkern geboten, und Friedrich hat ärgere Nöte und Niederlagen als jeder von ihnen erlitten. Aber er verfügte über die Seelen einer Nation, die sich ihrer selbst bewußt geworden war, die damals sich zu politischen Meinungen zu erziehen begann und die in ihrem Oberhaupte nicht mehr bloß den Beherrscher, sondern das oberste Rüstzeug der Empfindung und der Gedanken des Einzelnen sah. Die noch ungeklärte, aber stark auflodernde Selbstachtung der Deutschen als Volk ist es, was Friedrich ohne tiefere Schädigung über seine Niederlagen hinweggetragen, was sein Kaisertum mit dem Nimbus einer unübertroffenen Glanzzeit der Nation umgeben und ihn selbst, der ein sehr rechnender Politiker war und dessen Klugheit andere oft kalt beiseite geschoben hat, nichtsdestoweniger im Leben wie im Andenken zum deutschen Herrscherideal gemacht hat.

Aber um den anderen Pol der Zeitgedanken, um Alexander, sammelte sich alles, was vor den Ansprüchen und Taten dieses neuen Kaisertums und Deutschtums erschrak, darunter Venedig und der griechische Kaiser Manuel, welcher mit Alexander die zwar oft, aber nie ganz ehrlich geplante kirchliche Wiedervereinigung erörterte. Auch Rom, als Stadt, warf sich 1164 in die Arme des bisher, weil er der Gegenpapst sei, Abgewehrten, der 1165 triumphierend einzog. Als Friedrich im Spätherbst 1166 nach Italien kam, ging er direkt auf die griechisch-päpstliche Verbindung los. Er belagerte das den Griechen geöffnete Ancona, während Erzbischof Christian von Mainz, der beste seiner Heerführer, vor Rom zog und mit Rainald, sowie mit einer von den Pisanern gestellten Flotte zusammenwirkend, Alexander aufs äußerste bedrängte. Am 24. Juli 1167, nach dem Fall Anconas, erschien Friedrich selbst vor Rom, drang selbigen Tags in die Leostadt ein, nötigte Alexander zur Flucht über die Tiberbrücke und in die als Festung improvisierten Ruinen des Kolosseums, von da nach Terracina, und empfing am 29. Juli die Unterwerfung der Stadt. Papst Paschalis richtete sich zu Rom ein, zierte Friedrichs Haupt mit dem Goldreifen des Patricius und krönte am 1. August 1167 die Kaiserin Beatrix in St. Peter.

Aber schon zog sich im Norden Italiens bedrohendes Gewölk zusammen. Es erscheint in der Tat, daß noch mehr, als die ronkalischen Beschlüsse an sich, ihre Durchführung durch die kaiserlichen Beamten erbitterte. Die Beamten handelten nur nach buchstabengenauer Pflicht, wenn sie z. B. den Leuten, die zum Jagen aufs Feld gingen

Abb. 260. Kronleuchter, laut Inschrift von Kaiser Friedrich I. für den Dom zu Aachen gestiftet. (Vergoldetes Kupfer. Die Verzierung des Reifens ist zumeist verloren gegangen. Die Bodenplatten der Türmchen sind graviert, so daß man ihre feinen Bilder wie Kupferstichplatten hat abdrucken können.)

oder Schlingen legten und Netze stellten — natürlich nach gut italienischer Art für jede Art von Singvögeln mit —, die Beute abnehmen ließen und sie wegen Verletzung des kaiserlichen Wildbanns straften, aber fast ward über diese kleineren Vexationen am allermeisten geredet. Schon hatte sich 1164 in der Veroneser Mark ein Bund der Städte gebildet, der mit Venedig, wo auch die Fäden der Politik Alexanders zusammenliefen, in Verbindung trat. Und als Friedrich bei seinem Marsch durch die Lombardei auf Ancona (s. o.) um Neujahr 1167 für die Klagen der Städte über die Beamten keine Zeit hatte, da ergriff der Veroneser Bund auch die westlicheren Städte, wo Cremona die Führung übernahm. Im März 1167 ward zu gegenseitigem Schutz und Trutz der lombardische Städtebund geschlossen und fand rasche Ausdehnung. Am 27. April führten die Cremonesen, Brescianer und Bergamasken die ehemaligen Mailänder aus ihren vier Flecken zum Trotz gegen den Kaiser auf das Trümmerfeld ihrer Stadt zurück und Mailand begann wiederzuerstehen. Schon wurden kaisertreue Städte, d. h. alte Gegnerinnen Mailands, wie Lodi, gezwungen, dem Bunde beizutreten. Das war alles vorhergegangen, als der Kaiser in der Romagna und zu Rom den Gipfel des Sieges erreichte.

Und eben da traf ihn ein entsetzliches Unglück. Ein Wolkenbruch am 2. August, dem sofort wieder brütende Sonnenglut folgte, erzeugte im deutschen Lager, das in der schon an sich fiebergefürchteten römischen Campagna stand, ein massenhaftes Erkranken und Sterben, welches den Kaiser am 6. August zum Aufbruch über Hals und Kopf zwang. Die nur einigermaßen transportfähigen Kranken schleppte das Heer mit, aber auch die lawinenartig fortwütende Krankheit. Noch unterwegs starben neun Bischöfe, unter ihnen am 14. August Rainald von Dassel, von Laien neben anderen der junge Friedrich der Rothenburger von Schwaben und Welfs VI. gleichnamiger Sohn und Erbe. Von Schwaben, Franken und Rheinländern starben allein 2000 Ritter, der Gesamtverlust an Mannschaft wurde über 20000 geschätzt. Und zu allem Elend kam die Kriegsnot. Der lombardische Bund, wie durch ein vernichtendes Gottesurteil ermutigt, sperrte dem siechen Heere den Apennin. Nur unter unausgesetzten Mühen und Kämpfen im Pfeilregen — der Kaiserin Beatrix hielt man zwei Schilde als Dach über das Haupt — schlug man sich durch und kam endlich Mitte September nach dem kaisertreuen Pavia. Aber auch die Alpenpässe waren gesperrt. Friedrich blieb in der Lombardei und ächtete die Städte des Bundes. Im März 1168 kam er dann über den Mont Cénis, nicht ohne daß man in Susa einen Anschlag gegen seine Person versuchte, mühsam nach Burgund und Deutschland durch.

So schmerzlich der Kaiser und viele mit ihm den Tod des unersetzlichen Rainald von Dassel beklagten, so führte dessen Ausscheiden in den Hauptrichtungen der kaiserlichen Politik doch keine Änderungen herbei. Man erkennt, im Gegensatz zu der Auffassung Alexanders und seines Kreises, daß Rainald, gedankenreich, großartig und unermüdlich, doch immer nur die freie Zustimmung oder den eigenen Willen Friedrichs zur Ausführung gebracht hatte. In das erledigte Erzbistum Köln rückte Philipp von Heinsberg ein, der, wie nacheinander Rainald und Christian, aus dem Kanzleramt zum Erzbischof und Erzkanzler erhoben wurde. Der Tod des jungen Welf wurde zur Veranlassung, daß der nun kinderlose Welf VI., ein leichtsinniger und verschuldeter alter Sünder, gegen eine Leibrente dem Kaiser seine italischen Lehen, Spoleto, Tuszien und das mathildische Gut, wieder anheimgab und ihm auch sein italisches Allod übertrug. Das süddeutsche Welfenallod dachte er Heinrich dem Löwen zu, jedoch nicht ohne Gegenleistung. Aber Heinrich gedachte ihn kostenlos zu beerben, was Friedrich weiterhin Gelegenheit gab, gegen Zahlungen auch für jenes Gut von Welf zum Erben bestimmt zu werden. Ferner hatte der Tod von Friedrichs jungem Neffen von Schwaben dies Herzogtum erledigt, und der Kaiser konnte es 1168 seinem eigenen Sohne Friedrich, einem Knaben von wenigen Jahren, übertragen. Für seinen zweiten Sohn Heinrich erlangte er, daß ihn am 24. Juni 1169 die Fürsten zum König und Nachfolger wählten. (Es wäre möglich, daß er vorgezogen wurde, weil dadurch das Herzogtum Schwaben von der Krone getrennt blieb.) Als in Böhmen Wladislaw im Jahre 1173 abdankte, wurde sein Nachfolger Sobeslaw, der gleichnamige Sohn von Wladislaws Vorgänger (S. 400), von Friedrich nur mehr wieder als Herzog belehnt.

Aber auch die lombardischen Gegner waren erstarkt, zählten 36 Städte ihres Bundes, vertrieben die kaiserlichen Beamten, hielten sich in fester Verbindung mit Alexander und hatten 1168 am Tanaro eine wohlgelegene Festung gebaut, die ihm zu Ehren Alessandria genannt wurde. Nach vergeblichen diplomatischen Versuchen Friedrichs, den Papst von den Lombarden zu lösen, führte er im Herbst 1174 ein wesentlich aus Rittern der geistlichen Fürstentümer bestehendes Heer über den Mont Cénis, wobei Susa im Vorübergehen gezüchtigt wurde. Aber die Befestigungen des als Stadt noch ganz unfertigen Alessandria, der „Strohstadt", wie man spottete, hielten

ihn auf. Wenn die tischplattenebene Fläche der Lombardei sich schon sonst im Winter als ein hochflutendes Gewirre von Bächen und Wasserführungen darstellt, so ließ sich in einer von den Erbauern Alessandrias wohlberechneten Weise das dortige Gelände in völlig überschwemmte Äcker und Wiesen umwandeln. Friedrich gab die beschwerliche Belagerung am 13. April 1175 auf und begann Verhandlungen. Aber die aufs neue von Mailand geführte Mehrheit des Bundes erklärte schließlich seine Forderungen für unannehmbar. Der Ausgang stand wieder bei dem Schwerte. Es gelang Friedrich, der durch den Übertritt Comos die Alpenwege über den Gotthard, Splügen und Septimer beherrschte, wenigstens einige Verstärkungen aus Deutschland heranzuziehen. Allerdings der weitaus heereskräftigste Fürst, Heinrich der Löwe, der Herzog von Sachsen und Bayern, war für solche nicht zu haben und blieb auf einer persönlichen Zusammenkunft mit Friedrich, die nachher von dem Gerede des Volkes dramatisch ausgeschmückt wurde, bei seiner Ablehnung. Sie hat sehr viel weniger wahrscheinlich im bayrischen Partenkirchen, einem sonst vielbenutzten nördlichen Zugangspunkte über die Voralpen zum Inntal und Brenner, als vielmehr in Kläven, wie die Deutschen sagten, in Chiavenna am Südfuße des Septimerpasses stattgefunden. Im Frühjahr 1176 mußte die Waffenentscheidung fallen. Zur Vereinigung mit dem Kaiser, der vom Comersee her kam, führte der Erzbischof Christian von Mainz, welcher in Mittelitalien schon seit Jahren und mit Erfolg operiert hatte, seine Truppen nordwärts. Den Lombarden mußte also alles daran liegen, diese Vereinigung zu hindern. Bei Legnano, auf halbem Wege zwischen Mailand und den Alpen, trafen sie am 29. Mai 1176 das dahinmarschierende Heer des Kaisers und brachten ihm eine völlige Niederlage bei.

Friedrichs stolzes Ehrgefühl nahm den Kampf auf trotz der großen Übermacht der Gegner und trotz gewichtiger Stimmen, die ein Zurückgehen auf das sichere Como rieten. Die Schlacht bietet, nachdem sie sich entwickelt, das Bild eines heißen Sturmrennens der deutschen Ritter gegen die Schild an Schild mit vorgestreckten Lanzen zusammengescharten Phalanxen des lombardischen Fußvolkes. An ihrem mauerfesten Stehen prallten die Reiterangriffe ab, Roß und Reiter stürzten und die Nachstürmenden wieder über die Vorderen; in diese Verwirrung hinein brachen die Reiter der Lombarden und deren erlesenste Sturmscharen, mitten im grenzenlosen Getümmel hieß es, der Kaiser — der in der Tat mit dem tödlich getroffenen Roß fiel — sei tot; schließlich flohen die Deutschen nach verschiedenen Richtungen auseinander oder schlugen sich mühsam durch beständige Verfolgung hindurch, und viele ertranken dabei noch im Tessino. Der Kaiser kam mit einem Teil, auf Umwegen von mehreren Tagen, in Pavia an. Es war eine gründlich verlorene Feldschlacht und durch die Einbuße der deutschen Heereskraft an Ansehen ein Ereignis von vielleicht unübersehbar schlimmen Folgen.

Sofort entschloß sich Friedrich, selbst um schwerere Opfer den Papst Alexander zu gewinnen, den Lombarden damit ihr geistiges Haupt und das Bindeglied zu etwaigen weiteren Bundesgenossen zu entziehen. Vermittlungen und Verhandlungen führten zu der vorläufigen Vereinbarung, daß der Kaiser (anstatt des 1168 auf Paschalis nachgefolgten Gegenpapstes Calixt III.) Alexander anerkannte, auf die Einmischung in künftige Papstwahlen verzichtete und hinsichtlich der mathildischen Güter sowie der Regalien im Kirchenstaat die Herstellung des Zustandes unter Innocenz II. (S. 400) zusagte, wofür der Papst die während des Schismas erhobenen deutschen Bischöfe anerkannte. Daraufhin wurde Venedig, die alte Freundin Alexanders, zum Ort eines Friedenskongresses gewählt, den auch die Normannen und, nicht ohne Zögern, die Lombarden beschickten. Hier wurde am 22. Juli 1177 der Friedensvertrag fertig und veröffentlicht. Ein völliger Friede war er nur, soweit es die Kirche betraf: der Kaiser wurde vom Banne gelöst und jener Präliminarvertrag bestätigt, doch sollten die mathildischen Güter noch auf 15 Jahre in der Hand 1177.

des Kaisers bleiben. Mit den Lombarden wurde, angesichts unvereinbarer beiderseitiger Auffassungen, ein sechsjähriger Waffenstillstand festgesetzt. So stellte der Friede immerhin, sowohl nach der päpstlichen, wie nach der lombardischen Seite hin, einen nachträglichen, nicht unbedeutenden Erfolg des Kaisers dar; Alexander hatte wesentliche Punkte seiner Forderungen fallen lassen.

Friedrich hatte während der letzten Zeit des Kongresses seinen Aufenthalt in Chioggia genommen, das am Südende der großen Lagune von Venedig an einer Lücke des Lido liegt, und hatte durch den entstehenden neugierigen Wunsch des venezianischen Volkes, den berühmten Herrscher in der eigenen Stadt zu sehen, mittelbar einen nicht geringen Druck auf den dort anwesenden Papst und auf den Abschluß des Friedens ausgeübt. Nun wurde er sogleich am nächsten Tage, am 23. Juli, von dem Dogen, dem venezianischen Lokalpatriarchen von Grado und anderen hohen Würdenträgern mit venezianischen Staatsgaleeren abgeholt. Am Sonntag, den 24. Juli, früh 10 Uhr, landete er an der Piazzetta, welche den großen St. Markusplatz, die Piazza S. Marco, an den sie rechtwinklig stößt, mit der Ausmündung des Canale grande in den weiten Lagunenhafen verbindet. Mächtige Fahnen wehten von zwei Masten am Landungsplatz, ganz Venedig war in freudiger Erregung; vor dem Zaubernamen eines, dieses Kaisers war auch in dieser gegen das deutsche Kaisertum sonst so wehrenden Stadt die Gestalt des Oberhauptes der Kirche verblaßt. Der Kaiser durchschritt zu Fuß — Pferde gibt es zu Venedig normalerweise nicht — die menschengedrängte Piazzetta und kam vor den Markusdom, vor dessen Portal er von dem Papst auf einer Tribüne erwartet wurde. Er legte den Mantel ab und neigte sich gegen Alexanders Füße; dieser hob ihn sofort auf und bot ihm den Friedenskuß; aus der Menge auf dem Markusplatz — man berichtet, von den Deutschen angestimmt — schwoll ein mächtiges, herzbefreiendes Tedeum empor. Dann geleitete der Kaiser den Papst von seiner Tribüne herab in den Dom und empfing von ihm den Segen. Nach diesem feierlichen Akt nahm der Kaiser Quartier im Dogenpalast, der Papst wohnte beim Patriarchen. Am nächsten Tage leistete Friedrich dem Papste den herkömmlich gewordenen Marschalldienst, indem er nach dem Gottesdienst dem Papste den Steigbügel hielt, wozu ein Zelter eigens herbeigeschafft war; als er, um das Pferd zu leiten, auch den Zügel ergriff, tat Alexander Einhalt. Am 1. August ward der Friede öffentlich in großer Feier verkündet, und bis in die zweite Hälfte des Monats blieben die beiden ausgesöhnten Häupter der Christenheit in Venedig, das zu allen Zeiten dieser Tage, auch in darstellenden Schöpfungen seiner Kunst, sich gerne entsonnen und stadtgeschichtliche Festgebräuche legendarisch mit ihnen verknüpft hat.

Das zu Venedig errungene Abkommen und mehr noch der überraschende Ausbruch einer Bewunderung für ihn, die alles Laientum in ihre Kreise zog, gaben Friedrich für die nächsten Jahre die Hände frei. Seine Statthalter blieben unangefochten in Italien, an ihrer Spitze Christian von Mainz als sein persönlicher Vertreter. Sechs Jahre hatte Friedrich für die Regelung aller Fragen mit den Städten Zeit. Diese Jahre gehörten Deutschland und der Abrechnung mit dem einstigen Freunde, der das allmählich zerschlissene Band zwischen beiden zuerst zu zerreißen gewagt hatte, mit Heinrich dem Löwen.

Es ist fast nicht zu viel gesagt, wenn man Heinrich einen selbständigen König oder Kaiser in abgesonderter Reichshälfte nennt. Nur ihm zuliebe oder im Einklang mit ihm erschien der Staufer in Sachsen und Bayern oder urkundete für dort, sonst sind diese dem Welfen frei überlassen und Friedrichs ganze Tätigkeit liegt im Westen Deutschlands, in Burgund, in Italien; selbst die westlichen Alpenpässe gewinnen für die Heerfahrten nach Italien eine veränderte Wichtigkeit gegenüber dem früher bevorzugten bayrischen Brenner. Der S. 423 erwähnte Gütertausch ist symbolisch für die lange Zeit verfolgte reinliche Scheidung der beiderseitigen Stellung und Kräftehäufung. Auf die Wahlen der Bischöfe in Sachsen übte die Krone kaum noch Einfluß, um diesen dem Herzog in die Hände zu spielen. Die Reichsgeschichte, soweit sie sich in den Unternehmungen des Kaisers abspielt, vollzieht sich fast ganz ohne den Welfen. Er geht seine Wege für sich; wenn seine Angelegenheiten ihn frei

geben, erscheint er (1172) als glänzender Pilger im Morgenlande, und die weltliche Legendenbildung blickt dieser Pilgerfahrt wie der eines großen Königs nach.

Die Regenten- und Verwaltungskunst jener Zeit befindet sich innerhalb Deutschlands in der Alternative: Sammlung, Erhöhung und Verwendung der Kräfte des Rittertums, oder Ausnutzung beherrschter und soweit irgend möglich geförderter Städte. In Deutschland wird das Staufertum schon durch die eigene territoriale Stellung im ritterreichen Schwaben und Franken und durch den Anschluß der ministerialenreichen geistlichen Fürsten wesentlich auf den ersteren Weg gewiesen, während es den Bischöfen überläßt, mit ihren widerstrebenden Städten, die im großen und ganzen noch immer die wichtigsten Plätze im Reiche sind, mehr oder minder gut auszukommen. Dafür sucht Friedrich seine Entschädigung außerhalb Deutschlands an den italischen Städten.

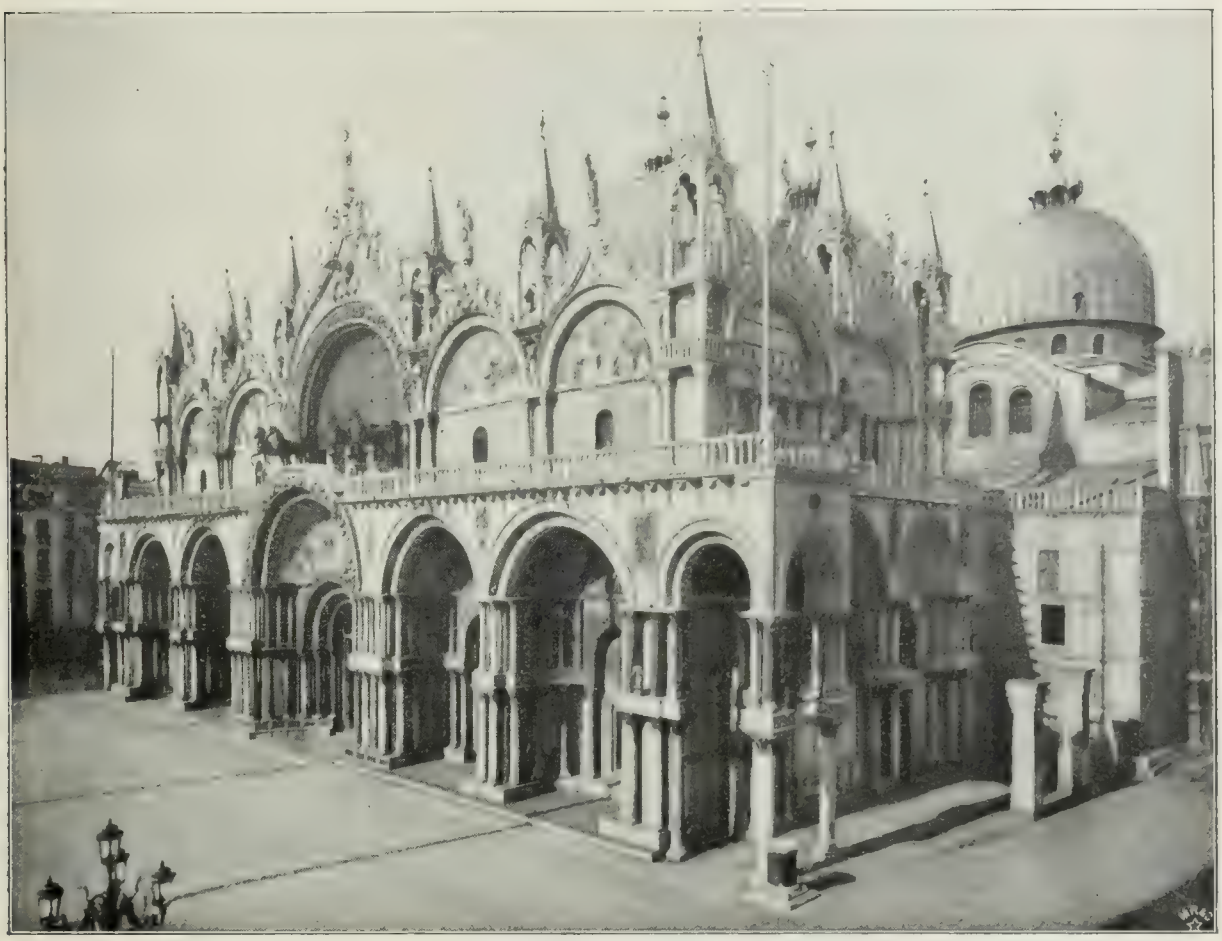


Abb. 261. Der Markusdom zu Venedig, die Stätte der Begegnung vom 24. Juli 1177.

Von den beiden anderen großen Häusern sind die Zähringer frühe und eifrige Städtegründer und Städteförderer in Schwaben und Burgund; sie haben, um von minder interessanten Märkten und Städten abzusehen, schon ums Jahr 1000 Villingen auf dem Schwarzwalde als Markt begründet, 1098 die Reichsvogtei über das große schwäbische Zürich gewonnen, 1120 (durch Konrad, nicht durch seinen Bruder Bertold III.) Freiburg im Breisgau, 1176 Freiburg im burgundischen Üchtlande, 1191 Bern gegründet. Auch Heinrich den Löwen, dessen Macht nicht auf dem Anschluß inländischer Fürsten und Bischöfe beruhte, sondern der über solchen nur im Slawenlande verfügte, sehen wir in einer entsprechenden Städtepolitik. In Bayern, das trotz der frühen Abzweigung Kärntens und der neueren Österreichs immer noch vom Fichtelgebirge bis in unmittelbare Nähe der Veroneser Klause und an den Gardasee und vom Lech bis gegen die Enns reichte, war Regensburg der alte Haupt-

und Residenzort; aber hier saßen ein Bischof und überdies ein königlicher Burggraf. Durch Heinrich wurde das nur-herzogliche München gegründet, das die bayrischen Bischofstädte sämtlich überflügeln sollte.

Der wichtige Straßenverkehr von Salzburg nach dem schwäbischen Augsburg, bei dem das Reichenhaller Salz die Hauptrolle spielte, folgte nicht mehr überall der alten norisch-rätischen Römerstraße von Juvavum nach Augusta Vindelicorum, welche man heute als eine vom Waldboden überwucherte Erhöhung durch einsame Forsten und über kreuzende moderne Straßen hinweg verfolgen mag, sondern überschritt die Isar auf einer ziemlich viel unterhalb gelegenen Brücke bei Oberföhring, die das Bistum Freising mit einer zugehörigen Zollstätte unterhielt. Die bischöfliche Brücke zerstörte Heinrich, bald nachdem er das Herzogtum Bayern erhalten hatte, und legte auf seinem oberhalb gelegenen herzoglichen Gute, das wegen der früheren Besitzer, der Mönche von Tegernsee, „München" genannt wurde, eine neue Brücke nebst einem Marktort an. Das königliche Hofgericht entschied gegen den klagenden Bischof und für den dem Kaiser so eng befreundeten Herzog, wir wissen nicht, auf welchen Rechtsgrund hin. So wurde München gebaut und zur aufblühenden Stadt. Und seit sie allmählich durch anderes Ruhm gewann, ist zwar daselbst das volkstümliche „Salzstößer" ein nicht gerade auszeichnendes Attribut geworden, wie eben alle Gewerbebezeichnungen im Laufe der Zeit herunterzukommen pflegen und Ersatz durch vornehmere brauchen. Aber auch so noch erinnert es verdunkelt an die ältesten Jahre Münchens, da die Stadt wesentlich ein Stapelplatz des Reichenhaller Salzes war, und die ältesten Münchener Geschlechter führen noch allerhand Salzgefäße im Wappen.

Abb. 262. Neuwerkkirche zu Goslar, aus dem Ende des 12. Jahrhunderts. Aufnahme von F. Albert Schwartz in Berlin.

Auch in Sachsen verspürten die Fürsten, darunter die besten bisherigen Helfer des Herzogtums, die harte Rücksichtslosigkeit des so gut wie souveränen Welfen. Er heimste eine Anzahl Grafschaften für sich ein, schloß die Oldesloer Salzwerke im Gebiete

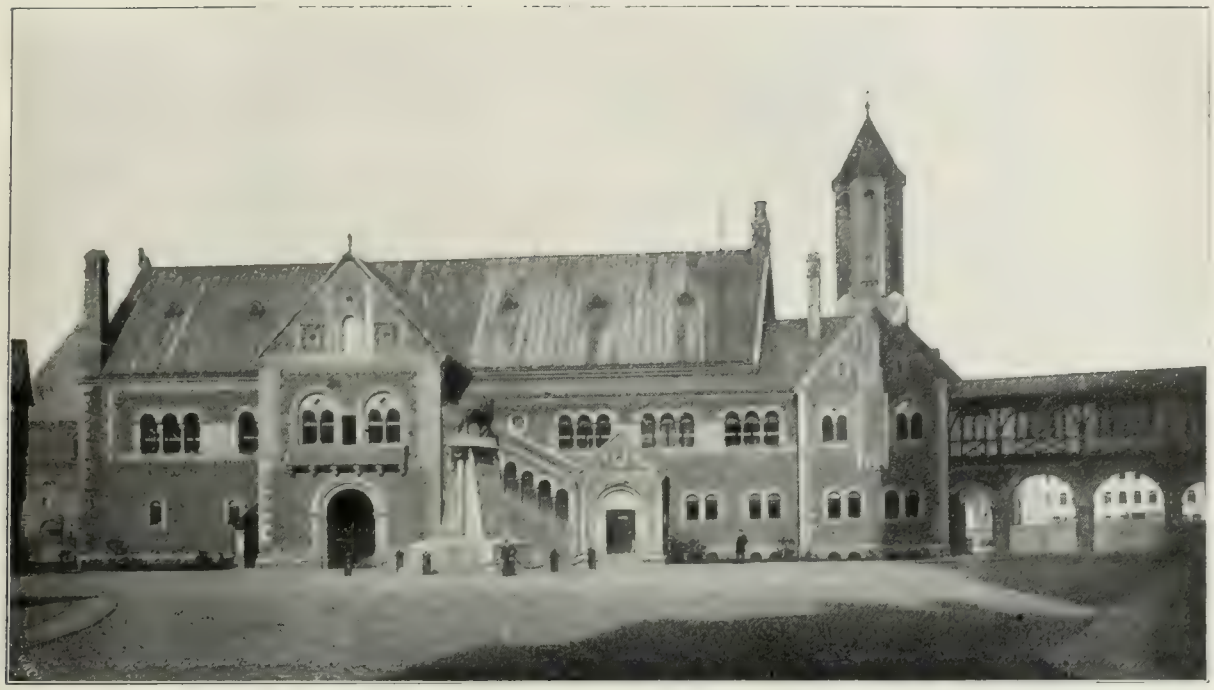


Abb. 263. Saalbau der Burg Dankwarderode zu Braunschweig. Die Burg der Sachsenherzöge zu Braunschweig wird 1068 zuerst erwähnt. 1873 brannten die Reste ab, worauf ein Neuaufbau des Saalbaus vorgenommen wurde.

Adolfs von Holstein, um seine eigenen, lüneburgischen von ihrem Wettbewerb zu befreien, und da das junge Lübeck den Handelsverkehr von dem herzoglichen Bardewik ablenkte, ruhte Heinrich nicht, bis ihm der Graf den Platz abtrat (1157). Bald darauf, 1163, verlegte er das ihm als Herzog unterstellte wagrische Bistum Oldenburg (S. 396) nach Lübeck, jedoch so, daß er Münze, Zoll und andere landesherrliche Einkünfte und die Gerichtsgewalt von vornherein vor dem Bischof sicherte. Seine Vogtei dagegen im Erzstift Bremen — eine suplinburger Erbschaft der Welfen — nutzte er aus, um den dortigen Zoll und die Münze in die Hand zu bekommen und die Rechte des mit den Regalien ausgestatteten Landesherrn in der Stadt zu üben. War Goslar, die große und bedeutende Silberstadt, Königsgut geblieben, so erhöhte der Welfe seine ererbte Stadt Braunschweig, befestigte sie, errichtete 1166 auf dem Burgplatz vor seiner Pfalz Dankwarderode die Rugsäule, welche den berühmten ehernen Löwen trägt, begann nachmals (1172) den Bau des Doms und der Katharinenkirche und schuf sich eine Residenz, wie sie irgend ein anderes Herzogtum in gleicher Stattlichkeit noch nicht besaß.

Lübeck blühte unter seiner Herrschaft mächtig auf, da die herzogliche Hoheit der Stadt und ihrem Handel wirksamen Schutz vor obotritischen und anderen Seepiraten aus den vom Herzog abhängigen Wendengegenden verlieh und Heinrich sich für diesen Zweck mit dem gleichen Interesse des Dänenkönigs Waldemar I. verbündete. Diese Verkürzung ihrer Freibeuterei erregte noch einmal einen größeren Aufstand der Wenden. Als Heinrich 1159 nach Italien ging (S. 431), plünderten sie die dänischen Inseln wieder; von Heinrich nach seiner Rückkehr zur Rechenschaft vorgefordert, erschienen Niklot und die übrigen Häupter nicht, wurden geächtet, und Heinrich drang ins heutige Mecklenburg vor. Niklot zerstörte selber seine Wallburgen Dobin, Ilow, Mecklenburg; letzteres zwischen Wismar und dem Schweriner See gelegen und noch jetzt sichtbar, der Name entspricht niederdeutsch einem hochdeutschen Michelenburg, Große-Burg, und ist die Verdeutschung eines wendischen Wiligrad; er hielt nur Werle an der Warnow. Hier fiel er bei einem Ausfall, 1160, und damit war der Widerstand zu Ende. König Waldemar I. (1157—1182), den Großen nennt ihn die dänische Geschichte, war mit einer Flotte in die Warnow eingelaufen und unternahm noch eine Strafexpedition nach Rügen gegen die Ranen.

Mit diesem Datum 1160 setzt nach früheren Anläufen und Einleitungen die eigentliche deutsche und christliche Geschichte Mecklenburgs ein. Als Grafen zu Schwerin bestellte

Heinrich den tapferen, edelfreien Gunzelin von Hagen und setzte herzogliche Ministerialen in Niklots vormalige Burgen; das schon früher errichtete nominelle Bistum Mecklenburg wurde nach Schwerin verlegt, als drittes herzogliches und wendisches Bistum neben Lübeck und Ratzeburg. 1167 gab Heinrich, veranlaßt durch den Bürgerkrieg in Sachsen (s. u.), dem Sohne Niklots, Pribislaw, die Obobritenherrschaft mit Ausnahme der neuen Grafschaft Schwerin zurück. Fortan hielt sich dieser als treuer und auch dem Christentum eifriger Vasall, gründete 1170 mit Cisterciensermönchen vom Harz das Kloster Doberan und begleitete Heinrich 1172 auf seiner Jerusalemfahrt. In das fruchtbare, erst dünn bevölkerte Land strömten zahlreiche Kolonisten aus Flandern und Westfalen und legten den Grund zu seiner baldigen Germanisierung. Der alten Wasser- und Wallburg der Kessiner, dem an der Erweiterung der Warnow zum binnenseeartigen Fluß gelegenen Rostock gegenüber (der Name bedeutet „Flußerweiterung") erblühte am linken Hochufer alsbald eine gleichnamige deutsche Marktstadt.

Abb. 264. Rugsäule Heinrichs des Löwen auf dem Burgplatz zu Braunschweig, errichtet 1166.

Während den Herzog die wendischen, mit dänischen verquickten Angelegenheiten beschäftigten, führte zum erstenmal 1167 die allgemeine Unzufriedenheit zu einem Bündnis von geistlichen und weltlichen Fürsten Sachsens gegen ihn: der Erzbischöfe von Magdeburg und Bremen, der Bischöfe von Hildesheim, Halberstadt und Lübeck, der Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg und Otto von Meißen, des sächsischen Pfalzgrafen, des Landgrafen Ludwig des Eisernen von Thüringen, verschiedener westfälischer Grafen und — Rainalds von Dassel, der zwar persönlich in Italien abwesend, aber als Sachse und als erzbischöflicher Metropolitan sächsischer Bistümer nicht bloß gegen Heinrich interessiert, sondern sogar der Leiter des Ganzen war. Er mochte schon damals erwarten, Friedrich mit dem Fall des Welfen zufrieden zu sehen; sicherte sich doch der Kaiser bald danach die Erbschaft Welfs VI., auf die Heinrich den näheren Anspruch hatte. Den nun entbrennenden wilden Bürgerkrieg in Sachsen hemmte erst im nächsten Jahre 1168 das Eingreifen des aus Italien zurückgekehrten Kaisers, welcher allerdings nach dem großen Unglück von Rom und bei dessen Rückwirkung auf die Lombarden der Freundschaft des Welfen

bedurfte. Sie blieb dennoch mehr oder minder deutlich verloren. Eben jetzt geschahen auch Friedrichs Abmachungen mit Welf, und 1170 erhob der Kaiser den obotritischen Vasallen Heinrichs zum unmittelbaren Reichsfürsten. Der Herzog wiederum ließ sich durch die für den Kaiser vorliegende Dringlichkeit, in Italien mit großer Kraftentwicklung aufzutreten, weder von seiner Pilgerreise zurückhalten, noch 1174 und in der Entscheidung von 1176 zur Heeresfolge dorthin bewegen.

Nach dem Frieden von Venedig ging Friedrich an die Niederwerfung des aus dem Reiche fast ausgeschiedenen Herzogs. Genau abzuwägen, wieviel auf persönliche Gereiztheit hierbei kommt, wieviel auf das unzweifelhafte sachliche Interesse der Krone, den übermächtigen Fürsten unschädlich zu machen, möchte schon den Zeitgenossen schwer geworden sein. Heinrichs Demütigung geschah am bequemsten unter Benützung der zahlreichen Gegnerschaften, die er sich herangezogen hatte und mit denen er gerade wieder Händel bekam. Denn indem er wie ein König von weitem Machtbezirk regierte, ward ihm auch der Gegensatz der partikularen Interessen gegen solche Obergewalt nicht erspart. Jedenfalls suchte Friedrich den Anschein persönlicher Beteiligung so sehr zu vermeiden, daß Heinrich am Anfang sogar glaubte, seinerseits als Kläger gegen Widersacher auftreten zu können, und im November 1178 deshalb zur Begegnung mit dem Kaiser nach Speyer kam. Dann aber zur Vertretung dieser Klage und zur Verantwortung gegen Widerklage des Landfriedensbruchs vorgefordert, erschien er weder im Januar 1179 zu Worms noch im Juni zu Magdeburg, noch auf dem dritten Termin zu Pfalz Kaina bei Altenburg im August 1179. Erst seit dem Magdeburger Termin erhob Friedrich die Sache der Kläger zu der seinen. In Kaina forderte er das Urteil, wegen dreimaligen Ausbleibens, setzte aber zur Verantwortung des Herzogs noch einen neuen Termin auf Mitte Januar 1180 nach Würzburg. Inzwischen hatten die Händel in Sachsen schon wieder alle dortigen Gegner Heinrichs einbezogen.

Abb. 265. Siebenarmiger Bronzeleuchter, von Heinrich dem Löwen dem Dom zu Braunschweig gestiftet.

In Würzburg endlich wurde über diesen, und zwar sowohl nach schwäbischem Landrecht von schwäbischen Landsleuten des Welfen wegen Friedensbruchs, wie auch lehnrechtlich, wegen Nichterscheinens vor dem Lehnsherrn, das Urteil gesprochen. Alles ging mit buchstäblicher Korrektheit zu und die Verweigerung der Heerfahrt — eine immer kitzliche Sache für die Fürsten — blieb sogar überhaupt aus dem Spiel. Die genannten Anklagen reichten bei scharfer Anspannung hin, um Heinrich durch Lehngericht seine Reichslehen, durch landrechtlichen Spruch sein Eigengut sowie Vogteien und Kirchenlehen abzuerkennen. Anfang April 1180 verfügte der Reichstag von Gelnhausen über Sachsen: wie früher Bayern, ward nun auch dieses große Herzogtum und zwar gründlich zerschlagen. Im kölnischen und paderbornischen Sprengel wurde die Herzogsgewalt dem Erzbistum Köln übertragen, die Pfalzgrafschaft wurde mit der Thüringer Landgrafschaft verbunden, eine Anzahl von Markgrafen und Grafen, sowie Lübeck wurden reichsunmittelbar, und der verbleibende ostfälische Teil des Herzogtums wurde dem jüngeren Sohn des 1170 gestorbenen

Albrecht des Bären, dem Askanier Bernhard übertragen, während der ältere Sohn Otto in der Markgrafschaft seines Vaters nachgefolgt war.

Mächtig wehrte sich der Löwe, bedrängte Goslar, verbrannte die kaiserlichen Pfalzstädte Nordhausen und Mühlhausen, schlug bei Weißensee den Askanier nebst dem Thüringer Landgrafen Ludwig III. (1172—1190) und nahm letzteren gefangen. Dann aber rückte Friedrich um Anfang August heran und wirkte noch mehr, als durch die Waffen, durch die Zusage von Straflosigkeit für Heinrichs Genossen, wenn sie sich bis zum letzten von drei Terminen (Mariä Geburt, Michaelis, Martini) stellen würden. Als Herzog Heinrich nach dem 11. November übersah, daß seine Stellung im inneren Sachsen verloren war, zog er sich in die Lübecker Gegend zurück.

Unterdes verfügte Friedrich am 16. September 1180 zu Altenburg auch über Bayern. Das Herzogtum bekam der bisherige Pfalzgraf, Otto von Wittelsbach († 1183), womit das Haus, welches durch die Grafen von Scheiern zu den alten Agilolfingen hinaufführt, an die Spitze des Stammes trat. Die Markgrafen von Steier wurden bei dieser Gelegenheit zu selbständigen Herzögen gemacht, auch die Grafen von Andechs mit ihrem großen Besitz im heutigen Altbayern, Tirol und Istrien wurden unmittelbar gestellt und nannten sich fernerhin Herzöge von Meran.

Der Herzogtitel hatte den Zusammenhang mit den alten Stämmen vollends verloren und war ein höherer fürstlicher Titel geworden. Um dieselbe Zeit drang im Reiche die Auffassung durch, die große Zahl der Grafen nicht mehr als zu den principes, den Fürsten gehörig zu betrachten, sondern außer den Herzögen, Bischöfen und Reichsäbten, die fortan den eigentlichen Kreis der principes bildeten, und den „Fürsten" im Wendenlande nur noch den Pfalzgrafen bei Rhein, die Markgrafen von Brandenburg und Meißen, den Landgrafen von Thüringen, der der sächsische Pfalzgraf war, und den reichsunmittelbaren Grafen von Anhalt. So ward der weltliche Reichsfürstenstand unter und durch Kaiser Friedrich in ein völlig neues Gefüge gebracht, worin das numerische Übergewicht auf die Seite der nichterblichen geistlichen Fürsten verschoben war.

1181 drang der Kaiser dem Gegner in seine nordalbingische Zuflucht nach und erschien, nachdem sich ihm der uralte Handelsort Bardewik ergeben, vor Lübeck, vor dessen Toren er den pommerschen Vasallen Heinrichs, Bogislaw, unmittelbar vom Reiche belehnte. Heinrich hatte sich nach Stade geflüchtet; er selbst riet der eingeschlossenen Stadt auf eine Anfrage die Übergabe an. Sie wurde nun Reichsgut, also aus einer herzoglichen Landstadt zur Reichsstadt. Heinrichs Sache war zu Ende; er sandte zum Kaiser und warf sich ihm auf dem Tage zu Erfurt, am 11. November 1181, wohin er bestellt wurde, zu Füßen. Friedrich hob den gefallenen Mann, dessen Lebensgeschichte das attische Tragikerthema von der Hybris, der allzu großen Sicherheit im Glück, erschütternd verkörpert, auf und küßte
1181. ihn. Zu urteilen hatte auch fernerhin das Fürstengericht. Es legte dem Welfen ein Exil auf, das auch der Kaiser erst nach drei Jahren mildern dürfe, und gestand ihm die Zurückgabe des welfisch-sächsischen Hausgutes um Braunschweig und Lüneburg zu. Heinrich ging in die Normandie, zu König Heinrich II. von England, dessen Tochter Mathilde er 1167 nach Trennung von der Zähringerin Clementia geheiratet hatte. Das Welfentum schien in einer fast herzbedrückend vollständigen Weise zu Boden geworfen und statt seiner die Krone in die nordisch-slawische Machtstellung eingerückt, welche das Herzogtum von Sachsen sich begründet hatte.

Nach Heinrichs des Löwen Niederwerfung ward, durch Verhandlungen seit 1182, der Friede mit den Lombarden herbeigeführt; zu Konstanz kam er am
1183. 25. Juni 1183 zum Abschluß. Die Oberherrlichkeit des Kaisers, die Berufung an

sein Gericht und das Fodrum wurden zugestanden. Die munizipalen Beamten sollten entweder aus Vasallen des Kaisers genommen werden oder sich durch die Form ihrer Investitur zu solchen bekennen, alle Bürger zwischen 17 und 70 Jahren in Perioden von 10 Jahren den Treueid leisten, das platte Land und die dortigen Burgen unter kaiserlicher Landesherrlichkeit bleiben. Dagegen erhielten die Städte alle Hoheitsrechte innerhalb ihrer Ringmauern und traten somit in die staatliche Ordnung als selbständige Glieder ein. Sie erhielten auch die Regalien innerhalb der Stadt und außerhalb so weit, als sie ihren Besitz erweisen konnten. Diesen Beweis durften sie jede durch eine Zahlung von 2000 Mark Silbers jährlich — nach heutigem Geldwert etwa 600000 Reichsmark — abkaufen, die unter Umständen herabgesetzt werden konnte. Das gab den Städten Gelegenheit, die zweifelhaften Regalien sozusagen zu pachten. Im übrigen bestand der Kaiser darauf, die Städte als vormalige Rebellen ausdrücklich wieder zu Gnaden anzunehmen. Was somit, gutenteils erst während der Verhandlungen, von kaiserlicher Seite erreicht wurde, war ein erheblicher, nach dem Tage von Legnano kaum zu hoffender Erfolg. Der Gesamtumfang der ronkalischen Beschlüsse war aufgegeben, aber die Hoheit der Krone in Italien neu befestigt und der neue Umfang ihrer dortigen Rechte und Einkünfte immer noch viel beträchtlicher als vor den ronkalischen Beschlüssen. Auf dieser Höhe tatsächlicher Siege, die die Zeit ihm noch mehr in den Schoß warf, als er sie erkämpfte, hat Friedrich an Pfingsten 1184 zu Mainz die Schwertleite seiner Söhne Friedrich und Heinrich begangen, die sich zu einem großartigen, noch niemals derart gewesenen nationalen Feste gestaltete. 1184.

Allerdings hatte so etwas noch niemals da sein können, weil es erst seit kurzem ein mittleres Laientum gab, welches sich exklusiv nach unten gegen die Bauern abgrenzte und sowohl in seiner äußeren Lebensführung, wie in seiner Freude am Unterwegssein, an festlichen Zusammenkünften und Gastereien, aber doch auch in seinen mehr oder minder tiefgehenden Bedürfnissen nach geistigen Anregungen und Genüssen gegen die frühere rustikale Einfachheit von Grund aus verwandelt war. Andere Mittelpunkte für dieses bewegte Leben des Adels und des Ritterstandes konnte es aber nicht geben, als die Höfe und voran natürlich den kaiserlichen. Der zeitbeherrschende Ordo equester, der Zusammenschluß aller ritterbürtigen Klassen von den Fürsten bis zu den Ministerialen zu einem ideellen Ritterorden, gipfelte seiner ungeschriebenen Verfassung, wie seinen Anschauungen nach im staufischen Hofe. Und dort waren Geselligkeit, Waffenspiel und vornehme Herrinnen, welche Frauendienst dankten, waren Sänger und Dichter, hörte man von Aventüre und Heldenmär, ward man geehrt, kam zu Lehen und Geschenken; dort war, was mit die Hauptsache für diese Schaulustigen war, der große Markt der Eitelkeit geworden, wo alles, was sich auf den Hoftagen traf, wetteiferte, einander in Pracht der Pferde und Rüstungen, in der Menge wohlgekleideter Mannen und Knechte und allem sonstigen Modewesen des Zeitalters zu übertreffen.

Schon zur Zeit der Verhandlungen von Konstanz hatte Kaiser Friedrich das Reich zu jener Schwertleite geladen, und als nun 1184 das Fest im grünen Maien herannahte, da ritt so ziemlich der ganze Fürstenstand des Reiches in die hölzerne und linnene Feststadt ein, die zwischen Mainz und dem Taunus im freudenreichen Rheingau entstand und sich fortwährend vergrößerte. Die Herzöge von Schwaben, von Zähringen, von Bayern, von Österreich, von Böhmen (dieser allein mit 2000 Rittern), der Askanier von Sachsen, die von Nieder- und Oberlotringen, der Pfalzgraf Konrad, der uralte Welf, die Markgrafen, die Erzbischöfe und Bischöfe deutscher Zunge, aber auch die von Besançon oder aus den Grenzgebieten wie Kambrijk, Verdun, Toul, und der burgundische Oheim der Kaiserin Beatrix waren erschienen. Am meisten Luxus entfaltete der Graf von Hennegau, der dafür aber auch geehrt wurde, das Schwert des Kaisers zu tragen. Die ritterbürtigen Anwesenden allein wurden auf 70000 geschätzt. Dazu kamen die vielen, vielen Kleriker, die fahrenden Sänger, unter denen man Heinrich von Veldeke aus der Maastrichter Gegend, den Sänger der Eneït, und berühmte Franzosen erblickte, Doetes von Troyes und Guiot von Truins, der letztere, wenn kein Bearbeiter des Parzival, so doch von den gutgläubigen Deutschen dafür genommen. Ferner fehlte natürlich nicht sonstiges „gerende diet", wie der Veldeker sagt, das begehrende Volk der geringen Spielleute, der üblichen Gaukler und Gauklerinnen, und schließlich waren uner-

meßlich viel Zuschauer gekommen aus der zur Reise auf Feste stets entschlossenen Bevölkerung stromauf und stromab am fröhlichen Rhein. Das alles flutete um die bretterne Kaiserpfalz auf dem Festplatz, um die zugehörige Kirche und die große bretterne Festhalle. Eine Versammlung so vieler vornehmer und sonstiger Deutscher geht nie ganz ohne Rangstreitigkeiten und allerlei Reibereien ab, manche kamen auch schon von Hause mit der Absicht, den Hoftag mit ihren Beschwerden zu erfüllen. Auch Unglücksfälle fehlten bei solcher Menge nicht, und ein heftiger Wind warf die Festkirche mit ein paar sonstigen Holzgebäuden um, wobei 15 Menschen erschlagen wurden. So gab es auch ernste Stimmungen, und am ergreifendsten mochte es sein, als mitten in dem rheinischen Jubel ein Mann erschien, der jetzt Geleit und Schutz bitten mußte, um unter Deutschen zu sein: Heinrich der Löwe. Kaiserfeste mitzufeiern kann seine Sache nicht gewesen sein; aber falls er in der allgemeinen freudigen Einhelligkeit etwas für sich hat erreichen wollen, so ist er zunächst doch noch wieder in die Elende verabschiedet worden.

Am Pfingstsonntag, dem 20. Mai, trugen Kaiser und Kaiserin die Krone, was immer ein besonderes Ereignis bei wichtigen oder hochfestlichen Anlässen war; am Montag wurden der junge Herzog und sein Bruder, der König Heinrich, mit dem Schwerte gegürtet und leisteten das Rittergelübde. An den nachfolgenden Turnieren nahmen zwanzigtausend Ritter, auch der Kaiser persönlich, teil. Vom Mittwoch an begann man den Festort mit seinen für die Herren sehr kostspieligen Freuden allmählich wieder zu verlassen, doch gingen die Ausläufer des glänzenden Treibens, des Tafelns und rheingauischer Weinlust noch durch die folgenden Tage.

„Da von sprach man do witen." Allgemein blieb der Eindruck einer Herrlichkeit dieses Kaisertums, die seit den Hoftagen Alexanders des Großen und des Königs Artus nicht geschaut worden sei. Heinrich von Veldeke hatte damals seine Umdichtung der Aeneide schon seit Jahren ziemlich fertig, aber sie war ihm schnöde von einem Thüringer gestohlen worden, als er bei der Hochzeit der Gräfin von Kleve mit dem Landgrafen von Thüringen anwesend war. Später hat Heinrich sein Manuskript wieder bekommen und nachträglich für die Hochzeitsfeier des Aeneas und der Lavinia die farbigen Bilder des miterlebten Mainzer Festes verwendet. Hundert Jahre, so traute er sich zu meinen, werde von diesem noch gesagt und geschrieben werden.

Erfolg reiht sich an Erfolg. Hatte Friedrich von voll-monarchischer Herrschaft und Finanzhoheit in der Lombardei ablassen müssen, so bot sich eine Möglichkeit, sie unerwartet an der Stelle zu erwerben, wo dem Kaisertum seine praktisch auch früher nie belangreiche Lehnshoheit gänzlich aus den Händen geglitten war: in Unteritalien. Der Normannenkönig Wilhelm II. (1166 bis 1189) war kinderlos und von ehelichen Verwandten nur eine Tochter König Rogers I. übrig, Konstanze, also die Tante des jetzigen Königs, die Schwester seines Vaters. Sie war offiziell 30 Jahre alt — da Roger 1154 gestorben war, war es das Äußerste, was möglich war —, elf Jahre älter als König Heinrich; aber sie war Erbin. Und der Brautwerber für seinen Sohn war der glanz- und ruhmumstrahlte Kaiser, der in diesem Jahre wieder über die Alpen ging. Das brachte allen normannischen Widerstand im Lande, alle Gegenvorstellungen des neuen Papstes Lucius III. zum Schweigen, und die Verlobung kam im Oktober 1184 zustande. Ein Jahr später trugen 150 Saumrosse den Brautschatz Konstanzens nach Norden und diese kam nach Mailand, welches sich die Abhaltung der bevorstehenden Hochzeit in seinen Mauern als Ehre erbeten hatte. Selbst diese Stadt eiferte in der allgemeinen Loyalität gegen Friedrich mit und sann nur noch darauf, die Deutschen und ihr Mainzer Fest durch die Pracht zu besiegen, die sie im Januar 1186 an Heinrichs Beilager entfalten half. Der Mittelpunkt der Feier war der 27. Januar. An diesem Tage wurde die Vermählung in S. Ambrogio kirchlich gesegnet, gleichzeitig Heinrich zum König in
1186. Italien durch den hierfür beigegebenen Patriarchen von Aquileja gekrönt. Friedrich, wie früher im Kaiserrecht, so nun auch in Formalien auf die alten Imperatoren zurückgreifend, legte seinem Nachfolger, dem künftigen Augustus, den Titel eines Cäsar bei. Eines Papstes bedurfte er hierfür nicht.

Von den Zeitgenossen wurde die Mailänder Hochzeit als ein noch größerer tatsächlicher und moralischer Erfolg denn selbst das Mainzer Fest gewürdigt. Unteritalien gewonnen, das Papsttum sanft auf Grenzen einer Bedeutung hingewiesen, die es längst überschritten hatte, die ganze Halbinsel dem germanischen Herrscher gehorsamend, er hoch über die anderen Könige hinweg der abendländische Führer — für alles fand man im mittelalterlichen Imperium keine zutreffende Vergleichung mehr, und während Friedrich mit seinen Juristenbeziehungen den Titel Cäsar erneuerte, besann sich die Gelehrsamkeit deutscher Geistlicher des Ostgoten Theoderich, des durch die Nebelumrisse der Sage noch vergrößerten Dietrich von Berne. Mit ihm, der im Nibelungenliede und den höfisch-ritterlichen Epen den Deutschen wieder nahe gerückt ward, vergleicht den Kaiser Friedrich der bedeutendste Chronist dieser Zeit, der Mönch Otto von St. Blasien. Und der Zähringerherzog, Bertold V., besann sich, daß sein Haus es gewesen, welches die Markgrafschaft von Verona, die der deutsche Mund nur als Bern oder Berne kannte, zu Lehn getragen habe, und der nächsten deutschen Stadt, die er im burgundisch-transjuranischen Statthaltergebiet an der Aare gründete (1191), gab der ritter-

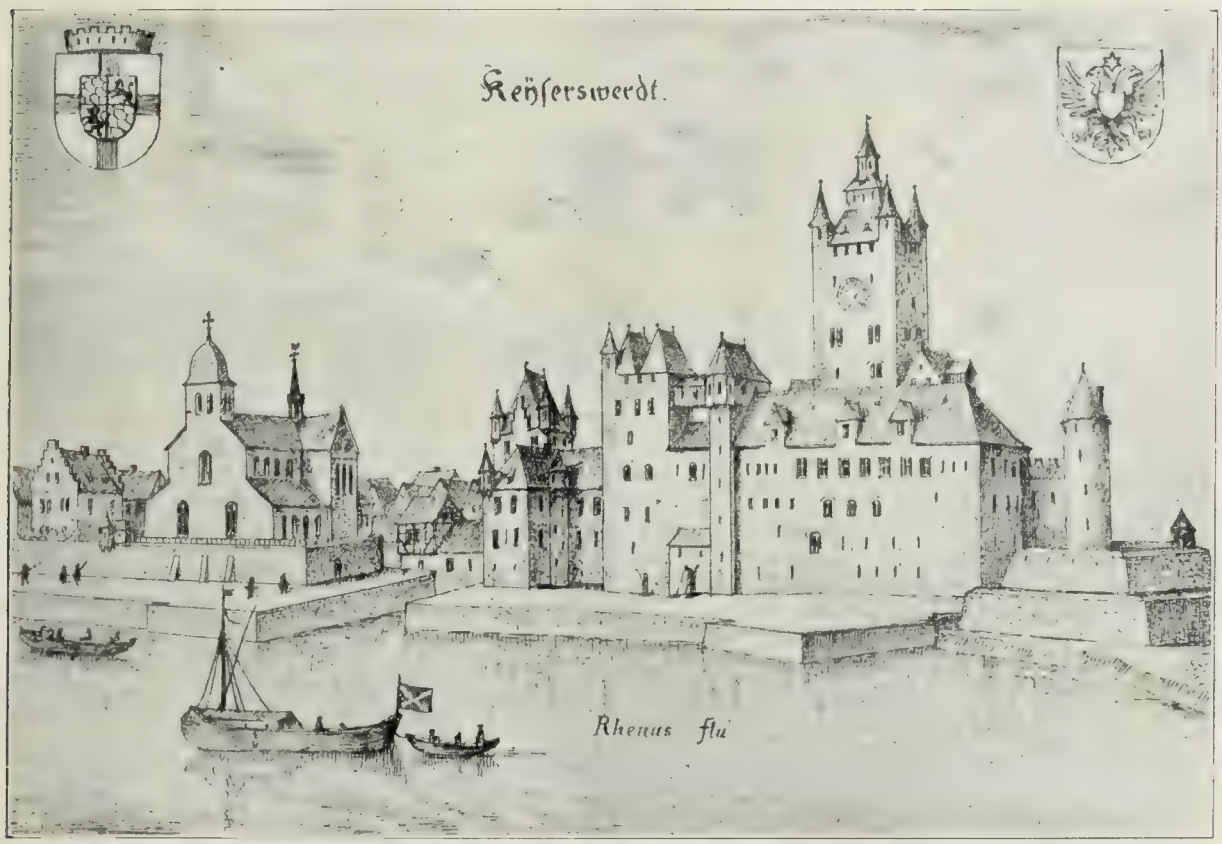


Abb. 266. Die Kaiserpfalz zu Kaiserswerth (St. Switbertswerth) am Rhein vor der Zerstörung durch die Franzosen im Jahre 1794. Erbaut 1174—1184, erweitert im 15. Jahrhundert.

liche junge Herr, welcher selber ein spendender Förderer des epischen Sanges war, aus diesen Bezügen den erinnerungsvollen Namen Bern.

Aber nun fanden sich allmählich auch die eine Zeitlang in staunendes Hinnehmen gebannten alten Gegner des Kaisertums wieder zusammen. Papst Urban III. (1185—1187), ein Crivelli aus Mailand, begann seine Vorstöße. Erstlich gegen die Kirchenvogteien der Laien, die allerdings aus dem ursprünglichen Schirmverhältnis eines weltlichen Beistehers (Vogt ist Eindeutschung von advocatus) zu einer bloßen Quelle von Einkünften geworden waren, um welche also die geistlichen Herren gemindert wurden. Und zweitens gegen das kaiserliche Spolien- und Regalienrecht. Aus der ehemals lebendigen Anschauung, die Kirche nur als Verwalterin von Reichsgut zu betrachten, war als Rudiment geblieben, daß der bewegliche Nachlaß der geistlichen Fürsten an die Krone fiel (spolia) und daß während der Vakanz in den geistlichen Stiften auch die Regalien der Krone zustanden. Diese beiden herkömmlichen Rechte

Erklärungsblatt.

Friedrich Barbaroſſa als Kreuzfahrer.

Titelminiature einer von einem bayriſchen Geiſtlichen (Propſt Heinrich) im Jahre 1188 an den Kaiſer gerichteten Schrift. Nachbildung aus der Originalhandſchrift auf der Vatikaniſchen Bibliothek zu Rom.

Die Inſchriften lauten:

Bei den Figuren:

Fridericus Romanorum Imperator. — Heinricus prepositus dedicat.
(Friedrich, Kaiſer der Römer.) (Gewidmet von Propſt Heinrich.)

Oben links und rechts:

Hic est depictus Rome Cesar Fridericus
(Abgebildet iſt hier der Kaiſer von Rom Fridericus,)
Signifer invictus celorum regis amicus.
(Siegreicher Bannerträger, des Himmelskönigs Liebling.)

Äußerer Rand:

Cesar magnificus pius augustus Fridericus
(Möge der herrliche Kaiſer, der fromme, erhabene Friedrich)
De terra Domini pellat gentem Saladini.
(Aus dem Lande des Herrn des Saladin Heiden vertreiben.)

Innerer Rand:

Nulli pacifi[c]um Sarraceno Fridericum
(Ihn, den niemals dem Sarazenen friedreichen Friedrich)
Dirigat iste liber ubi sit locus a nece liber.
(Möge dies Buch geleiten zu Stätten, wo Tod ihn verſchonet.)

Abb. 268. Friedrich Barbarossa als Kreuzfahrer Titelminiature einer Handschrift vom Jahre 1188, aufbewahrt auf der Vatikanischen Bibliothek zu Rom.

Moselbrücke, die vor dem Wege des Kaisers lag, dieser sperrte die Rheinschiffahrt nach Köln, eröffnete das Reichsverfahren gegen Philipp, der aber bei den Ladungen vor die Hoftage ausblieb. Da löste sich die Spannung noch einmal in ganz unvermuteter Weise. Im fernen Morgenlande am Berge Hattin schlug Sultan Saladin das Königreich Jerusalem in Trümmer und das Blut der in der heißen Schlacht gefallenen Ritter ward zum Segen für den Frieden des Abendlandes, des Reiches und der Kirche, des Kaisers und des Kölners, und gleichzeitig auch der streitenden Könige von Frankreich und England.

Die Vorgeschichte von Saladins Sieg führt uns auf den vor Damaskus so kläglich zu Ende gekommenen Kreuzzug Konrads III. und Ludwigs VII. von Frankreich zurück. 1154 eroberte Nureddin das von den Franken törichterweise aus seiner stetigen Politik geworfene Emirat Damaskus und gewann damit eine zwischen und hinter die Frankenstaaten vorgeschobene Stellung. Ferner wurde das den asiatisch-islamitischen Staaten von jeher gegnerische Fatimidenregiment von Ägypten erst durch die Brandschatzungen des Königs Amalrich von Jerusalem veranlaßt, sich an Nureddin zu schließen, und dieser benutzte die Gelegenheit, durch seinen zur Hilfe gesandten Feldherrn Schirkuh eine Obergewalt wahrzunehmen, 1168. Dem Schirkuh folgte 1169 sein Neffe Saladin nach. Er beseitigte 1171 den fatimidischen Kalifen ganz, ersetzte nach Nureddins Tode 1174 seine bisherige Abhängigkeit von diesem durch seine eigene Herrschaft zu Damaskus und in den davon nördlichen Emiraten, und nahm den Titel Sultan an, der etwas Ähnliches wie unser „Majestät" bedeutet. Und so, seitdem er weder in Afrika noch in Syrien-Mesopotamien stärkere Gegner mehr zu fürchten hatte, wandte er sich gegen die Franken, die ihn vielfältig gereizt hatten. Am 4. Juli 1187 vernichtete er die Ritterschaft des Königreichs unweit des Sees Genezareth an dem schon erwähnten Karn Hattin, dem traditionellen Berg der Bergpredigt, und eroberte in den nächsten Wochen fast alle festen Plätze der Küste, sowie Jerusalem selber, die auch dem Islam heilige Stadt. Nur Tyrus wurde von dem Markgrafen Konrad von Montferrat ruhmvoll gehalten (Montferrat am oberen Po war die bedeutendste, in der Lombardei noch existierende Lehnsherrschaft des Reiches). Der König von Jerusalem, ein Lusignan, war bei Hattin gefangen; er kam nach einiger Zeit wieder frei, brach die an Saladin geleistete Urfehde und wagte sich an die Rückeroberung von Akkon. Hierdurch erhielt der ganze große Kreuzzug sein Ziel.

Kaiser Friedrich hatte schon den zweiten Kreuzzug mitgemacht. Jetzt wirkte mehr als der Kreuzruf des neuen Papstes Gregor VIII. (1187) auf ihn die alle Gegnerschaften niederbeugende Überlegenheit, welche eine glänzende Kreuzfahrt des Kaisertums diesem abermals in Welt und Kirche geben mußte, dazu das Pflichtgefühl des Ersten in aller christlichen Ritterschaft, die gefallenen Standesgenossen zu rächen. Am Sonntag „Laetare Jerusalem", am 27. März 1188 eröffnete er seine große Reichsversammlung zu Mainz, welche man einen Reichstag Christi nannte. Der ganzen Plastik ritterlich-romantischer Phantasie entsprechend setzte Friedrich sich nur zu Füßen des Kaisersessels, auf welchem Christus selber thronend gedacht war. Die Heerfahrt ward auf Georgi 1189 (23. April) angesetzt und strenge Fürsorge getroffen, nur waffenfähige, mit genügenden Mitteln versehene Teilnehmer zuzulassen, anstatt der marodierenden Scharen von Mitläufern, welche den ersten und zweiten Kreuzzug schwer in Mißachtung gebracht hatten. Friedrichs Kreuzfahrt sollte durchaus eine solche des ritterlichen Waffenstandes sein. Durch Gesandtschaften nach Ungarn, Serbien, Konstantinopel und dem kleinasiatischen Ikonium (dessen Emir Kilidsch Arslan durch seine Furcht vor Saladin schon länger zu größter Freundschaftlichkeit gegen Friedrich veranlaßt wurde) ward die Fahrt vorbereitet und über Wege und Märkte alles genau vereinbart. Dem Sultan Saladin kündete der Kaiser in ritterlicher Absage die Fehde und den Abbruch der bisherigen diplomatischen Beziehungen an. Die Stellvertretung im Reiche übergab er seinem Sohne Heinrich. Von Regensburg brach das Heer im Frühjahr 1189 auf, den alten Kreuzheerweg die Donau hinab. Bremer, Kölner und andere Sachsen oder Niederrheiner nebst Vlaemen fuhren

dagegen, was für sie bequemer und natürlicher war, zu Schiff durch die Spanische See, halfen dem König von Portugal Ruhmestaten gegen die Mauren verrichten, was schon eine Gewohnheit ihrer dort auf Kreuzfahrten vorbeikommenden Landsleute war, und gelangten von dort durchs Mittelmeer nach Akkon. Sie kamen dabei so gut wie die Italiener kaufmännisch auf ihre Rechnung, schon in Portugal. Für den Ritterstand dagegen waren die Kreuzzüge eine Sache des Pflichtgefühls, mehr als

Abb. 269. Miniaturen der Handschrift von des Petrus de Ebulo Liber ad honorem Augusti (Heinrichs VI.) auf der Stadtbibliothek zu Bern.

Oben: Kaiser Friedrich I., seine Söhne Heinrich und Philipp segnend. Sexta domus imperii. Fredericus imperator. Henricus. Philippus.

Unten: Der Kaiser auf der Kreuzfahrt läßt in Ungarn den Weg bahnen. Fredericus imperator iubet incidi nemus Ungarie.

der Begeisterung, geworden. Bewundernd sahen die Völker auf den greisen Helden, der „allen Bequemlichkeiten und Ergötzungen der Heimat" entsagte und ins Morgenland zog, obwohl er diese konventionelle ritterliche Ehrenpflicht schon in jungen Jahren gelöst hatte.

Unter großen Ehrenbezeugungen der Ungarn, Serben und Walachen gelangte der Kaiser auf griechischen Boden, um bei den Schwierigkeiten und Ränken, die der Kaiser Isaak Angelos (Manuel war 1180 gestorben) ins Werk setzte, fast einen schweren

kriegerischen Zusammenstoß beider Reiche zu erleben. Über Sardes kam sodann das Heer in das seldschuckische Kleinasien, wo man durch Kilidsch Arslan der freundlichsten Aufnahme versichert worden war. Aber inzwischen hatte der alte Emir abgedankt und seine Söhne standen unter dem Zauber der Persönlichkeit und des Ruhmes Saladins, der den gesamten Islam ergriffen hatte. Die fremde Umgebung, wo die Deutschen zuerst noch mit vergnügter Neugier die Bergnomaden mit ihren dunklen Zeltlagern und ihren roten Filzmützen betrachtet hatten, begann immer unheimlicher, menschenleerer, der Unterhalt immer spärlicher zu werden, man mußte die Pferde schlachten und reichte auch mit ihnen nicht, dann gab es Kämpfe und Überfälle, und als das von Hunger ermattete Heer sich endlich nach Ikonium durchgerungen hatte, wollte der Herr der Stadt, Kutbeddin, die Aufnahme nur gegen ganz orientalisch-überschwengliche Bedingungen, gegen Zahlungen, die offenbar von vornherein aufs Abhandeln zugeschnitten waren, gestatten. Da aber brauste der Kaiser auf: so solle Eisen helfen anstatt Gold! Ähnlich hatte er schon 1155 den

Abb. 270. Kaiser Friedrich auf dem Kreuzzuge. Aus der Handschrift des Petrus de Ebulo. Fredericus fortissimus imperator cum innumera procerum multitudine domum Domini redempturus accelerat. Der tapferste Kaiser Friedrich eilt mit einer unzählbaren Menge von Edlen herbei, das Haus des Herrn zu erlösen.

Römern sagen lassen. Dem matten Heere wurde der sofortige Sturm gegen die riesenfeste und große Stadt befohlen und gelang. Der junge Friedrich von Schwaben erbrach zuerst ein Tor und ward der Held dieses ruhmreichen Tages. Kutbeddins Weisheit war zu Ende, sein Vater Kilidsch Arslan mußte vermitteln, und nach Ankauf von Pferden und Maultieren sowie nach genügender Verproviantierung zogen die Kreuzfahrer weiter.

Dann erblickte man eines Tages christliche Kreuze: Armenien war erreicht. Hier war Leon II., ein von der abendländischen Kultur und dem Gedanken des Anschlusses an sie getragener Mann, zu führendem Ansehen gelangt. Er ließ Friedrich an der Brücke über den Salef, wie der Fluß, der antike Kalykadnos und heutige Göksu, mittelalterlich hieß, begrüßen, und schon hier sagte ihm der Kaiser die Königskrone zu. So nahm der Staufer, noch außerhalb des abendländischen, römisch-deutschen Imperiums in seinen größten Zeiten, den gebietenden Rang des allgemeinen christlichen Oberhaupts in Anspruch. Leon selbst erwartete den Kaiser in Seleukia.

Dorthin mühte sich das Heer am Salef entlang. Da der unmittelbar zwischen Felsabhängen dahinrauschende Fluß von keiner Kunststraße begleitet wurde, mußte

das Heer mit seinem Gepäck sich in der Höhe über dem Fluß um die Abhänge und Tobel herum weiter mühen, wobei viel Gepäck verloren ging; andere, darunter der Kaiser, versuchten drunten auf den gelegentlichen Ufersäumen unter den Felsen und stellenweise in dem geröllreichen Flußbett voran zu kommen. (Die Alpen bieten in vereinzelten weglosen Wildtälern noch Gelegenheit, sich dies alles praktisch klar zu machen.) Und in diesen Wegmühen ist das Unglück des 10. Juni 1190 geschehen. Ganz genau werden wir nie mehr erfahren, wie; man nimmt neuerdings an, der Kaiser sei sonst glücklich mit dem Pferd durch die Mitte des Flusses ans andere Ufer gekommen, was bei dieser Art, den Weg zu suchen, öfter nötig gewesen sein wird, habe mit seinem Gefolge gegen Abend gegessen und danach bei einem Bade in dem Bergwasser plötzlichen Tod gefunden. Gerade war das Heer aus seinen Mühen
1190. in eine Talerweiterung fröhlich hinabgestiegen, als es die jähe Schreckenskunde erhielt. Die Sarazenen aber atmeten auf. Einer ihrer Chronisten verrät uns, welche Besorgnis man seit den Nachrichten von Ikonium vor diesem Kaiser der Deutschen gehabt hatte: Wäre er nicht gestorben, so hätte es von Syrien und Ägypten bald geheißen, hier herrschten vormals die Muslemin!

Das Kreuzheer zog weiter und nahm die kaiserliche Leiche mit. Der trefflich bewährte Friedrich von Schwaben war jetzt der Führer geworden. In Tarsus sind des Kaisers Herz und Eingeweide, in Antiochia das von den Knochen gelöste Fleisch, schließlich die Gebeine in Tyrus vorläufig bestattet worden. Weder nach Jerusalem noch nach der Heimat sie zu bringen ist dem treuen Sohne beschieden worden.

Kaiser Friedrichs Persönlichkeit wird uns durch die geschichtlichen Quellen viel mehr zum lebendigen, individuell nahe rückenden Menschen gemacht, als die Herrscher der vorhergehenden Jahrhunderte. Auch diese Annalisten und Chronisten sind berührt von der verwandelten Zeit, sie haben Freude bekommen an starker männlicher Individualität, sind imstande, eine solche zu zeichnen; ein Otto von Freising befindet sich unter ihnen, der freilich nur die Anfänge Friedrichs, mit Materialien, die Friedrich ihm selber zur Verfügung stellte, hat schildern können. Seit dem Bischof Liutprand von Cremona, der einen Teil der Regierung Ottos des Großen behandelte, treten uns zum erstenmal wieder Schriftsteller entgegen, die als weltlich lebendige Menschen sehen und beobachten. Ferner erfahren wir zuverlässige persönliche Meinungsäußerungen des Kaisers, während wir bei den Vorgängern so vielfach im dunklen bleiben, was sie nun eigentlich bei ihren Taten gedacht haben und ob ihnen oder nur Ratgebern das geistige Verdienst zukommt. So ist uns in der schließlich wichtigsten Frage, dem Verhältnis zur Kirche, von dem Propste Gerhoh von Reichersberg, einem Bayern und für unvermengte Frömmigkeit bestrebten, höchst interessanten, von Friedrich oft ins Vertrauen gezogenen Publizisten, das Zeugnis aufbewahrt worden, der Kaiser habe auf das nachdrücklichste versichert, mit seinem Rechte gern zufrieden zu sein und einem römischen Papste, der ihm jenes Recht nicht verkleinere, ehrerbietig im Regiment der Kirche beizustehen, gegen einen Papst aber, der das weltliche Herrscherrecht verkürze, wolle er sich mit allen Kräften und auf jede Weise wehren. Diese fast moderne Auffassung von der ehrlichen Teilung der Gewalten, welche ein Bernhard von Clairvaux noch unerhört gefunden haben würde, geht in der Tat durch seine ganze Regierung, und Rainald von Dassel ist nur der großartige Vorkämpfer dieses auch später festgehaltenen Kaiserstandpunktes gewesen, obwohl ihn Friedrich deswegen geistig nicht zu überragen brauchte.

Friedrich ist nun keineswegs, wie schon angedeutet, ein Mann von lauter bloß liebenswürdigen, gütigen, romantischen Eigenschaften gewesen. Damit kommt ein großer Herrscher nicht aus. Und seine Ziele waren sachlich und groß. Karl der Große stand ihm vor Augen; gerne erinnerte er an ihn und ließ sich angelegen sein, neben den Pfalzen, die er in verschiedenen Reichsteilen neu erbaute, diejenigen Karls, Ingelheim, Nimwegen, herzustellen und Aachen kaiserlich zu schmücken. Aber indem er Karl nachstrebte, wußte er zugleich, daß die Mittel und Bedürfnisse seiner eigenen Zeit gegen die des Karolingen in allem verwandelt seien; er trat in die Fußtapfen seines Vorbildes mit ganz realer Politik und setzte an die Stelle des großen Haushälters und Gutsherrn einen Quellenfinder finanzieller Großmacht. Persönlich war Friedrich, gleich Karl, ein einfacher Mann, wie alle Sachlichen und geistig Unabhängigen. Auch er konnte allen Glanz des Kaisertums und des kaiserlichen Hofes

entfalten, wann und wo es dienlich war, um die Bewunderung des Auslandes zu wecken, die Ergebenheit festfroher fürstlicher Zeitgenossen und der schaulustigen Menge zu steigern. Aber man konnte damals das Wort sagen, daß der Erzbischof Christian von Mainz für Pferde und Frauen mehr Geld ausgegeben habe, als der Kaiser für seinen ganzen Hofhalt. Friedrich war ehrbar, ohne wie Heinrich III. ein Duckmäuser zu sein, männlich, und hielt Recht und Gerechtigkeit in strengen Ehren. — „Sein Hof war, wenn nicht der Bestechung zugänglich, doch jedenfalls empfänglich für Geld und Gut solcher, die hier ihre Angelegenheiten betrieben," so spricht einer unserer gewissenhaftesten Forscher und Historiker aus. Mächtige Herren müssen notwendigerweise eine „Umgebung" haben, und nicht alle sind immer fernzuhalten, die die Versuchungen solcher Stellung als etwas Angenehmes ansehen. Auch in den Zeitaltern der öffentlichen Meinung erfährt ein stolzer, durchgreifender Monarch nicht immer die heimliche Vorgeschichte seiner einzelnen Befehle.

Über Karl den Großen hinaus zog Friedrich alle Folgerungen des „römischen" Kaisertums. Aber in dieser Rechtsnachfolge der alten Imperatoren ist nichts von den Phantastereien des Knaben Otto III. Im Gegenteil, sie bedeutet die Verwandlung alles dessen, was bisher im

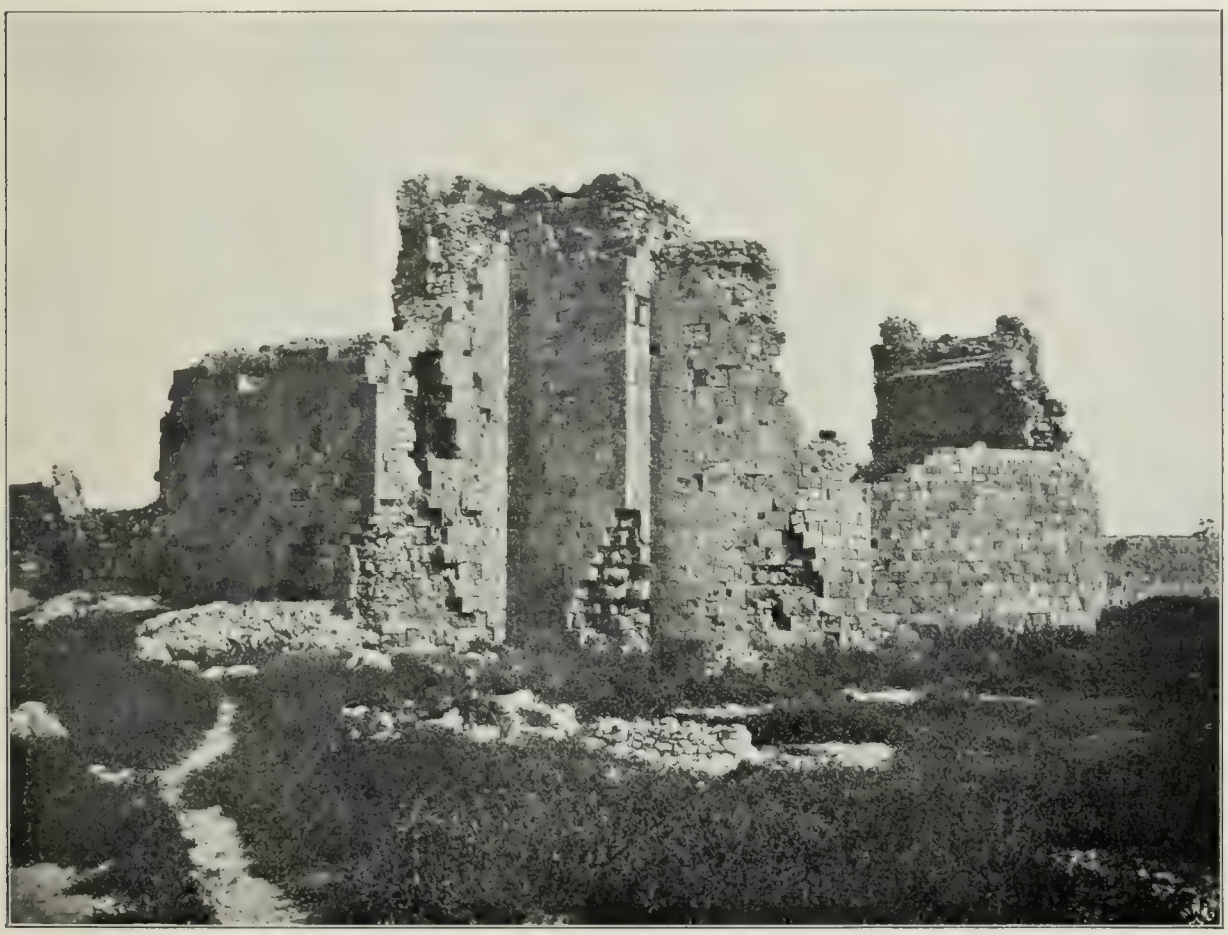


Abb. 271. Ruinen der Markuskirche zu Tyrus, wo vermutlich Kaiser Friedrich I. beigesetzt wurde.

Namen und in der Autorität des „römischen Reiches" nebelhaft und chaotisch gewesen war, in festumschriebene Zuständigkeiten, Hoheitsrechte und Nutzbarkeiten. Auf diese Weise hat er in Italien eine klare Scheidung und neue, gesetzliche Organisation herbeigeführt. In Burgund hat er durch eine glückliche Tatsächlichkeit, indem er sich durch die Hand der Beatrix zu einem der ersten inländischen Magnaten machte, das Kaisertum wieder an die Spitze gebracht. In Deutschland war er unter dem Zeichen äußerster Dezentralisation aller Regierungsrechte zur Herrschaft gekommen. Die Krone war längst nicht mehr omnipotent, ihre Militär- und Finanzhoheit nebst anderen wichtigen Rechten längst an die Herzöge und Fürsten übergegangen, große Entschließungen der Krone waren nur noch unter Zustimmung und Hilfe der Fürsten möglich und ausführbar. Daher werden auch sämtliche größere Aktionen Friedrichs durch die Daten von Hoftagen bezeichnet. Aber die Macht der Laienfürsten lastete nicht bloß auf der Krone, sondern auch auf den Pfaffenfürsten, wie man die Bischöfe und Reichsäbte nannte. Und indem Friedrich diese an sich zog und gleichzeitig die im Wormser Konkordat übrig gebliebene Handhabe preßte, um ergebene Männer in die hohen Kirchenherrschaften zu bringen, indem er ferner den Ritterstand allgemein hob und sich auf

die Ministerialen des Reiches, des Staufergutes und der geistlichen Fürsten stützte, hat er das Laienfürstentum noch in Schach gehalten und sogar geschwächt. Es gelang, einzelne große Herzogtümer zu verkleinern oder zertrümmern, den Stand der zum Mitreden berufenen Laienfürsten an Kopfzahl unverhältnismäßig einzuschränken, den zuverlässigeren Pfaffenfürsten die Mehrzahl zu geben und mit der Niederwerfung Heinrichs des Löwen die Zweiteilung des Reiches zu beseitigen. Indem die beiden Vettern lange Zeit durch Freundschaft, richtiger durch gegenseitiges Zugestehen und Gewährenlassen, den überkommenen Dualismus zu überbrücken suchten, hatten sie ihn tatsächlich noch gestärkt und damit schließlich die gewaltsame Lösung noch dringlicher gemacht. Daß Friedrich sich ihr nicht entzogen hat, ist vielleicht sein größtes Verdienst. Ohne diesen Entscheidungskampf hätte Deutschland in zwei Reiche, ein westsüdliches mit burgundisch-italischer Interessensphäre, ein nördlich-östliches mit slawisch-nordischem Gesichtsbereich auseinanderfallen müssen. Übrigens hat man in jüngster Zeit, da wir ein von Niederdeutschland aus geführtes Reich haben, öfter gemeint, wäre Heinrich der Löwe deutscher Kaiser geworden, so hätte das Reich eine nationale Politik anstatt der „verhängnisvollen Kaiserträume" der Staufer bekommen. Heinrichs Sohn Kaiser Otto IV., dessen ganze Politik seit dem Moment von 1208 an, spart uns die Mühe des Gegenbeweises. Nein, eben infolge jenes Dualismus und weil die Staufer sie mit allen Mitteln vom Süden abdrängten, wo die Welfen selbst noch Besitz hatten, haben diese im Norden so schöne deutsche Eroberungen herbeigeführt. Aber daß letztere dem Reiche und der Nation zugute kamen, anstatt nur einem partikularen Sachsentum, das ist das Verdienst der Krisis und schweren Entscheidung von 1180. So aber, nach ihr, konnte durch das letzte Jahrzehnt von Friedrichs Regierung im Volke das Gefühl einer seit keinem Gedenken mehr dagewesenen Reichsherrlichkeit und Stärke, eines unvergleichlichen Lebens und Blühens aller nationalen Kräfte und Bestrebungen pulsieren. Auf dieser Höhe seiner Ziele hat der kaiserliche Greis seinen schönen jähen Tod gefunden, bewahrt vor Enttäuschungen als Kreuzfahrer, in der berechtigten Hoffnung bevorstehender neuer Großtaten des deutschen Schwertes und des universalen Kaisertums, in der beruhigten Gewißheit einer wohlversorgten Zukunft des Reiches.

Heinrich VI.

Mit fünfundzwanzig Jahren kam Heinrich zur eigenen Regierung, ein Herrscher von schwächlichem Körper, der zarten burgundischen Mutter noch mehr als dem Vater ähnelnd, aber von einem kaiserlichen Hochgefühl, einer starken, ja finsteren Entschlossenheit, wie sie auch der Vater in diesem Maße nicht besaß.

In allen Rittertugenden war Heinrich aufgewachsen und stand seinem Bruder Friedrich an Beliebtheit nicht nach, dann aber hatte er in jungen Jahren die Pflicht des Herrscherberufes erfahren und seine frohgemute Jugend erstickt in der politischen Ehe mit der viel älteren Konstanze. Seit der Kaiser, sein Vater, mit der deutschen Ritterschaft ins Morgenland zog und er zurückblieb im leergewordenen staufischen Reiche, von da an senkte sich auf seine Züge jener strenge Ernst, vor dem noch im Jahre 1781 diejenigen erschraken, die seinen Sarg öffneten und die einbalsamierte Leiche erblickten. Das Kaisertum seiner Zeit hatte keine Fürsten mehr zu Freunden, und er war nicht der Mann, mit denen zu scherzen und sie durch gnädige Liebenswürdigkeit zu verwöhnen, die ehrlich nicht mehr gewonnen werden konnten. Um so mehr Anerkennung und Dank hat Heinrich VI. im Volke gehabt, das immer einen starken, ausgleichend gebietenden Kaiser will. Und gegen Geringere konnte Heinrich leutselig sein und sich frei fühlen. Die Seinen, sein Kanzler und die Ritter, denen er die Verwaltungsämter vertraute, haben ihm makellos und in hingebender Treue gedient Er ist bewundert, gepriesen, vielleicht auch geliebt, am meisten gefürchtet worden. Schlechthin „volkstümlich" konnte er wohl nicht werden, obwohl er die in Macht und Anspruch großartigste deutsche Kaisergestalt ist. Größe und Popularität haben an sich nichts miteinander gemein, außerdem haften auf seinem Kaiserschilde Taten, die er der Welt nicht Zeit genug ließ, sie möglicherweise zu vergessen. Denn Kaiser Heinrich ist in Lebensjahren gestorben, die noch nicht eine eigentliche Ehrwürdigkeit vor allem Volke, noch nicht eine bloß hingebende und nicht mehr kritisierende Liebe verleihen und dazu die festhaltende Nacherinnerung der jungen Geschlechter, die einen allbewunderten Greis mit kindlichem Staunen noch gerade gesehen haben und bis sie selber Greise werden, weiteren Generationen von ihm erzählen.

Heinrichs Anfänge als stellvertretender Reichsregent waren eine schwere, gefahrumdrohte Prüfungzeit. Alsbald nach Abzug des Kaisers und seines Heeres, bei dem

sich auch Adolf III. von Holstein befand, brach Heinrich der Löwe los. Seit 1185 hatte er, auf Grund kaiserlicher Begnadigung, sich zeitweilig auf seinen Gütern aufgehalten, sonst bei dem englischen Schwiegervater und Schwager. Der letztere, Richard, genannt Löwenherz, war es, der ihn wesentlich zu der Empörung veranlaßte. Empörung aber war es, denn wenn auch der Welfe durch nachbarliche Eingriffe in

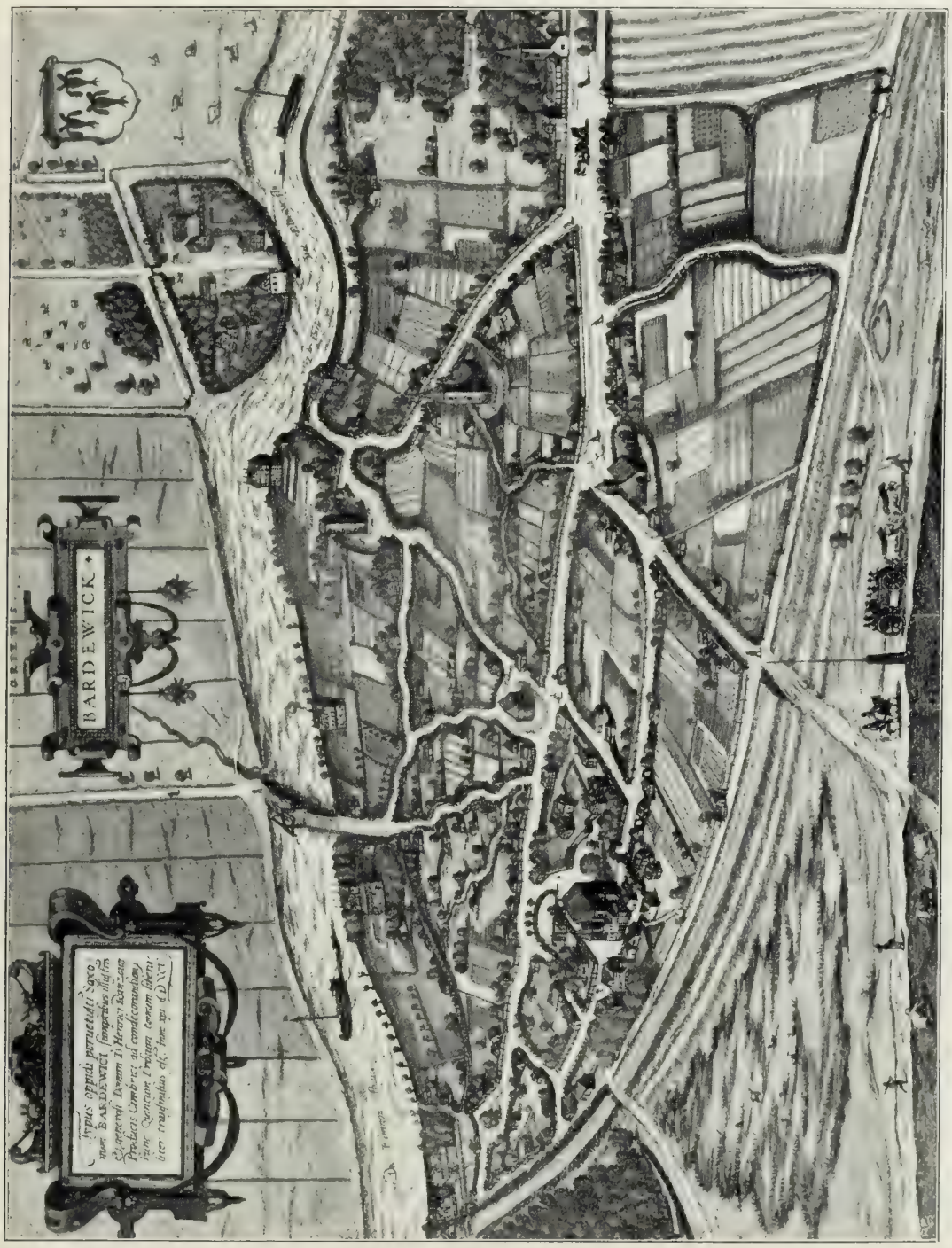


Abb. 272. Die Stätte von Bardewik. Stich nach Daniel Frese, 1588.

sein Gut verletzt worden war, so trug doch seine Unternehmung andere Züge, als die einer Vergeltung von Landfriedensbruch.

Am 28. Oktober 1189 fiel Bardewik seiner Rache zum Opfer, das ihn nicht hatte aufnehmen wollen. Damit ging die Bedeutung des uralten Verkehrs- und Handelsplatzes zugrunde; ohnedies durch Lüneburg und Lübeck überflügelt, fand der zerstörte Ort keine Kraft, sich wieder zu erheben. Sein großer Stiftsdom ist um 1400 in eine neue gotische Kirche umgebaut worden, weil das Kollegiatstift

erhalten blieb; der Ort selbst ist ein Gemüse bauender Flecken geworden, und an die Zeit seiner einstigen großen Geschichte erinnert nur noch der erhaltene Westabschluß des älteren Doms, nebst einer Inschrift zweifelhaften Alters an einer ornamentalen Tierfigur, die man auf den jüngeren gotischen Umbau des Langhauses herübergenommen hat: Vestigium leonis. Auch Lübeck, ganz Nordalbingien fielen in des Löwen Hand. Herzog Bernhard von Sachsen erwies sich als Null, König Heinrich zog zwar im Winter heran und suchte die Hand auf das Welfengebiet von Braunschweig und Hannover zu legen, doch auch ohne sonderen Erfolg. Dann ward ein Ausgleich angebahnt, der im Juli 1190 zu Fulda zustande kam. Erzbischof Philipp von Köln, welchen Herzog Heinrich in den Aufruhr hineinzuziehen gehofft hatte, der aber umgekehrt vor der Wiedererhebung der sächsischen Welfenmacht erschrak, war der Vermittler. Der Herzog erhielt Frieden und die Hälfte der Lübecker Einkünfte, mußte aber Braunschweig und Lüneburg fortan als offene Städte halten und zwei seiner Söhne mußten als Geiseln in des Königs Umgebung bleiben.

Den König hatte es zum Frieden gedrängt, weil seit dem 18. Nov. 1189 der normannische Thron erledigt war. König Wilhelm II. hatte beim Nahen seines Todes die Barone und hohen Beamten für Konstanze und Heinrich in Pflicht genommen. Nichtsdestoweniger erhob sich eine starke Partei gegen den Thronerben aus Deutschland, der überdies in dem Papste, dem Lehnherrn der sizilischen Krone, einen absoluten Gegner finden mußte. Ein Prätendent war vorhanden, wenn ihn auch seine uneheliche Geburt um diese Zeit schon herabsetzte. Der frühere König Roger II. hatte außer seinen Kindern Wilhelm I. und Konstanze noch einen Sohn Roger gehabt, von diesem lebte ein Bastard, der Graf Tankred von Lecce. Dieser trat als König auf, wurde im Januar 1190 zu Palermo gekrönt und fand die erfreute Bestätigung des Papstes. Tankreds Persönlichkeit wird zwar tölpelhaft verunglimpft durch den für uns als Quelle sonst wichtigen Magister Petrus de Ebulo, d. h. von Eboli bei Salerno, der sich nach dem späteren Siege des Staufers als „gerender" Dichter an diesen drängte. Er war ein so übler Mann durchaus nicht, und er wie seine Anhänger wehrten sich ja nur gegen eine, allerdings durch das dynastische Recht legitimierte Fremdherrschaft. Gegen ihn sandte Heinrich zunächst seinen Marschall, den schwäbischen Ritter Heinrich von Kalden oder Kalentin. (Die Burg dieses Namens liegt bei Donauwörth; die Familie ist die gleiche mit den Pappenheim, welchen das Marschallamt verblieb.) Bei der starken Entblößung Deutschlands von Rittern mußte der Marschall erst von Tuszien aus ein kleines Heer bilden; Heinrich selbst folgte im Spätjahr 1190, nach dem Ausgleich mit Heinrich dem Löwen, mit einem deutschen Aufgebot. Unterdessen war er vom Regenten zum Herrn des Reiches geworden; denn im September hatte die Botschaft von dem am 10. Juni erfolgten Tode des Kaisers die deutschen Lande erreicht. Nun wollte Heinrich diese Heerfahrt nach Italien nicht tun, ohne auch die Kaiserkrone heimzubringen. Anfang 1191 kam er durch die Romagna vor Rom. Es gab ein Mittel, den neuen Papst Cölestin (1191—1198) trotz der Spannung wegen Unteritaliens nachgiebig zu machen: die Gewinnung der Stadtrömer für den Kaiser. Diese haßten zur Zeit wieder einmal nichts so sehr wie die Stadt Tusculum, welche jenseits der Campagna von Rom an den schönen Abhängen des Albanergebirges lag, im Altertum der klassische Modeort für die glänzenden Landsitze, die „Tuscula" der reichen Römer. Im Mittelalter, wo auf dem Forum Roms die Kühe weideten und die Stadt keine Legionen mehr an die Enden der Welt aussandte, bekriegte sich Senatus Populusque Romanus wieder auf dem Fuße der Gleichberechtigung, wie einst mit Veji und Volskern, so jetzt mit Tusculum; entsprechend gab letzteres den mittelalterlichen Coriolanen, den

unterlegenen römischen Parteien Aufnahme und Schutz, und war im übrigen durchweg gut kaiserlich gewesen. Der nach der Krönung ungeduldige König setzte den Papst in die Lage, den Römern die Stadt Tusculum als Morgengabe seines Pontifikats auszuliefern. Zum Lohn für diese Tat, welche in den kältesten Räsonnements keine Verteidigung findet, da auch die kahle Nützlichkeitspolitik durch Nichtachtung der letzten ethischen Gebote sich in Unrecht und schließlich in Schaden setzt — zum Lohn für diesen Verrat, der auf Heinrichs Namen brennt, empfing er am Ostermorgen, am 15. April 1191, nebst seiner Gemahlin in St. Peter die Kaiserkrönung. Tus- 1191.
culum aber wurde von den Römern mit seltener Gründlichkeit zerstört und wirklich ausgetilgt, die am meisten von jenen gehaßten Bürger wurden unter ausgesuchten Martern — und das damalige Italien verstand sich auf diese — umgebracht und genug andere gemordet. Heute liegt etwas tiefer als die Stätte Tusculums am Abhang der Ort Frascati, das heißt „Laubhütten", „Sommerlauben", von den aus Zweigen errichteten Hütten, worin sich die ersten Bewohner nahe dem Trümmerfelde von 1191 wieder ansiedelten.

Von Anfang an war dem Tankred von Lecce dieselbe Bundesgenossenschaft erwachsen, welche auch den Mut der Welfen um diese Zeit belebt hatte.

1152 hatte sich König Ludwig VII. von Frankreich von der früher erwähnten Eleonore scheiden lassen und Heinrich Plantagenet trug keine Bedenken, die königliche Kurtisane und ihr wieder frei gewordenes Erbe schleunigst zu heiraten. Er war der Graf von Anjou, Maine und Touraine, Herzog der Normandie und Thronerbe von England, sie brachte ihm Poitou, Guienne, Gascogne und andere schöne aquitanische Herrschaften hinzu: halb Frankreich wurde künftig unter einer Lehnshoheit der kapetingischen Krone, die in diesem Fall nichts zu bedeuten hatte, mit England verbunden. Hieraus entspringen die jahrhundertelangen Kriege beider Königreiche, deren Pausen immer nur Waffenstillstände sind und die von dem historischen Franzosenhaß gegen England bis heute nicht vergessen sind. Einen solchen Stillstand der Feindseligkeiten hatte 1189 der Tod jenes Heinrich von England und die Thronbesteigung Richards Löwenherz (1189—1199) herbeigeführt, welcher in seinen Sohneskämpfen gegen Heinrich II. den König Philipp August (1180—1223) von Frankreich als Bundesgenossen benutzt hatte. Nun fuhren die beiden „Freunde" als Kreuzfahrer, Ende 1189, einige Monate nach dem Aufbruch Kaiser Friedrichs, zur See ins Morgenland und trafen unterwegs in Messina zusammen. Von dort dehnte Richard sein stauferfeindliches Bündnis mit seinem Schwestermann Heinrich dem Löwen auch auf Tankred aus und schenkte ihm einstweilen das fabelhafte Schwert des Königs Artus, Caliburn. Auf alle Fälle war es für Kaiser Heinrich gut, daß die beiden kreuzfahrenden Könige sich in Messina auf das tödlichste entzweiten und er daher bei einem offenen Angriff Richards auf Frankreichs Bundesgenossenschaft zählen konnte. Als Heinrich VI. sein Heer nach Apulien führte, lagen beide Könige vor Akkon, ohne daß sich das zerrissene Band zwischen ihnen wieder knüpfte.

Der Kaiser belagerte nach Einnahme einiger fester Plätze die Stadt Neapel, welche von Anhängern Tankreds verteidigt wurde. Wieder einmal brach ein fürchterliches Sterben in einem nach Italien geführten deutschen Heere aus, neun Zehntel aller Mannschaften sind angeblich gestorben, Heinrich selbst lag todkrank, befahl im August die Aufhebung der Belagerung und kehrte um. Er mußte Tankred vorläufig das Feld räumen; nur in wenigen unteritalischen Plätzen hielten sich kleine deutsche Besatzungen oder dem Tankred aufsässige Normannen, die daher eine kaiserliche Partei bildeten, und aufgegeben hat Heinrich das Königreich damals keineswegs.

Während der Belagerung, schon im Juli, hatte sich Heinrichs des Löwen Sohn Heinrich aus dem Lager des Kaisers entfernt, sich mit Tankred in Beziehung gesetzt und war dann nach Sachsen geeilt. Aber auch an sonstiger Empörungslust fehlte es nicht. Nun, da die kaiserliche Gewalt wieder einmal Unglück erlebte, glaubte man innerhalb des Fürstenstandes mit ihrem jüngeren Inhaber wohl fertig zu werden. Eine ausgedehnte Verschwörung bildete sich und stand i. J. 1192 zum

Losschlagen bereit, die Welfen und die beiden rheinischen Erzbischöfe an ihrer Spitze, dazu Herzog Heinrich (1186—1235) von Brabant (so wurde das niederlotringische Herzogtum seit diesem Inhaber genannt), Herzog Bertold V. von Zähringen (1186 bis 1218), Markgraf Otto II. von Brandenburg (1184—1205), Landgraf Hermann von Thüringen (1190—1216), der Nachfolger des auf der Heimkehr vom Kreuzzug verstorbenen dritten Ludwig und bei den Minnesängern und Aventürendichtern hochgerühmte freigebige Wartburgherr, ferner Markgraf Albrecht von Meißen. Die Tage Heinrichs IV. zeigten sich zurückgekehrt, die Sachsen aus allen gegenseitigen Feindschaften heraus gegen die Krone vereint, der Brabanter schon ungeduldig, gewählter König zu werden.

Indessen Kaiser Heinrich stand unerschrocken aufrecht und die Gegner, so feindselig sie ihm auswichen, zögerten vor offenem Angriff. Heinrich hatte durch den Tod des alten Welf VI. am 15. Dezember 1191 die welfischen Allodialgüter endlich in die Hand bekommen (vgl. S. 436). Die Hauptmasse lag zwischen Bodensee und Lech, um Altdorf, Weingarten, Ravensburg, Memmingen, Kaufbeuren, wozu außer Besitzungen im heutigen Tirol Welfs kalwisches Heiratsgut kam. Ferner war Philipp August von Frankreich noch 1191 zurückgekehrt und konnte im Notfall gegen die rheinischen Empörer ausgespielt werden. Durch die Verschworenen selber gewann der Kaiser Zeit, und da warf ihm das Glück auch noch die Gefangennahme desjenigen in den Schoß, der als der Patron der ganzen Verbindung und ihrer Verzweigungen betrachtet wurde und auf den sie alle warteten, des englischen Königs.

Wir müssen den Blick noch einmal in das Morgenland richten. Nach Kaiser Friedrichs Tode im Salef waren manche umgekehrt, den Hauptteil des Heeres aber führte Friedrich von Schwaben nach Akkon. Eine selbständige Lenkung der christlichen Unternehmungen war also aufgegeben, man schloß sich ohne Weiterungen dieser Belagerung an, die im Winter 1190/91 entsetzliches Unheil durch Krankheit über das Christenheer brachte. Damals haben Bremer und Lübecker von den zur See nach Akkon gekommenen niederdeutschen Kreuzscharen unter den Sonnensegeln ihrer Schiffe ein Spital errichtet. Herzog Friedrich veranlaßte sie, das Spital unter Beamte von ihm zu stellen, und empfahl es seinem Bruder Heinrich zur Herbeiführung schützender weltlicher und kirchlicher Privilegien; es ist das Spital, woraus der deutsche Ritterorden erwachsen ist. Anfang 1191 ist dann auch der tapfere, liebenswürdige Kaisersohn gestorben. Erst nachher traf Herzog Leopold V. von Österreich (1177—1194), der Nachfolger Heinrich Jasomirgotts, ein. Er hatte den Kaiser Friedrich auf seiner Kreuzfahrt mit größten Ehren in den Donaustädten aufgenommen, aber die eigene Beteiligung wegen heimischer Pflichten bisher noch verschieben müssen. Ferner trafen die Franzosen, dann auch die Engländer ein, beide nur darin einig, die Deutschen auf jede Weise zu höhnen und beiseite zu schieben. Nun mußte die anwesende Minderheit es entgelten, was Deutschland unter Kaiser Friedrich geworden war. Als Akkon am 12. Juli 1191 eingenommen war und von seinen Mauertürmen die Fahnen der christlichen Eroberer flatterten, da ließ Richard — man hat diese Berichte, jedoch mit keineswegs sicherem Recht, neuerdings in Zweifel gezogen — das Banner des Österreichers herabwerfen und beschimpfen. Leopold konnte in seiner Lage nichts tun, als zunächst wieder ein Lager vor der Stadt beziehen und baldmöglichst heimkehren, was nicht lange darauf auch der König von Frankreich in nicht geringerem Zorn über Richard tat.

Erst im Spätjahr 1192 verließ dieser das Morgenland, wo er den Sarazenen zuerst den größten Respekt und schließlich das Gegenteil eingeflößt hatte. Er mußte darauf gefaßt sein, daß sein französischer Feind im westlichen Mittelmeer auf ihn werde fahnden lassen, dagegen wußte er, daß seine Partei in Deutschland sein Erscheinen bejubeln werde; zu ihr gedachte er wohl durchzukommen. Der Zufall verschaffte ihm, daß das Abenteuer viel vollständiger wurde, als dem Jünger des Königs Artus lieb sein konnte. Im Adriatischen Meere litt er Schiffbruch und versuchte sich nun, als Kaufmann verkleidet, mit geringer Begleitung, zu den Freunden durchzufragen. Dabei geriet er von Friesach in Kärnten in die Nähe von Wien, nahm in dem Dorfe Erdberg Quartier, das jetzt zum 3. Bezirk der österreichischen Hauptstadt gehört, und sandte seinen Diener zu Einkäufen in die nahe Herzogstadt. Der wälsche Mann mit den Byzantinern, den im Mittelmeer- und Levanteverkehr gebräuchlichen

griechischen Goldstücken, fiel auf, wurde angehalten und gestand alles. Daraufhin holten Wiener Bürger den König aus dem Bauernhause zu Erdberg heraus, benachrichtigten den Herzog, und dieser nahm ihn in Haft (21. Dezember 1192). Der Gefangene wurde zunächst auf die Burg Dürrnstein an der Donau gebracht. Richard stand in dem schwerlich begründeten Verdacht, derjenige zu sein, der den trefflichen Konrad von Montferrat (S. 449), gerade als er König von Jerusalem werden sollte, durch einen Assassinen hatte ermorden lassen, und der Ermordete war ein Verwandter des ohnedies persönlich beleidigten Leopold.

Unter den Verschworenen brachte das Wiener Ereignis die größte Bestürzung hervor; verschiedene von ihnen frugen bei Leopold an, ob es wahr sei. Und sie

Abb. 273. Burg Dürrnstein an der Donau.

erfuhren zugleich, daß für ihre Partei nichts zu hoffen sei. Leopold trat vielmehr mit Kaiser Heinrich in Verbindung, welcher den Schutzherrn verräterischer Umtriebe schon geächtet und Fahndung befohlen hatte. Richard in Heinrichs Gewalt — das brachte den Ausweg aus allen Bedrängnissen und für Leopold die stärkste, zugleich die loyalste Genugtuung. So übergab der Herzog im Februar 1193 dem Kaiser als dem obersten Richter seinen Gefangenen, gegen Zubilligung der Hälfte von der künftigen Strafsumme.

Verschworene halten gewöhnlich nur so lange fest zusammen, als sie Gefahr bringen wollen und nicht selber erleiden. Einer nach dem anderen trat in Verhandlungen mit dem Kaiser, fand sich reumütig bei ihm ein; zuletzt waren noch Ottokar von Böhmen, welchen der Kaiser absetzte, und Heinrich der Löwe übrig, aber ohne Genossen unschädlich.

Der englische König war unterdes auf den zum Trifels gehörigen Scharfenberg (S. 423) in ehrenvolle Haft verbracht worden. Französische Sagen — Richard selber ist nach Abkunft beider Eltern, sowie nach Aufenthalt und Erziehung, als Franzose, nicht als Normanne oder gar als Angelsachse zu betrachten — haben die Gestalt des treuen Blondel geschaffen, der ihn nach langem Suchen auskundschaftet und durch sein Lied die Nachricht baldiger Befreiung zu dem Gefangenen in die Burg dringen läßt. Historisch ist vielmehr, daß alle Welt wußte, wie er auf dem Trifels auf Lösegeld harrte, um so ungeduldiger, als sein Bruder Johann („ohne Land") sich mit dem französischen König zu Richards Entthronung in Verbindung setzte. Und historisch ist auch das von Richard selber, offenbar nicht bloß zu seiner

Abb. 274. Skizze der Hohenstaufenpfalz zu Hagenau, von 1614.

Unterhaltung verfaßte, sondern zur Wirkung bei seinen Untertanen verbreitete (französische) Gedicht, dessen übrige Strophen man in Scheffels „Frau Aventiure" nachlesen möge:

Wohl wissen meine englischen Barone,
Normann, Gaskon, Poitous Ritterschaft,
Daß ich mit Freuden meine Königskrone
Für sie verpfände, fielen sie in Haft.
Und fehlte nur der ärmste Schildgefährte,
Ich ruhte nicht, bis er mir wiederkehrte:
Doch immer noch duld ich des Kerkers Not.

Heinrich hatte dem Gefangenen 100000 Mark Silbers, sowie Heeresfolge und 50 Galeeren Unterstützung gegen Tankred auferlegt. Auf dem Wormser Reichstage vom 23. Juni 1193 wurden diese Bedingungen unter Nachlaß der Heeresfolge dahin verwandelt, daß Richard 50000 Mark Silbers (nach heutigem Gelde und dessen Kaufkraft etwa 30 Millionen Reichsmark) Strafe zahle, seine Länder vom Kaiser zu Lehn nehme und jährlich 5000 Pfund Sterlinge Tribut entrichte. (Die Sterlinge sind nichts anderes, als die Denare der S. 245 genannten Währung. Sie hießen so, d. i. Easterlinge, Osterlinge, weil Münzmeister aus dem Osten, nämlich deutsche, sie prägten.) Von diesem Vertrage ab verweilte der Gefangene in der Pfalz zu Hagenau in der elsässischen Ebene als Gast des Kaisers.

Zu Anfang 1194 erschien die verwitwete Königin Eleonore in Deutschland, um ihrem königlichen Sohn und Liebling einen Teil des Lösegeldes und die Befreiung zu bringen. Diese erfolgte am 4. Februar zu Hagenau, und auf einem nachfolgenden Hoftage zu Mainz gab Richard alle seine Länder dem Kaiser auf,

um sie als Vasall zurückzuempfangen. Unter den Geiseln, die er für die Erfüllung des Vertrages zu schaffen hatte, befanden sich wieder zwei Söhne Heinrichs des Löwen; so war auch dieser gebunden.

Richard fuhr den Rhein hinab und hatte bei den Kölnern durch die Ehren, die sie ihm antaten, als ob er ungefähr ihr König sei und nicht soeben vor dem deutschen Kaiser auf dem Knie gelegen habe, Gelegenheit, von der Fremdtümelei der so oft beschimpften Deutschen die Spielart mit dem materiellen Beigeschmack kennen zu lernen. Er gewährte die erhoffte Abgabenfreiheit für das Londoner Gildehaus der Kölner nebst sonstigen Handelserleichterungen.

Abb. 275. Grabmal Heinrichs des Löwen und seiner Gemahlin Mathilde im Dom zu Braunschweig. Aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts.

Kaiser Heinrich eilte nach Sachsen, um Heinrich dem Löwen die Hand zur Versöhnung zu reichen. Der liebliche Roman zweier jungen Herzen ist es, der diese angebahnt hatte. Als Staufer und Welfen noch gut miteinander hinkamen, hatte man Herzog Heinrichs gleichnamigen Sohn und die Tochter des Pfalzgrafen Konrad bei Rhein, Armgard, miteinander in der Wiege verlobt. Diesen Verspruch hielten die beiden Verlobten aufrecht, die trotz der Entzweiung der beiden Häuser nicht voneinander lassen wollten. Die Pfalzgräfin als gütige Mutter führte auf der Burg Stahleck eine heimliche Vermählung herbei und der berechtigte Verlober, Pfalzgraf Konrad, ward somit überrumpelt. Indessen das Abkommen des Kaisers mit König Richard und die allgemeine Friedensstimmung befreite ihn von der Sorge vor bösen Verwicklungen. Der Kaiser traf zu Tilleda am Kyffhäuser mit Heinrich dem Löwen im März 1194 zusammen, hieß die Vermählung des jüngeren Heinrich gut und sagte für ihn die Nachfolge in der rheinischen Pfalzgrafschaft zu. So hat der alte Löwe noch wenigstens äußerlich vollständige Versöhnung mit dem Sohne des

Rotbarts erlebt. Den Rest seiner Tage hielt sich der greise königshafte Held in der Pfalz zu Braunschweig auf, ließ sich viel aus den Geschichtsbüchern vorlesen, dachte der eigenen Taten und ist am 6. August 1195 gestorben. Sein und seiner Gemahlin Grabmal im Dom zu Braunschweig hat er noch selbst erbaut, und nach seinem Tode hat man es mit den ruhenden Statuen der beiden geziert, den schönsten Grabfiguren der deutschen hochmittelalterlichen Kunst.

Um dieselbe Zeit, da König Richard befreit den Rhein hinabfuhr, starb in Sizilien der König Tankred, am 20. Februar 1194. Er hatte für seinen Sohn Roger die Hand von des Kaisers Isaak Angelos junger Tochter Irene erlangt; die gemeinsame Stauferfurcht sah diese alten Gegner, Byzantiner und Normannen, in engem Bunde. Aber Roger starb früh. Als nun auch Tankred bald danach starb, sollte das Königtum auf seinen zweiten Sohn Wilhelm, ein kleines Kind noch, übergehen. Aber die Mutter Sibylle war als Regentin nicht glücklich, entfremdete sich bisherige Anhänger, die zur kaiserlichen Partei traten, welche nie ganz erlegen und von Deutschland durch kleine entsandte Scharen aufrecht erhalten worden war. Und nun war der Kaiser selber frei geworden, um endlich die Erbschaft seiner Gemahlin anzutreten. Von Tilleda nach dem Trifels zurückgekehrt, brach er von da am 12. Mai 1194 auf, war Pfingsten (29. Mai) mit dem Heere in Mailand, gewann durch zugesagte Handelsvorteile die gegenseitig wetteifernde Mitwirkung der genuesischen und pisanischen Flotten, deren Ausrüstung er persönlich ordnete. So wurden die nördlichen Küstenorte des Königreiches und die Inseln des Golfs von Neapel mit leichter Mühe besetzt, der ernsthafte Widerstand Salernos mit stürmender Hand gebrochen. Bis zur Meerenge von Messina fand der Kaiser keinen Gegner mehr, und am 20. November 1194 konnte er auch in Palermo einziehen. Im Königspalast nahm er Quartier, und am Weihnachtstage ward er im Dom zum König von Sizilien gekrönt. Seine Gemahlin Konstanze war nicht anwesend; sie gebar am Tage nach dieser Krönung in dem Schlosse Jesi bei Ancona den sechs Jahre lang erharrten Erben. Dem Knaben wurden die Namen Friedrich und Roger beigelegt, die am meisten gefeierten Namen der Staufer und der Normannen, deren Häuser sich in seiner Person vereinigten.

Unmittelbar nach der Krönung wurde in Palermo eine Verschwörung ans Licht gebracht. Es scheint doch eher gesichert, daß sie bestanden hat, als daß sie bloß zum Vorwand eines erschreckenden Gewaltvorgehens durch die Justiz erfunden worden sei. Die Untersuchung wurde in die Hände Konrads von Lützelhardt (S. 432) gelegt, der während der letzten Zeit Tankreds die kleinen deutschen Kontingente im Lande befehligt hatte. Aber das ganze Drum und Dran dieses Vorgehens nahm den wilden Charakter italischer Rache- und Greuelszenen an, schon weil man sich auf dem Boden des harten normannisch-unteritalischen Herkommens befand und aller einheimische Parteihaß seine Genugtuung suchte. Gleichwie feindselige Päpste die Grabesruhe ihrer päpstlichen und kaiserlichen Gegner nicht geschont haben, wurden die Särge Tankreds und des jungen Roger geöffnet und ihren Leichen die Grabkronen weggerissen. Die verurteilten Angeklagten endeten unter ausgesuchten Todesstrafen oder wanderten in die Burggefängnisse Deutschlands. Der bedauernswerte kleine Wilhelm büßte, daß er König hatte sein sollen, durch Blendung und Entmannung und wurde auf die schwäbische Burg Hohenems in Vorarlberg, seine Mutter nebst ihren Töchtern in das elsässische Kloster Hohenburg (Odilienberg) gebracht. Mit entsetzlicher Gründlichkeit waren die Besiegten unschädlich gemacht; selbst in den viel grausameren jüngeren Jahrhunderten hat man selten so fürchterlich für Ruhe gesorgt. Auch den königlichen Schatz ließ Heinrich in Sicherheit bringen auf den Trifels, dessen feste Gewölbe schon die Reichskleinodien verwahrten.

Heinrich ließ seine Gemahlin als Residentin in Palermo zurück; zur Seite stellte er ihr seinen vortrefflichen Kanzler Konrad von Querfurt, der, was damals erst aufgekommen war, schon im Kanzleramt zugleich ein Bistum, Hildesheim, innehatte, und den Herzog von Spoleto, Konrad von Urslingen. Konrad von Lützelhardt

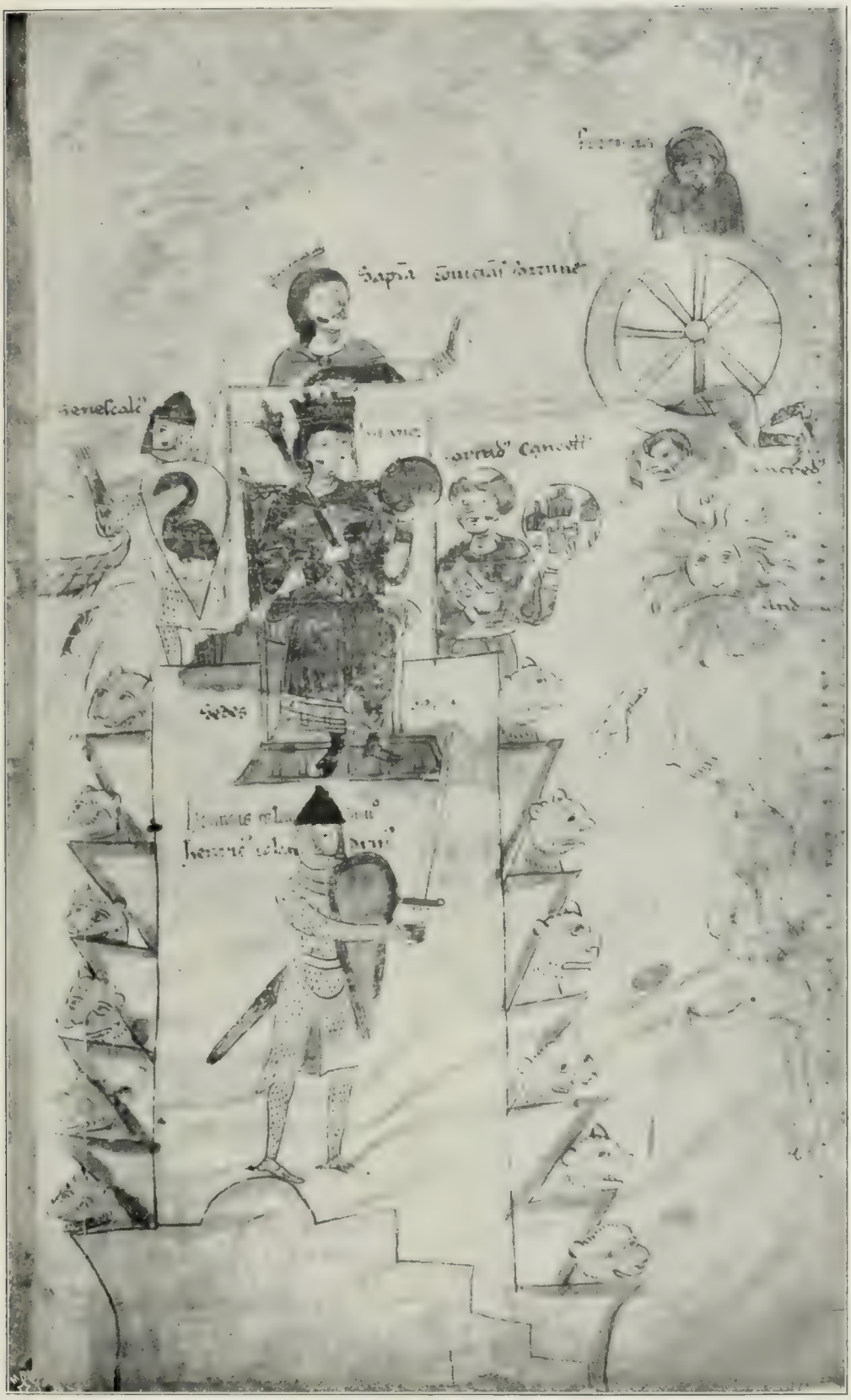


Abb. 276. Kaiser Heinrich VI. mit dem Kanzler Konrad und seinen ersten unteritalischen Beamten. Sapientia convicians fortune. Henricus imperator. Links: Senescalcus (Markward von Annweiler). Rechts: Corradus cancellarius. Unten: Henricus Calandrinus, Marschall Heinrich von Kalentin oder Kalden. Oben rechts Tanred von Lecce unter dem Rade der Fortuna. Darunter noch: Andronicus. Miniature der Handschrift des Petrus de Ebulo.

erhielt die Grafschaft Molise in den Abruzzen, Diepold von Vohburg die Statthalterschaft in der Terra di Lavoro und in Salerno. Markward von Annweiler, der Burgmann des Trifels, an dessen Fuße Annweiler liegt, wurde in die Markgrafschaft Ancona und das Herzogtum der Romagna (mit Bologna und Ravenna) eingesetzt. Die Markgrafschaft Tuszien und die mathildischen Güter gab Heinrich 1195 an Philipp, seinen bis vor kurzen dem geistlichen Stande bestimmten jungen Bruder, und nach seiner Bestimmung führte dieser, wohl um dieselbe Zeit, die in ihrer Kinderehe so früh verwitwete Irene als Gemahlin heim, die Rose ohne Dorn und Taube sonder Gallen, wie der sonst auf das Lob der deutschen Frauen so eifersüchtige Walther von der Vogelweide das junge Griechenkind nennt. Genua war bei seiner steten Unverträglichkeit mit Pisa zum Nutzen der kaiserlichen Politik gebunden; dem lombardischen Bunde, der gegen 1195 wieder oppositionelles Leben gewann, ward ein kaiserlich gesonnener Gegenbund von rivalisierenden Städten entgegengestellt. So konnte der Kaiser die Verhältnisse Italiens vorläufig als gesichert betrachten. Und indem er nunmehr, 1195, einen kaiserlichen Kreuzzug ankündigte, wand er auch dem Papste die Waffen aus der Hand.

Aber mit der Ernte seiner Erfolge wollte er noch nicht zu Ende sein, wollte nicht nur eine von der Ostsee bis nach Sizilien befestigte Lage geschaffen haben, sondern sie zu neuen Gestaltungen der Weltgeschichte verwenden. Es ist überaus denkwürdig, zu welchem Ergebnis seine Gedanken gelangten. Das sizilische Königreich besaß er als erblicher, absoluter Monarch und regierte es durch die zentralistische Beamtenmaschinerie, welche die Normannenkönige gegründet hatten. Hier war er frei von allem, was im deutschen Reiche die Krone als Wahl- und Mitbestimmungsrecht der Fürsten, als Lehnsverfassung band und ihre freie Verfügung auf die Kräfte des Haus- und Reichsgutes einengte. Trotzdem wollte er sein freies normannisches Königreich mit dem deutschen Reiche und seinem burgundischen und oberitalischen Zubehör zu einem Reichskörper vereinigen, wenn er sicher war, daß die Krone in seinem Hause verblieb, wenn diesem also nicht das unteritalisch-sizilische Erbe einfach durch eine nichtstaufische Wahl genommen werden konnte. Wir ersehen aus der ganzen Geschichte des Planes, daß Heinrich diese Anfesselung seiner unteritalischen Monarchie an das Reich nicht als ein reines Opfer für die Reichsidee auffaßte. Er war zu Zugeständnissen obendrein bereit, wollte den geistlichen Fürsten das Spolienrecht opfern und die rechtsherkömmlich gewordene Vererbung der weltlichen Reichslehen auch auf die weiblichen Linien ausdehnen. So müssen wir fragen, was er sich von dem Gelingen versprach. Die verfassungsmäßige Erblichkeit der Krone vorweg; aber das kann nur eine Voraussetzung, nicht die Hauptsache gewesen sein, da das Wahlrecht der Fürsten bisher nur beim Erlöschen der regierenden Häuser oder unter ganz abnormen, revolutionären Umständen — und die waren nie von vornherein durch Gesetz auszuschließen — ein frei ausgeübtes gewesen war. Dagegen verdient beachtet zu werden, daß sein Projekt die Lehnsansprüche des Papstes über Sizilien und Unteritalien beiseite geschoben haben würde. Als Hauptbeweggrund aber, als das, was Heinrich zu so großen Opfern geneigt machte, werden wir anzusehen haben, daß er an die Möglichkeit glaubte, in einem derart verschmolzenen und neueinheitlichen Reiche die monarchisch-zentralistische Verwaltung des sizilischen Bestandteils auf das Ganze auszudehnen, wie in Italien, so fortan in Deutschland das Amts-Fürstentum der von ihm eingesetzten Ritter zwischen die erblichen Lehnsfürsten zu drängen und diese aus Mitbeschließern über das Reich und territorialen Landesherren zu guter Letzt in die Stellung von großen Grundbesitzern zurückzudrängen. Mit anderen Worten, der junge Herrscher, der ein langes Leben vor sich glaubte,

muß für möglich gehalten haben, auch in Deutschland die monarchisch-absolutistische Entwicklung zu erzwingen, die die unteritalische Normannenmonarchie vorgezeichnet hatte, die das England erobernde Herzogtum der Normandie von Anfang an durch Verhütung zu großer Lehnsherrschaften vorbereiten wollte, und die das französische Königtum in Mühen und Kämpfen erreicht hat.

Seit dem Dezember 1195 brachte der Kaiser die Angelegenheit in Deutschland zur Sprache. 52 „der Fürsten, welche den König zu wählen pflegen", waren nicht abgeneigt. Aber der Kölner Erzbischof (Adolf von Altena, 1193—1205) und die sächsischen Fürsten widerstrebten desto entschiedener. Da ließ Heinrich die Sache fallen und sorgte vorläufig nur, daß auf einem Frankfurter Tage sein zweijähriges Söhnchen zum König gewählt wurde. So konnte nach menschlicher Annahme der Plan ohne Not zurückgestellt werden.

Die Jahre 1196 und 1197 zeigen das staufische Kaisertum auf einer Höhe, zu welcher man fast mit Herzklopfen aufblickt. England, halb Frankreich gingen von ihm zu Lehn; mit den Dänen und Ungarn verkehrte die deutsche Krone im Tone einer unwidersprochenen Oberherrlichkeit, nach Frankreich hinüber brauchte man kaum andere Wendungen, den Genuesen verlieh Heinrich Privilegien in spanischen Häfen, als Herr Siziliens zog er Tribute an der afrikanischen Küste von Tunis ein. Schon im Mai 1194 hatte Leon von Armenien durch eine Gesandtschaft die Bitte erneuert, ihn durch die Autorität des Reiches zu belehnen. Welche Gedanken und Vergleiche mußte solche Botschaft zu einer Zeit erwecken, deren Phantasie sich seit den Kreuzzügen wieder besonders gerne mit der Eroberergestalt Alexanders des Großen beschäftigte! Dessen asiatische Taten las man in dem Alexanderliede des Pfaffen Lamprecht, aber neben diesem haben jüngere Zeitgenossen, z. B. der von Herzog Bertold V. von Zähringen beauftragte rheinschwäbische Ministeriale Bertold von Herbolzheim den „aktuellen" Stoff behandelt, und später noch Rudolf von Hohenems und andere. Als Richard Löwenherz 1189 nach Syrien fuhr, hatte er im Vorbeigehen die Insel Cypern ihrem griechischen Inhaber weggenommen, der sich dort von Byzanz unabhängig hielt; er hatte sie seinem nahen Verwandten, König Guido von Jerusalem, überlassen. Auf diesen war 1194 sein Bruder Heinrich als König von Cypern gefolgt, auch er sandte und bat um die Belehnung des Kaisers. Das Kaisertum stand in einem theoretischen Ansehen sondergleichen, aber es stand zugleich ganz konkret im geographischen Zentrum des Mittelmeeres, und indem es von hier aus universale und normannische Politik in einem verfolgte, schien es die Rechte des antiken Rom in West und Ost zu erneuern. Es hob sich auch über Byzanz empor und vergalt ihm alles, was dieses je an Hochmut über die germanischen Usurpatoren des abendländischen Kaisertums ausgegossen hatte. Ein gegenwärtiger Anlaß lag auch darin, daß 1195 der Vater von Heinrichs Schwägerin Irene, Kaiser Isaak — übrigens ein sehr bedenklicher und kläglicher Herr — durch eine Palastrevolution seines Bruders Alexios entthront und geblendet worden war. Die zugesagte Belehnung mit Cypern war schon ein Affront; nun erschien zu Weihnacht 1196 Heinrich von Kalden am Hofe zu Byzanz und heischte im Namen seines Herrn unter Kriegsdrohung die Herausgabe derjenigen Gebiete, welche die Normannenkönige in ihren Griechenkriegen zeitweilig besetzt hatten, d. h. des ganzen Südens von Thessalonich (Saloniki) und Epidaurus. Die Regierung des Kaisers Alexios war aufs höchste erschrocken, man suchte nach ortsüblichem Modus den Gesandten zu ködern, das ihm als Gastgeschenk gereichte Kleid starrte von wertvollen Diamanten, aber der Ritter wehrte ab: Eisen sei besseres Kleid. Der Eisenstolz der Deutschen war ein etwas verbrauchtes Schlagwort aus Kaiser Friedrichs Zeit, aber es war doch ein gutes,

und Heinrich von Kalden brachte das Zugeständnis des hohen Tributes von 16 Goldtalenten heim, womit Byzanz die staufisch-normannische Forderung abkaufte. Fortan gab es im byzantinischen Reiche zur Aufbringung dieses Tributes eine „Deutschensteuer", und so empfand auch hier der einzelne Mann, was ein englischer Schriftsteller voll neidischer Mißgunst die infanda arrogantia Theutonicorum, die unsagbare Unverschämtheit der Deutschen nannte. Keinem Volke ist je so ungern sein Übergewicht über andere vergönnt worden, als den Deutschen, und wir würden freilich unrecht tun, die Ursachen davon nicht auch bei diesen selbst, nicht zuletzt bei ihrem Mangel an gleichmäßiger Selbstachtung zu suchen.

Man hat sich an Heinrich VI. gerächt, indem man in der Zählung der Kreuzzüge den seinigen schlankhin weggeschwiegen hat. Seit dem Frühjahre 1197 fuhren die stattlichen deutschen Kreuzfahrerscharen — für 60000 Teilnehmer sind Schiffe
1197. besorgt worden — von der apulischen Küste ab. Von Fürsten befanden sich dabei der Erzbischof Konrad von Mainz, ein Wittelsbacher, die Herzöge von Österreich, Kärnten, Brabant, der Pfalzgraf Heinrich bei Rhein, Landgraf Hermann von Thüringen und Markgraf Otto von Brandenburg. Unter den ritterlichen Teilnehmern verdient der Schwabe Hartmann von Aue, der Dichter des Armen Heinrich und anderer Epen, hervorgehoben zu werden. Die politische Leitung der Kreuzfahrt lag bei Heinrichs Kanzler Konrad. Der Kaiser selbst wollte nachkommen und verweilte in Unteritalien, in Pülle oder Pulle, wie die Deutschen sich nicht ganz schön das Wort Puglia (Apulien) zurechtmachten. Eben in diesem Jahre mußten neue Erhebungen der durch die deutschen Beamten im Lande nicht versöhnten Normannen von dem Kaiser im Verein mit Markward von Annweiler und Heinrich von Kalden niedergeschlagen und in Blut erstickt werden.

Die kaiserliche Flotte landete zunächst in Cypern und der deutsche Kanzler krönte den König Amalrich als Lehnsfürsten des Imperiums. Dann landete er mit dem Heere in Akkon und setzte Amalrich auch als König des Reiches Jerusalem ein, welches seit 1187 nur noch aus einigen Städten der Küste bestand. Die dringlichste Aufgabe war, wieder eine Landverbindung der christlichen Plätze untereinander und nach den Resten der nördlichen Fürstentümer Tripolis und Antiochien hinüber herzustellen. Dies gelang dem Kanzler durch die Einnahme der am Fuß des Libanon gelegenen, von den Sarazenen gehaltenen Seestadt Beirut und durch die Besiegung eines Heeres, welches Saladins Nachfolger Malik el-Adil entsendet hatte, bei Sidon. Hierauf eilte der Erzbischof Konrad von Mainz, der Erzkanzler des Reiches, nach Armenien und krönte Leon, der sich fortan „König aller Armenier von Gottes und des römischen Reiches Gnaden" nannte. Nach so schönen Erfolgen dachte man, was der dritte Kreuzzug gänzlich versäumt hatte, an die Wiedereroberung der Stadt Jerusalem gehen zu können, und machte sich zunächst an die Belagerung der die Straßen nördlich beherrschenden, feindlich besetzten Feste Toron des Ortes Tibnin, deren auf hohen Fels gegründete Mauern die deutschen Pioniere damaliger Zeit, mitgenommene Harzer Bergleute, unterminierten — da kamen die jähen Nachrichten ins Morgenland, daß der Kaiser tot, und bald erfuhr man auch, daß das Reich in grenzenloser Verwirrung sei. Das hat auch diesen Kreuzzug zu unfertigem Ende gebracht; immerhin hat er die stattliche Landerweiterung der Reste des Königreiches und dessen geordnete Vereinigung mit den Machtmitteln des blühenden Cypern, also mehr Ergebnisse als der zweite und dritte Kreuzzug hinterlassen, dazu die wichtige Erholungsfrist eines noch mit Sultan el Adil auf $5^2/_3$ Jahre vereinbarten Friedens. Und dann hat Kaiser Heinrichs Vertreter in der Übertragung von Statuten (am 5. März 1198) nach dem Vorbild der Templer auf das deutsche Spital von Akkon und auf dessen Genossenschaft den neuen Deutschen Ritterorden, welchen Papst Innozenz III. durch Bulle vom 19. Februar 1199 bestätigte, als eine fruchtbare Schöpfung hinterlassen.

Am 28. September 1197 ist zu Messina der stolzeste, rücksichtsloseste und gebietendste Kaiser gestorben. Auch ihm hat das Klima Italiens den Tod gebracht. Mit 32 Jahren, wie Alexander der Große, ist er abberufen worden, auch er aus einer werdenden oder soeben gewordenen Weltherrschaft. „Sein vorzeitiger Tod,"

so schrieb damals der wichtigste Chronist über die staufische Zeit Friedrichs und Heinrichs, „muß von dem Volke der Deutschen und allen Männern Germaniens in Ewigkeit beklagt werden. Denn er hat sie angesehen gemacht durch den Reichtum fremder Länder, hat allen Nationen ringsum durch Tapferkeit Schrecken eingeflößt und hat gezeigt, daß sie unfehlbar die anderen Völker überflügelt haben würden, wenn ihn nicht der Tod überrascht hätte." Dieser Epilog des sanktblasischen Mönches auf Heinrichs VI. Regierung und dieses inhaltschwere „Wenn" gilt noch heute. Keine Katastrophe in der deutschen Geschichte ist so vollständig wie diese, niemals derartig auf ein stetiges Ansteigen und Gewinnen eine Periode der Auflösung, der Vergeudung aller von der weltlichen Monarchie gewonnenen Machtmittel erfolgt. Ohne Übergang folgt auf die größte erreichte Höhe der Reichsautorität ihr unaufhaltsamer Zerfall.

Heinrich selbst auf dem Totenbette hat noch die Verwirrung geahnt, die folgen müsse: er hat bestimmt, daß sein Sohn Friedrich Roger, der auch der gewählte König der Deutschen war, dem Papste für das Königreich Sizilien den Lehnseid zu leisten habe, welchen der Kaiser selbst der Kurie niemals zugestanden hatte. Damit war die Union des Königreichs mit dem deutschen Reiche aufgegeben und abgeschnitten. Und ferner: daß die Reichsbeamten in Spoleto, Tuszien, Ancona, der Romagna dem Papste schwören sollten, falls dieser die deutsche Königswahl Friedrichs anerkenne. Er gab also auch hierin den weitgehenden Ansprüchen der konstantinischen Schenkung nach. Er fürchtete das Schlimmste von den Fürsten in Deutschland und wollte seinem Sohne auf alle Fälle das Königreich Sizilien retten, ihm hier wie für Deutschland den Beistand eines mitinteressierten Papsttums sichern. Die treuen deutschen Ritter, die um Heinrichs Sterbelager standen, haben dies Testament unterdrückt; sie hofften das staufische Banner, ohne daß es sich vor dem Papsttum senkte, im Felde zu halten.

Philipp von Schwaben und Otto IV.

Initiale aus einer Handschrift des 12. Jahrhunderts.

In den Tagen, da Kaiser Heinrich fern in Sizilien starb, erblickten Leute in den Gegenden des Rheines und der Mosel die riesenhafte Schattengestalt eines gespenstischen Reiters auf schwarzem Totenrosse: des Dietrich von Bern, den das bevorstehende Unheil des Reiches aus seiner Bergesruhe emporgescheucht hatte. So wollte man sich entsinnen, als die unvorbereitete Nachricht vom Tode des Kaisers erscholl und zur schreckhaften Gewißheit wurde. Jedenfalls ging sofort durch alle Welt das Gefühl eines betäubenden Ereignisses, durch das alles anders werden müsse — zur bangen Besorgnis der einen, zur unverhehlten Freude der anderen. Heinrichs Bruder Philipp erfuhr dies mit zuerst. Er war auf dem Wege nach Unteritalien, um den kleinen Friedrich Roger zur Königskrönung nach Deutschland abzuholen; da erhielt er zu Montefiascone unweit Viterbo die schlimme Nachricht und zugleich auch schon so bedenkliche Anzeichen über das Verhalten der Italiener, daß er umkehrte.

Es lebte damals außer Philipp nur noch ein Bruder Kaiser Heinrichs, Otto, der das westjuranische Erbgut seiner Mutter Beatrix als „Pfalzgraf" in Burgund erhalten hatte, ein etwas wilder Herr, der nie für eine politische Rolle in Betracht gekommen ist. Eine ähnliche Natur war Konrad gewesen, derjenige Bruder, welchem Kaiser Heinrich 1191 das Herzogtum Schwaben überlassen hatte; er war 1196 während eines Fehdezuges gegen den Herzog von Zähringen erschlagen worden, als er zu Durlach einer Frau Gewalt tat. Dadurch war Philipp, der bisher nur in Italien belehnt war, Herzog von Schwaben geworden. Er ist die freundliche Erscheinung unter den Brüdern: ein „junger, süßer Mann", sagt Walter von der Vogelweide, und der vortreffliche Chronist Burchard von Ursperg, ein zeitgenössischer Schwabe, gibt den von

Philipp empfangenen Eindruck so wieder: weichen Sinnes, mild, leutselig, gütig, freigebig, zarten Körpers, von heiteren, schönen Zügen, blondem Haar, mittlerer Größe, eher schlank als breit.

Bei dem Träger dieser noch mehr menschlich liebenswürdigen als königlichen Eigenschaften stand es nun, die Sache des kaum dreijährigen Knaben Friedrich aufrecht zu erhalten.

Die Treuen des staufischen Hauses befanden sich vorläufig getrennt voneinander und isoliert an drei verschiedenen Orten. Erstlich im Morgenlande; hier gelang es dem vortrefflichen Kanzler Konrad, die Kreuzfahrer und die zahlreichen und wichtigen Fürsten darunter sofort für König Friedrich in Pflicht und Eid zu nehmen. Zweitens in Unteritalien. Drittens in Deutschland, wo für die Staufer mit Sicherheit auf die Schwaben, die Reichsministerialität, die Mehrzahl der geistlichen und einige der weltlichen Fürsten zu rechnen war. Aber schon regten sich auch diejenigen, welche die Lage nicht ungenützt zu lassen entschlossen waren, und sie fanden ihr Haupt in dem Kölner Erzbischof Adolf. Er tat sich, da der Mainzer im heiligen Lande war, als dessen Amtsvertreter auf, der den Thronwechsel zu leiten habe, und sprach von auszuschreibenden Reichstagen, von der Wahl des neuen Königs. Man mußte erkennen, daß diese Partei, der vorläufig der von Adolf ganz abhängige Trierer Erzbischof und der mit den Staufern verfeindete Straßburger Bischof zugehörten, zur Lossage von König Friedrich entschlossen war. Sie kamen an Weihnacht 1197 zu Andernach zusammen, berieten, wen man etwa wählen solle, ob Bernhard von Sachsen, den Askanier, oder Bertold V. von Zähringen, und schrieben auf Anfang März 1198 einen allgemeinen Wahltag nach Köln aus, zu dem auch der englische König Richard als Lehnsfürst des Reiches eingeladen wurde. Die Kölner Versammlung war kein großer Erfolg; von allen Fürsten, auf die man sich Hoffnung machte, kam nur der Zähringer und auch dieser mehr wider Willen, weil ihm der Straßburger Bischof keine Ruhe ließ. Bernhard sagte der Partei völlig ab. Er hatte das Mögliche getan, die Herzogsgewalt in Sachsen vollends zur Ruine werden zu lassen, im übrigen war er ein biederer und eben Ruhe liebender Mann, in welchem sich das Askanierblut von der Rastlosigkeit Albrechts des Bären erholte. Dagegen war Richard von England durch Bischöfe und mehrere weltliche Herren stattlich vertreten; sie sollten die Königswahl Heinrichs, des welfischen Pfalzgrafen bei Rhein betreiben, der aber im Morgenlande war. Unter allen diesen Umständen hatte man Philipp schon Ende 1197 nahegelegt, sich selber wählen zu lassen anstatt Friedrichs, da man einen wirklichen König brauche. So sehr dies das Vernünftigste, ja Dringlichste war, schloß es doch auch viel Bedenkliches in sich: die Nichtachtung einer rechtmäßig vorgenommenen Königswahl, die Lösung der deutschen Stauferkrone von der reichen Königsmacht Siziliens und schließlich auch die Trennung ins Ungewisse von dem Verhalten der im Morgenlande befindlichen Freunde. In der Tat hat der Mainzer Erzbischof nach der Rückkehr der Kreuzfahrer die in deren Abwesenheit geschaffene Lage einen Moment lang durch das festgehaltene Recht Friedrichs II. durchkreuzt. Überhaupt hebt sich aus all der Verwirrung und dem Parteigeist jener Tage im einzelnen doch wieder die auch in Konflikten hochgehaltene Gewissenstreue und Eidespflicht heraus, die in der zeitgenössisch erschaffenen Gestalt des Rüdeger von Pechlarn eine so ergreifende poetische Verkörperung gefunden hat. Philipp konnte sich zu der von ihm geforderten, obwohl praktisch besten Lösung noch nicht entschließen. Er hatte auf dieselben Tage, da die Gegner in Köln zusammen kamen, eine Versammlung nach der zum Reichsgut gehörigen Stadt Mühlhausen in Thüringen ausgeschrieben, und sie wurde sehr gut besucht. Außer zahlreichen Kirchen-

fürsten und anderen weltlichen Herren waren die Herzöge Ludwig I. von Bayern (1183—1231) und Bernhard von Sachsen anwesend. Noch hier bestand Philipp, ohne Koketterie, darauf, nur „Verteidiger des Reiches und Siziliens und Schützer König Friedrichs" sein zu wollen und ließ sich hierzu ernennen; aber zwei Tage später, am 8. März, gab er nach und nahm die Wahl zum König an. Man war den Gegnern zuvorgekommen. Sie waren noch unschlüssig in Köln beisammen, 1198.

Abb. 277 u. 278. Siegel Herzog Bertolds V. von Zähringen und Rückseite dieses Siegels mit dem Reichsadler. Aus Heyck: Urkunden, Siegel und Wappen der Herzoge von Zähringen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1892; mit Erlaubnis des Verlegers.

erfuhren Philipps Wahl und bestimmten in aufgeregter Eile den Herzog Bertold von Zähringen zum König.

Dies war ein guter Haushalter und reicher Fürst, der im übrigen möglichst wenig von Reichsangelegenheiten hören mochte und sich als ein tüchtiger, dabei Gesang und anständige ritterliche Kurzweil liebender Herr in seinen schwäbischen oder burgundischen Besitzungen und Ämtern hielt. Er hatte gar keine Lust, wie sein mütterlicher Ahn Rudolf von Rheinfelden aus einem stattlichen Herzog ein kümmerlicher Gegenkönig zu werden. Aber unablässiges Zureden und geschickt eingeflochtenes Besorgtmachen vor staufischen Anschlägen brachten ihn zur Annahme der künftigen, wie man hoffte, bei besserer Beteiligung vorzunehmenden Wahl. Und da man einmal beim Überreden war und den Stein ins Rollen brachte, vermochte man ihn auch dazu, seinen Wählern 1700 Mark Silbers zu versprechen. So kam auch noch das Begehren der Fürsten aus der Hand der Könige, die sie wählten und denen sie anhingen, durch diesen unseligen Abschnitt in die deutsche Königsgeschichte hinein. Nachdem Bertold seinen Wählern zwei Neffen als Geiseln hinterlassen hatte, durfte er bis zu dem nach Andernach auszuschreibenden Wahltag heimziehen.

Ein künftiger König, der Geiseln stellen mußte, daß er es überhaupt werden wolle! Und als er aus dem Zureden der geistlichen Herren heraus war und durch die frische Märzluft nach Hause ritt, da kam ihm seine ganze Unlust wieder zum Bewußtsein. Er, der sonst gar kein Mann der Kirche war, sollte Pfaffenkönig werden und es noch obendrein bezahlen. In dieser Stimmung trafen ihn schwäbische Herren, die Philipp als Unterhändler sandte, und raschweg verzichtete er auf die Wahl, trat zu Philipp über. Dieser gestand ihm aus dem Reichsgut die Vogtei zu Schaffhausen und als Pfandbesitz das staufische Breisach zu, welches auf seinem isolierten Felsklotz am Rhein wie eine stete Drohung dem zähringischen Hausgut im Breisgau und Schwarzwald gegenüberlag. Die landläufigen Angaben, was er bekommen habe, sind durch aufbauschendes Gerücht entstanden. Nichtsdestoweniger hatte nun auch Philipp das Werben durch Wegschenken angefangen.

Nach dem Abfall Bertolds bestimmte die Partei auf dem Tage zu Andernach nun doch einen Welfen und zwar, da der rheinische Pfalzgraf abwesend und zweifelhaft war, seinen jüngeren Bruder Otto IV. Dieser, zwischen dem Getümmel der

französisch-englischen Fehden an der Seine und Garonne mehr als englischer Franzose denn als Deutscher aufgewachsen, war durch die englischen Verwandten zum Grafen von Poitou gemacht worden, während er das welfisch-sächsische Hausgut noch mit einem anderen Bruder Wilhelm zu teilen hatte. Eine robuste Natur von Erscheinung und Charakter; „wär er sô milte als lanc, er hete Tugende vil besezzen" spottet Walter von der Vogelweide einmal. Mit englischem Geld ausgerüstet kam Otto nach Deutschland und über Lüttich nach Köln, wo er am 9. Juni 1198 gewählt wurde. Aachen mußte er erst belagern, ehe ihm Erzbischof Adolf dort am 12. Juli die Krone aufsetzen konnte. Philipp suchte diesen gewissen Vorsprung des Gegners dadurch notdürftig auszugleichen, daß er sich an Mariä Geburt (8. September) zu Mainz, und da der dortige Erzbischof noch nicht zurück war, durch einen anderen Erzbischof des Reiches, Haimo von Tarantaise in Burgund, krönen ließ. Der nun beginnende Bürgerkrieg war kein allgemeiner, sondern hat manche Gegenden im Reiche gar nicht berührt.

Wesentlich nur im Straßburger Bistum, am Niederrhein und am Harz haben die Fehdezüge, die Verheerungen und Belagerungen einen kriegsmäßigen Charakter angenommen, unter denen, wie immer, die Bauern am meisten zu leiden hatten. Wo der Böhme Ottokar — der, 1193 abgesetzt, 1197 wieder zur Regierung kam, 1198 von Philipp den Königstitel zugestanden erhielt und seine Parteistellung noch mehrmals wechselte — mit seinen Kriegsleuten mittat, da war auch die Not der Frauen groß. Wir erfahren übrigens bei solcher Gelegenheit auch schon die Übung des „Federns", welches nachmals durch die Bostoner von 1773 so bekannt geworden ist: ein armes Nönnlein wurde durch tschechische Peiniger mit Honig bestrichen, in Federn umgekehrt und dann zu Spottszenen mißbraucht. Philipp kam in die Lage, wegen zahlreicher Scheußlichkeiten mit schweren Strafen gegen diese kompromittierlichen Anhänger vorgehen zu müssen.

Sonst wurde der Kampf in der Hauptsache durch die beiderseitige Verschleuderung von Reichsgut geführt, welches dem König Philipp mehr im Süden und in Mitteldeutschland, dem Gegenkönig im Norden und Nordwesten zu Gebote stand. Die Parteigruppierung war im allgemeinen konstant, wenn auch einzelne Fürsten sich nach ihrem Nutzen bald herüber, bald hinüber ziehen ließen. Fest zu Philipp hielt außer der großen Mehrzahl der Fürsten die Ministerialität, während Ottos Hauptstütze außer Erzbischof Adolf dessen Stadt Köln war, hinter welcher die oberen Rheinstädte immer mehr an Größe, Handel und Reichtum zurückblieben. Wie den Fürsten, konnte auch dem Bürgertum der Kronstreit materiell nur gut bekommen, da beide Könige eine Reihe von Zollstätten und sonstigen Einkünften preisgaben.

Aber auch der Kirche und ihrem wiederbelebten Streben nach der oberen Leitung aller Weltlichkeit bekam er. Gegenüber Kaiser Heinrich VI. und allem, was er ihr an Sorge und Einbuße bereitet, hatte die Kirche sich notgedrungen auf ein händeringendes Zusehen beschränkt; jetzt war eine ähnliche Lage zurückgekehrt wie die, welche einst den König Heinrich IV. fesselte. Und gleichzeitig geschah ein entscheidender Personenwechsel in der Leitung der Kirche; auf Cölestin folgte am 8. Januar 1189 der Kardinal Graf Lotar von Segni als Innocenz III.

„O wê!" rief Walter, „der Bâbest ist ze junc, hilf, Herre, diner Kristenheit!" — Innocenz war 37 Jahre alt, ein feuriger Mann, den der hierarchische Geist eines Gregor VII. beseelte und der dessen große Kunst besaß, von der Idee geleitet doch zugleich politischer Praktiker zu sein. „Hochsinnig und verschlagen", so drückt dasselbe der mittelalterliche Biograph dieses Papstes aus. Es handelte sich nicht bloß darum, den Träger der deutschen Krone wieder in die Rolle der Gegenkönige Heinrichs IV. oder mindestens in diejenige Lotars und Konrads III. zu beugen, sondern auch um andere wichtige Ziele. Deutschland und Frankreich waren die reichsten Länder Europas nach Italien, aber alle drei wollten von Papsttum und Kirche nicht viel wissen. In Italien war die Devotion niemals groß und allgemein gewesen; die beiden anderen Nationen hatten seit Beginn des 12. Jahrhunderts sich

in die Arme der „Frau Welt" zurückgeworfen. Für den Verlust ihres einfältig-demütigen Gehorsams konnte die Standespflicht ritterlicher Frömmigkeit nicht entschädigen. Gewiß war kein Ritter und damaliger Deutscher nicht auch ein redlich gläubiger Mann, aber die tief innerliche, alles opfernde Hingabe des vorhergehenden Jahrhunderts, wie sie besonders in dem deutschen Hauptlande Schwaben zu Hause gewesen war, war nur noch bei Einzelnen zu finden. Und was nützten alle frommen Tugenden im Rittergelübde, wenn die Einkünfte Petri, die Gelder, die nach Rom gespendet wurden, nur noch aus England, Aragonien und Skandinawien reichlicher flossen? Und wenn die Zeitgedichte ritterlicher Sänger, deren Einfluß wir nicht unterschätzen dürfen, bereits laut verkündeten, was die Meisten bisher erst unklar über das unerbauliche Leben der Geistlichen, die Willkür der Bannsprüche, die Habsucht und Herrschsucht der römischen Kurie empfanden? Die Grundlage aller Obedienz, das ganze mittelalterlich-kirchliche System wankte, der innere Respekt vor der Hirarchie war fort. Schon gärte es auch von Ketzerei, nicht gegen die Lehre Christi, im Gegenteil, im Sinne der Worte Christi gegen jünger erwachsene Institutionen und Dogmen der Kirche. In alledem waren die Aufgaben gegeben, denen sich der neue große Papst gegenübersah.

Kaiser Heinrich auf seinem Sterbebett hatte richtig vorausgesehen, daß ein ermutigtes Vorgehen des Papsttums sich mit zuerst auf die als „Patrimonium Petri" beanspruchten Gebiete und Rechte in Mittel- und Oberitalien richten werde. Es gelang Innocenz, die Gewalt in der Stadt Rom, wo zuletzt Kaiser Heinrich einen Präfekten als Kommunalvorstand gehalten hatte, zu übernehmen und die Ritter von Urslingen und Annweiler aus ihren Verwaltungsbereichen zu verdrängen, oder wie es päpstlicherseits ausgedrückt wurde, Spoleto, die Mark Ancona und die Romagna zu „rekuperieren". Und als Ende 1198 die Kaiserin Konstanze starb, legte auch sie durch letztwillige Verfügung die Vormundschaft über den jungen König Friedrich von Sizilien in des Papstes Hände, den sie gleichzeitig als seinen Lehnsherrn anerkannte.

Im deutschen Königstreit verhielt Innocenz sich noch abwartend. Otto IV. war es, der ihn kurzweg als oberen Richter anerkennen und benutzen wollte, indem er den Papst ersuchte, die Wahl Philipps zu verwerfen. Um so weniger wollten die Fürsten der staufischen Partei von einer derartigen päpstlichen Befugnis wissen und mahnten Innocenz durch Schreiben von einem stattlich besuchten Speyerer Hoftage (28. Mai 1199) nachdrücklich, Markward von Annweiler, „den Markgrafen von Ancona, Herzog zu Ravenna, Reichsverweser in Sizilien und Seneschall des kaiserlichen Hofes" in seiner Tätigkeit — Markward hatte nach Konstanzens Tode die Regentschaft in Unteritalien-Sizilien in die Hand genommen — zu unterstützen, gegen König Philipp aber nichts zu unternehmen, den sie baldigst zur Krönung nach Rom geleiten würden.

Wir haben von Innocenz, wie von Gregor VII., seine gesammelte politische Korrespondenz und darin eine Aufzeichnung, worin er die Bedingungen seiner Stellungnahme abwägt. Die deutsche Wahl Friedrichs II. sei belanglos, weil er ein Kind sei. Philipp sei korrekt gewählt und sei der mächtigere; aber er „stamme aus dem Blute der Verfolger" und könne, anerkannt, seine Krone leicht erblich machen. Otto stamme aus einem befreundeten Hause und verdiene ungeachtet der Schwäche seiner Wahl und seines Anhangs die apostolische Gunst. Die Papstfreundschaft der Welfen war freilich ebenso lückenhaft und anfechtbar wie die grundsätzliche Gegnerschaft des staufischen Hauses; um so interessanter ist es, die römische Maxime über die Staufer schon hier als eine feststehende und traditionelle zu finden. Im Frühjahr 1201 nahm Innocenz öffentlich für Otto Partei. Seine Gegenzugeständnisse hatte dieser im Vertrage von Neuß, wo er mit dem Legaten des Papstes zusammenkam, am 2. Juni 1201 zu beurkunden: Verzicht der deutschen Krone auf die „Rekuperationen" und Anerkennung des päpstlichen Rechtes über Unteritalien-Sizilien. Tags darauf bannte der Legat, Kardinal Guido von Praeneste, zu Köln den „Herzog" Philipp

und verkündete Otto als rechtmäßigen König nach päpstlicher Entscheidung. Trotzdem fielen wenige ab; aufs neue nehmen wir wahr, daß der kirchliche Bann sich als politische Waffe abgenutzt hatte. Auf einem Nürnberger Hoftage Anfang 1202 sah Philipp nach wie vor eine große Anzahl geistlicher Fürsten, die Herzöge von Zähringen, Sachsen, Österreich und den Andechs-Meraner, der neuerdings auch Herzog genannt wurde, den Thüringer Landgrafen Hermann, die Markgrafen an seiner Seite zu einmütiger Abwehr der päpstlichen Einmischung. Aber in schwächlicher, törichter Klügelei wurde diese als bloße Anmaßung Guidos von Praeneste bezeichnet, welchen der Papst zur Rechenschaft ziehen möge! So fehlt diesem König doch der stolze, offensinnige Mut eines Friedrich Rotbart und auch ein Mann zur Seite, ein Rainald von Dassel, der kraftvoll die Alle vereinigende Entrüstung gehandhabt hätte, dieselbe, welche durch Walters Mund vor Gottes höchstes Gericht ihre Anklage brachte: die Pfaffen wellent Leienreht verkêren!

Indessen Philipp behielt die Oberhand, und auch im sizilischen Reiche hielten sich die deutschen Ritter, obwohl ihnen Markward 1202 durch den Tod entrissen wurde. An seine Stelle rückte Diepold als ihr Führer. Nur durch neue böse Preisgabe deutscher Rechte gewann Otto einen wertvollen Verbündeten, den Dänenkönig Knud VI. Dieser, der schon 1188 nach Mecklenburg und Pommern die Hand ausgestreckt hatte, war 1201 nach hartem Kampfe über den mannhaften Verteidiger der Reichsgrenze, Grafen Adolf III. von Holstein, Sieger geblieben, hatte die Abtretung der Grafschaft erzwungen und auch Lübeck und Hamburg erobert. Ihm, sowie seinem Bruder und Nachfolger Waldemar II. (1202—1241) verband sich Otto durch eine Doppelverschwägerung, ohne gegen jene Eroberungen etwas einzuwenden, und ließ somit in den Nöten des Königtums aus der Hand, was seine Vorfahren für ihr Herzogtum und für Deutschland gewonnen hatten.

Aber mehr, als er in dem fremden Verbündeten gewann, verlor er wiederum an Ansehen. Dagegen fiel auf Philipp ein gewisser Verdienstanteil bei einem Ereignisse, welches das ganze Abendland lebhaft und zumeist freudig erregte. Französische Kreuzfahrer, welche venezianische Schiffe mieteten, aber den Preis nicht aufbrachten, wurden von der venezianischen Politik gebraucht, um zunächst das dalmatinisch-griechische Zara für Venedig zu erobern und später der Seestadt durch eine politische Neuordnung in Konstantinopel die Alleinherrschaft im Handel am Schwarzen und Ägäischen Meer zu verschaffen. In diesen Absichten hatte König Philipp zu Gunsten seines Schwagers Alexios, des Sohnes des entthronten Isaak Angelos (S. 465), die Hand. Die Unternehmung gelang, die Venezianer und Kreuzfahrer eroberten am 17. Juli 1203 die griechische Kaiserstadt und setzten den aus dem Kerker geholten Isaak Angelos sowie seinen Sohn Alexios IV. als gemeinsame Kaiser ein. Zwar ward diese Regierung der nahen Verwandten Philipps bald wieder über den Haufen geworfen und im Mai 1204 das „lateinische Kaisertum" am Bosporus eingerichtet (welches erst 1261 der Wiederherstellung des griechischen erlag). Indessen trat dadurch erst recht der Anlaß für Innocenz ein, diese große Wendung im Osten vollauf für die römische Kirche auszunutzen. Das konnte er viel weniger mit dem ohnedies unterliegenden norddeutschen Otto, als mit Philipp.

Er näherte sich ihm, wenn auch aus Rücksicht auf Otto und auf die Lombarden zunächst insgeheim. Hierbei ist der denkwürdige Plan aufgetaucht, eine der kleinen Töchter Philipps mit einem Neffen des Papstes zu verloben und diesen Nepoten mit den Rekuperationen auszustatten, Erörterungen, die immerhin ein Herabsteigen Innocenz' von der reinen Höhe der papalen Machtansprüche darstellen. In Deutschland gingen damals selbst die Fürsten, auf die sich Otto am ehesten verließ, sein

Bruder, der rheinische Pfalzgraf, und später Adolf von Köln zu Philipp über. Dieser bezeigte ihnen das Entgegenkommen, eine Art Ergänzungswahl durch sie und am 6. Januar 1205 eine zweite Krönung, diesmal zu Aachen durch Adolf, vornehmen zu lassen. Die Stadt Köln wurde erst 1206 durch den königlichen Marschall Heinrich von Kalden unterworfen, und Philipp hielt Ostern 1207 seinen Einzug. Köln war die beste und wichtigste Position Ottos gewesen, der nun in die Fremde, zunächst zu Waldemar und dann nach England ging. Innocenz hatte unterdessen mit Diepold und den Seinigen in Unteritalien ein Abkommen getroffen, wonach sie ihn als oberen Vormund des jungen Friedrich und des Königreiches anerkannten. Es war allgemeine Friedenstimmung; im August 1207 wurde Philipp zu Worms durch päpstliche Legaten vom Banne losgesprochen, und Innocenz vermittelte einen Waffenstillstand bis zum Sommer 1208 mit Otto. Ohne letzten Kampf wollte der Welfe nicht nachgeben und kehrte zurück; gerade stand Philipp im Begriff, zu dieser Heerfahrt aufzubrechen, als ihn am 21. Juni 1208 zu Bamberg der bayrische Pfalzgraf Otto von Wittelsbach im Zornmut persönlicher Gekränktheit ermordete. 1208.

Näher lassen sich die Gründe der Tat mit Sicherheit nicht bestimmen; Philipp soll Heiratspläne des Pfalzgrafen vereitelt haben. Der König hatte die Vermählung seiner Nichte Beatrix, der einzigen Tochter des schon verstorbenen Pfalzgrafen von Burgund, mit dem Herzog Otto von Meran veranstaltet, nach dem Hochzeitsmahl das Paar noch eine Strecke geleitet und dann in der Bischofspfalz (der „alten Burg") zur Ader gelassen. Er hatte sich auf ein Ruhebett gelegt, im Gespräch mit dem Kanzler Konrad, sowie dem schwäbischen Ritter und Truchsessen Heinrich von Waldburg, als der Wittelsbacher hereinstürmte. Dieser verwundete auch den Truchseß, der ihn aufzuhalten suchte, gewann sein Pferd und jagte davon.

Zu Bamberg wurde Philipp auch bestattet, doch hat Friedrich II. später die Leiche nach Speyer bringen lassen. Die im ungetrübtesten Eheglück so jäh verwitwete Königin Irene, die überdies erwartete, zog sich in die Burg Staufen zurück. Hier ist sie am 28. August infolge einer Frühgeburt gestorben, in Lorch begraben worden. In Deutschland, das zu jener Zeit für fremdartige Vornamen noch minder empfänglich war, hat man sie Maria genannt und in ihren Lobpreis unbewußt ein Teilchen jenes süßen Frauendienstes der himmlischen Maria gemischt, worin die Frömmigkeit des 12. und 13. Jahrhunderts ihren ins Lyrische abgelenkten Ausdruck suchte. Vier Töchter (vgl. die Stammtafel S. 388) haben Philipp und Irene-Maria überlebt.

Nun konnte Otto König sein. Der schlimme Zufall, der zu Bamberg geschehen war, hob Otto aus so gut wie völligem Unterliegen zu allgemeiner Anerkanntheit empor, denn abermals Gegenkönige wollte man nicht. Das Staufertum hatte im Siege gestanden, es behielt diesen Sieg, indem das staufische Personal nicht zu Otto übertrat, sondern diesen zu sich und seiner Tradition herüberzog. Heinrich von Kalden ritt in Braunschweig ein, um ihm persönlich das Gelübde der Ministerialität zu überbringen. Der speyrische Bischof Konrad, von Geburt ein Ritter von Scharfenberg, der Nebenburg des Trifels, übergab Otto die Reichsinsignien und wurde sein Kanzler. Auf dem Frankfurter Hoftage Martini (11. November) 1208 führte der Kanzler dem König Otto das Kind Beatrix, die älteste Tochter Philipps, entgegen. Ihn mit dieser zu verloben war schon im Thronstreit als ein vermittelnder Vorschlag aufgetaucht; jetzt ward es vereinbart, wenn auch noch nicht in öffentlicher Form, da Otto als Urenkel und Beatrix als Ururenkelin Heinrichs des Schwarzen in einem nach Kirchenrecht nicht einwandfreien Grade verwandt waren. Aber die Übernahme des staufischen Hausgutes in Schwaben wurde hierdurch schon ermöglicht. Es muß trotz offenbar übertriebener zeitgenössischer Klagen, daß nur noch ein paar Märkte und Burgen übrig seien, noch immer sehr ansehnlich gewesen sein, und vorläufig sonderte man das Erbe der Schwestern der Beatrix nicht aus. Freilich hatte es nicht bloß durch das Wegschenken im Bürgerkriege gelitten, sondern

verschiedene Edelherren hatten ihren Namen als Räuber an dem halbverwaisten Gut und durch sonstige Freibeuterei vermehrt. So erwarb sich Otto einen guten Namen in Schwaben, als er nach dem Frankfurter Tage dorthin ging, den Landfrieden wiederherstellte und auf einem Augsburger Hoftage die Vollstreckung der Acht gegen Otto von Wittelsbach in die Hände Heinrichs von Kalden legte. Dieser brachte den Königsmörder im nächsten Frühjahr bei Regensburg in seine Gewalt und ließ den Kopf des Gerichteten in die Donau werfen.

Innocenz war nicht unzufrieden, anstatt mit Philipp wieder mit dem König aus dem „befreundeten Hause der Welfen" zu tun zu haben. So kam am 22. März 1209 zu Speyer ein Vertrag zustande, worin Otto allerdings Riesenzugeständnisse machte: freie Wahl der kirchlichen Fürsten durch die Kapitel, also Aufgabe des Wormser Konkordats, Freigabe der Berufung in kirchlichen Angelegenheiten nach Rom, Verzicht auf das Spolienrecht, Abtretung der Rekuperationen und des mathildischen Gutes, Verteidigung Sizilien-Unteritaliens für den päpstlichen Stuhl als Lehnsherrn, Hilfe des weltlichen Arms zur Ketzerverfolgung. Nun stand nichts mehr im Wege, daß Otto sich am Pfingstfest 1209 in der maiengeschmückten Stadt Würzburg öffentlich mit Beatrix verlobte; die höchstens 13jährige Braut wurde von da ab in Braunschweig erzogen. Otto ging noch im Sommer 1209 nach sehr rascher Heeresrüstung nach Italien. Dieses erschrak doch vor der wieder in eine Hand gegebenen deutschen Macht. Die Städte entrichteten die Reichsgebühren, die sie seit Heinrichs VI. Tode schuldig geblieben waren, und gaben angeeignetes Reichsgut heraus; auch in den Rekuperationen fanden Ottos Anordnungen Gehorsam. Am 4. Oktober 1209 krönte ihn der Papst in der Peterskirche zum Kaiser. Innocenz glaubte an seinen Welfen, mit jenem Hangen am Vorurteil, durch welches selbst die Kurie, diese kühlste und vorsichtigste Politikerin, mehr denn einmal in allzu großes Vertrauen oder Mißtrauen hineingedrängt worden ist. Otto verfolgte auch in Italien bereits alle jemaligen Ansprüche der Staufer. Er hatte, wie gesagt, schon vor der Kaiserkrönung begonnen, Hand auf die Rekuperationen zu legen, er machte Diepold zum Herzog von Spoleto, nahm 1210 das mathildische Gut in Besitz. Und dann ging er nach Unteritalien, zusammenwirkend mit den deutschen Befehlshabern daselbst und mit einer pisanischen Flotte, nahm Capua, Neapel, Salerno ein. Die Anfänge Heinrichs VI. schienen zurückgekehrt, nur daß der Welfe Stauferpolitik gegen Friedrich II., d. h. dessen päpstlichen Vormund machte. Indessen Innocenz hatte den schriftlichen Märzvertrag von 1209 in der Hand. Da bekam er zu hören, dieser sei wertlos, weil keiner der Fürsten als zustimmender Zeuge darunter stehe und die Krone an den Willen der Fürsten gebunden sei! Hierauf hin bannte Innocenz am 18. November 1210 den Welfen und, was wichtiger war, forderte Deutschland auf, Friedrich II. als seinen König anzuerkennen.

Und nun ist es, als wenn ein auf verkehrten Schwerpunkt gelangtes und dort in der Schwebe gebliebenes Gewicht plötzlich wieder herumschwingt, um das natürliche Verhältnis zu gewinnen — so sinkt der Welfe um, sobald Innocenz das „Kind von Apulien" den Deutschen als ihren König zeigt. Alle staufische Gesinnung, die zuletzt in Ottos Lager gewesen, hat wieder ihren natürlichen Mittelpunkt, alle Feindschaft, alle Anklage gegen Otto gewinnt Zuversicht, der Zauber der Erinnerung an Friedrichs Ahnen, seine halb geheimnisvolle Jugend im fernen Süden, das Spiel von Prophetien auf seinen Namen (S. 497) beschäftigen die Menge, und diese Art Neugier ist immer schon halbe Begeisterung.

Ganz unvergessen war er nicht gewesen. Die deutschen Ritter in Apulien und Sizilien hatten doch auch ihre Beziehungen in Deutschland, und wenn es auch bloße

Vorsicht gewesen sein sollte, so haben sich doch z. B. im Jahre 1210 die schwäbischen Klöster Thenenbach (im Schwarzwald unweit Freiburg) und Salem (im Hügellande nördlich vom Überlinger See) Bestätigung ihres Besitzstandes aus Sizilien geholt.

Bei alledem hat es etwas Tragisches, wie zu Gunsten des fremdartigen, in nichts deutschen Knaben alles abfällt von dem Welfen, der, wenn auch mit sehr wenig lauteren Mitteln, begonnen hatte, den Kaiseranspruch im Sinne Heinrichs VI. zu wahren. Die Herzöge von Österreich und Bayern, der König von Böhmen, der Landgraf von Thüringen bekannten sich offen zu Friedrich, ein Nürnberger Fürstentag im September 1211 wählte ihn nochmals zum König und sandte zwei schwäbische Edelherren ab, Heinrich von Neuffen und Anselm von Justingen, ihn aus Italien einzuholen. Daraufhin kehrte Otto, mitten aus Erfolgen, um und erschien im März 1212 in Deutschland. Durch neue große Gnadenausteilungen suchte er die Anhänger zusammen zu halten und noch wieder zu mehren. Auch seine Vermählung mit Beatrix, der Erbin Philipps, ließ Otto beschleunigen und am 22. Juli vollziehen. Vergebens; im August gingen ungefähr gleichzeitig die Nachrichten durchs Reich, daß die Neuvermählte am 11. August gestorben sei und Friedrich II. auf deutschem Boden stehe.

1212.

Abb. 279. Siegel Kaiser Ottos IV.
Nach: Karl Heffner, Die deutschen Kaiser- und Königssiegel.

Die Aufforderung der zu Nürnberg versammelten Fürsten hatte ihn wie eine Art Abenteuer getroffen. Für ihn, den in einer normannisch-italisch-sarazenischen Mischkultur erwachsenen Siebzehnjährigen, waren die Deutschen ein fremdes Nordvolk, und seine Sizilianer warnten ihn vor der deutschen Unzuverlässigkeit. Aber er wagte das Abenteuer, und eben dadurch bewahrte er seine normannische Monarchie vor dem siegreichen Welfen, der jetzt umkehren mußte. Anfang 1212 nannte sich Friedrich erwählter römischer Kaiser, ließ aber gleichzeitig sein einjähriges Söhnchen Heinrich im Einverständnis mit Papst Innocenz zum König von Sizilien krönen. So schien er auf dessen Vereinigung mit dem Imperium von vornherein zu verzichten. Dann ließ er seine Gemahlin Konstanze von Aragonien in Palermo zurück und fuhr Mitte März zu Schiff ab. Unterwegs leistete er Innocenz in Rom den Lehnseid für sein Erbreich, landete dann wieder in Genua, machte den Umweg über Verona, wo Heinrich von Neuffen den Ausgang der Brennerstraße für ihn überwachte, bog dann aber von dieser ins Vorderrheintal hinüber. So gab sommerliche Hochalpenfahrt dem Sizilianer die ersten Eindrücke von der Heimat seiner Vorfahren.

Mit diesem Übergang hatte er, anstatt seinen Weg durch das befreundete Bayern zu verfolgen, Schwaben erreicht, was das zweckmäßigste, freilich auch gefährlichste war. Als Friedrich im September vor Konstanz anlangte und Einlaß fand, eilte Otto vom nahen Überlingen heran, konnte aber den Gegner nicht mehr abfangen, da Konstanz die Tore sperrte. Friedrichs Rettung hat hier am Faden weniger Stunden gehangen. Er eilte weiter den Rhein hinab, über Basel den elsässischen Besitzungen der Staufer zu. Die Zahl der ihn begrüßenden Edelherren aus dem rechts- und linksrheinischen Schwaben wuchs fortwährend; freilich wurde auch schon wieder tüchtig aus dem Rest des Staufergutes ausgeteilt. Otto machte einen zweiten Versuch, Friedrich und zwar in Breisach den Weg zu verlegen. Aber hier kam es zu einem heftigen und siegreichen Bürgertumult infolge von Ausschreitungen der Mannschaften Ottos; der Kaiser, der im Quartier des Edelherrn von Üsenberg wohnte, mußte verstohlen aus einem Gartenpförtchen den Felshang hinab geflüchtet werden und mit den Trümmern seiner Mannschaft abziehen. Nach diesem Vorfall entschied sich auch Bertold von Zähringen, der inländische schwäbische Nachbar, für Friedrich. Bewillkommt ging dieser über Kolmar nach Hagenau, der staufischen Lieblingspfalz; ohne es hindern zu können und in Unglimpf zog Kaiser Otto am anderen, rechten Ufer den Rhein hinab.

Die Reichsministerialen fielen gutenteils nicht so schnell von Otto weg dem Staufer zu, tauschten nicht so ohne weiteres das alte Kaiserhaus ein. Überhaupt das Rittertum blieb Friedrich noch fremd, so auch unser oft genannter Walter von der Vogelweide. Anders die Bischöfe, für die gleichzeitig die Rücksicht auf Innocenz beträchtlicher in die Wagschale fiel. Mit anderen trat auch Konrad von Speyer zu Friedrich über und wurde nun wieder dessen Kanzler. Ein Bündnis mit Philipp August von Frankreich, mit welchem Friedrich zu Vaucouleurs zusammenkam, ermöglichte ihm noch zuversichtlicheres Auftreten und half seinen Baarmitteln um 20000 Mark Silbers auf. Es war schon ein sehr gut besuchter Tag zu Frankfurt, auf dem Friedrich am 5. Dezember 1212 nochmals gewählt wurde; am 9. Dezember empfing er die Krönung zu Mainz von dem dortigen Erzbischof Siegfried von Eppenstein. Auch Innocenz konnte schon seinen Dank empfangen. Am 12. Juli 1213 verbriefte Friedrich in der um 1180 erbauten staufischen Pfalz zu Eger alle Zugeständnisse Ottos vom März 1209. Und Innocenz sorgte, daß er diesmal die Zustimmung der Fürsten bekam; die Einrichtung der „Willebriefe", d. h. zustimmender Nebenurkunden der Fürsten zu Reichsverfügungen der Krone, tritt uns hier zum erstenmal mit geschichtlicher Wichtigkeit entgegen. Wormser Konkordat, Spolienrecht, Rekuperationen, mathildisches Gut, um diese Hauptsachen zu wiederholen, waren von
1213. der Krone aufgegeben.

Otto zog, im Reiche immer mehr verlassen und auf die welfisch-sächsische Hausmacht beschränkt, 1214 dem englischen König Johann, Richards 1199 nachgefolgtem Bruder, nach Flandern zu. Aber in der blutigen Schlacht von Bouvines am 27. Juli siegte Philipp August von Frankreich über beide und konnte den eroberten Reichsadler,
1214. den Otto geführt hatte, an Friedrich senden. Damit war Ottos Kaisertum symbolisch und wirklich zu Ende. Und während Friedrich im Herbst 1214 die erledigte rheinische Pfalzgrafschaft von den Welfen auf den Bayernherzog Ludwig übertrug (dessen Sohn Otto die Tochter des gestorbenen Pfalzgrafen Heinrich, Agnes, heiratete), zog er auch den Dänen Waldemar auf seine Seite, indem er ihm, im Dezember, den Besitz der Lande nördlich von Elbe und Elde (Holstein, Mecklenburg, Pommern) bestätigte. Das war für Deutschlands zukunftverheißende Entwicklung nach Norden und Nordosten ein anscheinend vernichtender Schlag, einigermaßen leichtherzig getan und ohne die gleiche Zwangslage, wie bei Otto; zum Glück sollte das Geschehene bald in unverhoffter Weise

rückgängig gemacht werden. — Als Friedrich am 26. Juli 1215 zu Aachen nochmals gekrönt wurde, konnte er das ganze Reich als gewonnen betrachten. Der Welfe hatte zwar die echten Reichskleinodien bei sich und hielt sie trotzig fest, aber er saß als unschädlicher Mann zu Braunschweig und auf den umliegenden welfischen Gütern. In dieser Krönungsstunde von Aachen tat Friedrich das Versprechen eines Kreuzzuges, ein Gelübde des Dankes und eine Erfüllung populärer Voraussetzungen. Und als bei derselben Feier die Gebeine Karls des Großen erhoben und in ihren kostbaren Reliquienschrein (Abb. 131 ff.), den die Aachener gestiftet hatten, gebettet wurden, da legte der, welcher das von Karl geschaffene Reich auflösen sollte, in Ehrfurcht seinen Krönungsmantel ab, griff eigenhändig zu und schlug mit Eifer die Nägel zum Sarge ein. Er hatte Grund genug, in diesen Tagen demütig in Dank zu sein.

Friedrich II.

„Sein Antlitz ist von anmutvoller Schönheit, mit heiterer Stirn und einer noch strahlenderen Heiterkeit der Augen, so daß es eine Freude war, ihn anzuschauen", so schildert den dreizehnjährigen Knaben ein intimer Beobachter, und die literarischen Zeichnungen aus der späteren Regierungzeit kommen damit überein.

Der Typus Barbarossas scheint in Friedrich II. noch getreuer, als in dem bleichen Heinrich VI. wiedergekehrt zu sein, auch in der mittleren Statur, dem rötlich-blonden Haar; nur war er wie sein Vater bartlos. In allen Leibesübungen, allem Sport, wie wir sagen würden, war er zu Hause; seine treuen Kameraden waren Pferde, Hunde, Falken — denn an andere glaubte er, wie später der nicht ganz unähnlich aufgewachsene Ludwig XIV. von Frankreich, schon früh nicht mehr. De arte venandi cum avibus, „über die Kunst, mit Vögeln zu jagen", hat er ein auf langjährigem Sammeln und Erkunden beruhendes Buch verfaßt, dessen auf die Zoologie der Vögel übergreifende Untersuchungen und Beobachtungen moderne Forscher in Bewunderung gesetzt haben. Er sprach oder verstand Lateinisch, Arabisch, Griechisch, Französisch, Provenzalisch und natürlich den romanischen Dialekt seiner süditalischen Heimat, aus welchem sich eben zu seiner Zeit eine einheimische Schriftsprache zu entwickeln begann, die dann von Mittelitalien, von Florenz aus ihre Reinigung und Ausbildung zum „Italienischen" empfing. Ob Friedrich auch Deutsch gekonnt hat, wissen wir nicht, und man hat bisher Grund gehabt, es eher zu bezweifeln, so daß er und Karl V., die Enkel deutschester Großväter, sich auch darin gleichen würden.

Der neue König übernahm eine Monarchie, deren beste Stützen er durch die Verbriefungen von Eger gleichzeitig aus dem Reichsgefüge löste. Indem die Krone ihren Einfluß auf den deutschen Episkopat aufgab, lieferte sie ihn, wenn auch zunächst einige sehr selbstherrliche erzbischöfliche Persönlichkeiten auftreten mochten, der früheren oder späteren Unterjochung durch den hierarchischen Willen des Papsttums aus. Innocenz hatte alles Recht, den Triumph der Kirche auf dem großen Laterankonzil im November 1215 zu zeigen, das die ganze hohe Geistlichkeit des römischen Bekenntnisses, 71 Erzbischöfe, 412 Bischöfe, etwa 800 Klostervorsteher in Rom vereinigte. Aus Byzanz, aus dem Königreich Jerusalem erschienen die lateinischen 1215.
Patriarchen, die in der Obedienz von Rom standen; die weltlichen Könige und Fürsten im ganzen ununterbrochenen Bogen von Kastilien bis nach Syrien schickten ihre Gesandten; ein Kaiser, der mit Innocenz sein verwegenes Spiel getrieben, war zerschmettert und das Werkzeug des Papsttums war an seine Stelle erhoben worden. Die äußere Herrschaft der Kirche, die einheitliche Führung der Herde Christi war so großartig vollendet, als je ein Gregor VII. oder Urban II. hatten träumen können. Nur eines war trotz allem verloren und zwar das wichtigste: die sichere Beherrschung der Seelen und Gedanken. Aber das ließ sich erzwingen, so meinte man wenigstens im Vollgefühl des gewaltigen äußeren Sieges. Das Laterankonzil von 1215 hat die

pflichtmäßige Ohrenbeichte und die Einsetzung der päpstlichen Ketzergerichte in jedem nicht unverdächtigen Sprengel zum Zweck beständiger Nachforschung („Inquisition") beschlossen. Die neugegründeten Bettelorden, über die in einem anderen Abschnitt (VIII) zu sprechen sein wird, wurden die neue Brücke, auf der die Seelenherrschaft der Kirche in die Familien drang, diese barfüßigen Stadt- und Dorfmönche, deren derbe Kutten, deren Gemütlichkeit und joviale Bettelei sie so harmlos und populär machten. Von ihnen stellten die Dominikaner das wichtigste Personal der Inquisition.

Von öffentlichem Atheismus kann noch keine Rede sein. Aber Gleichgültige gab es genug, und Wunder geschahen zwar immer noch, wurden aber seit dem 12. Jahrhundert allerorten verhöhnt; auch dogmatische Sektierer waren sehr verbreitet, am geschlossensten die Waldenser in Südfrankreich, gegen die die Kirche seit 1209 „Kreuzzüge" führte. Es fühlte sich mancher unbehaglich, als er erfuhr, daß man auf dem Laterankonzil den Fürstenstand durchsprach, wie es mit den Einzelnen im Punkte der Gläubigkeit — oder Kirchlichkeit — stehe. Anschaulich wird uns von Herzog Bertold V. von Zähringen erzählt, wie er den vom Lateran in sein Schwarzwaldkloster heimkehrenden Abt von Thenenbach, seinen äußerst kirchlichen Neffen, unterwegs aufhalten und zu sich auf das Freiburger Schloß entbieten läßt und ihn ausfragt, was in Rom geredet worden sei; wie dann der strenge junge Abt zu eifern beginnt, der Herzog sei allerdings mit dem Makel der Häresie bezichtigt worden, und der Oheim, das böse Wort ärgerlich zurückgebend, ihn hinausjagt: er sei wohl selber der schlimmste Häretiker.

Und wie stand es nun mit demjenigen, auf dessen Thronbesteigung in Deutschland sich diese ganze siegesfrohe und ketzerrichterliche Stimmung der Kirche aufbaut, mit Friedrich? Selbst ein Dante, der kommende hohe Prophet des untergegangenen und wiederzuerweckenden Kaisertums, hat nicht für möglich gehalten, dem Schatten des letzten Kaisers die Hölle zu ersparen; die Kirche hat gegen den Lebenden dasselbe Kreuz und denselben Ablaß, wie gegen Sarazenen und Heiden gepredigt, und verfolgt von dem unheimlichen Rufe vollendeter Gottlosigkeit ist derselbe Friedrich, der so demütig im Gotteshause zu Aachen stand, schon bald durch seine Tage gewandelt.

Manches hat er mit Unrecht an seinen Namen hängen lassen müssen. So das berüchtigte Wort von den tribus impostoribus, den drei Betrügern, die die Welt am Narrenseil geführt hätten: Moses, Jesus und Mohammed. Soviel festgestellt worden, ist dies vielmehr eine pikante Übungsthese gewesen, die man sich in den Kreisen der Pariser Universität leistete, um sie dann mit allen Feinheiten der Dialektik zu widerlegen. Aber damit soll die Kirchengläubigkeit des Mannes nicht in Schutz genommen werden, dessen kühler, ironischer, zweifelnder Verstand vor nichts Halt machte, den ein unersättliches Verlangen nach empirischer Einsicht in Welt und Dinge beseelte, dem die mathematisch-naturwissenschaftlichen Bücher des Islam und die antike Philosophie und Naturlehre eines Aristoteles sehr viel interessanter waren, als alle theologische Apologetik seiner Abendländer, der mit arabischen Gelehrten die Beweise für und wider die Unsterblichkeit der Seele erörterte, dem eine wohl unwahre, aber bezeichnende Anekdote nachsagte, er habe einen Menschen im luftdicht geschlossenen Faß sterben lassen, um zu zeigen, daß beim Öffnen keine befreite Seele entweiche, und der keine geistige Brücke mehr zwischen seiner Begierde nach erweiterter Kenntnis und dem herkömmlichen christlichen Ideenkreise fand oder suchte.

Den ersten modernen Menschen auf dem Throne hat Jakob Burckhardt in seiner „Kultur der Renaissance in Italien" Friedrich II. genannt. Dorthin, nach Italien, nicht nach Deutschland, und an die vorderste Schwelle der Renaissance gehört er, mit seiner Erziehung, seiner Persönlichkeit, seinen Interessen und seiner Hinterlassenschaft. Nach seinem Werk und seinem frühen Muster sind die jünger in Italien entstehenden Staatswesen und ihre Begründer, die aus den lokalen Ghibellinen- und Guelfenkämpfen sich zur Herrschaft aufringenden Gewalthaber, die geistvollen „Tyrannen" der Frührenaissance gebildet.

Bedroht von Kindesbeinen an vom Wirrsal deutscher, päpstlicher, sizilischer Parteien und Kämpfer um die Oberhand im Königreich und in Palermo, hin- und hergezerrt und oft vergewaltigt in allen Ränken eines führunglosen Hofes hat Friedrich seine Jugend verlebt. Als er zum Jüngling erwachsen war, hatte er sich schon entwöhnt, an Selbstlosigkeit und Treue, an jegliches Wollen oder Handeln ohne treibenden Vorteil zu glauben. So wurde sein Wesen eine schreckliche Objektivität, eine kühl fragende und kalt rechnende Vernunft. Keinerlei Bildung seiner Zeit war Friedrich verschlossen, und er öffnete sich ihre Quellen, auch wo sie

den meisten noch unsichtbar blieben. Noch immer war die Insel Sizilien ein gutenteils von Sarazenen bewohntes Land, und diese von den Normannen in die Berge gescheuchten Vorbesitzer waren in der halben Anarchie von Friedrichs Jugend wieder anspruchsvoller, maßgebender geworden. Ohnedies hatte schon das ihm vorhergehende normannische Königtum sehr viel Orientalisches auf- und angenommen. Die Paläste, die Gärten und Springbrunnen von Palermo, wie sie von Abendländern und mohammedanischen Reisenden geschildert worden, erinnern an die Erzählungen aus Tausend und eine Nacht, die Frauen gingen in Palermo verschleiert wie die Sarazeninnen, und die üppige Vermengung abendländischer und orientalischer Kunst in den Bauten und Kunsterzeugnissen Siziliens bietet sich noch in heutigen Überresten unserer Anschauung dar, ohne uns ganz rein zu entzücken. So, und außerdem durch den maritimen Verkehr des häfenreichen, von fremden Kaufleuten und Reisenden besuchten Landes, hat Friedrich früh Gelegenheit gehabt, sich persönlich in das sarazenische und levantinische Wesen und in die mohammedanisch-arabische Kultur einzuleben, welche wiederum eine Herübernahme und Weiterbildung der antiken und oströmischen ist, deren asiatisch-afrikanische Gebiete der Islam sich seit dem 7. Jahrhundert unterworfen. Friedrichs Wissensdrang, seine anatomischen Studien, sein selbständiges physiologisches Experimentieren haben bei halbgebildeten Zeitgenossen manche Fabel über ihn entstehen lassen, wovon vielleicht die interessanteste die ist, daß er Säuglinge in stummer Umgebung habe erziehen lassen, um auf diese Weise die menschliche Ursprache neu zu züchten. Am bekanntesten ist durch Schillers Ballade die Mär von dem Taucher geworden, den er an den Grund der Charybdis entsandt habe, — welche übrigens schon damals der harmlose Strudel wie heute war.

So steht dieser gekrönte Denker auf einsamer, originaler Höhe inmitten seiner Zeit, nicht völlig gleich, aber in vielem vergleichbar dem Hohenzollern, der in seltsamem Zufall den gleichen Namen Friedrich II. trägt. Aber auch den des Großen, der für den Staufer nicht denkbar gewesen wäre. „An Rastlosigkeit," so sagt der feinste essayistische Beurteiler Kaiser Friedrichs II., Alfr. Dove, „und Schlagfertigkeit im Denken und Wollen, an Trieb und Geschick, das Größte wie das Kleinste zu erfassen und zu regeln, ist er seinem hohenzollerischen Namensvetter völlig gleich. Aber die Herrschaft ist ihm nicht, wie diesem, ein Gebot der Pflicht, ein entsagender Dienst." Und so manche Parallelität beide von Jugend an aufweisen, ihre Mannesentwicklung geht doch immer weiter auseinander. Was der Hohenzoller in sich überwindet, die gewisse Hinneigung zum geistig dekorierten, geschmackvollen Epikureismus, darin verfängt sich der Palermitaner und kommt eher noch ins Gleiten. Immer wetterharter wird jener, sein Auge immer gewaltiger; der andere, der nie ein rechter Kriegsmann war, wird kahlköpfig und bei mittlerer Statur beleibt. In seinen Frauenbeziehungen ist Friedrich II. unersättlich, wobei wir, strenger als seine eigene dreiste Zeit, weder die Entschuldigung gelten lassen werden, daß alles das am Hofe von Palermo schon unter den früheren Normannenkönigen, seinen Vorfahren, in denselben orientalischen Formen üblich gewesen war, noch die, daß er stets nur politische Ehen geschlossen hat und schon die erste, aragonische Gemahlin, die man dem kaum mündigen Knaben gab, eine doppelt so alte, mit spanischer Raschheit verblühende Frau war. Die halb orientalische Anempfindung und Gewöhnung Friedrichs tritt hier in volle äußerliche Erscheinung. Seine Gemahlinnen haben Eunuchen zu Dienst und Bewachung, auch die übrigen werden systematisch in Serails eingepfercht und ganz in paschamäßiger Manier mit feinen Handarbeiten beschäftigt. Alles Frauen aus dem italienischen und internationalen Getriebe am Mittelmeer, Christinnen und Sarazeninnen; nur seinen blonden Heinz hat eine adlige Deutsche geboren, damals als der Sohn Heinrichs VI. zum erstenmal in die alte Heimat seines Hauses gekommen war, — als der Sizilianer den Namen nachsprechen wollte, den die Mutter ihrem schönen Königsknaben gab, wurde „Enzio" daraus.

Friedrich hatte nach Innocenz' Geheiß einen eigenen König für Sizilien zurücklassen müssen, Konstanzens Sohn Heinrich, aber das erste größere Ziel des in seiner deutschen Stellung Befestigten wurde, die unteritalische Monarchie wieder an sich zu nehmen und mit seinem kleinen Sohne zu tauschen. Er will in Sizilien residieren und regieren, Heinrich mag in Deutschland König unter dem Kaiser sein. Der Tod Innocenz' III. i. J. 1216, die Nachfolge des milden Honorius III. (1216 bis 1227) haben ihm die Durchführung dieses Plans erleichtert. Honorius erharrte vor allen Dingen den kaiserlichen Kreuzzug, und indem Friedrich diesen immer weiter hinausschob — wofür es an Gründen nicht fehlte —, nutzte er ihn gleichzeitig aus, um den Papst freundwillig und gefügig zu erhalten. So ließ er den jungen Heinrich

nach Deutschland kommen und machte ihn zum Herzog von Schwaben. Schon früher hatte er der Kurie vorgestellt, während des Kreuzzuges müsse eine stellvertretende königliche Regierung in Deutschland vorhanden sein.

Aber auch die Fürsten mußten für Friedrichs Absicht günstig gestimmt werden. Als Wähler des künftigen römischen Königs kamen hauptsächlich die geistlichen Fürsten in Betracht, da sie eben die Mehrzahl bildeten. Sie zu gewinnen, hat Friedrich von Anfang an die weitere Weggabe kaiserlicher Hoheitsrechte in Betracht gezogen. Diese Herrschaft und ihre Rechte in Deutschland sind ihm kaum je etwas anderes als Kompensationsmaterial und Werkzeuge für sizilische Zwecke gewesen. Wir können dies für die deutsche Geschichte und die der deutschen Krone tief beklagen. Aber wir haben es immer wieder aus Friedrichs Erziehung zu verstehen, aus seinem persönlichen Geschmack, womit er das deutsche Land als eine frostige Fremde betrachtete — während er einmal gesagt hat, hätte der Gott des Alten Testaments Neapel und Palermo gesehen, so würde er von dem „gelobten Lande" nichts mehr haben wissen wollen —, und dann vor allen Dingen aus der absolutistischen Unumschränktheit der normannischen Monarchie. Ihm war die deutsche Reichsgewalt nur noch ein Trümmerrest, welchen er verwertete, aber aus dem er wenigstens es nicht der Mühe wert oder für möglich erachtete, noch wieder ein Gebäude zu errichten. Den großen Unionsplan, welchen Heinrich VI. mit hohen Machtgedanken hegte, sah er nur von der Seite der Schädlichkeit für Sizilien. Nicht durch die hohe Kaiserpolitik eines Friedrich I. und Heinrich VI. hat unsere nationale Entwicklung, wie zuweilen gemeint worden ist, notwendigerweise Einbuße und Durchkreuzung erfahren. Im Gegenteil, sie hat den Deutschen erst ein volles nationales Kraftgefühl gegeben und der Nation erweiterte Kräfte und Mittel von außen zur Verwendung zugeführt; sie unmittelbar hat aus dem bisherigen Nichts eine reiche und vielgestaltige, ihrer selbst frohe deutsche Lebenskultur erweckt. Unbegründet und unrecht ist die Behauptung, dieses seiner Herrenstellung damals bewußte und stolze Deutschtum würde über deren Fortdauer auf jeden Fall sich selbst verloren haben. Das unheilvolle Andenken, in das die Geschichte der Staufer ausklingt, hat mit ihr nichts zu tun, sondern nur mit dem überwiegenden, wenn nicht ausschließlichen Interesse Friedrichs II. für seine Heimat und seine Monarchie Sizilien; immer, immer wieder ist es Heinrichs VI. allzu früher Tod, auf den alles zurückgeführt werden muß. — Am 11. Mai 1216 gab Friedrich zu Gunsten der geistlichen Fürsten, wie 1213 das Spolienrecht, so nun auch das Regalienrecht auf. Andere Dinge schoben seinen oben entwickelten Plan hinaus, dann aber rückte die Zeit näher, daß er sein Verlangen, nach Sizilien zu kommen, endlich erfüllen wollte. Am 26. April 1220 verzichtete er auf die Anlage von königlichen Städten, Burgen, Zoll- und Münzstätten innerhalb der geistlichen Territorien und schränkte die dortige Ausübung der königlichen Gerichtsbarkeit ein. Das bedeutete schon nahezu die volle Landesherrlichkeit dieser Fürsten. Es war der freigebige Dank für die zwischen dem 20. und 26. April 1220 zu Frankfurt erfolgte Wahl Heinrichs (VII.) zum römischen König.

Zweierlei war ihm in der Zwischenzeit von selbst in den Schoß gefallen.
1218. Am 18. Februar 1218 starb Bertold von Zähringen ohne Kinder. Damit schied aus der deutschen Geschichte die Hauptlinie einer Familie aus, die seit den salischen Kaiserzeiten, in welcher die großen Herzogshäuser wichtig wurden, im Vordergrunde der Reichsgeschichte gestanden hatte, und deren uralt vornehmer alamannischer Hausgeschichte gegenüber, die nicht, wie die welfische, unterbrochen und durch ein weibliches Reis neuaufgepfropft war, die Staufer junge Emporkömmlinge waren.

Die Gesamtfamilie ist damals nicht erloschen; die von Bertolds IV. Bruder Adalbert begründete Linie von Teck (auch sie führte den Herzogstitel) bestand mit den Zähringergütern an der Rauhen Alb weiter, und die von Bertolds II. älterem (nicht jüngerem) Bruder Hermann, der den Markgrafentitel von Verona (S. 357) führte, begründete Linie mit Teilbesitzungen im Breisgau und an der Oos dauert noch heute als großherzogliches Haus von Baden fort. Aber keine beider Linien beerbte die herzogliche, sondern deren Allodialgüter fielen an zwei Schwestern des letzten Herzogs und deren Nachkommen, und zwar die Besitzungen im linksrheinischen Schwaben und im burgundischen Transjuranien an die Grafen von Kyburg, die rechtsrheinischen an die Grafen von Urach, die sich nachmals in die Grafen von Freiburg und die Grafen, späteren Fürsten von Fürstenberg gespalten haben. An den staufischen König aber fielen nun die verschiedenen Reichsämter und Reichslehen des verstorbenen Herzogs heim. Nebenbei nutzte er auch auf Kosten der Allodialerben den Todesfall mit unverhüllter Begehrlichkeit aus. Von den Reichsämtern der Zähringer wurde das Rektorat über Transjuranien zwar an Heinrich (VII.) übertragen, aber dies bedeutete nur sein Erlöschen, die Form der unmittelbaren Verwaltung durch die Krone.

Ferner starb am 19. Mai desselben Jahres 1218 Kaiser Otto IV. auf der Harzburg. Das welfische Allod blieb in der Hand der Agnaten, aber sie lieferten Friedrich endlich die richtigen Reichsinsignien aus und verzichteten auf jedes weitere Schmollen und Widerstreben.

Als Vormünder des jungen Königs sollten der Kölner Erzbischof Engelbert von Berg und Konrad von Speyer, der Kanzler, das Reich verwalten, seitdem Friedrich im Sommer 1220 nach Italien ging. Am 22. November krönte Honorius Friedrich II. zum Kaiser und ließ es nachsichtig geschehen, daß Friedrich weiter nach Süden zog, um nun zu der Kaiserwürde das Königreich Sizilien in die eigene Hand zu nehmen. Der Kreuzzug fesselte ihn an Friedrich, obwohl — oder weil — er immer und immer wieder hinausgeschoben wurde. Zuletzt wurde im Vertrag von S. Germano (1225) ausgemacht, daß Friedrich die Fahrt unwiderruflich und bei Strafe des Bannes bis zum August 1227 antreten müsse. Außerdem hatte Friedrich, als er 1220 zum Kaiser gekrönt wurde, der Kurie die schärfsten Maßregeln für die Ketzerverfolgung zugestanden.

Seinem selbstischen Herrschergefühl, welches die Gerechtigkeitsbestrebung Friedrich Rotbarts so vielfach durch eine ironische Menschenverachtung ersetzte, hatte es nur etwas Ordnungswidriges, wenn sich Untertanen einfallen ließen, Ketzer zu sein. Wenn er sich belustigte, bei einer Raupenplage auf die inszenierten kirchlichen Bittgänge sofort den Trumpf zu setzen, männiglich habe morgens vor Sonnenaufgang vier Maß voll Raupen zu sammeln und sie dem bestellten Aufsichtsbeamten zum Verbrennen abzuliefern; wenn er die Gottesurteile mit Feuer und Wasser abschaffte, „weil sie die Natur der Dinge nicht beachten"; wenn er nach vertrauenweckendem Bericht von der übernatürlichen Geburt Christi sehr frevelhafte Dinge gesagt hat, wenn er überhaupt das „Natürliche" gewohnheitsmäßig im Munde führte und den Maßstab des Naturgesetzlichen an alles legte — so war das eben „ganz etwas anderes", als wenn Hinz und Kunz auf eigene Hand zu Skeptikern wurden und dem Priester nicht blind parierten.

Diese erste, 15jährige Periode des kaiserlichen Verweilens in Sizilien unterbricht nun der Kreuzzug Friedrichs II.

Seit 1215 standen alle Geschehnisse im Morgenlande unter dem Zeichen dieser allerharrten Kaiserfahrt. 1218 unternahmen Friesen, Niederrheiner und andere Niederdeutsche zusammen mit der Ritterschaft von Jerusalem einen sich sehr langwierig ausdehnenden Zug gegen Damiette, den an der östlichen Deltamündung des Nils gelegenen Schlüssel Ägyptens. Sie mußten aber 1221 eines glimpflichen Friedens mit dem Sultan el Kamil froh sein, welchen nur ein gekröntes Haupt der Christenheit — gemeint war ihr Kaiser Friedrich — sollte kündigen können. Friedrich und el Kamil standen in diplomatischem Verkehr, dessen zuvorkommender, ja freundschaftlicher Charakter von Friedrich nicht sehr verwundern kann.

1223 verlobte sich Friedrich, da er verwitwet war, mit der Erbin Jerusalems, Isabella oder Jolanthe. Ihre Mutter Maria Jolanthe war die Stieftochter des

S. 466 genannten Königs Amalrich, hatte 1210 durch ihre Hand einen französischen Haudegen, den Grafen Johann von Brienne, zum König von Jerusalem gemacht und war 1212 gestorben, wodurch ihr Recht an jene Isabella oder Jolanthe überging. 1225 ließ Friedrich seine Braut zu Tyrus als Königin von Jerusalem krönen und nach Brindisi geleiten, wo er am 9. November 1225 glänzende Hochzeit mit ihr hielt. Noch am Hochzeitstage nahm er dem Schwiegervater seine Illusion, daß dieser, durch einen kaiserlichen Eidam glänzend erhöht, die Regierung von Jerusalem behalten werde. Johann war durch die Hand der legitimen Erbin daselbst König geworden, auf genau dieselbe Weise wurde es nun Friedrich. Es war harte Logik, was sich dem Alten hier unverhofft enthüllte, aber ihm blieb nur übrig sich zu fügen.

Der Herrschertitel des Staufers lautete seit der Hochzeit mit Isabella: Romanorum imperator semper augustus, Jerusalem et Siciliae rex, Römischer
1225. Kaiser und allzeit Augustus, von Jerusalem und Sizilien König.

Übrigens waren die Herren von Brienne seit lange als gefährliche Parteigänger aller staufischen Gegnerschaften auch im normannischen Unteritalien bekannt gewesen. Der tapfere Greis, der sich später erst der kaiserlichen Familie wieder genähert hat, ging jetzt nach demjenigen Lande, das seit 1204 als Eldorado der Enterbten und der Glücksjäger sogar das heilige Land in Schatten stellte, nach dem lateinischen Kaiserreiche am Bosporus, und hier ist er, nach erheblichen Verdiensten, selber noch (1228—1237) Kaiser geworden und als solcher gestorben.

Friedrich hat Honorius, dessen Nachsicht er so vieles verdankte, am 18. März 1227 in unerfüllter Erwartung des heißersehnten Kreuzzuges sterben lassen. Aber nun wurde Gregor IX. (1227—1241) gewählt, der Neffe und Kaplan Innocenz' III., ein rüstiger 80jähriger Greis voll ungeduldiger Leidenschaft und von jener Rücksichtslosigkeit des Zürnens, die in Ehren altgewordenen Männern so oft zu eigen ist. Friedrichs Aufschub bis zum August 1227 sollte ohnedies, nach jenem Vertrage, keine Verlängerung erdulden dürfen. Er hielt für geraten, sich zu beeilen, und hat nun wirklich das Mögliche getan. Aber jetzt in der eilfertigen Verspätung wuchs ihm die Leistung über den Kopf. Außer richtigen Kriegern brachten Predigt, Ablaß und Abenteuerlust wieder eine Riesenmenge von mittellosen Leuten zusammen, die sich in Apulien sammelten und vom Kaiser übers Meer befördert werden wollten. In der Enge der Unterkunftplätze dieser Massen brachen im Sommer 1227 ansteckende Krankheiten aus, die auch den Kaiser und den Landgrafen Ludwig IV. von Thüringen (1216—1227), der mit ihm war, ergriffen. Zwar gingen auch sie nach vollzogener Einschiffung der Kreuzfahrer mit dem dritten Geschwader in See, am 8. September. Aber die Krankheit zwang beide, wieder umzukehren, während der Augusttermin ohnedies schon überschritten war. Der Landgraf, der Gemahl der hl. Elisabeth, starb, der Kaiser genas allmählich. Er sandte Gregor sofort eine ausführliche Darlegung des Sachverhalts. Dieser war nicht der Mann, Ausnahmen gelten zu lassen, und so verfiel Friedrich, der längst aus dem erhofften Werkzeug der Kirche zu ihrem
1227. Schmerzenskind Gewordene, dem selbstgesetzten Bann.

Sobald es Gesundheit und Verhältnisse wieder erlaubten, führte Friedrich den gelobten Kreuzzug aus. Es war gewiß das Klügste, dies zu tun, aber man kommt von der Ironie, die in der Heerfahrt des Gebannten für die Sache Christi liegt, schwer los. Am 28. Juni 1228 fuhr er mit nicht großer Begleitung ab; in ihr befand sich Hermann von Salza, der Hochmeister des Deutschordens.

Hermann hatte schon einen Teil der Kreuzfahrt von Damiette mitgemacht und sich vergeblich bemüht, das an sich keineswegs üble Unternehmen unter praktisch-politische Gesichtspunkte zu bringen. Dieser große Sohn des nordthüringischen Langensalza ist, solange er lebte († 1239), der treue Berater und beste Diplomat Friedrichs gewesen, und der Kaiser,

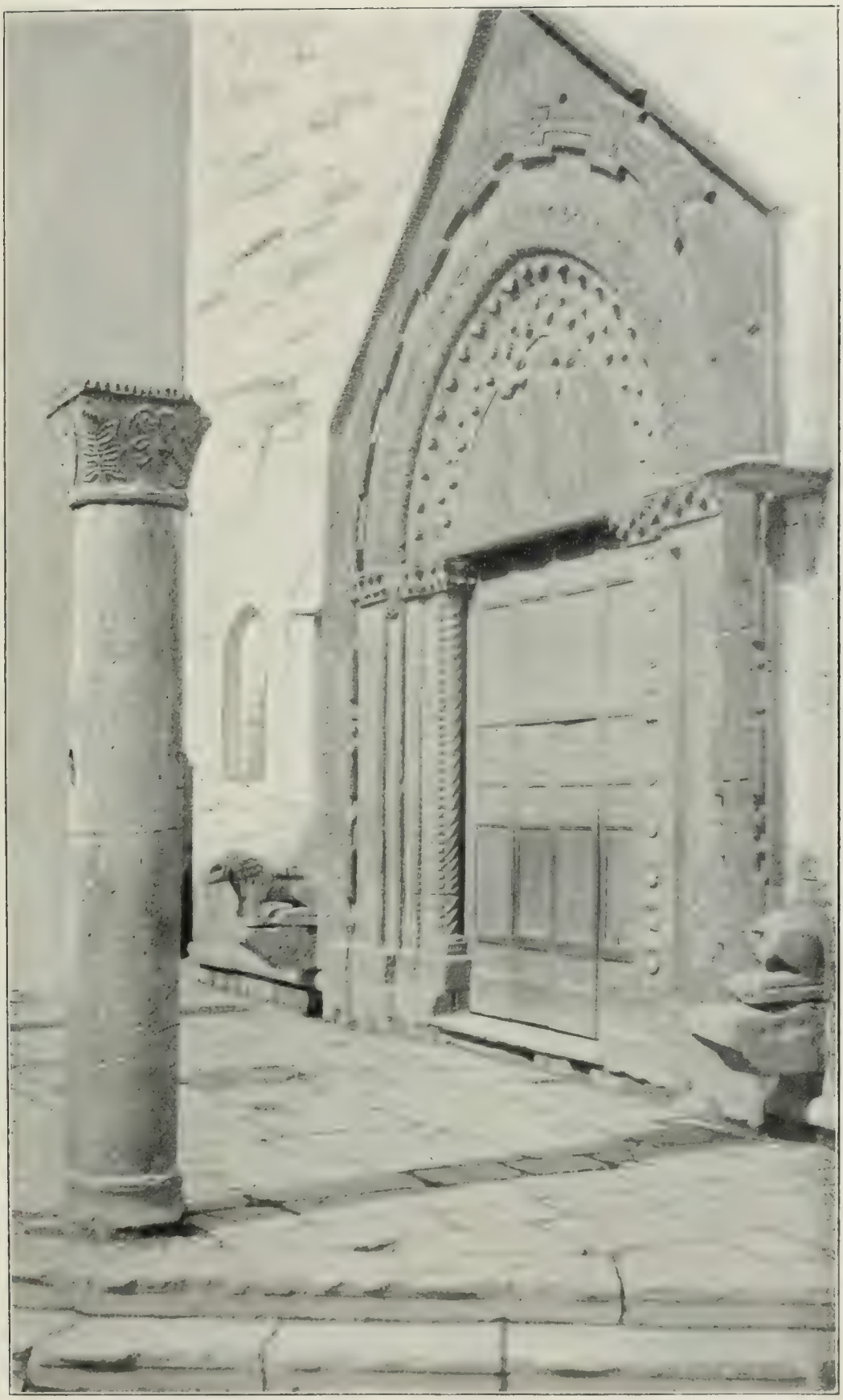


Abb. 280. Hauptportal der Deutschordenskirche zu Andria im Königreich beider Sizilien.

der sonst weder in Unter- noch in Oberitalien deutsche Kräfte beizog, hat mit dem Deutsch orden immer nahe Berührung behalten, wozu freilich die internationale und levantische Stellung des geistlichen Ritterordens und die natürliche Mehrsprachigkeit seiner Mitglieder beitragen mochten. Er hat die Deutschritter in Unteritalien und Deutschland ausgestattet, sie damit im Abendlande heimisch gemacht, und hat gewollt, daß immer zwei Mitglieder des Ordens in seiner Nähe seien. So sind diese und Hermann von Salza selbst, der ebenfalls auf Kosten Friedrichs dem Hofe angehören sollte, dessen beste und intimste Verbindung mit den Deutschen gewesen, und um so wichtiger war es, daß Hermann ein ganz in dem tatkräftigen Nationalgefühl der Generation Heinrichs VI. erwachsener Mann war.

Der Kaiser verweilte zunächst auf Cypern, wo er als Lehnsherr ordnend eingriff. Am 7. September landete er zu Akkon. Im vorigen Jahre waren alle christlichen Machthaber Syriens dem Kaiser vergeblich zur Begrüßung entgegengefahren; jetzt war alles feindselig oder verlegen. Die Höflichkeit der fränkischen Barone gegen ihren König wäre auch 1227 nicht von Herzen gekommen, sie waren ganz schwache und abhängige Landesherren gewöhnt, und die Heirat des Staufers war ihnen unbequem genug. Nun hatte dessen Exkommunikation sie von allen Rücksichten entbunden, desgleichen die syrische Kirche und die beiden französischen, wesentlich älteren Ritterorden.

Friedrich hat stets die diplomatischen Erfolge, in deren Herbeiführung er Meister war, den mit den Waffen gewonnenen vorgezogen. Zwischen ihm und el Kamil gingen die Gesandten hin und her, Hermann von Salza hatte erfolgreichen Anteil an den Verhandlungen, und schließlich gab der Sultan, dem das gute Verhältnis zu Friedrich schon früher in seinen Familienstreitigkeiten von Wert gewesen war und auch jetzt blieb, in dem größten Teil der kaiserlichen Forderungen nach. Die von Saladin eroberte Stadt Jerusalem wurde den Christen zurückgegeben, nur blieb, um den Eindruck auf die mohammedanische Welt abzuschwächen, der Tempelplatz mit der Felsenmoschee und der Moschee el Aksa dem Islam vorbehalten. Die letztere Moschee wird, weil angeblich von Mohammed besucht, als die zweite an Heiligkeit nächst der Kaaba von Mekka betrachtet. Außer Jerusalem erhielt Friedrich die Abtretung von Bethlehem, Jaffa, Sidon, Nazareth und verschiedenen verbindenden Straßen, Kastellen und Ortschaften bewilligt. Es war doch vieles erlangt und zwar ohne Schwertstreich, wesentlich durch das bloße Ansehen des staufischen Kaisers, des „Emberur", wie sich die Sarazenen das Empereur der Franken sprachlich zurecht machten. Auch sie, die Muslemin, empfanden die Bedeutung des Geschehenen nur zu sehr: „Gott erbarme sich seiner", vergessen verschiedene orientalische Schriftsteller jener Tage nie hinzuzufügen, wenn sie von el Kamil sprechen. Aber bei den Franken, für die alles geschehen war, vermochte sich keine Freude durchzuringen; sie blickten mit verdoppelter Gehässigkeit der kleinen Selbstsucht und des Neides auf diesen erfolgumstrahlten König und Schirmherrn. Der Patriarch von Jerusalem, der aber in Akkon saß, lehnte es ab, auf seine frühere Kathedra zurückgeführt zu werden; er warnte die Pilger und alle Katholiken vor der Beteiligung an dem Einzug in die den Christen wiedergewonnene Stadt.

Alles das hielt die syrischen Christen, die auch unter dem Islam in Jerusalem wohnen geblieben waren, nicht ab, zu jubeln und lobzupreisen, als nun der Kaiser heranzog. Vor dem Jaffator überreichte der Kadi im Auftrage el Kamils die Schlüssel der Stadt. Sultan und Kaiser überboten einander in ehrenden Rücksichten. Ersterer hatte z. B. verboten, daß während des Aufenthaltes Friedrichs die Muessim von den Minarets zum Gebete riefen; Friedrich, von Jugend her mit diesen Sitten des Islam vertraut, merkte das Verbot und ließ sofort bitten, den Gebetruf ganz wie gewöhnlich zu tun.

Am Sonntag Okuli 1229, dem Tage nach seiner Ankunft in Jerusalem, betrat der Kaiser die Kirche des heiligen Grabes. Welche Gedanken mögen durch seine Brust an dieser Stätte gezogen sein, die er von der Herrschaft des Halbmonds gelöst hatte! In dieser

Kirche, die unter ihrem Kuppeldache die erhabensten, durch Christi Leiden und Sterben geheiligten Orte zusammenzuschließen vorgibt: die letzten fünf Stationen der Via dolorosa, Golgatha, mit der Vertiefung, worin das Kreuz gesteckt hat, die Kapellen der Verspottung, der Kleiderteilung, die Platte, wo der Leichnam gesalbt, die Felsenkammer, in der er bestattet wurde. Ganz gewiß, hier stand an diesem 18. März 1229 ein tiefbewegter Kaiser und nicht etwa ein archäologischer Skeptiker, der Fragen nach Alter und Echtheit tat. Dazu wäre damals kein Mensch, auch Friedrich nicht, imstande gewesen, mochte er sonst lächelnd aus freier Höhe auf die Lehrmeinungen der Zeit herabblicken und mit den feinen, vornehmen Gelehrten, die als Gesandte el Kamils zu ihm kamen, jene berühmten metaphysischen Unterhaltungen pflegen, die die sarazenische gebildete Welt entzückten.

Nun stand der aus der Gemeinschaft Christi Ausgestoßene am Grabe des Heilands! Wohl mochte manchem, der an jenem Tage mit ihm war, das tapfere Herz in Bangen pochen; aber kein strafendes Wunder des Himmels geschah und vernichtete im Frevel den neuen Heliodor, den Tempelschänder, dem wiederholte Interdikte und päpstliche Sprüche in den Orient nachgeeilt waren. Erhobenen Hauptes trat der Gebannte an den Hochaltar; vom Tische des Herrn nahm er die Krone Jerusalems und hob sie selber auf sein Haupt. Dann verlas Hermann von Salza, zuerst deutsch, dann französisch (was überwiegend im syrisch-fränkischen Adel gesprochen wurde) eine gegenüber Papst Gregor möglichst versöhnliche Rechtfertigung des Kaisers. 1229.

Am anderen Tage ritt ein Erzbischof von der Küste, der von Cäsarea, im Auftrage des Patriarchen in Jerusalem ein und verhängte über die Stadt des Heilandes das Interdikt. Nun freilich brach unter den deutschen Rittern, die mit Friedrich waren, und unter der Christenbevölkerung Jerusalems eine unbeschreibliche Erregung los. Christus selber hatte zugegeben, daß über seinem Grabe der oberste weltliche Herrscher aller Christenheit sich aus Gottes Gnaden König von Jerusalem nannte; was Christus gewollt, das wagte dieser landlose Kleriker zu bemäkeln! Diese aus Zorn und Spott gemischte Stimmung beherrschte noch alle, als man wenige Tage später nach Akkon zurückkam. Hier fand man die Stadt voller Franziskanermönche, welche auf Befehl des Patriarchen überall auf den Straßen der großen internationalen Handelstadt predigten und die ewige Verdammnis des Staufers mit jener drastischen Derbheit, über die der niedere Klerus verfügt, in Schauergemälden vorführten. Da ist denn eine stille Weisung oder Erlaubnis gegeben worden, für die es keines Aktenstückes bedurfte; nicht ungern vernahmen sie die Troßknechte des kaiserlichen Gefolges und erteilten auf der Rückseite der argen Eiferer eine fühlbare Antwort, und dann trat Ruhe ein.

Friedrich hastete längst zur Rückkehr, denn päpstliche „Schlüsselsöldner" sengten und plünderten im Königreich Neapel. Wenige Wochen nach der Abfahrt von Akkon stand er drohend an der Grenze des Kirchenstaats. So kam am 28. August 1230 der Friede von S. Germano zustande, in welchem Gregor den Kreuzzug Friedrichs II. und dessen Errungenschaften anerkannte. Vom 1. bis 3. September 1230. weilten Gregor und Friedrich in des ersteren Vaterhause zu Anagni miteinander, in vertraulicher Einsamkeit, zu dritt mit Hermann von Salza. Was dort der „Sohn Mohammeds", wie ihn noch kürzlich der greise Papst bezeichnet hatte, mit letzterem für Gespräche geführt hat, das zu erfahren, würde man schon gerne ein halbes Hundert Kanzleiurkunden in Tausch geben.

Friedrich stand auf seiner Höhe, äußerlich und anscheinend aufrichtig ausgesöhnt mit der Kirche, in einer imperatorischen Mittelmeerstellung, die weniger hochfliegend aufgefaßt, aber konkreter als diejenige Heinrichs VI. war. Der Hauptunterschied ist der: Heinrichs universale Stellung beruhte auf dem deutschen Rittertum, diejenige Friedrichs auf der sizilischen Monarchie. Und entsprechend gehören deren Ausbau die durch den Kreuzzug unterbrochenen Jahre.

Hier in Unteritalien setzte Friedrich die Arbeit der Normannenkönige fort und führte das vollendete Widerspiel der abendländischen Lehnsverfassungen durch, den modernen Beamtenstaat mit zentralisierter Verwaltung und Gerichtsbarkeit, mit stehender Truppe, Marine, Polizei, mit Katastern, mit allgemeinen direkten und indirekten Steuern, mit Staatsmonopolen, mit einem Anflug von ausgleichender sozialer Fürsorge der Monarchie, einem 1231 zu Amalfi publizierten Gesetzbuche, wesentlich einer Kodifikation der älteren Normannengesetzgebung nebst weiterbildenden Rechtschöpfungen Friedrichs. Er schuf dieses Werk

als absoluter, wenn nötig harter, aber zugleich als aufgeklärter Despot, der neben die altüberkommenen Lokalschulen (darunter die berühmte Medizinschule von Salerno) die Staatsuniversität von Neapel stellte, welche die wichtige politische Bestimmung hatte, die oberitalienischen Juristenhochschulen zu überflügeln. Am Hofe zu Palermo drängten sich die feinen Köpfe und Dichter, Friedrich selbst schrieb Gedichte in der Landessprache, neben die mittelhochdeutsche und die provenzalische Literatur tritt fortan auch eine italienische Dichtung. Er suchte in Frieden mit der Kirche auszukommen und ihre Unterstützung zu besitzen; aber persönlich an seiner Seite und um sich hatte er seine sarazenischen Leibwächter, die kein Priesterwort etwas anging. Er hat diese sizilischen Sarazenen in großen Kolonien auch nach der Halbinsel, nach Lucera und Nocera, verpflanzt und aus ihnen sowohl seine Polizeimannschaft wie die fatalistische, todesverachtende Kerntruppe des Heeres genommen. Sie mochten, so war ihm viel lieber und nützlicher, nach ihrer Fasson selig werden, und derselbe Kaiser, der die Ketzerrichterei als eine für monarchische Zwecke brauchbare Institution begrüßte, hielt ihnen die Mission der christlichen Kirche mit aller Absicht fern.

Während alles dessen lag Deutschland im großen und ganzen sich selbst überlassen da. Aber der Selbsthilfe entsprang eine Tat mit herrlichem nationalen Schlußergebnis. Wie viele Andere durch die dänische Fremdherrschaft gereizt, auch in seiner Grafschaft geschmälert, fuhr Graf Heinrich von Schwerin aus und nahm in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai 1223 den König Waldemar II. und seinen gleichnamigen Sohn auf der kleinen Insel Lyö im Kleinen Belt, gegenüber Alsen, gefangen. Der König jagte dort, das Gefolge hatte wacker gezecht und schlief mit entsprechender Schwere, so ließen sich die Deutschen auch die nötige Muße, in die auf den Strand gezogenen dänischen Fahrzeuge Löcher zu hauen, und der lustige Handstreich gelang auf die glatteste Weise. Die Gefangenen wurden zuerst nach Lenzen, später nach Dannenberg gebracht.

In den nun folgenden Verhandlungen suchten die Reichsregentschaft und der Kaiser selbst den Hauptanteil an der Entscheidung zu gewinnen. Für den Kaiser kam Hermann von Salza persönlich nach Deutschland, ein Zeichen, wie sehr er die Wichtigkeit des Ereignisses betont hatte. Indessen ist schließlich bei der Lässigkeit des Reichsregenten Engelbert von Köln und dessen Ermordung im Jahre 1225 die Hauptsache ohne das Reich geschehen. Nachdem im Januar 1225 die für ihren König kämpfenden Dänen bei Mölln besiegt worden waren, Holstein, Lübeck, Hamburg das dänische Joch abgeschüttelt hatten, bequemte sich Waldemar zu dem Vertrage vom 17. November 1225, worin er auf die von Otto IV. und 1214 von Friedrich II. abgetretenen Küstenländer wieder verzichtete, seinerseits Rendsburg an Holstein abtrat, 45000 Mark Silbers zusagte und die alten lübischen und hamburgischen Handelsgerechtsame in Dänemark bestätigte. Frei gekommen, ließ er sich vom Papste, dessen Gewalt zu binden und zu lösen längst das allgemeine, wenn auch nicht billige Auskunftsmittel in Ehe- und Eidessachen war, von seiner Urfehde dispensieren und griff zu den Waffen. Bei dem Welfen Otto dem Kinde in Braunschweig fand er die alte Bundesgenossenschaft; um so einmütiger jedoch traten ihm mit Graf Heinrich der Graf Adolf IV. von Holstein, der askanische Herzog Albrecht von Sachsen, der Erzbischof von Bremen und die Städte entgegen und schlugen ihn am 22. Juli 1227 in der noch heute volkstümlichen Schlacht von Bornhöved in Holstein aufs Haupt. Dieselben Stände, deren Zusammenwirken überhaupt den deutschen Nordosten erobert hat, Fürsten, Ritter, Bürger und Bauern — die Ditmarsen, seit 1200 von Holstein unfreiwillig an Dänemark abgetreten, gingen aus dem dänischen Aufgebot zu den Verbündeten über — haben diesen heißen und langen Schlachttag mannlich miteinander bis zum späten Siege am Abend ausgehalten und so den Dänen auf seinen Vertrag zurückgezwungen, das deutsche Land bis zur Eider behauptet und wiedergewonnen.

Ein anderes Ereignis von schönster Zukunftbedeutung für Deutschland ist ebenfalls nur bei äußerlichstem Anteil der Reichsgewalt geschehen, die in einem späteren, territorialen Abschnitt (VII) zu betrachtende Festsetzung des Deutschen Ordens an der Weichsel und die Entstehung des Ordenstaates Preußen. Da indessen Hermann von Salza die Oberleitung dieses Unternehmens hatte, so hat er es von Anfang an in Beziehung zum Reiche gesetzt und durch ein Privileg Friedrichs von 1226 die künftigen Eroberungen des Ordens als Fürstentum des römischen Reiches in Schutz nehmen lassen. Wie das kurz zuvor erloschene Zähringische Herzogshaus wegen seines hohen Reichsamts in Burgund den Adler des Reiches im Wappen führte (den seine Urachischen Erben in Veränderung ihres eigenen übernahmen, so daß der alte Reichsadler der Staufenzeit noch heute von dem Hause Fürstenberg geführt wird), so durfte auch der Orden zu seiner deutschen Aufgabe im fernen Nordosten den Reichsadler mit hinaus nehmen. Nach $6^1/_2$ Jahrhunderten ist dieser aus dem Reichschilde Kaiser Friedrichs II. nach Preußen verpflanzte alte einköpfige Adler in das Wappenschild eines neuen deutschen Reiches zurückgekehrt.

Im Reiche kennzeichnet sich die Lage auf folgende Weise. Zu dem allmählich heranwachsenden jungen König Heinrich (VII.), der auch der Schwabenherzog war, hielten in der alten Weise die staufischen und die Reichsdienstmannen, aber in der Hauptsache auch die kleineren freien Herren nebst den Grafen. Ihre (S. 445) schon erwähnte beiderseitige soziale Annäherung war seitdem fortgeschritten, sie bildeten in dieser Vereinigung einen zwar immer noch fühlbar abgestuften, jedoch geschlossenen grundbesitzenden und reichsunmittelbaren Adel, der am stattlichsten und zahlreichsten in Schwaben und Franken mit Einschluß der zugehörigen Rheingebiete vertreten war und dem Fürstenstande wie den Städten unbehaglich gegenüberstand. Beide letzteren dagegen, Fürsten und Städte, suchte ganz im Gegensatz zu seinem Vater Heinrich VI. der Kaiser an seiner Seite zu haben. War er der Fürsten sicher, so brauchte er deutsche Unruhen gegen seine Krone nicht zu fürchten. Die Städteförderung, bisher das Tätigkeitsgebiet der Zähringer, Welfen und anderer nichtköniglicher Häuser, war für das staufische ein Novum; aber Friedrich wußte, was die deutschen Städte für Otto IV. bedeutet hatten und was sie ihm selber finanziell wert waren, auch wenn er die fiskalischen Rechte bei weitem nicht so scharf anzog, wie in Sizilien und Oberitalien. So ist er ihr Schutzherr und auch selber ein Städtegründer geworden. Mülhausen, Kolmar, Schlettstadt, Rufach u. a. sind auf seinen Befehl aus Pfalzdörfern zu ummauerten Städten gemacht worden. Sein Sohn Heinrich dagegen ist den ersten Keimen der Städtebündnisse scharf entgegengetreten und hat sie aufgelöst. Aus dieser Gruppierung der deutschen Stände um zwei Spitzen, den Kaiser und seinen zum König gekrönten Sohn, ist es schließlich zum Zusammenstoß zwischen beiden letzteren gekommen. Und nun kam es nicht mehr auf die Ursachen des Konflikts, sondern auf den persönlichen Sieg an. In dieser Lage suchte auch Heinrich (VII.) nach der Hand der Fürsten zu greifen und hat im Januar und Mai 1231 zu Worms eine Reihe Verfügungen zu ihren Gunsten erlassen. Diese Wormser Reichsgesetze von 1231 brauchen zum erstenmal den amtlichen Ausdruck domini terrae, „Landesherren", von den Fürsten und suchen zu Gunsten von deren Landesherrlichkeit die Städte, die die Opfer der neuen Kombination sein sollten, aus ihren Freiheiten und neueren Fortschritten zurückzuwerfen. Friedrich hat dieses Vorgehen nicht etwa durch das Eingreifen einer höheren kaiserlichen Autorität gehindert, sondern auf Kosten einer solchen sich begnügt, den Sohn einfach zu überbieten und die Städte fallen zu lassen. Das ganze Verfahren der beiden ist durchaus wie das von Gegenkönigen. Auf einem Reichstage zu Ravenna, wohin Friedrich

von Unteritalien kam, machte er sich im Januar 1232 die Wormser Gesetze zu eigen und erweiterte sie noch, hob alle städtische Selbstverwaltung und alle Zünfte auf, gab den Fürsten die Verwaltung der Städte und der Regalien durch ihre Beamten in die Hand und setzte entgegenstehende Privilegien, die die Städte von Kaisern und Königen erlangt hatten, außer Kraft. So war Heinrich überrannt und erschien Ostern 1232 zur Demütigung vor seinem Vater. Aber verloren war fortan die ausgleichende, die verschiedenen Kräfte gegeneinander aufrecht haltende und benützende Stellung des Kaisertums. Es hatte durch offenen, das verbriefte Recht beugenden Gewaltstreich einen großen aufblühenden Stand, der stets gut kaiserlich gewesen, wenn die Fürsten es nicht waren, diesen aufgeopfert, deren Macht um sie vermehrt und den territorialen Auseinanderfall des Reiches in geschlossene landesherrliche Fürstentümer, in einen Fürstenbund mit bloßem gekrönten Vorrang eines dieser Fürsten, mit einem Riesenschritt der Vollendung genähert.

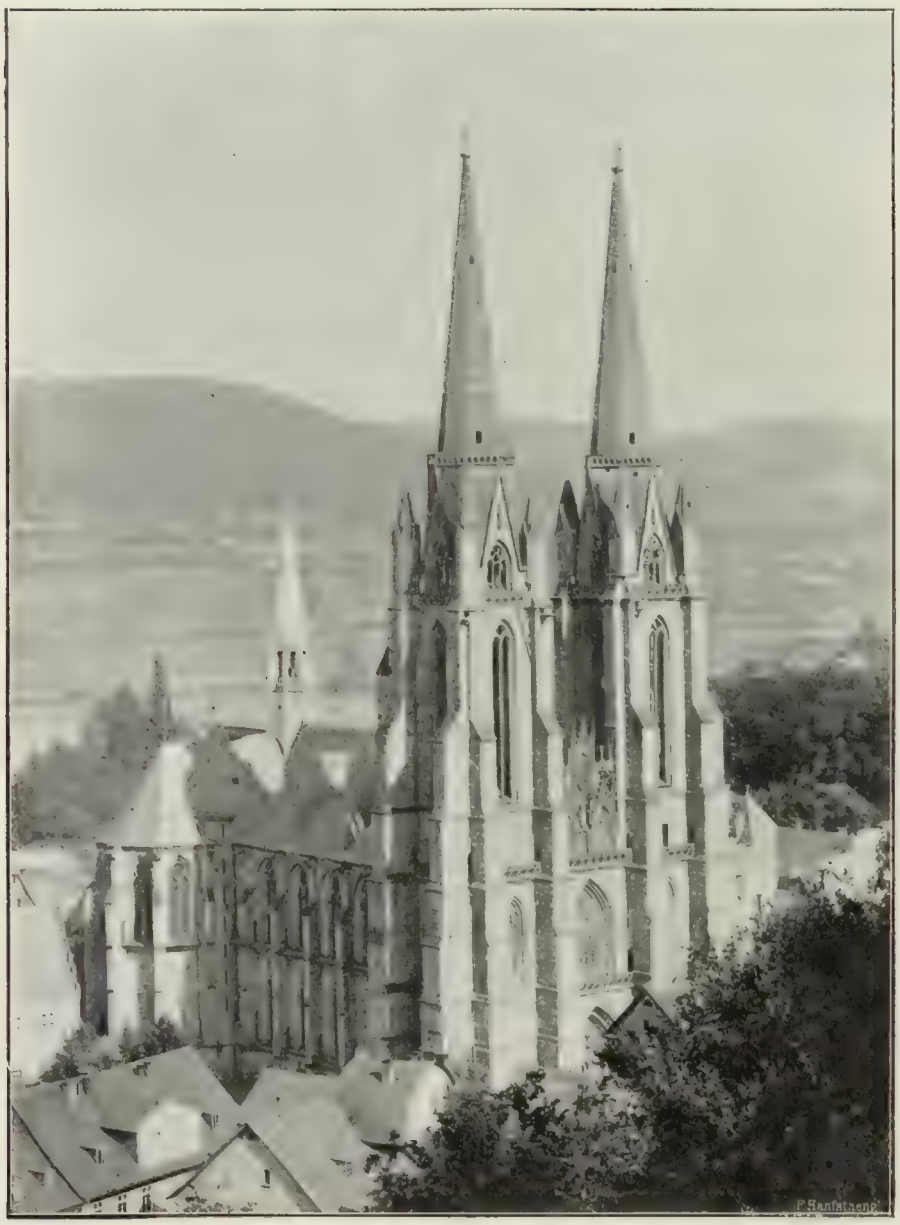


Abb. 281. Elisabethkirche zu Marburg, erbaut 1235—1283.

Durch den Reichstag von Ravenna war auch die Ketzerverfolgung wieder aufgenommen worden, dem Papsttum zum Gefallen. Sie wütete am furchtbarsten in der Lombardei, belebte sich nun aber auch in Deutschland. Ihr Haupt war der Magister Konrad von Marburg, wahrscheinlich ein Dominikaner. Gregor IX. hatte ihn zur Visitation nach Deutschland gesandt, durch seine Empfehlung wurde er auch der schreckliche Beichtvater der Elisabeth von Thüringen.

Diese anachronistische Erscheinung war die Gemahlin und Witwe des S. 482 genannten Landgrafen Ludwig IV., eine Tochter des Königs Andreas von Ungarn; sie ist durch ihre Tochter Sofie die Ahnfrau des hessischen Hauses. Schon als glückliche, kinderhaft junge Frau (geb. 1207) hatte sie in gemäßigter Weise dem Vorbilde der hl. Hedwig, der Schutzpatronin Schlesiens, einer Schwester von Elisabeths Mutter Gertrud von Meran, nachzustreben begonnen. Den lieblichen Wundern und Erzählungen, die die Legende um die junge Herrin der Wartburg gesponnen hat, steht die Wirklichkeit wohltätiger Stiftungen aus ihrem Witweneinkommen zur Seite. Konrad von Marburg, der seit 1226 ihr Beichtiger wurde

und vollends seit Ludwigs Tode 1227 zunehmende Gewalt über sie gewann, übte diese ganz in der Richtung der finstersten Askese aus. Sie mußte ihm die Gelübde der Ehelosigkeit und des blinden Gehorsams ablegen, ihren jungen Körper zu seinen fanatischen Geißelungen darbieten; eremitenhaft, ohne Diener, lebte sie am Fuße der Wartburg in einem kleinen Hause und brachte es so weit, daß sie beteuern konnte, Gott sei ihr Zeuge, wie sie an ihre weggegebenen Kinder, die sie einst mit weltlicher Zärtlichkeit geliebt habe, jetzt nur noch wie an fremde Menschen denke. Am 19. November 1231 ist sie, mit vierundzwanzig Jahren, gestorben, und auf ihrem Wittum Marburg, wo sie ein Spital gestiftet hatte, begraben worden. Dort ist 1235 unter ungeheurem Zulauf ihre von Gregor IX. vorgenommene Heiligsprechung verkündet worden, welche ähnlichen Frauen der cluniacensischen Zeit nicht zuteil geworden ist, wo solche Erscheinungen keine Seltenheit waren, wie diese freudig begrüßte. Über ihrem Grabe hat der Deutsche Ritterorden seit 1235 die edle frühgotische Elisabethkirche erbaut.

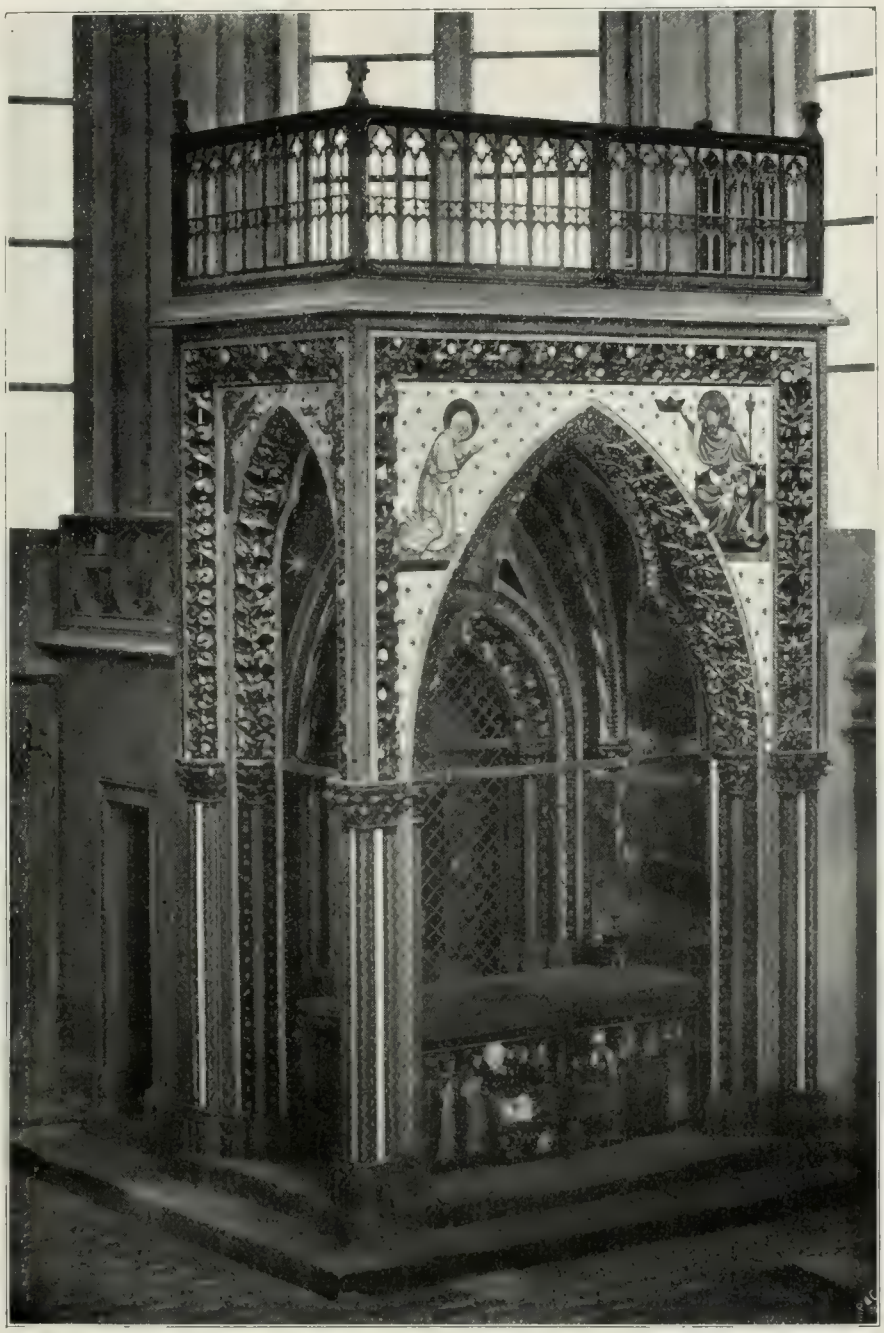


Abb. 282. Grabmal der hl. Elisabeth zu Marburg. (Die Bemalung des Tabernakels ist modern.)

Die Jahre 1232 und 1233 sind die Zeit der furchtbaren Ketzersuche in Deutschland, welches zum erstenmal auf den Scheiterhaufen der geistlichen „Sendgerichte" die Opfer einer fremdartigen und unheimlichen Justiz verbrennen sah. Thüringen und das politisch zugehörige Hessen wurden am ärgsten, doch nicht allein, heimgesucht. Erst als die Dominikaner sich auch an die Vornehmen und Reichen machten, einen Grafen von Sayn vor ihr Gericht ziehen wollten, erhielt der germanische Unwille Aussicht auf erfolgreichen Widerstand. Eine Reichsversammlung zu Mainz trat deswegen Mitte 1233 zusammen, und im Februar 1234 mußte Heinrich (VII.), der seinen fiskalischen Anteil an dem Gut der Verurteilten gehabt hatte, die Aburteilung der Ketzer den ordentlichen Gerichten zurückgeben, worauf nicht mehr so viele Ketzer gefunden wurden. Konrad war schon am 30. Juli 1233 auf der Landstraße erschlagen worden, als er von jener Reichsversammlung nach Marburg heimkehrte, auch seine Hauptgenossen zu Friedberg und Straßburg wurden umgebracht.

Aber gleichzeitig diente die Ketzeranklage noch einmal zu politischem Mißbrauch und gewaltsamer Enteignung, weil es den größeren Herren diesmal paßte. In den Wesermarschen lebten die Stedinger, d. h. Gestadeleute, Friesen aus der Nachbarschaft und aus den holländischen Gegenden, die in diesen Deichlanden nach 1062 angesiedelt worden waren. Damals Zehntleute, kehrten sie nach und nach zu den altgermanisch freien Bauernverhältnissen zurück und verteidigten diese gegen die Erzbischöfe von Bremen, ihre früheren Zehntherren, wie gegen die territorialen Gelüste der Grafen von Oldenburg.

Da leitete man im Jahre 1230 den andauernden Streit über Hoheitsrechte und Zehnten hinüber auf das Gebiet der Ketzerei. Eine Bremer Synode des Erzbischofs Gerhard II. stellte fest, daß die Stedinger die Lehre der Kirche für Tand hielten, Geistliche erschlagen und angefallen hätten, den Leib Christi in der Hostie verspotteten, dagegen sich ihrerseits wächserne Bilder bereiteten, von bösen Geistern Auskunft begehrten und von Frauen wahrsagen ließen. Diese Wachsidole nebst den Schicksalsdeutungen durch heidnische Gottheiten und Wahrsagerei der Frauen — alles Anschuldigungen, an denen sicher Wahres ist, da ja selbst bei nichtfriesischen deutschen Bevölkerungen allerorten das germanische Heidentum noch deutlicher oder verhüllter umging — kehren nun in zahlreichen kirchlichen, und, da man sich an Gregor IX. wandte, päpstlichen Urkunden und Aufrufen der nächsten Jahre wieder; seit 1232 ward der Stedingerkampf für das Interesse Bremens und Oldenburgs durch den willigen Papst zum Kreuzzuge gestempelt. Den ersten dieser Kreuzzüge schlugen die Bauern ab, darauf brachen 1233 neue Kreuzscharen aus den sächsischen und wendischen Diözesen zu Wasser und zu Lande in das Oststedinger Land ein, plünderten, brannten Gehöfte und Ortschaften nieder, erschlugen Weiber und Kinder „unde, de men levende veng, de brande men", wie die Sachsenchronik erzählt. Aber wieder, am Hemmelskamper Walde in Weststedingerland, siegten zuletzt die Bauern, Graf Burchard von Oldenburg und zweihundert Erschlagene ritterlichen Standes bedeckten die Walstatt. Im Herbst versuchte der Erzbischof die Deiche zu durchstechen und die Stedinger zu ersäufen, aber auch das mißlang.

Sachsenland allein reichte nicht aus, die Mannschaften eines Gaues in ihrer Notwehr zu vernichten. Auch durch Rheinland, Westfalen, Holland, Brabant und Flandern zogen im Frühjahr 1234 die Dominikaner, „wie schwarze Wolken", so schreibt ein zeitgenössischer Abt, und predigten den Glaubenskrieg. Und mit den Beutelustigen kamen die Grafen und Fürsten, die von Ravensberg, Geldern, Kleve, Berg, Jülich, Holland, Brabant und andere, stritten sie auch größtenteils aus Haß der Bauern, nicht um der Kirche Dank. Bei Altenesch zwischen den Flüssen Ollen, Lintow und Ochtum standen die Bauern, gewaffnet mit dem Schwert, Knotenspieß und lederbezogenem Schild, wider die eisernen Reiter. Herzog Heinrich von Brabant führte den Angriff; im Rücken des Kreuzheeres stand die massenhaft mit ausgerückte Geistlichkeit mit Kreuz und Fahne, das berühmte St. Galler Lied Media vita in morte sumus (Mitten im Leben sind vom Tod wir umgeben), das sie sangen, tönte durch das Dröhnen und Klirren der Schlacht und hielt Nerven und Mordlust der Ritter in Spannung. Sechstausend Stedinger wurden getötet, entronnen sind wenige. „Aldus namen de Stedinge ere ende." Weil bei dem massenhaften Verscharren Leichen von Ketzern mit solchen von gefallenen Glaubensstreitern durcheinander gekommen, wurden nach päpstlicher Anordnung die Friedhöfe und Beerdigungstätten entsühnt und neu geweiht; es gab nur noch Friedhofarbeit im Lande nach diesem Feldzug zu tun.

An der Unterweser auf einsamem Hügel, von Eichen umgeben, steht ein eherner Obelisk zum Andenken an den Stedingeruntergang. Mit diesem Erinnerungzeichen entläßt die deutsche Heimat die Auswanderer, die über Bremen in fremde Erdteile ziehen; es ist nur gut, daß die meisten nicht wissen, von was es erzählt. —

Des jungen König Heinrichs (VII.) und des zu ihm stehenden reichsunmittelbaren Adels Lage war durch die große Verschiebung von 1231/1232 nur noch mißlicher, er selbst, wie wir es jetzt ausdrücken, nervös geworden. Sein Verhalten schwankt und tappt hin und her, er sucht gegen Friedrich jetzt eher zu demonstrieren, als etwas Systematisches und Vernünftiges gegen ihn zu versuchen.

Auch dieser Schwabenherzog gehört in die Reihe der Ludolf und Ernst und ist in tragischer Weise dem Berufe unterlegen, unter seinem Vater mit gesonderten Kräften ein selbständiges Amt führen zu sollen. Nur daß von ihm, der noch einmal einen deutschen

Königshof bildete und deutsche Sänger um sich sammelte, und von seinem Unterliegen bei der Nachwelt, die in ganz eigener Weise ihre Helden wählt, kein poetisches Andenken geblieben ist. König Heinrich gehört persönlich zu den Minnesängern, die beiden von ihm erhaltenen Lieder, König Ottokars von Böhmen Tochter Agnes zugesungen — früher irrtümlich Kaiser Heinrich VI. zugeschrieben —, zählen zu den schönsten der mittelhochdeutschen Lyrik. Aber diese beiden als holde Blüten einer zartgestimmten Stunde geglückten Lieder machen sein ganzes Wesen nicht aus. Er ist viel unbedeutender als sein Vater; die Possenreißer und alle sonstigen Geschmacklosigkeiten der deutschen Fürsten, über die sich Friedrich II. lustig machte, hatte Heinrich gern, und das Beständige bei ihm ist leichtsinniges Schwanken seiner Stimmungen.

Im September 1234 trat Heinrich offen gegen den Vater auf; er scheint geglaubt zu haben, mit dem Gedanken einer Art Doppelkaiserschaft Anklang zu finden. Im November ließ er sich mit den Lombarden in ein zehnjähriges Bündnis ein, im Februar 1235 suchte er auch ein Bündnis mit Ludwig IX., dem Heiligen, von

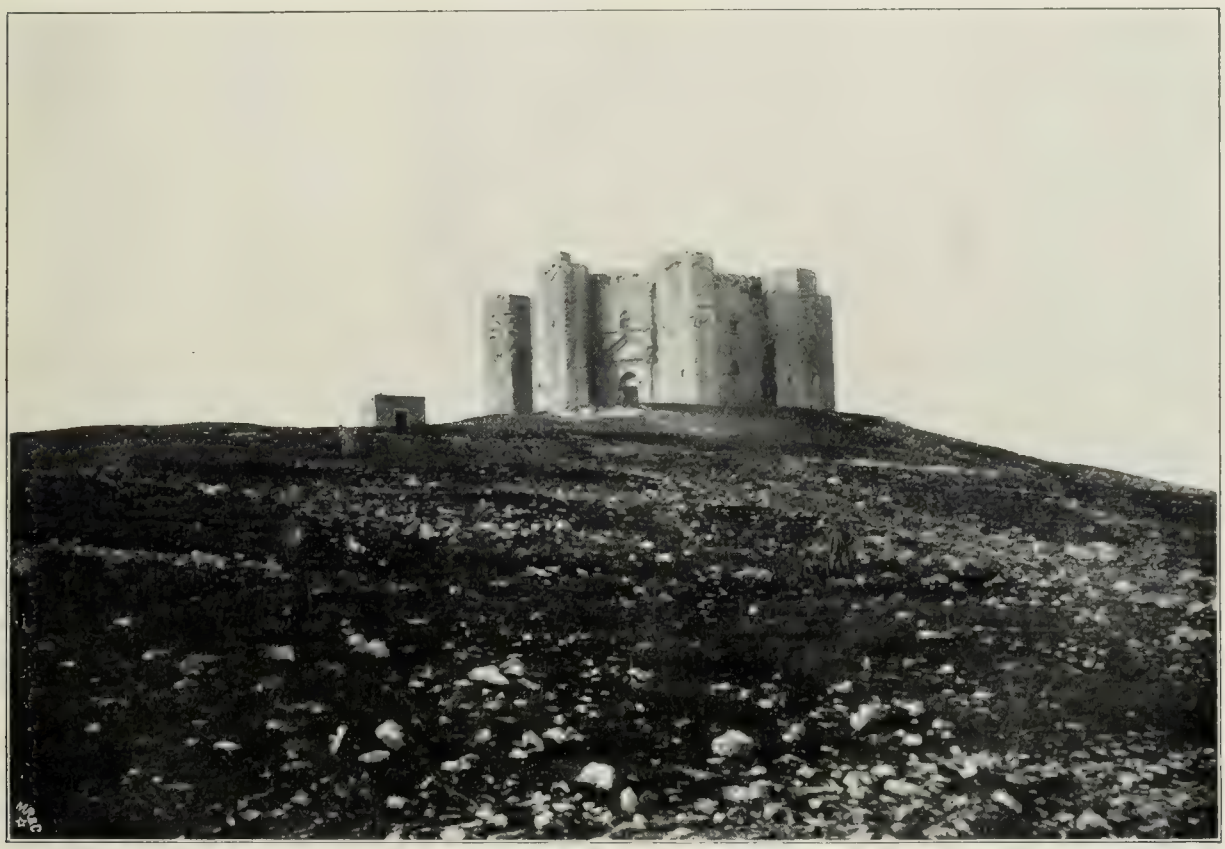


Abb. 283. Castello del Monte unweit Trani.
Erbaut von Kaiser Friedrich II. und oft von ihm bewohnt; später zeitweilig Gefängnis der Söhne Manfreds.

Frankreich, der sich aber neutral und loyal gegen Friedrich erhielt, so verschiedene Leute sie beide waren. Jetzt aber erhob sich der Kaiser, um seinen Sohn unschädlich zu machen. Im November 1234 hatte er bereits seinen sizilischen Großhofrichter Petrus de Vinea nach England gesandt und als abermaliger Witwer um die Schwester König Heinrichs III., Isabella, geworben, was ihm in mehrfacher Beziehung politischen Rückhalt, besonders auch in der ganzen Einflußsphäre von Köln gab. Nach dem von Friedrich 1232 gegen die städtischen Freiheiten geführten Schlage war dies fast eine Vorbedingung, um in deutschen Städten wieder auftreten zu können, wie er jetzt beabsichtigte. Dann kam er, nach einem halben Menschenalter der Abwesenheit, mit Konrad, seinem zweiten ehelichen Sohn, über die Ostalpen nach Süddeutschland und erschien am 4. Juli in Worms. 1235.

Eine wundersame und ganz phantastische Erscheinung unter den Deutschen, dieser mit prächtigen imperatorischen Viergespannen, mit blendendem Prunk von Gold und Perlen, Purpur

und Seide ankommende, geschmückte Kaiser, ohne Heer, aber mit seiner braunen Leibwache, seinen äthiopischen Negern und arabischen Jongleuren, seinem Leibelefanten, der einen von Sarazenen besetzten Holzturm trug, seinen Löwen, Panthern, Kamelen, Affen und Barteulen. Man hat zu höheren Ehren Friedrichs an „wissenschaftliche Zwecke" des kaiserlichen Zoologen auch bei dieser Menagerie gedacht; sie sollte sicherlich den Deutschen nur zeigen, daß dieser Herrscher alles selber besitze, was jemals fremde Kalifen oder italienische Kaufmannstädte als höchste Merkwürdigkeiten an den deutschen Hof gesandt hatten, und sollte ihnen, wenn sie wollten, beweisen, daß Friedrich seit seinem ersten Aufenthalt wußte, wie empfänglich sie alle noch für höhere Jahrmarktfreuden waren. Und wie gingen nun die Erzählungen von Mund zu Mund, was es alles erst in Palermo, Messina, Amalfi, Lucera zu sehen gäbe, wo sich die kaiserlichen Harems befanden, wo die Wände der Pfalzen von weißem, rötlichem, bläulichem Marmor, die Gewölbe von Mosaiken schimmerten und wo bei den Festen des Kaisers schlanke bronzefarbene Sarazeninnen auf rollenden Kugeln balanzierten oder im Takt von Kastagnetten und Tamburinen sich in seltsamen Tänzen bewegten.

Mit welchem Kontrast stellt sich in das schwüle und überladene Wesen dieses Kaiserhofes die männliche und deutsche Gestalt eines Hermann von Salza hinein! Er hatte, auch hier der erfolgreiche und wertvolle Vermittler, den jungen König bewogen, sich in Worms zu unterwerfen. Dies geschah; aber nachträglich wollte Heinrich einige Burgen nicht aus der Hand geben, die, unter Umständen, eine letzte Zuflucht bilden konnten. Daraufhin ließ ihn Friedrich in Haft bringen, vorläufig nach Heidelberg, dann nach Allerheim im Ries, von da nach Apulien. Dort hat sich der abgesetzte König, dessen Gefängnis gelegentlich gewechselt wurde, 1242 beim Transport von einer Burg auf die andere vom Rosse gestürzt, zu Martorano, und sein Leben geendigt. Vor sieben Jahren, als er gefangen genommen wurde, sang er noch, seitdem hatte er das Hoffen aufgegeben. In Kosenza wurde er begraben. Seine Witwe Margarete von Österreich heiratete König Ottokar II. von Böhmen.

Seit dem 24. Mai wartete Isabella von England in Köln auf ihres Verlobten Ankunft in Deutschland. Nun kam sie nach Worms hinauf, zur Vermählung, die am 15. Juli 1235 mit viertägiger Lustbarkeit gefeiert wurde. Einen Monat später hielt Friedrich den großen Reichstag zu Mainz, welcher in der deutschen
1235. Reichs- und Verfassungsentwicklung einen Markstein bildet. Hier wurde für den Landfrieden eine Neuordnung gesetzt und sowohl in lateinischer wie deutscher Sprache veröffentlicht. Auch das war neu, daß die Kanzleien sich zu deutschen Texten bequemten, aber nun war das Eis gebrochen, das neue Bürgertum machte seinen Anspruch auch in dieser Beziehung geltend, und wenigstens in den weltlichen Schreibstuben ging es mit dem Deutschen seitdem rasch vorwärts. In dem Mainzer Landfrieden wurde das Fehderecht neu eingeengt und ein ständiges, vom Hofe gesondertes Reichshofgericht mit eigenem Siegel eingerichtet. Alles Maßregeln mehr sizilisch-modernen, als mittelalterlichen und germanisch-konservativen Geistes, aber heilsam und von bleibender Wirkung. Ferner erhielt Otto von Braunschweig und Lüneburg, der Enkel Heinrichs des Löwen, sein welfisch-sächsisches Allodialgut durch kaiserliche Beleihung mit der Fahnenlanze fortan als unmittelbares Herzogtum des Reiches. So wurde auch für versöhnende Neuordnung und Frieden innerhalb der Fürstenaristokratie gesorgt, aus deren Nebeneinander fortan das Reich bestand. Die Ministerialität blieb beiseite geschoben, Friedrich wollte ihrer nicht bedürfen und ging vielmehr an die neue Einrichtung, das Reichs- und Königsgut gruppenweise unter Landvögte zu stellen. — Im Februar 1237 wurde an der Stelle Heinrichs dessen Bruder Konrad, der Sohn und Erbe der Isabella von Jerusalem, von einem engeren Wahlkollegium, 7 geistlichen und 4 weltlichen Fürsten, zum römischen König gewählt.

Erklärungsblatt.

Urkunde vom 25. Juli 1240,

wodurch Konrad IV. einen Vergleich zwischen Folkmar von Kemenathen und der Stadt (Kauf)beuren bestätigt. Im kgl. bayr. Reichsarchiv zu München.

(Zu Abbildung 284.)

[In]namen Gotes amen. Wir Cůnrat in Romſchen kunc erwelt von der Gotes gnade unde erbe || des kuncriches ze Jeruſalem tun kunt allen den die diſen brief jemmer geſehent daz wir || Folcmaren von Kemenathen unde unſer ſtat ze Bůeron alſus verſchieden under ein ander. Folc || mar hat gegebin den burgaren unde der ſtat ze wider wehſel den hof, der hern Hermannes was des phaffen, der da lit nidenan an der ſtat under den baumin, und als ſin ſtaingrůebe gat uf an den geworfen wec uſw.

Schluß (Zeugen, Bekräftigung und Datierung):

Hier an was Conrad || der Schenke von Wintherſtet unſer getruwer und Conrad der Liutkirchar der amman || von Bůeron. Und daz diz ſtaete belibe, ſo hiezen wir diſen brief beſigeln mit || unſerm inſigele. Dirre brief iſt gegeben und geſchrieben von unſers herren geburt || lichem tage tuſent zwaihundert unde fierzech jar innan höwotſe (= Heumond) an ſante Jaco || bes tage faeiliche (offenbar verſchrieben) amen.

Ich Conrad von Gottes Gnaden Römischer König, allen den, die diesen Brief sehen oder hören lesen, Gnade und alles Gute. Wir tun euch kund, daß wir mit unseren Getreuen, den Bürgern von Köln, übereingekommen sind, daß sie alle Jahre zu Martini (11. November) 40 Mark Silber geben sollen für alle Dinge, die zu unserem Hofe gehören, außer für Wein und Getreide. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Pfandschaften, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Zölle, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Münze, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Gerichte, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Rechte, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Freiheiten, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Gewohnheiten, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Privilegien, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Urkunden, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Siegel, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Boten, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Briefe, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Siegel, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Urkunden, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Privilegien, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Gewohnheiten, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Rechte, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Freiheiten, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Gerichte, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Münze, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Zölle, die sie jetzt haben, behalten sollen, bis wir oder unsere Erben sie auslösen. Und wir haben ihnen auch gegeben, daß sie ihre Pfandschaften

Sie waren der Teilausfluß einer gewaltigen siegreichen Mongolenbewegung im mittleren und östlichen Asien, die in mittelbarer Weise Syrien in Mitleidenschaft zog, Jerusalem die fürchterliche Zerstörung von 1244 durch die von den Mongolen heimatlos gemachten türkischen Chowaresmir brachte. Jene standen unter Batu, einem Enkel des Dschingis-Khan, und hatten mehrfach die Russen, wie die Kumanen, ein zu den Turaniern gehöriges, am Schwarzen Meere wohnendes Volk besiegt. Von diesen Kumanen waren 40000 Flüchtige ins ungarische Königreich aufgenommen worden. Dieses Ereignis, das die Mongolen reizte, wurde eigentlich die Rettung des Westens. Die Hauptmacht wandte sich nach Ungarn, eine andere große Schar machte einen nördlicheren Vorstoß, um die polnisch-böhmischen Kräfte zu hindern, den Ungarn zu Hilfe zu kommen. Gegen sie stellte sich der polnische Lehnsherzog **Heinrich von Niederschlesien**, der wie ein neuer Leonidas auf der Walstatt bei **Liegnitz** am
1241. 9. April 1241 fiel, einen Tag, ehe Wenzel von Böhmen (1230—1253) herankommen konnte. Vergeblich suchte dieser ihrem Eindringen in Mähren zu wehren; doch zogen die Mongolen nach dessen Verwüstung ihren Genossen in Ungarn zu. Der dortige König Bela IV. (1235—1270) hatte vergeblich dem Kaiser Friedrich II. angeboten, für dessen Hilfe sein Königreich fortan wieder, wie in alten verschollenen Zeiten, vom Reiche zu Lehn zu nehmen. Seine Rettung war, daß die Mongolen, immer plündernd, einen Abstecher nach Albanien machten, dort 1242 die Nachricht von dem am 11. Dezember 1241 zu Karakorum erfolgten Tode des Großkhans Ogotai erhielten und teils durch Serbien, Bulgarien, teils durch Ungarn nach Osten, wieder nach Mittelasien, abzogen.

Bei der Neukolonisation seines von den Mongolen verwüsteten und noch menschenärmer gemachten Landes zog Bela neue **deutsche Ansiedler** nach Ungarn, die hauptsächlich im nördlichen Bogen am Gebirge sich niederließen. Seit den Zeiten Karls des Großen hatten solche nicht gefehlt; Geisa II. (1141—1161) rief Mittelrheiner, Niederrheiner und Vlaemen in größeren Mengen herbei, die in den unbevölkerten südlichen Teil des späteren Siebenbürgen zogen; König Andreas II. (1204 bis 1235) gab 1211 dem Deutschen Ritterorden das gleichfalls menschenleere Burzenland (weiter östlich) zu Lehn. Diese Verleihung hatte zur Folge, daß der Orden auch dorthin zahlreiche Deutsche rief, Städte begründete, und das Land durch Burgenbau schützte. Auf diese Weise sind, wenn auch der Orden selbst durch Andreas 1225 wieder vertrieben wurde, **Siebenbürgen**, so heißt es nach der deutschen Sibinburg, später Hermannstadt am Flusse Sibin, und seine „sächsische" Bevölkerung entstanden, die bis auf den heutigen Tag, aller madjarischen Vergewaltigungen und alles Achselzuckens ihrer Brüder im Deutschen Reich ungeachtet, dabei bleibt, vor allen Dingen sich selbst nicht aufzugeben und ihre deutsche Sprache und Sitte, ihre Verbindung mit der deutschen Geisteskultur in Treuen festzuhalten.

Zwei Jahre lang ruhte das römische Pontifikat. Es waren die deutschen geistlichen Fürsten, die erschraken vor der denkbaren Möglichkeit, ohne ein eigenes Haupt der Kirche oder ohne dessen Verfügung über einen weltlichen Kirchenstaat dem rücksichtslosesten und vorurteilsfreiesten aller Kaiser und Gewaltherren eines geeinigten Italien ausgeliefert zu sein. Schon am 10. September 1241 hatten die Erzbischöfe Siegfried III. von Eppenstein von Mainz (1230—1249), der 1237 ernannte Reichsregent für den König Konrad, und Konrad von Hochstaden von Köln (1238—1261) ein Bündnis geschlossen, dessen weitere Tätigkeit darin bestand, eine große gegenkaiserliche Partei in Deutschland zu erwecken; auch begannen schon am mittleren und niederen Rhein die Fehden der beiderseitigen Anhänger. Die landesherrliche Stärkung des Episkopats hatte schnell genug begonnen, sich gegen ihren freigebigen Gönner zu richten. Friedrich eilte nach Deutschland, wo er im Frühjahr 1242 auf kurze Zeit — zum letztenmal — erschien, und schwenkte mit der bedenkenlosen Raschheit der innerlich Unbeteiligten in eine ganz entgegengesetzte Reichspolitik um. Eine Reihe von Freiheiten für die Städte waren ihr sichtbarster Ausdruck, nebst Begünstigungen der Laienfürsten, von denen jetzt Landgraf **Heinrich Raspe** (1242—1247), der

Nachfolger des Sohnes der heiligen Elisabeth, und König Wenzel von Böhmen dem römischen König Konrad IV. zur Seite gestellt wurden. Der sichtbarste Erfolg dieser Schwenkung war, daß der mit den Städten befreundete Graf von Jülich den Erzbischof von Köln gefangen nahm, die Wormser Bürger dagegen im Verein mit der königlichen Regentschaft den Mainzer in Schach hielten.

Erst am 25. Juni 1243 wurde zu Anagni ein neuer Papst, der von der genuesischen Riviera gebürtige Graf Sinibald Fiesco von Lavagna gewählt. Die Person des Erwählten enthielt eine auf den Kaiser genommene Rücksicht, die Lage wird aber richtig gekennzeichnet, wenn man nachmals erzählte, Friedrich habe ausgerufen, o weh, er habe einen Freund verloren und einen Gegner gewonnen, denn ein Papst könne kein Ghibelline sein. Das sagte auch schon der Papstname, den der Neuerwählte annahm: Innocenz IV. Es kam zu Verhandlungen, aber in dem Augenblick, da diese bei vielem Entgegenkommen des Kaisers ein Ergebnis zu erzielen schienen, bestieg Innocenz genuesische Schiffe, die vor Civitavecchia bereit gehalten waren, und fuhr nach Genua. Es kam ihm darauf an, sich und das Konzil, das er plante, aus dem Bereich Friedrichs zu bringen. Ludwig IX. von Frankreich hielt sich streng neutral und verweigerte sich seinen Absichten; da ging er nach Burgund, dessen südliche und mittlere Gebiete seit längerer Zeit sich wieder sehr wenig um das Reich kümmerten. Hierher nach der Erzbischofstadt Lyon berief Innocenz IV. auf Johannis 1245 das Konzil, welches, aus Deutschland so gut wie gar nicht besucht, den Kaiser sowie seinen Sohn Enzio in überstürztem Verfahren bannte, absetzte und Deutschland zur Neuwahl aufforderte, während über Sizilien der päpstliche Lehnsherr selber verfügen werde.

Abb. 285. Grabplatte des Erzbischofs Konrad (von Hochstaden) von Köln (1238—1261).

Nun floß das päpstliche Geld stattlich nach Deutschland, wie Innocenz' Biograph mit rühmender Naivität erzählt, und mit seiner Hilfe mehrte sich die gegenkaiserliche Partei. Heinrich Raspe widerstand der Lockung nicht und nahm die Königswahl an, die am 22. Mai 1246 zu Veitshöchheim bei Würzburg geschah und bei der diesmal wieder außer den drei rheinischen Erzbischöfen und fünf Bischöfen ein größerer Laienkreis zugezogen wurde. Die seit einigen Generationen auffällig lebhafte Beteiligung des thüringischen Hauses in allen großen Angelegenheiten findet durch diese Wahl des hochstrebenden Heinrich Raspe eine Anerkennung, aber auch einen raschen tragischen Abschluß. Um König Konrad, zu dem nach wie vor der Reichsadel und jetzt die Städte hielten, nach einem Siege, den er über ihn am 5. August unweit Frankfurt erfocht, um den Kern seines Anhangs zu bringen, ging der Gegenkönig nach Schwaben. Unter dessen Herren und Rittern warben für ihn 7000 Mark päpstlichen Silbers nebst den

allerschönsten Versprechungen, und nicht ohne Erfolg. Aber mit anderen blieb Ulm dem Staufer treu; Heinrich, der die Donaustadt im Januar 1247 bei harter Kälte belagerte, ward dabei verwundet, kehrte heim und starb an dieser Wunde am 17. Februar auf der Wartburg. An seine Stelle wurde am 3. Oktober 1247 zu Neuß der Graf Wilhelm von Holland erhoben, zu dessen Wählern außer den drei rheinischen Kirchenfürsten der Herzog von Brabant gehörte; Aachen mußte er erst belagern, konnte aber am 1. November 1248 mit nachgemachter Krone dort gekrönt werden. Im allgemeinen wuchs seine Partei, ohne daß sich der beiderseitige Anhang unter den Fürsten und Herren nach leitenden sachlichen Gesichtspunkten gruppieren ließe; nur die Städte mit ihrer Wehrhaftigkeit und Finanzkraft hielten fast durchweg zu König Konrad.

Friedrich hatte in letzter Zeit die in Sizilien durch die päpstliche Partei erweckten Empörungen niedergehalten, und Enzio hatte in Norditalien, wo wenige Städte kaiserlich blieben, seines Vaters Sache tapfer geführt. Der Kaiser plante über Lyon nach Deutschland zu ziehen, um die Hauptgegner in ihren Sitzen aufzusuchen; er trug sich mit aufregenden agitatorischen Gedanken und wollte dem europäischen Kreuzzug, den die Kirche gegen ihn als den Antichrist predigte, den Zündstoff einer Säkularisation des geistlichen Gutes zu Gunsten der Laien entgegensetzen. Schon stand er in Turin vor dem Mont Cenis; aber die von Innocenz' Verwandten besorgte Empörung Parmas, welches Friedrichs notwendige Straßenverbindungen beherrschte, machte es bedenklich, in diesem Moment Italien zu verlassen. Er kehrte um, belagerte die Stadt und konnte endlich hoffen, sie bald zu gewinnen. Da fielen im Februar 1248 die Parmesaner aus, während er zur Falkenbeize nach dem nahen Apennin zu ausgeritten war, und brachen in sein Lager. Dieses hatte sich während der Herbst- und Wintermonate zu einer Art Gegenstadt ausgewachsen, die Friedrich mit bitter gestrafter Zuversichtlichkeit Vittoria nannte. Sie zersprengten sein überraschtes Heer, erbeuteten seinen Schatz, seine Krone und sein Siegel. Ein Schlag nach dem anderen traf ihn, Kunde neuer Verschwörungen; von Krankheit gefesselt lag er zu Cremona, und hier wurde der Arzt seines langjährigen Großhofrichters und neuerlichen Kanzlers und Logotheten von Sizilien, des Petrus de Vinea aus Capua, bei dem Versuche abgefaßt, ihm Gift zu reichen. Petrus wurde eingekerkert, verurteilt, geblendet, sollte hingerichtet werden; dem öffentlichen Schauspiel kam der blinde Mann zuvor, indem er sich den Kopf an der Steinwand im Kerker einrannte. Teilnahme, Zweifel an einem gerechten Spruch des tiefverbitterten Kaisers sind ihm gefolgt. Und in der gleichen Zeit wie den Freund verlor Friedrich seinen tapferen, schönen Liebling, König Enzio, den am 26. Mai 1249 bei Fossalte die Bolognesen schlugen, gefangen nahmen, und, trotz allen sofort begonnenen Lösungsversuchen, in trotzigem Eigensinn der ans Ruder gelangten plebejischen Popolanenpartei auch nicht losgaben, selbst als in späteren, von Grund aus veränderten Tagen Italiens der gefangene „König von Sardinien" nur ein Luxus für sie sein konnte.

Der Kaiser war nach seiner Krankheit nach Unteritalien heimgekehrt. Nach Lyon und Deutschland zu ziehen, mußte er seit Enzios Gefangenschaft erst recht aufgeben. Er brachte mit äußerster Anspannung der sizilischen Finanzen neue Streitkräfte auf und stand im Begriff, sie gegen die lombardischen Städte zu führen, gegen welche seine vor Parma wieder gesammelten Mannschaften gerade einen erfreulichen Sieg gewonnen hatten. Da ist er am 13. Dezember 1250 auf seinem Schlosse Fiorentino
1250. bei Foggia in Apulien an der Ruhr gestorben. Mit 56 Jahren, in aller alten Spannkraft seines unverwüstlichen Geistes. Um den Hauptvorwurf, der den Bann gegen ihn rechtfertigen mußte, der Ungläubigkeit, zum letztenmal abzuweisen und

um seiner Erben willen hat sich der Gebannte auf dem Sterbebette vom Erzbischof von Palermo absolvieren lassen, aber zugleich gesorgt, diesen Friedenschluß der Seele nicht als politisches Schuldbekenntnis ausbeuten zu lassen. In Palermo bei seinem Vater, in ähnlich freistehendem Sarkophag, liegt er bestattet.

Als geistige Individualität ist Friedrich II., so wenig der Mensch als solcher harmonisch und überwiegend wohltuend wirkt, weitaus die interessanteste Persönlichkeit des gesamten Mittelalters, dem er eben nicht mehr angehört und das er hinter sich in Vergangenheit stößt. Zu geben vermocht hat er allenfalls seinem Erbreich Sizilien, indem er dort den vorbildlichen zentralisierten Staat vollendete. Den Staat der Deutschen dagegen hat er nur vollends aufgelöst, ohne dafür neue Formen und neue Wege zu weisen, und somit in der Tat auf sechs Jahrhunderte „mit sich hinabgenommen des Reiches Herrlichkeit".

Abb. 286. Grabmal Kaiser Friedrichs II. im Dom zu Palermo.

Die eine Herkunftslinie der Kaisersage oder Bergsage, die auf Wotan zurückführt, ist schon S. 222 genügend angedeutet worden. In ihr fehlt jedoch noch das Motiv der Wiederkehr aus der Entrückung zur Vollbringung einer Erlösung. Und dieser andere Bestandteil der Sage führt uns nun weit über den Umkreis des Germanentums hinaus, in den kulturgeschichtlichen Bereich der Prophetien. Durch letztere haben weiterlebende babylonische, altjüdische, antike, sibyllinische, byzantinische, christliche Vorstellungen und Weissagungen, die mit zunehmender Bestimmtheit in der Idee eines zukünftigen Befreiers und Siegers, eines Kaisers der Endzeit gipfeln, auch auf die germanische Bergsage Einfluß gewonnen.

Derartige Prophetien sind nichts Vereinzeltes und Gelegentliches, sondern ein bei allen Völkern und namentlich bei ihren halbgebildeten Schichten wiederkehrendes, fortgesponnenes und nie erschöpftes Bedürfnis. Überall und jedes Jahr sind sie da, frischen sich auf und greifen gleichzeitig wieder auf älteste Bestände zurück, rinnen international ineinander und haschen gerne nach fremdem Zusatz und Schmuck, bilden gemeinsam einen durcheinandergewirrten Knäuel und Wust von Tradition, wilder Gelehrsamkeit und spintisierender Phantasie. Sie existieren und gedeihen heute so gut wie je; alljährlich gegen Neujahr liegen sie als Zehnpfennigsheft in den bekannten kleinen Läden zusammen mit Traumbüchern und wirksamen Liebesorakeln; die Propheten und Sibyllen sind als Schäfer Thomas oder unberufene Ausleger der Offenbarung Johannis unter die modernen Spekulanten auf Unbildung und Ungeschmack gegangen, von denen sie zwar längst nicht die verderblichsten sind. Hier liegt also, historisch betrachtet, von alters her eine weitschichtige und allzeit blühende Literatur-

gattung vor, und das Material ist massenhaft, die Einwirkung auf volkstümliche Legendenbildung wenigstens früher eine außerordentliche gewesen.

Von allen orientalischen und antiken Zentren der vorchristlichen Geschichte her arbeiten unablässig erneute Kräfte an dem Penelopegewande der Prophetie ohne Unterbrechung in die mittelalterliche Zeit hinüber, weben ein, lösen wieder und weben mit den alten Fäden aufs neue. Unter dem Eindruck der Siege des Islam tritt in den Weissagungen der Byzantiner die Gestalt eines großen Kaisers der Endzeit bestimmter in der Richtung hervor, daß er Jerusalem befreien, auf Golgatha seine Krone dem Herrn des Himmels zu Füßen legen und das letzte der Reiche, die zum Christentum erlöste und unterworfene Irdischheit hinüberführen wird in das ewige Reich des himmlischen Gottesstaates. Der Orient, der als Heimat des Christentums die Sage beschäftigt, gewinnt in ihr neues Gewicht durch den erhofften Sarazenensieg; dort steht auch der dürre Baum, der neu ergrünen wird am Tage der Erlösung. Dunkle Erinnerung an Alexander den Großen, trübes Wissen von einem Christenherrscher jenseits der islamitischen Welt, dem „Priesterkönig Johannes", und anderer orientalischer Stoff flicht sich im weiteren Verlauf der Jahrhunderte hinein; die Prophetie vom Endkaiser verknüpft sich aufs engste mit der Kreuzzugsidee.

Unter der Zeit waren aber längst auch die heimischen Sagen der neueren abendländischen Völker, darunter der Deutschen, durch die literarischen, halbgelehrten Prophetien beeinflußt, waren den universal-christlichen und orientalischen Zieldeutungen nationale an die Seite gestellt worden. Von Heinrich I. ab ist kaum ein deutscher Herrscher, dessen Name von Weissagungen nicht schon bei Lebzeiten umsponnen wird und in solchen auch nachlebt. Keiner von ihnen verdrängt die anderen schon ganz, und von ferne her ragt die Persönlichkeit des großen Karl aus dem Nebel der Erinnerung in die jüngeren Prophetien und Legenden hinein. Friedrich I. erscheint in den Weissagungen so gut wie Heinrich III. oder Otto I. Aber zu ihrer vollen Wirkung gelangt die Größe des staufischen Herrschers erst in der Weltstellung, die er als Erbe für seine Nachfolger hinterläßt, und in der Lebhaftigkeit, womit nicht mehr nur deutsche, sondern auch allgemein-christliche Hoffnungen sich an das Stauferhaus klammern. Barbarossas eigene Gestalt tritt zunächst hinter seinem Werke, den von ihm gewiesenen Zielen, seinen lebenden Erben wieder zurück. Mehr denn je beschäftigt das heilige Land alle Gemüter, es ist jetzt die Zeit der vielen, aber verzettelten Kreuzfahrten zu seiner Befreiung. Da fällt das Augenmerk der Prophetie auf Friedrich II., den Zögling des Papsttums, welcher meteorhaft aus dem geheimnisvollen Apulien kommt und sich Deutschland erobert. Er ist's, er wird die Krone nehmen, ins Morgenland ziehen, Jerusalem befreien! Aller Prophezeiungstechnik ist die Spielerei mit Zahlen zu eigen, und bei Friedrich II. entdeckt sie die verheißungsvolle Dreizahl: Friedrich I. und Friedrich von Schwaben, sein herzoglicher Sohn, haben's versucht und begonnen,

Abb. 287. Der Kyffhäuser von Süden gesehen. Aufnahme von Albert F. Schwartz in Berlin.

der dritte Friedrich wird, muß der Erfüller sein.

Gotes ervollunge lît
an drîn namen z'aller zît
— — — —
und du bist der dritte!

so ruft Thomasin von Zirkläre, der „wälsche Gast" aus Friaul, dem jungen Stauser zu; ähnlich mahnen, fordern ihn die anderen Zeitdichter auf, der Klerus, die Stimme des Volkes, und er nimmt am Krönungstage zu Aachen das Kreuz.

Abb. 288. Turm der Kyffhäuserburg.
Nach einer Photographie von Sophus Williams in Berlin.

Mittelländisch-orientalische Bestandteile der Prophetie weben sich immer direkter in die deutsche Kaisersage hinein, lokalisieren sich in Deutschland. So der dürre Baum, der ja auch diejenige Bergsage beeinflußt, deren Gestalten Frau Holle und der Tannhäuser sind; als Birnbaum auf der Walserheide oder dem Walserfelde — ist es die Welser Heide südlich von Linz an der Donau? — wird er neu ergrünen, wenn der Kaiser wiederkommt und an den Schild schlägt. Fern in Apulien oder in Palermo weilt Kaiser Friedrich, der die Deutschen sich selbst überläßt. Der Kaiser schläft! so geht ein Raunen durch das Volk. Und drum macht's dem Volke wenig Unterschied, als er stirbt. Bei Lebzeiten war Friedrich II. seinen Deutschen eine in ferne, phantastische Wunderwelt entrückte Gestalt geworden und bleibt es nun.

Ob er wär tot an der zît,
dâ von ist wärlich noch ein strît
in welhischen landen über al.

So dichtet der Österreicher Enenkel, und noch konkreter erzählt die niedersächsische Weltchronik:

Bi den tiden (nach 1250) segede man,
dat storbe keiser Vrederic.
Ên dêl volkes segede, he levede,
de twivel warede lange tît.

Der fremdartige, halb sarazenische Kaiser, der Ketzer und Atheist, sollte in den Ätna entrückt sein, welcher Berg mit seinem feurigen Höllenatem die Phantasie vielfach beschäftigte. Aber nachmals wird er wieder in den deutschen Bergen lokalisiert. Abermals zieht die Methodik der Sage die Örtlichkeit, die äußeren Umstände, in leichter verstandene Nähe.

Es wird noch zu erwähnen sein, daß gegen Ende des 13. Jahrhunderts falsche Friedriche aufgetreten sind, die den alten Staufernimbus und den Glauben des Volkes an den nur schlafenden Kaiser auszubeuten gesucht haben. Ferner hat Friedrich der Freidige († 1324), Markgraf von Meißen, Landgraf von Thüringen und als Pfalzgraf von Sachsen Reichswart des Königsgutes von Tilleda und der Reichsburg Kyffhäuser, weil er der Sohn von Kaiser Friedrichs II. Tochter Margarete, der letzten Stauferin war, Ansprüche auf die deutsche Krone

erhoben und sich zeitweilig König von Jerusalem und Sizilien genannt. Die Sage hat sich auch mit ihm beschäftigt, und wahrscheinlich hiervon übrig geblieben ist die zunehmende Bevorzugung des Kyffhäusers von den sonstigen Wotansbergen mit den drinnen wohnenden deutschen Kaisern.

Die Kaisersage wandelt sich in lebendigen Phantasien des Volkes zu immer neuen Gestaltungen weiter und überdauert auch die Demütigung, ihre politische Hoffnung einige Zeit auf Kaiser Friedrich III., den Vater Maximilians, gesetzt zu haben. Aber von da an löst sie sich von den Personen der jüngeren Zeit und klammert sich an ein wunderbares Wiedererscheinen des älteren Friedrichs. Hinter dem nie populären Friedrich II. tritt nun immer deutlicher die auf die Erinnerung groß nachwirkende und ganz deutsche Machtgestalt Barbarossas hervor und verdrängt den Enkel, je mehr die Volksphantasie zur Geltung kommt gegenüber der spintisierenden Prophetie. Im 18. Jahrhundert wissen noch die literarisch unterrichteten Kreise, aber nur diese, daß eigentlich Friedrich II. mit dem nicht gestorbenen, schlummernden Kaiser gemeint sei; dann räumt der Apulier dem Großvater, dessen roter Bart weiß geworden und im Schlaf der Jahrhunderte durch den Tisch im Berggemach gewachsen ist, endgültig das Feld.

Rückerts im Jahre 1817 aus der heißen Enttäuschung des vaterländischen Deutschtums gedichtete Ballade bedeutet den Abschluß der Legende. Er hat sie aus dem Volksmund in die romantisch-politische Dichtung hinübergeleitet, hat sie überhaupt zum Gut der Gebildeten, zum imponderablen Kronschatz der Deutschen in kaiserloser, kaisersehnender Zeit gemacht. Und er hat neben dem Kyffhäuser die anderen Kaiserberge zu vollends lokaler Bedeutung herabgedrückt.

Der Ausgang der Staufer.

Durch Kaiser Friedrichs Tod war **Konrad** IV. im eigenen Namen zur Regierung in Deutschland gelangt, soweit er des Gegenkönigs mächtig blieb. Aber nach Erbrecht und Friedrichs Willen sollte er auch das Königreich Sizilien haben; sein Halbbruder **Manfred**, ein Sohn Friedrichs aus illegitimem, aber vornehmem Liebesverhältnis (mit der Gräfin Bianca Lancia, mit der sich der Sterbende noch trauen ließ), sollte von ihm das Fürstentum Tarent zu Lehn tragen. Indessen suchte Innocenz schon seit 1248 durch Kreuzpredigt und Gewinnung von Unternehmern Sizilien den Staufern zu entreißen. So schien Konrads Sache darauf zu stehen, daß er sich Sizilien sicherte und von da aus, durch italische Mittel kräftiger unterstützt, Deutschland hielt. Im Oktober 1251 zog er mit einem kleinen Heere, das er sich zum Teil durch Verpfändungen verschafft hatte, über die Alpen. Innocenz IV. hatte das Königreich Sizilien, vorläufig vergeblich, an verschiedene jüngere Söhne ausgeboten, an König Heinrichs III. von England Bruder Richard von Cornwallis, an König Ludwigs IX. von Frankreich Bruder Karl von Anjou und Provence, schließlich nahm es der englische König an für seinen zweiten Sohn Edmund und wagte eine größere Summe Geld daran, welche zur Belebung des Kampfes nach Italien gesandt wurde. Aber Konrad machte stetige, wenn auch langsame Fortschritte und eroberte am 10. Oktober 1253 Neapel. Nun konnte er ein größeres Heer sammeln, das er nach Mittelitalien führen wollte, die allgemeine Entscheidung schien bevorzustehen; da hat ihn am 1254. 20. Mai 1254 zu Lavello die Malaria hinweggerafft, im 26. Lebensjahre. Was

Abb. 289. Siegel König Konrads IV.

der hochgesinnte Jüngling der deutschen Geschichte noch hätte bedeuten können, ist unmöglich zu sagen, da er gerade im Beginn seines größeren Handelns gestorben ist.

Ein Enkel Friedrichs II., Sohn Heinrichs (VII.), war 1252, ein weiterer ehelicher Sohn Friedrichs, Heinrich — das Mittelalter kennt häufig gleichnamige Brüder — 1253 gestorben. Konrad IV. hatte zur Zeit seiner Bedrängnis durch Heinrich Raspe am 1. September 1246 die Wittelsbacherin Elisabeth geheiratet und dadurch deren Vater, den bayrischen Herzog und rheinischen Pfalzgrafen Otto den Erlauchten (1231—1253), wie dessen Söhne und Nachfolger, Ludwig den Strengen von Pfalz und Oberbayern (1253—1294) und Heinrich von Niederbayern (1253—1290), an sich geknüpft. Am 25. März 1252 hatte Elisabeth ihrem nach Italien geeilten Gemahl auf der bayrischen Burg Wolfstein bei Landshut einen Sohn geboren,

Abb. 290. Grabmal Papst Innocenz' IV. (1243—1254) im Dom zu Neapel.

Konrad, den die Italiener später den jungen, den kleinen Konrad, Corradino oder Conradino, nannten. Er also wurde durch seines Vaters Tod, wie er unter der Vormundschaft des Oheims Ludwig in seinen Urkunden heißt, „König von Jerusalem und Sizilien, Herzog von Schwaben".

Als Kaiser Friedrich II. starb, hatte er Konrad IV. der Fürsorge und Treue Manfreds empfohlen. Doch finden wir Konrad IV. alsbald nach seinem Betreten Unteritaliens in Spannung mit dem dort heimischen Halbbruder. Nach Konrads Tode stützte Manfred sich vorübergehend auf den Papst und ein päpstliches Statthalteramt, um den von Konrad bestellten Statthalter Bertold von Vohburg-Hohenberg auszudrängen. Und nach weiterer Lahmlegung der Partei des kleinen Konrad-Conradino griff er im Jahre 1258 selber nach der Krone und nannte sich König. Ein Vergleich von Manfreds Verfahren mit demjenigen Philipps im Jahre 1198 ist also keineswegs stichhaltig; die politische Räson mochte er immerhin auf seiner Seite

haben. Seit er König hieß, hoben sich seine Befehlsgewalt und seine Verbindungen; Peter von Aragonien warb um die Hand seiner schönen Tochter Konstanze und wurde sein Schwiegersohn. Gar vieles in Unteritalien, darunter die Stadt Manfredonia am Meeresabhang des Monte Gargano, hält noch heute den Namen dieser Regierung lebendig. Aber sein Glücksstern sank, als es Papst Urban IV. (dem zweiten Nachfolger des 1254 gestorbenen Innocenz IV.; 1261—1264), einem gebürtigen Franzosen, gelang, mit seinem Landsmann Karl von Anjou erfolgreicher als früher anzuknüpfen.

Karl ist der jüngste Bruder König Ludwigs IX., des Heiligen. Ihm war es gelungen, alle Bewerber um die Hand der Beatrix, der Erbin des letzten Grafen der arelatischen Provence, mit päpstlicher Hilfe aus dem Felde zu schlagen; unter ihnen auch den König Konrad IV. Ein Erfolg des letzteren hätte Ähnlichkeit mit Friedrichs I. Heirat der Beatrix von Hochburgund haben und die Staufer in der vom Reiche jederzeit nur allzusehr vernachlässigten Provence noch Fuß fassen lassen können. Friedrichs II. Absetzung 1245 wurde für Karl, welcher Anfang 1246 die Vermählung mit Beatrix feierte, der geeignete Hebel, um die Provence endgültig vom Reiche zu lösen und ihr unumschränkter Landesherr zu werden. Dies ist dem Franzosen gegen den nach Fortdauer ihrer tatsächlichen Unabhängigkeit strebenden und nationalen Widerstand der provenzalischen Edlen, der unabhängigen blühenden Städte, von denen Marseille mit den Handelstädten Italiens wetteiferte, und der politischen Kampfdichtung der Troubadours allmählich gelungen. Inzwischen hatte er schon den Lombarden die Hand gereicht und im Piemontesischen Einfluß und Autorität gewonnen. So ist sein Auftreten in Unteritalien das Schlußglied langjähriger antistaufischer Politik, welche unter Zertrümmerung der wankenden Reichsautorität in Niederburgund und Italien eine eigene große territoriale und maritime Herrschaft am Mittelmeer zu begründen strebte und dies auch erreicht hat. In diese Kette gehört es, wenn Karl in den sechziger Jahren das Amt des Senators von Rom übernahm. Die Hoheit, die Innocenz III. auch über die Stadt Rom ausgeübt hatte, war unter seinen meist exilierten Nachfolgern wieder gesunken; seit 1252 hatte die Stadt „Senatoren" als Stadthäupter: aus der Fremde berufene, also nicht in die Interessen der Stadtfamilien verwickelte Kommunalbeamte, ganz ähnlich wie die sonst in Italien seit etwa 1160 vielenorts üblich gewordenen Podestas. Seit 1261 suchte man für das römische Senatorenamt ansehnliche Fürsten zu gewinnen, in deren zu wählender Person sich natürlich die staufferfreundliche und staufferfeindliche Partei bekämpften. Karls Wahl 1263 war ein Triumph der Politik Papst Urbans IV. Dessen Nachfolger Clemens IV. (1265 bis 1268) fand Karl, der nun nicht mehr, wie 1252, erst nötig hatte, in der Provence Herr zu werden, auch für die Unternehmung in Sizilien bereit. Den Engländer Edmund hatte man schon 1253 wieder fallen lassen, um mit anderen weiter zu kommen.

Tapfer, kühn, unermüdlich — immer beklagend, daß man schlafen und darüber seine Tätigkeit unterbrechen müsse —, streng, mehr hart und klug als heftig und grausam, ehrgeizig und habsüchtig, unbeugsam, rücksichtslos, darin fließen die Urteile über Karl von Anjou zusammen. So ist er der Mann gewesen, Friedrichs Regierung in Unteritalien, die er mit Glück usurpiert hat, und die wohlgeordnete Staatschöpfung des Staufers im Sinne des tyrannischen Despotismus fortzuführen, ohne daß er auch die geistig überlegene Bedeutung des Staufers aufzuweisen hat.

Mit wenig Geld, Rittern ohne Pferde und abgerissenen Söldnern war Karl nach Rom gekommen, aber, wie der Sparsame erzwingen wollte, die Pfennige des heiligen Petrus halfen ihm auf; sie rollten schon verführerisch unter den sizilischen Baronen und Kastellbefehlshabern. Am 28. Juli 1265 war er belehnt worden, am 6. Januar 1266 wurde er zu Rom als Lehnskönig von Sizilien gekrönt und begann im selben Monat mit mehr als 30000 Mann seinen Marsch. Zweiunddreißig Kastelle ergaben sich ihm schon bei seinem Anmarsch. Manfred mit 25000 Mann, darunter deutsche Herren (auch Graf Rudolf von Habsburg) und Ritter, Lombarden und Sarazenen suchte ihm bei Benevent den Weg nach Neapel zu verlegen. Hier ist König Manfred von Karl am 26. Februar 1266 in raschem, heißem Gefecht
1266. besiegt worden und selber in tapferem Ausharren gefallen. Seine überlebenden Söhne sind jahrzehntelang in Gefangenschaft der Anjous gehalten worden.

An der Brücke des Gebirgsflusses Calore, an dem Benevent liegt, haben die Sieger den erst nach zwei Tagen erkannten Leichnam Manfreds begraben. Die ritterlichen Franzosen trugen jeder einen Stein zum einfachen Denkmal auf das Grab, welches bald im Volke die Petra Roseti, der Rosenfels, genannt wurde. Der Erzbischof von Cosenza aber, von je Manfreds Feind, ließ die Gebeine des Gebannten wieder ausgraben und im Gebirge bei ausgelöschten Lichtern, dem Zeichen des Fluches, verscharren.

... groß ist Gottes Gnadenarm und faßt,
Was sich ihm zukehrt, so, daß keiner fehle.
Wenn dieses Blatt im Worte Gottes besser
Der Hirte von Cosenza, welchen Clemens
Jagd auf mich machen hieß, gelesen hätte,
So ruhten die Gebeine meines Leibes
Noch jetzt bei Benevent am Fuß der Brücke,
Behütet von den aufgehäuften Steinen.
Nun netzt sie Regen, dörrt sie Sonnenstrahl,
Dort, wo er's hinwarf, mit verlöschten Lichtern.
(Dante, Divina Comedia, Fegefeuer III.)

In Deutschland war Wilhelm von Holland König, wennschon der Anspruch für den jungen König Konrad nicht aufgegeben wurde. Die Fürsten kamen als Anhang für den gekrönten Grafen wenig in Betracht, seine Wahl war nicht ihr Werk gewesen — sie wird ja am schneidendsten gekennzeichnet durch den Grabstein, welchen man nachmals dem Erzbischof Siegfried gesetzt hat. Aber auch die Städte gingen ihren eigenen und selbständigen Weg. Sie fanden das Mittel in der uralt den Germanen eignenden Genossenschaftsbildung, in Bündnissen, wie sie sie schon unter Heinrich (VII.) geschlossen, aber auf dessen Geheiß wieder hatten auflösen müssen. 1251 hatten westfälische Städte, Soest, Münster, Dortmund, Lippstadt, einen neuen Bund zur Aufrechthaltung des Landfriedens, wie er 1235 geordnet war, und zum Schutz ihrer kaufmännischen Beziehungen geschlossen; 1254 ging von den seit je befreundeten Nachbarstädten Worms und Mainz auf Anregung des Bürgers Walpod von Mainz ein gleichartiges Bündnis aus, das sich rasch am Rhein ausbreitete und dem auch die benachbarten Fürsten für geraten hielten sich anzuschließen. 1255 hatte sich dieser rheinische Städtebund über Köln schon nach Westfalen ausgedehnt und bezog die hessischen und mainischen Gegenden ein. 1256 umfaßte er etwa hundert Städte bis nach Bremen, Hamburg, Lübeck, Mühlhausen in Thüringen, Nürnberg, Regensburg, dazu die rheinischen Erzbischöfe und Bischöfe bis Basel hinauf, den Pfalzgrafen bei Rhein und Herzog von Bayern, den Abt von Fulda, den thüringischen Landgrafen, den Bischof von Würzburg und andere. Es war, als wolle sich eine neue, auf den Städten beruhende Bundeseinung, eine Art lombardischer Bund in Deutschland, mit zugewandten Fürsten, an die Stelle der Reichsverfassung setzen. Wie sehr wir uns schon jetzt im „Interregnum" befinden, wird durch nichts deutlicher bewiesen, als daß der König Wilhelm es sich zum Erfolg rechnen konnte, im Februar 1255 zum „Schützer" dieses Bundes der Selbsthilfe angenommen zu werden, der, wie der König mit eigenen Worten sagte, wunderbar und gewaltig die öffentliche Ordnung in die Hand genommen habe. Mit fast eruptiver Gewalt hatten die 1232 so tief niedergebeugten Städte sich wieder erhoben, zwischen Reichs- und Bischofsstädten war fast jeder wichtige Unterschied verschwunden, und die Machtfülle, worin sie sich durch ihre Verbindung plötzlich offenbarten, drückte die Fürstenmacht in demselben Moment, wo diese der königlichen Obergewalt ledig geworden war, zur Seite oder zwang sie zum Anschluß.

Auch König Wilhelm hatte diesen Anschluß gesucht und suchte durch ihn, was die gesundeste Realpolitik in seiner Lage war, weiteres zu gewinnen, über die Fürsten

Abb. 291. Grabplatte des Erzbischofs Siegfried von Mainz (1230—1249).

und über die Städte selbst. Bundesgenossen, besonders städtisch-kaufmännische, sind immer zugleich, heimlich oder öffentlich, Wettbewerber, auch standen zwischen den im Bunde vereinten Städten und Fürsten viel zu viele Fragen und sich entgegenlaufende Bestrebungen. Dies konnte für eine ausgleichende Krongewalt der Ausgangspunkt sein, ihr Protektorat in Autorität zu wandeln. Schon tritt dieses Bestreben auf Bundestagen hervor, deren Vorsitz der königliche Hofrichter (S. 492), ein Graf von Waldeck, führte. Dann ist König Wilhelm aber schon am 28. Januar 1256 bei einer Fehde in Friesland, die er als Graf von Holland führte, in der Gegend des Berkmeers gefallen. Er war seinen Leuten vorangeeilt, brach in der schweren Rüstung durch dünnes Eis und wurde, obwohl er Lösegeld bot, von herbeieilenden Friesen erschlagen.

1256.

Wieder war es der Bund, der, am 12. März 1256 versammelt, Ordnungen in dem führerlosen Reiche aufstellte: nur den, welchen „die zur Kur berechtigten Fürsten" einstimmig wählen würden, wollten sie anerkennen. (Über die Entstehung dieses engeren Kurkollegiums vgl. Abschn. VIII.) Aber diese Fürsten koren nicht einstimmig, sondern wählten zwei zahlungsfähige Herren; sie brauchten alle, was sie den reichen Bürgern beneideten, Geld. Inländische Bewerber waren um so weniger erwünscht, als selbst der nichtfürstliche Graf von Holland doch wieder versucht hatte, ein richtiger König zu werden. Man wollte einen solchen bewußtermaßen nicht mehr; der Auseinanderfall des Reiches in nebeneinander geordnete Stände, die sich allenfalls verbünden mochten, war jetzt vollendet.

Aber wählen glaubte man anstandshalber, ganz abgesehen von der Einträglichkeit für die Wähler, doch zu müssen und konnte es ohne Sorge tun, da es auswärtige Herren gab, die den deutschen Königs-, vielleicht Kaisertitel als Rangerhöhung und als ganz nützlich für die Sonderzwecke ihrer heimischen Stellung schätzten. Graf Richard von Cornwallis und Poitou, schlaff, aber maßlos eitel, und reich durch die Bergwerke des zinnliefernden Cornwallis, war der eine. Sein Bruder, König Heinrich III., betrieb seine für den englischen Handel erwünschte Wahl zuerst beim Papst, der aber Alfons X. von Kastilien als Enkel Philipps von Schwaben und Träger staufischer Erbrechte vorzog, weil er ihn gegen Konradin ausspielen wollte. Die mangelnde Hilfe des Papstes wurde durch das Geld ersetzt; am 13. Januar 1257 wählte die Mehrzahl der in Betracht kommenden Fürsten Richard, wofür Heinrich III., der beim Papste 50000 Mark Silbers gespart hatte, an den Kölner 12000, den Mainzer 8000, den Herzog von Bayern 18000, den Herzog von Braunschweig 5000 Mark und so je nach Würdigkeit und Händlerkunst der Einzelnen zahlte. Am 1. April 1257 dagegen wählten der Erzbischof von Trier, der Speyrer Bischof, der Herzog von Sachsen und der Markgraf von Brandenburg den König Alfons X., den gefeierten Helden Kastiliens.

Dieser ging, zur raschen bitteren Enttäuschung des Papstes, entschlossen an eine tatsächliche Übernahme des staufischen Erbes, um deswillen er sich auch den Titel Herzog von Schwaben beilegte; er dachte keineswegs Strohmann zu bleiben, wollte auf die übernommenen Rechte eine eigene Politik in Italien gründen und trat mit Ezzelin in Verbindung. Nach Deutschland je zu kommen, sah Alfons allerdings keinen vernünftigen Grund. Dagegen ist Richard im Frühjahr 1257

Abb. 292. Der Grashof zu Aachen, auch als Kurie Richards von Cornwallis bezeichnet. Laut Inschrift von 1267. Restauriert.

nach Köln gekommen, dort außerordentlich gefeiert, in Aachen am 17. Mai gekrönt worden. Als dem Parteigänger der mit den englischen im Einklang stehenden kölnischen Interessen ist es ihm gelungen, eine Anzahl von Mitgliedern des zuerst widerstrebenden rheinischen Städte- und Fürstenbundes einzeln herüber zu ziehen. Aber als er bis Basel gekommen war, ging ihm das Geld und damit die Kraft aus. Ein zeitgenössischer Straßburger Annalist behauptet in etwas stark ironischer Färbung, so hätten ihm die Fürsten „den Scheidebrief gegeben und erklärt, sie hätten ihn nicht wegen seiner Schönheit, sondern wegen seines Geldes geliebt". Er kehrte nach England zurück, ist aber noch dreimal episodisch wiedergekommen. Das Hauptergebnis dieses Geldkönigs bleibt es, die große Bundesbildung von 1256 wie mit einer schlechten Krankheit infiziert hinterlassen und von innen her aufgelöst zu haben.

Wir haben uns von diesen zwei Königen der Deutschen, welche jeder auf seine Art die den Staufern entfallene Krone auszunutzen gedachten, noch zu dem jungen Erben von Schwaben zu wenden. 1262 ist Konrad, der ganz in Bayern aufgezogen wurde, als zehnjähriger Knabe zur Besitzergreifung in sein Herzogtum geführt worden. Auch davon, ihn zum König zu wählen, war damals und 1266 die Rede, doch hat die heftige wiederholte Einsprache der Päpste diese Absichten im Keim erstickt. Nur der Weg bot eine Aussicht: in Sizilien Herr zu werden und von Italien her auf eigene Füße zu kommen, dann konnte sich auch in Deutschland alles wenden.

Hieraus und aus dem gerechten Mut, das Erbe seiner Väter nicht in den Händen eines Räubers zu lassen, ist das Unternehmen des „Conradino" hervorgegangen. Die Pisaner, die Grafen Lancia, Manfreds mütterliche Verwandte, ermunterten ihn; der Oheim Ludwig, der Stiefvater Graf Meinhard von Görz, welcher die Königin Elisabeth 1259 geheiratet hatte, Graf Rudolf von Habsburg, der als mächtigster Grundherr in Schwaben und Hochburgund an die Stelle der Zähringer getreten war, und andere hießen es gut, wollten mitziehen. So brach der Fünfzehnjährige im Herbst 1267 mit ganz stattlicher Begleitung auf. Freilich kehrten die wichtigeren Teilnehmer in der Lombardei wieder um. Und der um drei Jahre ältere Friedrich aus dem badischen Hause, der mit Konrad zusammen am bayrischen Herzogshofe auferzogen war und ihm treu blieb, hatte nichts als einen ihm entrissenen österreichischen Erbanspruch mitzubringen gehabt (s. Abschnitt VII); der Sieg Konrads sollte beiden, so hoffte ihre schöne Jugend, in Italien wie in Deutschland alles ihnen Geraubte in Ehren wiederbringen. Dagegen fand Konrad in Italien zwar seinen Weg begleitet durch päpstliche Bannflüche wider ihn und das „Schlangengezücht", aus dem er entsprossen sei, aber auch wieder Anhang und Beihilfe; das Geld schwand reißend, aber floß wieder zu; der tüchtige Friedrich von Baden besiegte im Arnotal eine von Karl dorthin gelegte Mannschaft; die kastilische, anjoufeindliche Politik konnte sich in seltsamer Kombination mit dem Staufer vereinigen, der später Gegenkönig gegen Alfons X. werden wollte. Von Prinz Heinrich von Kastilien, dem jetzigen ghibellinischen Senator von Rom, empfangen, der auch im Süden Parteien hatte, stand Konrad am 24. Juli 1268 auf dem Kapitol, der Hochburg des römischen Volkes, welches ihn umjubelte, und noch in Rom verweilend erhielt er Mitte August die Nachricht eines Flottensieges der Pisaner über Karls Admiral.

Nun brach er von Rom auf, mit etwa 10000 Deutschen, Italienern und Kastilianern. An Tagliacozza vorbei kam er am 23. August nach Scurcola, etwas vor dem Fucinersee. Hier traf Konrads Heer auf Karl, der 6000 Mann hatte, und zuerst erfolgreich, schon, wie man meinte, die Geschlagenen verfolgend,

wurde der Staufer durch einen plötzlichen Hervorbruch des Anjou und seiner Kernschar verwirrt und geschlagen. Konrad, Friedrich, die Lancias entkamen nach Rom, 1268.
aber mobilium turba Quiritium bejubelt keine gefallenen Größen. Sie gingen nach Astura, um zu Schiff nach Pisa zu gelangen; da wurden sie, schon auf der See rudernd, von dem Herrn von Astura, Johann Frangipani, der sich bisher neutral verhalten hatte, jetzt aber mit Schnellruderern nachsetzte, ergriffen. Der Frangipani scheint vom Papste die Bewachung der Küste zugewiesen bekommen zu haben; früher hatten er und sein Haus von den Staufern Wohltaten genommen. Was ihn moralisch richtet, ist, daß er seinen Fang, auch jetzt ohne eine wirkliche politische Stellungnahme, lediglich nach dem größtmöglichen Privatnutzen verwertete und aus diesen Gründen an Karl auslieferte. Dieser brachte die Gefangenen nach Rom und entschied dort über ihr Schicksal.

Konrad konnte kein Hochverräter sein, da er kein Untertan Karls war und als offener Feldgegner gegen den Usurpator seines Erbes kämpfte. Aber Karl wollte ihn für immer unschädlich machen, und Heinrich VI., Friedrich II. hätten an seiner Stelle wahrscheinlich ähnlich gehandelt. Entschieden über Konrad und seine Genossen hat nicht ein ordentliches Gericht, sondern der persönliche Spruch des urteilfindenden Königs nach lediglich beratender Sitzung mit höhergestellten Richtern, von denen aber nur einer für möglich erachtete, vom Delikt des Hochverrats auszugehen. So fiel Konrad als ein Opfer jener harten sizilischen Staatsräson, wie sie sein Großvater durchgebildet hatte.

Abb. 293. Siegel des Herzogs Konrad von Schwaben (Konradin).

Zur Hinrichtung wurden Konrad und seine Genossen nach Neapel gebracht, auf Karls landesherrliches Gebiet, wie sich von selbst verstand. Man hat in Geschichtsbüchern etwas gedankenlos die raffinierte Grausamkeit betont, Konradin im Angesicht der tiefblauen Bucht mit dem herrlich geformten Vesuv sterben zu lassen. Indessen wir haben eher Anzeichen vom Gegenteil, anstatt Belege, daß die damaligen Deutschen, deren Naturssinn und Poesie durch die Heide und durch die Wiese, durch Vordergrund, „die Blumen und das Gras", und grünende Berglandschaft entzückt wurde, die völlig andersartige Schönheit Italiens schon irgend gewürdigt, verstanden hätten und ihnen Italien nicht vielmehr das Land der „rauhen", kahlen, schattenlosen Natur, der heißen Sonne, der Krankheiten, der Qual und Sorgen mancherlei und im übrigen nur das Land der alles gut machenden Reichtümer und überlegenen Städtekultur gewesen sei. Nein, das Mitleid mit dem halben Knaben von sechzehn Jahren packt tiefer, der seines Großvaters Stadt nur als die erbarmungslose Fremde sah, in der er hilflos sterben sollte. Dies geschah am 29. Oktober 1268 auf der Piazza del Mercato, wo das Schafott errichtet wurde. Ein rührendes Testament hat Konrad noch 1268.
gemacht, worin er seine beiden bayrischen Oheime zu Erben der recht spärlich gewordenen Reste des staufischen Allodialgutes — sie lagen im heute bayrischen Schwaben und Franken — einsetzte und sie bat, einige Schulden, die er in Augsburg und Ravensburg nicht habe lösen können, zu bezahlen. Er starb tapfer. Mit ihm fielen unter dem Richtbeil Friedrich von Baden, der Graf Gerardo aus Pisa, zwei Lancia, sieben apulische Barone, die allenfalls Hochverräter gewesen wären, nämlich wenn Karls Herrschaft zweifellos legitim gewesen wäre, und der schwäbische Edelherr Friedrich von Hürnheim aus dem Ries.

Den Richtplatz gab Karl im nächsten Jahre den Karmelitern für seiner, des Königs, Eltern Seelenheil zum Bauplatz, und in die dort erbaute schöne Kirche S. Maria del Carmine sind später, in der aragonesischen Zeit Neapels, die zuerst in der Nähe vergrabenen Gebeine Konrads und Friedrichs von Baden verbracht worden. Eine jüngere Öffnung des Bleisargs mit den Buchstaben R. C. C. (Regis Conradini Corpus, König Konradins Leichnam) zeigte

das Skelett mit dem auf die Brust gelegten Kopf, ein bloßes Schwert zur Seite. Ein hochsinniger König aus dem Hause von Konradins Mutter, Maximilian II. von Bayern, hat 1847, noch als Kronprinz, den Sarg in ein neues Monument verschließen und gegenüber der Kanzel die Marmorstatue von Thorwaldsens Hand aufstellen lassen, die ein edles Phantasiebild des Jünglings gibt. Die Tragik seines Untergangs aber, welche schon zeitgenössische Anteilnahme mit sinnvollen Sagen und Erzählungen ausgestattet hat, mischt sich bis auf den heutigen Tag in jegliches Gedenken an das staufische Haus, an seine Größe und sein Ende.

Deutschland hat nichts getan, um Konrad zu rächen, und die Art, wie es sich somit los machte von Unteritalien, erscheint, ob dies nun gut war oder nicht, als kein Ruhm. Karl von Anjou hat seine Residenz aus Gründen italienischer Politik und weil es Südfrankreich näher war, von Palermo nach Neapel verlegt, bald darauf aber, 1282, Sizilien durch Peter von Aragonien, den Gemahl von König Manfreds Tochter Konstanze, und durch das blutige Volksgericht der sizilianischen Vesper verloren. In Deutschland ist mit dem Untergang des letzten erbberechtigten Staufers auch das große alte Herzogtum Schwaben, dessen Mittelpunkt der Bodensee bildete, für immer in Stücke und in Splitter zerbrochen. Staufische Ahnfrau weisen verschiedene heute noch blühende europäische Häuser auf, darunter das wettinische, weil Margarete, die Tochter Friedrichs II., die Gemahlin Albrechts des Unartigen von Meißen und Thüringen geworden war. Auch sie ist 1270 im Unglück gestorben. König Enzio, der Gefangene der Bolognesen, hat sie noch bis zum 14. März 1272 überlebt.

Anhang.

(Zu S. 20 ff.)

Ethnologisch vergleichende Beobachtungen sind für die Auflichtung von geschichtlichen Urzuständen verführerisch aufschlußreich und bequem, daher aber auch nur mit großer Vorsicht heranzuziehen. Wenn wir sie jedoch für den Satz ins Treffen führen, daß in den primitiven Völkerzeiten das Wasser den Verkehr durchaus begünstige und entwickle und ihn weit weniger hemme, als das Land, so können wir dafür weitere stichhaltige Beweise dem germanischen Sprachschatz und anderen Quellen hinzu entnehmen.

Wer je in Wildländern gewesen ist, der kennt aus eigener Wahrnehmung die Unwegsamkeit von Urwald, Busch und Sumpf, die Ungeheuerlichkeit des Gedankens, dort mit Karren und Lasten voranzukommen. Dagegen ist aller Verkehr zu Wasser spielend leicht, die Küste und die Flußläufe stellen hochentwickelte Kulturstreifen dar, in nächster Nähe großer, niemals von menschlichem Fuß betretener Urgebiete des Landes. Dabei muß man nicht glauben, es ließe sich nicht auch mit primitiven Vorrichtungen zu Wasser alles bewerkstelligen. Um einen Begriff zu bekommen, wie sich der Urzeitmensch geholfen haben mag, muß man sehen, wie der Spreewälder auf seinen Flachkähnen Vieh verschifft oder wie der brasilische Kleinschiffer sich mit seinem höchst ursprünglichen Segelfloß oder dem einbaumartigen Kanoe erheblich weit auf das Meer hinaustraut. Die verstreuten Inselgruppen des Stillen Ozeans und Madagaskar sind von Ankömmlingen zur See, deren Fahrzeuge nur geringwertig gewesen sein können, besiedelt worden, längst ehe große Wald- und Sumpfgebiete im kaiserlichen Deutschland ihre „Unzugänglichkeit" verloren, und unvordenklich lange vor den kecken Nordgermanen aus Grönland sind nach Amerika Einwanderer und Besiedler gelangt, die sogenannten Indianer, deren alte Urgemeinschaft mit ostasiatischen Völkern nicht wieder in Zweifel gestellt werden kann.

Die Prähistorie hat bereits die Frühentwicklung anerkannt, die die Menschheit an den Küsten, durch das Wasser, erfahren hat. Ich lasse jede Erörterung über den Gedanken beiseite, den die Anthropologie bereits hat aufblitzen lassen, daß überhaupt durch das Leben an den Küsten, durch das Waten und Fischen im Wasser nach Muscheln und Getier, ein aufrechtgehender und sich bückender homo sapiens sich von den nächsten zoologischen Verwandten abgezweigt haben möge. Dagegen möchte ich einen m. W. noch erwünschten Hinweis anbringen, daß nirgends die älteren Begräbnisstätten unseres geographischen Umkreises sich derart häufen, wie an den Küsten und auf den Inseln. Namentlich wo flache Buchten und Moore tiefer ins Land treten und von Hügeln, also gesichertem trockenen Boden umrahmt werden, reihen sich die Hünengräber bis zu ganzen Dutzenden aneinander; als Beispiele seien die besonders frappante Bucht von Nästved auf dänisch Seeland, aber auch die Wismarsche Bucht und die Gegend von Doberan in Mecklenburg genannt, wo ein altes Moor heute bis auf den Süßwasserrest des in die Ostsee ausmündenden Koventer Sees zu verfilztem Moor geworden ist. Die vorgeschichtliche Bedeutung der Pfahlbauten fügt in dieser Richtung weitere Hinweise hinzu. Eine Karte, welche die prähistorischen Funde umfassend verzeichnen würde, müßte für die ältesten Perioden die außerordentliche Bevorzugung aller Schiffahrtsgelegenheiten, sei es am Meere hin, sei es an Flüssen und Seen, einleuchtend machen und für die jüngeren vorgeschichtlichen und halbgeschichtlichen Zeiten immer noch den Vorrang solcher Plätze in bezug auf Kultur und deren Austausch hervorheben. Kein binnenländisches Altertümermuseum aus unserem Umkreise vermag sich an Fülle und Schönheit der Funde mit dem Inhalt der Museen in den Küstengebieten, voran Kopenhagen, Kiel, Schwerin und Stralsund, zu messen. Selbst die dürftige Heide ist, wie eine erhebliche Anzahl schöner Grabbauten erweisen, dem Menschen entlegener Vorzeit nicht so feindselig gewesen, wie der Wald und feuchte Busch, welche urbar zu machen seine Lebenshaltung noch keine die Arbeit lohnenden Veranlassungen gab.

Wie früh der Germane mit Schiffahrt vertraut war, beweist seine Sprache. Das Wort Floß hängt mit *πλέω* und der ganzen indogermanischen Wortfamilie für obenschwimmen zusammen, diese Bedeutung ist sogar älter als die von „Fließen", dem scheinbaren Hingleiten des oberen

Wassers über der Tiefe. Die nicht wohl abzuweisende Verwandtschaft von Nachen mit navis und naus gesellt sich hinzu; auch „Schiff" ist schon gemeingermanisch, also urgermanisch, es geht in Ortsnamen (Schaffhausen am Rhein und am Kaiserstuhl) durcheinander mit Schaff (Hohlgefäß, wozu auch Scheffel) und deutet damit die Emanzipation von dem älteren Floß, den Übergang zu eintauchend hohlen, verbesserten Fahrzeugen an. Aber auch sonst ist unsere Sprache voller uralter Bezugnahmen auf die Wasserfahrt, und schon oben (S. 154) wurde erwähnt, wie ein guter Teil ihres Bilderreichtums für allgemein menschliches Ergehen und Schicksal entnommen ist von Wasser und Wind und Schwimmen und Schiff. Wir haben viel zu lange die indogermanischen und urgermanischen Wanderzüge unwillkürlich uns so vorgestellt, wie den Zug der Kinder Israel ins gelobte Land, und wir können uns gar nicht deutlich genug machen, daß, wenn im vorgerückten Mittelalter der Deutsche von der Trave und Warnow, vom Strelasund und der Oder wohlvertraut am Öresund und an der schonischen Küste war, während ihm die Donau unendlich fern lag, dies aus keinen technischen Gründen anders zu sein brauchte zu der Zeit, da Tacitus von den Meerfahrten und Inselfahrten der norddeutschen Küstenvölker zur Abhaltung ihrer Bundesfeiern erzählt. Die See ist von alters nie eine natürliche Grenzsperre für die germanische Wandergeschichte gewesen, sie hat vielmehr hinübervermittelt, ganz wie die Nordsee es in historischer Zeit für die angelsächsischen und dänisch-normannischen Besiedler Britanniens getan hat; zu einer Völkergrenze hat die Ostsee erst der binnenländische Charakter der fränkischen Monarchie gemacht, welchen Karl der Große — aber nur er — abzustellen noch geplant hat. —

Wir haben am Beginn unserer Darstellung der deutschen Geschichte mit Nord- und Südgermanen, West- und Ostgermanen, Skandinawiern, Deutschen und Angelsachsen operieren müssen, um nur erst einmal die Darstellung im üblichen Rahmen in Gang zu bringen. Aber schon dort wurde angedeutet, daß alle diese Unterscheidungen nachträgliche sind, über jüngeren Entwicklungen und aus ihnen nach rückwärts formuliert, selbst von der tiefer dringenden Philologie, da gerade ihre Quellen von den jüngeren politischen Gruppenbildungen sehr deutlich erfaßt sind. Bei alledem hat diese jüngere Gruppenbildung, welche von den ersten Urhebern der Germanistik vor hundert Jahren mit begreiflicher Unwillkürlichkeit ihrer Forschung zugrunde gelegt wurde, viele Anzeichen des erheblich älteren Zustandes bis auf den heutigen Tag nicht gänzlich verwischt. Nur ein Beispiel, absichtlich keines der exakten Fachwissenschaft, aber eines, das durch letztere bestätigt und erläutert wird. Dem Deutschen der nördlichen Küsten ist noch heute in Urelementen skandinawischer Lebensführung, Siedlungsweise, in Bauweise und Gerät, in Wortschatz und Ausdrucksweise der Sprache überaus vieles heimisch, nicht so, daß es ihn „deutsch" oder gar „hochdeutsch", aber wohl so, daß es ihn altsächsisch oder altfriesisch, landschaftlich und dialektisch vertraut anmutet: weil die jüngere Gravitation der norddeutschen Seevölker zum national Deutschen hier gleichwohl diese uralten Nachbarlichkeiten nicht auszutilgen vermocht hat. Daß an der Ostsee und der Flensburger Föhrde oder Königsau seit etwa einem Jahrtausend „Deutsche" mit „Nordgermanen" grenzen, ist Ergebnis politischer Staatenentwicklung. Hätte Karls des Großen Ausdehnungspolitik nach der Niederwerfung der Sachsen sich auf die Dänen gewandt, statt, wie er aus aktuellem politischen Bedacht wegen der Sachsen und aus Mangel einer Flotte tat, auf die Wenden, gegen die sich das Interesse der Sachsen wandte, so ist nicht abzusehen, warum die Dänen zuletzt nicht ebensogut hätten „Deutsche" werden sollen, wie die den Franken und Schwaben gewißlich nicht weniger fremden und widerstrebenden plattdeutschen Sachsen und Friesen. Im Kleindruck dieses „Anhangs" mag es wohl einmal verstattet sein, diesen Konditionalitäten nachzugehen: daß dann wahrscheinlich die Aufsaugung des volksarmen Germanentums der nordischen Halbinsel die weitere Folge gewesen wäre, so gut wie das kleine Dänemark Norwegen danisiert hat, und ein im Laufe der Jahrhunderte unter Führung niederdeutscher Sprache ausgeglichenes einheitliches Germanentum von Mittel- und Nordeuropa. Aber schon alle die damit heranstürmenden weiteren Fragen, was dann im Süden und Osten geworden wäre, mahnen eindringlich an die lustige Nutzlosigkeit jeder derartigen Gedankenkombination. Nur mag sie nicht ganz umsonst sein, um eindrücklich zu machen, daß erst durch Karls Vollbringen und Innehalten die historische Grenze zwischen einem einigermaßen geschlossenen Deutschtum hüben und einem entsprechenden Skandinawiertum drüben für die weitere Zukunft festgelegt worden ist.

Man meint als die ältesten erkennbaren Sitze der von den indogermanischen Verwandten schon abgesonderten Germanengruppe solche an der Südküste der Ostsee und in deren Hinterlande zu erkennen. Von da haben sich die Germanen einerseits auf dem Kreisbogen nach Süden und nach Westen ausgedehnt, das bedeutet gegen die Kelten hin und auf deren Kosten, wovon wir die jüngeren, schon weiter hinausgerückten Symptome und Ereignisse im Haupttext zu erwähnen gehabt haben. Andererseits erfolgt ihre Ausdehnung in die sogenannte kimbrische Halbinsel hinein und nach den dänischen Inseln hinüber. Nicht so, daß wir richtig täten zu sagen, die

späteren „Nordgermanen" hätten diese Besetzung des heutigen Dänemark vorgenommen. Selbst die ältesten Runeninschriften aus Dänemark haben den dänischen und überhaupt nordgermanischen Charakter noch nicht, eher einen „westgermanischen"; auch die Art, wie Tacitus die Germanen auf der Halbinsel und der Inselwelt der Ostsee, ihre dortigen Bünde und Amphiktyonien, ihre Beziehungen herüber und hinüber behandelt, läßt erkennen, daß er sie unterschiedslos als einen Teil oder als die Fortsetzung der festländischen Germanen ansieht.

Das Nordgermanentum aber hatte sich inzwischen gebildet auf der großen skandinawischen Halbinsel, der denn auch Tacitus, was uns aber nicht zum Beweise dient, sondern nur zum sekundären Hinweis, eine fühlbare Sonderstellung beilegt. Schweden und Norwegen sind von Süden her besiedelt worden, die Beweise sind unantastbar; alle Hypothesen, daß sämtliche Germanen oder gar die Indogermanen aus Skandinawien gekommen seien, sind, bei vielfach geschicktem Werben für diese Meinung, doch absolut unmethodisch und dilettantisch. Wir können den Gang der Besiedlung Skandinawiens Staffel für Staffel verfolgen, und da keinerlei Spuren auffindbar sind, daß vor den Germanen andere Völker in Skandinawien, noch überhaupt daselbst sehr frühe Bewohner waren — das Einrücken der finnischen Lappenvölker von Osten her in den leeren Norden ist viel jünger, als das der Germanen —, so ist jene staffelförmige Besiedlung von Süden her eben die germanische. Sie setzt ein an der Küste von Blekinge und der Südspitze von Öland, ferner der Süd- und Südwestküste von Schonen; sodann an der Küste um Gotenburg und nördlich davon (Bohuslän), von wo sie sich früh in das dortige Hinterland, die schiffbaren Gebiete des Götaelf, Wenernsees und ihres verzweigten Flußsystems ausdehnt. Dies sind die Gegenden der dichteren skandinawischen Ansiedlungen aus der Steinzeit und namentlich solcher, wo sich auch die ältere Art der Steinwerkzeuge noch findet. Über den Weg dieser Zuwanderungen bleiben wir im Unsicheren; sie können ebensogut über die dänischen Inseln und im Ausgang von Holstein her, wie über die Ostsee, und wieder für sich von Jütland aus über das Kattegat erfolgt sein. Für alle diese Eventualitäten lassen sich gewisse Gründe anführen. Ich erwähne daraus im einzelnen nur, daß möglicherweise es der Name der Elbe ist, den die Zuwanderer als Flußbezeichnung κατ' ἐξοχήν (Elf, Göta-Elf usw.) mit auf die Halbinsel gebracht haben. — Bronzefunde, vermischt mit den auch jetzt noch benutzten Geräten der jüngeren Steinzeit (was bei der vorauszusetzenden Dürftigkeit der Bewohner dieser Gegenden begreiflich genug ist), bezeichnen sodann die nächste Staffel der besiedelnden Ausdehnung nach Norden; sie reicht bis auf die Höhe von Stockholm. Selbstverständlich so, daß die Bronze nun auch im Küstengebiete der älteren Steinzeitansiedlungen durchaus nicht fehlt; was diese für sich haben, ist lediglich ihr größeres Alter, nicht etwa der Mangel an Mitentwicklung. In noch jüngere und alleinherrschende Bronzekultur fällt die Besiedlung Schwedens weiter nach Norden bis über Hälsingland hinaus, sowie der norwegischen Gegenden bis an den 66. Breitengrad. Und endlich sind sowohl die schwedische, wie die norwegische Zone von da ab noch weiter nördlich von den Germanen erst besiedelt worden, als diese schon das Eisen kannten.

Die Zuwanderer, die auf diese Weise von Süden her allmählich in die Halbinsel weiter drangen, erscheinen für uns zunächst als ein einigermaßen einheitliches Volk. Ihre Runeninschriften weisen bis ins 7. Jahrhundert ungefähr die ganz gleiche Sprache auf. Sie werden nicht als ein Volk gekommen sein, überhaupt nicht einmal, sondern viele Male; es liegt vielmehr so, daß sie sich, ganz nach der Art aller Einwanderungsbevölkerungen auf Neuland, zu einer neuen Einheit zurechtgeglichen haben. Die Nordgermanen und ihre Sprache sind also im Grunde nicht anders entstanden, als die Schlesier oder die Mecklenburger mit ihren Idiomen. Denn wenn auch den Skandinawiern Schiffahrt und Rückverkehr blieben, so üben diese doch keinen vorwiegenden Einfluß auf die stillsässige Bevölkerung im Hinterlande; für diese brechen die alten Beziehungen ab und neue Gravitation nach innen tritt ein. Ansehnlich scheinen in der Halbinselbevölkerung von alters diejenigen gewesen zu sein, die sich Gauten, jünger Göten nannten. Dann tritt eine offenbar durch politische Heranbildungen bestimmte Neudifferenzierung ein in Gauten, Schweden, norwegische Völkerschaften und Dänen, von den die letzteren die südlichen Nachbaren der Gauten im heutigen Schweden sind. Sehr bezeichnend ist, daß es Völkerteile von deutlich dänenverwandtem Charakter, wie ihr Recht erweist, waren, welche zuerst die Insel Götland besiedelten: sie fühlten sich also noch als Göten, die Scheidung zwischen Gauten und Dänen war damals noch nicht zum Bewußtsein gelangt. Als diese dann weiterhin erfolgt war, haben die Dänen eine Ausdehnung auf die Inseln vorgenommen, zuerst nach Seeland, und später auch die übrigen ihren nicht-nordgermanischen Bewohnern entrissen. Sie sind überhaupt das härtere, kräftigere Volk und haben nicht nur im Mittelalter, sondern auch in früher Vorzeit ihre tüchtigere Energie gegenüber den anderen Bewohnern der Halbinsel geltend gemacht. Unter dem Einfluß dieser politischen Differenzierungen und der neuen Zerdehnung über große Räume hat sich dann die volkliche Scheidung des Nordgermanentums in Dänen, Gauten und Schweden (von denen erstere letzteren

erlagen) und Norweger fortgesetzt erweitert. Die Jüten sind an sich keine Dänen, sondern erst durch deren politische Ausdehnung über Jütland dem Dänentum angenähert worden. Auf eine zweifelhafte Möglichkeit, in ihnen sitzen gebliebene Göten oder Goten zu erblicken, komme ich noch zurück.

Nun weisen aber eine unverkennbare engere Verwandtschaft mit den Nordgermanen die im Haupttext S. 21 aufgezählten Ostgermanen des Festlandes auf. Sie tritt hervor in der Sprache, in Volkstraditionen, in einzelnen geschichtlichen Beziehungen und, was namentlich beweisend ist, in den ältesten Bestandteilen des Volksrechts, in dem jederzeit sehr alten und konservativen Familienrecht. Auch die Volksnamen an sich enthalten mehrfältig einen solchen Hinweis. Wir haben in Skandinawien Westgöten, Ostgöten und Greotingen, unter den Ostgermanen Westgoten, Ostgoten und Greutungen (S. 70), in Norwegen Rygir und Holmrygir, unter den Ostgermanen Rugi und Holmrugier (Ulmerugi bei Jordanes mit der Fühllosigkeit romanisch-lateinischer Schreiber für h), und ähnliche, doch minder sichere Parallelen für Burgunden und Wandalen. Die Fragestellung ist nun die: sind die Ostgermanen die auf dem Festland sitzen gebliebenen Urgenossen der von ihnen aus abgewanderten Nordgermanen? Oder sind die Ostgermanen eine Abzweigung der Nordgermanen, Rückwanderer aus Skandinawien aufs Festland? Ich möchte die letztere Deutung ins vordere Licht rücken, dabei jedoch wieder betonen, daß bei der oft belegten, außerordentlichen Detaillierung, Komplikation und Unstetigkeit aller frühgermanischen Wanderungen auch hier nicht grundsätzlich die eine Möglichkeit alle Vorgänge der anderen Art auszuschließen braucht. Aber im großen und ganzen wird alles klarer und verständlicher, brauchen Gründe und Sachlagen nicht vergewaltigt zu werden, wenn wir als das Entscheidende eine Abwanderung von Nordgermanen aufs Festland, die dort nunmehr eine Gruppe für sich, die „Ostgermanen" der Philologie, werden, annehmen.

Wer Skandinawien einigermaßen kennt, weiß, daß für ackerbauende Völker, und das waren die Germanen ja schon bei ihrer Aussonderung aus den west-indogermanischen Zusammenhängen, nur das südliche Schonen den Vergleich mit dem Boden Dänemarks und Norddeutschlands aushalten kann, und daß alles übrige wirres Bergland ist mit dürftiger Decke (der waldige Skog), mit Morästen oder Seen im Kessel, oder gar nackter Fels, im ganzen also böses Bauland und schmale Weide. So ist eine Rückwanderung von Skandinawiern aufs Festland herüber begreiflich genug, wie sie auch nach den dänischen Inseln hinüber, durch die noch zu erwähnenden Heruler und die schon genannten Dänen, geschehen ist. Der Vorgang der ostgermanischen Wanderung, der nach eigener Überlieferung dieser Völker kein einmaliger war, ist durchaus nur derselbe, wie die späteren jahrhundertelangen Fahrten der Wikinger, die ja auch keineswegs nur haben plündern, sondern sich haben festsetzen wollen und dies an der Ostsee und Nordsee vorübergehend getan haben, um von ihren dauernden Eroberungen in Rußland, der Normandie und Großbritannien nebst Irland zu schweigen. Der Weg, den jene „Ostgermanen" genommen haben, ist nun der nach der südlichen Ostseeküste und deren Hinterlande, von Rügen bis über die Weichsel hinaus: dort, also an der Ostfront der Westgermanen, haben sie sich für Jahrhunderte in kompakter Gruppe aufgehalten, von den Westgermanen nur obenhin in Sprache und Kultur beeinflußt, während diejenigen vereinzelten auswandernden Nordgermanen, die sich allenfalls westlicher und an die Nordsee gewandt haben könnten, in den dortigen Westgermanen aufgegangen sein müßten, jedenfalls keine „Ostgermanen" geworden sind.

Das Hauptargument, welches mir für eine zeitweilige skandinawische Gemeinsamkeit von Nord- und Ostgermanen spricht, ist die Tatsache, daß sie beiderseits aus ihrem Wortschatz eine Reihe von urgermanischen Begriffen verloren haben, die wir bei den Westgermanen erhalten finden. Das spricht nicht dafür, daß die Nordgermanen allein sich aus der urgermanischen Gemeinschaft abzweigten und die künftigen Ostgermanen in ihr zurückließen, sondern das spricht für eine Periode gemeinsamer geographischer Isolierung von den Westgermanen, unter deren Einfluß die Ostgermanen bei jener anderen Annahme ununterbrochen geblieben sein müßten. Ferner tragen die Burgunden einen Namen („Bergbewohner", vgl. S. 153 über „Burg"), den sie in Niederdeutschland nicht empfangen haben können, sondern schlechterdings nur in Skandinawien, so daß der Borgundarholm (Bornholm) nicht eine Eroberung dieses Volkes von der südlichen Ostseeküste aus, sondern eher eine Station ihres Weges von Skandinawien nach dem Festlande darstellen würde, was wahrscheinlicher ist, als daß diese Insel als das ursprüngliche „Borgund" dem Volke erst den Namen gegeben habe. Dann wissen wir, daß die Heruler von den Dänen aus Skandinawien gedrängt wurden, wo sie neben den Gauten saßen und zwar nach Annahme der Forschung in Blekinge, Schonen, Halland und von da aus auch schon auf Seeland, also in den schönsten Gebieten hüben und drüben am Sund. Sie gaben alle diese Sitze auf und wanderten nach geschichtlichem Zeugnis aufs Festland herüber, unterhielten aber bis zuletzt Beziehungen, zum mindesten die der sehr getreuen Erinnerung, nach Skandinawien zurück. Seite 100 ist erzählt

worden, wie am Ende des 5. Jahrhunderts ein Teil von ihnen schließlich dorthin, nach Skandinawien, heimkehrte, die alten Feinde, die Dänen, wohlbedacht vermeidend, dagegen durch das Gebiet der Jüten ziehend, worauf ihnen nach der Überfahrt übers Kattegat die Gauten Sitze einräumten, die wohl nur in Småland gesucht werden können. Von diesen heimgekehrten Herulern erbat sich zur Zeit Kaiser Justinians ein anderer, unter die Botmäßigkeit Ostroms getretener Herulerteil einen König, der sich auch richtig auf den Weg machte und in Illyrien erschien. — Ferner dürfen wir, bei der oft und gerade soeben, durch die Heruler, wieder erwiesenen genauen und langtragenden Erinnerung dieser Völker nicht so ohne weiteres in den Wind schlagen, was die ostgermanische Gotenüberlieferung durch den Mund des Jordanes von der Herkunft der wie ein Bienenschwarm ausgeflogenen Goten aus Skandinawien und, nebst allerlei sonstigen Einzelheiten, von der Eigenschaft dieser Halbinsel berichtet, eine Mutterscheide der Völker (officina gentium, vagina nationum, nämlich der ostgermanischen) zu sein. Einen verblüffenden Beleg für die Gedächtnistreue der schriftlosen Überlieferung bietet die Ausgrabung eines merkwürdigen Kessels aus einem unversehrten Grabe bei Peckatel in Mecklenburg, von welchem Kessel sich die Sage der Anwohner durch etwa $2^1/_2$ Jahrtausende immer erzählt hatte, trotz des Wechsels von germanischer, wendischer und neugermanischer Bevölkerung. (Vgl. Beltz und Wagner, Vorgeschichte von Mecklenburg, Berlin, 1899, S. 43. Über das Wesen der Sage auch oben S. 166.)

Der Kolonialgrieche Pytheas von Massilia, der zur Zeit Alexanders des Großen nach Britannien fuhr und ein vielbeobachtend gebildeter und gelehrter Mann der Generation nach Aristoteles war, erfuhr von Gutones, die unweit der großen Nordseebucht vor der Elbe und in der Nähe der Bernsteingegenden säßen (das waren damals die Nordseeinseln Schleswigholsteins oder vielmehr — vgl. Bd. II, Friesland — die Küsten, die seitdem die See zu diesen Inseln und Watten zerrissen hat) Aber es bleibt sehr fraglich, ob wir sagen dürfen: da haben wir die Goten, wie sie zu jener Zeit auf dem Wege von Skandinawien nach dem Festlande waren. Denn Pytheas' Bericht ist leider nur sehr mittelbar überliefert und schon die Form Gutones ist moderne Konjektur aus Guiones, wie der auf Pytheas fußende Plinius schreibt. Der verderbte Name könnte auf manches andere gehen, selbst auf die Jüten und zwar als einen schicksalseigenen Götenbestandteil für sich. Denn die Isländer nennen die Jüten die „Reiðgoten", und die Angelsachsen bezeichnen sie als Geoten, was relativ altertümliche Namensformen für sie sind. Wenn die Jüten auf diese Weise mit den Gauten-Göten oder den Goten irgendwie zusammenhängen können, so sind sie doch jedenfalls, gleichviel ob sie jemals selber in Skandinawien gewesen sind oder nicht, in ihren jütischen Sitzen lange Zeit unter dem näheren Einfluß der nachbarlichen Angeln (s. u.) gewesen, ehe dann erst spät die dänische Hegemonie nordgermanischen Einfluß (wieder?) auf sie übte.

Eine später zu Deutschen (und Engländern) gewordene Gruppe für sich sind die als Anglofriesen von der Philologie zusammengefaßten Völker. Sie stehen den meisten Deutschen von Hause aus nicht näher als den Nordgermanen, ihre Stellung zwischen beiden ist ethnographisch und sprachlich eine solche, daß sie von den eigentlichen Südgermanen zu den Nordgermanen hinüber vermitteln. Nur die politische Geschichte hat sie mit ersteren näher zusammengezwungen und mehr und mehr zu Westgermanen gemacht, zu Deutschen, soweit sie nicht als „Angelsachsen" nach Britannien ausgewandert sind. Zu jener Gruppe zählen die Friesen, die an der Eroberung Britanniens nur mit geringen Spuren teilgenommen haben, aber sonst in allem den „Angelsachsen" eng verwandt sind. Ferner die Angeln, die als sehr zahlreiches Volk nach England gekommen sind und wahrscheinlich unter ihrem Namen andere Völkerschaften der „kimbrischen" Halbinsel deckten, über die sie Hegemonie ausübten; sie sind es auch, welche mindestens einen Teil der dänischen Inseln noch besetzt hielten, bis die Dänen ihnen diese verleideten und ihnen andere Richtungen gaben, nicht bloß die nach Britannien. Dann werden lateinisiert „Eutii" und „Juti" als Besiedler von Britannien (Kent) genannt, von denen die Frage ist, ob sie ein anglofriesisches Volk der Euten (Eudoses des Tacitus?) für sich oder ob es nicht doch Jüten waren. Diese letzteren standen, wie schon gesagt, um jene Zeit, gleichviel welchen Ursprunges sie sind, unter dem Einfluß der südlich nachbarlichen Angeln und noch nicht im gleichen Maße unter dem der von Osten ihre Macht ausbreitenden Dänen. Die Wariner, Warner, saßen an der Ostsee in der Nachbarschaft der Angeln, in Holstein, aber wahrscheinlich auch im heutigen Mecklenburg, in welches sonst die Semnonen und Langobarden hineinreichten. Der Flußname Warnow und weitere mit War- beginnende und ein n enthaltende Örtlichkeitsnamen in Mecklenburg brauchen hierfür allerdings nicht zu beweisen, da sie auch auf rein slawischem Gebiete ähnlich vorkommen, also nicht slawisierte germanische Vorbezeichnungen sein müssen. Spuren warinischer Mitbesiedler verraten englische Ortsnamen wie Wernanbroc, Wernanford; auch unten bei den Thüringern wird von ihren Wanderungen zu reden sein. Daß ihnen, den Warinern, die Ortsnamenendung -leben, die in Thüringen so häufig ist und als leben, leven, lev, löf auch schleswigholsteinisch und dänisch

oft vorkommt, eigentümlich sei, wird neuerdings in Abrede gestellt. Mit Angeln, Warinern, Eudosen zusammen nennt Tacitus Reudigni, Aviones, Svarines und Nuithones als die Völkerschaften der Nerthus-Amphiktyonie; daß diese geschichtlich schattenhaft bleiben, erklärt sich wohl so, daß eben ein Bundesname sie frühzeitig zugedeckt hat. Vielleicht der der Angeln.

Oder weiterhin der der Sachsen. Sie sind sicher Anglofriesen, haben einen Hauptanteil an der Eroberung Britanniens durch diese Gruppe, und werden doch zum erstenmal nicht vor Ptolemäus (um 150 n. Chr.) ausdrücklich genannt, in Holstein, um auch danach noch ebenso schattenhaft, wie jene kleinen Völkerschaften, von denen Tacitus weiß, zu bleiben. Erst seit 286 erscheinen sie als stark und wichtig; um die gleiche Zeit verschwindet der Hauptteil der Chauken unter dem Sachsennamen. Ganz offenbar macht diesen die Bundeseigenschaft, die er schon deckt, so groß. Dieser Bund war es dann, der von anglofriesischen Völkern aus andere, niederdeutsche Völkerschaften einbegriff, sich bis zu den Cheruskern ausdehnte und weiterhin auch noch Nordthüringen eroberte (S. 170). Also durch eine politisch denkende Organisation ist die ethnographische Gruppe der Anglofriesen auf dem Kontinent in verschiedene Richtungen auseinander geworfen, das Friesentum, das politisch fern blieb, fühlbarer isoliert, die Annäherung der übrigen „Anglofriesen" an die Südgermanen eingeleitet worden. Letztere durchaus nicht dem Willen nach, sondern rein praktisch in der Weise, daß das Sachsentum zwar die Niederdeutschen zunächst herüber zu sich zog, aber durch diese Gemeinsamkeit doch schon ein klein wenig mehr für den künftigen Ausgleich mit den Südgermanen vorbereitet wurde.

Wir fragen, ob unter den Anglofriesen, wenigstens im geographischen Umkreis, etwa auch ausgewanderte Nordgermanen sitzen mochten? Solche könnten die Langobarden sein, die zu beiden Seiten der unteren Elbe wohnten (beträchtlich über den späteren Bardengau sitzengebliebener Reste hinaus), die sich zur Zeit des Tacitus für sich hielten und sich „gegen sehr viele und starke Umwohner nicht durch gehorchenden Anschluß (obsequium), sondern durch Kampf und Wagemut sicherten." Ihr Volksrecht weist in den ältesten Bestandteilen zu den Ost- und Nordgermanen hinüber: daß sie nicht auch sprachlich den Ostgermanen näher stehen, erklärt die örtliche Absprengung von ihnen (vergl. das S. 512 Gesagte). Nichtsdestoweniger suchen sie, wie sie dann wieder zum Aufbruch kommen, in ganz abweichender Art für Leute ihrer Gegend die Richtung der Ostgermanen auf die mittlere Donau und stellen nun eine späte Fühlung mit den Ostgermanen her. Ihre Volkssage erinnert sich einer einstmaligen skandinawischen Auswanderung lebendig genug. Teile von ihnen blieben, wie gesagt, an der Elbe sitzen, und von ihnen sind wiederum Splitter mit den Angeln und Sachsen nach Britannien gegangen (S. 99 u. 102).

Die Thüringer sind die Fortsetzer der Hermunduren. Von letzteren weiß am spätesten noch Jordanes, inzwischen ist seit dem 5. Jahrhundert von „Thüringern" die Rede. Hinüberleitung zu dem jüngeren Namen (S. 170), der den Bestandteil Hermun verloren hat, birgt schon des Ptolemäus' Ausdruck *Τευριοχαῖμαι*. Das ist Dür-heimer, von dem Lande als dem „Durenheim" abgeleitet.

In den thüringischen Ostgegenden, da wo das deutsche Volkstum durch die vordringenden Slawen bedroht wurde, haben eine Reihe anderer germanischer Kolonisten Sitze gefunden. Der Sachsenbund als Teilhaber der Beute nach der 531 vollzogenen Unterwerfung Thüringens (S. 170) muß dort recht stark besiedelt haben. Denn im Jahre 568 zogen aus Nordthüringen 26000 Sachsen mit Weib und Kind den Langobarden zu, um in Italien noch besseres Neuland zu finden. Aber bei den Langobarden gefiel es ihnen dann auch nicht, sie kehrten heim, fanden nun aber ihre Siedlungsgebiete von Sweben besetzt, nach denen der Gau südlich von der Bode mittelalterlich Svevon hieß und die auch als Swawen noch im Sachsenspiegel vorkommen. Das sind schwerlich Alamannen, da man sie nie so nennt, sondern eher irgendwelche in Niederdeutschland noch vorhandene Altsweben. Es gab nun Kämpfe zwischen diesen Sweben und den zurückgekehrten Sachsen, bis endlich beide Teile sich wohl oder übel beieinander einrichteten. Ferner haben Friesen, die ja auch bei der überelbischen Kolonisation seit dem 12. Jahrhundert bedeutsam beteiligt sind, zur Zeit der Völkerwanderung an der unteren Unstrut Sitze gefunden, worauf der Landschaftsname Frisonefeld nebst einem Friesdorf und einer Friesenburg deutet. Gleichfalls an der unteren Unstrut weist ein Gau Engili oder Engilin nebst Ortsnamen wie Angelhausen auf anglische Kolonisten. Ein Hassegau, Haissingau oder Hossegau links der unteren Saale deutet wahrscheinlich, doch nicht zweifelsfrei, auf hessische Kolonisten in Ostthüringen.

Aber in Verbindung mit Thüringern werden nun auch Heruler und Wariner gebracht. „Herulorum, Guarnorum, Thoringorum regibus" schreibt Theodorich der Große, daß sie ihm und den Burgunden helfen sollten, die Eroberungspolitik Chlodwigs aufzuhalten. Und ein Volksrecht der karolingischen Zeit ist überschrieben „Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thoringorum". Das wird von den einen gedeutet auf Siedlungen der Heruler und Warner, die weiterhin in den

mitteldeutschen Thüringern aufgegangen seien, wie wir es von Angeln ja gewiß wissen. Es gab aber auch zweifellos eine Landschaft Thoringia links vom Niederrhein zwischen den Franken, südlich der Waal und östlich der unteren Schelde. Die Versuche, sie durch den Namen der alten Tungern (S. 110) zu deuten, erscheinen ziemlich verfehlt. Von Gregor von Tours an wird dies zweite Thoringen oft genannt, noch im Epos vom König Rother: „Dorringen unde Brabant, Vriesen unde Holland," im Gegensatz zu „Sachsen und Thuringe, Frisum und Sweven" (wo anscheinend an Frisonefeld und den Gau Svevon gedacht ist). Daß Thüringer über den Niederrhein gekommen sein könnten, ist durchaus nicht auffällig, da, wie schon früher betont, die Durcheinandersprengung der Deutschen durch Teilwanderungen und Verpflanzungen eine viel erheblichere und verzwicktere ist, als daß ihr all unsere Quellenweisheit irgendwie folgen könnte, so daß wir durch diese vielmehr nur Symptome und Beispiele, nicht aber das Bild der bunten Tatsächlichkeit besitzen. Nun kennt ein Schriftsteller des 5. Jahrhunderts, Prokop, auch Warnen (Οὔαρνοι) am Niederrhein, und vielleicht ist die Konjektur berechtigt, welche rechtsrheinische, den Franken eingesprengte Anglevarii in einer Quelle des beginnenden 5. Jahrhunderts zerlegen will in Angli und Varni. Dieselbe letztgenannte Quelle und ebenso der etwas ältere Ammian wissen von Herulern am linken Rhein neben den salischen Franken. Das sind die Gründe, welche im Verein mit der Angleichung jenes Volksrechts an das fränkische einen Teil der Forscher bestimmen, diese Warnen und diese abermaligen Angeln, soweit es sich um das genannte Volksrecht handelt, und ebenso die Könige der Heruler, Warnen und Thoringer in dem Schreiben des Theoderich nicht auf die mitteldeutschen Thüringer und die Angliederungen an sie, sondern auf von ihnen getrennte Einsprengungen zwischen die nordrheinischen Franken zu beziehen. Was dann wieder zu dem Einwand anregt, ob wohl diese kleinen Völkersplitter dem Theoderich politisch zu sekundieren überhaupt in der Lage gewesen seien und warum er sich nicht besser an das große selbständige Thüringerreich gewendet habe. Jedenfalls dienen auch diese offen bleibenden Fragen, wie alles Obige, zum Beleg, wie weit wir noch davon entfernt sind und vielleicht immer bleiben werden, die Völkertafel der Germanen mit einer Sicherheit und einer Detaillierung, die über ein bloßes Bruchteilergebnis des Wissens und der noch so scharfsinnigen Konjekturalforschung hinausführen, herzustellen.

Alphabetiſches Regiſter des erſten Bandes.

A (Initial) 187. 324.
Aachen 204 ff. 274. 319 ff. 392. 417. 433. 470 ff. 505.
Aba von Ungarn 345.
Abaelard 4 4.
Abbaſiden 192. 194.
Abbio 200.
Abdurrahman 181. 192.
Abel (Herzog) 222.
Abhärtung 142.
Achulla 43
Adalbert d. Heilige (Woytiek) 316. 320.
Adalbert (Babenberger) 283.
Adalbert, Sohn d. Berengar 303 ff.
Adalbert von Bremen 358.
Adalbert von Mainz 385. 390.
Adam von Bremen 394.
Adel 129 ff.
Adelheid v. Burgund, Gemahlin Ottos d. Gr. 300 ff. 313.
Adelheit, Gemahlin Heinrichs IV. 376.
Adelheid von Vohburg 418.
Adolf von Altena 465.
Adolf von Köln 468. 473.
Adolf von Schauenburg 392.
Adolf II. von Schauenburg 408
Adolf III. von Holſtein 455. 472.
Adowakar, Führer ſächſiſcher Seefahrer 160.
Adrianopel 72.
Äduer 31.
Adwatuker 28.
Aëtius 82 84.
Afrika 79.
Ägäiſches Meer 70.
Agidius 85. 161.
Agilolfingen 172. 194. 243.
Agilulf 326.
Agnes von Poitou 345. 348.
Agnes, Tochter K. Ottokars von Böhmen 491.
agri decumates 62. 69. 104. 127.
Agrippina 36.
Aiſtulf 184. 186.
Akkon 412. 449. 457 ff. 484.
Alamannen 21. 69. 98 ff. 161 f. 218.
Alanen 71. 80 f.
Alarich 74 ff.
Alarich II. 90. 165 f.
Alathevs 72.
Alaviv 71.
Alben 226.
Alberich von Rom 302.
Alberich da Romano 493.
Albero von Trier 404.
Albinus 94.
Alboin 100.
Albrecht der Bär 400. 405. 408.
Albrecht von Meißen 458.
Albrecht der Unartige 508.
Albwin, König der Langobarden 100. 172.
Alcuinus 209. (ſ. a. Alkwin.)
Aldien 126.
Aleſſandria 436.
Alexander II., Papſt 356.
Alexander III., Papſt 433.
Alexios, Kaiſer 465.
Alexios IV. 472.
Alfons X. von Kaſtilien 505.
Aliſo 39.
Alkwin 209. 213. 258.
Allmende 138. 251.
Altar 237.
Alteneich 490.
Altheim 285.
Altripp 106.
Alt-Sammit 15.
Amalaberga 90.
Amalafreda 90. 95 f.
Amalarich 166.
Amalaſwintha 90. 95 f.
Amaler 89.
Amalrich v. Cypern 466.
Amalrich v. Jeruſalem 449.
Amalungen 70. 87.
Ambronen 28.
Ambſiwaren 55.
Ammianus Marcellinus 71. 105.
Ampſiwaren 218.
Amtsadel 177.
Anagni 485.
Anaklet II., Papſt 399.
Anaſtaſius 89.
Ancona 434. 464.
Andaluſien 81.
Andernach 275. 297.
Andlau 32.
Andreas von Ungarn 358.
Andreas II. von Ungarn 494.
Andreastag 253.
Andria 483.
Anebos 422.
Angeln 21. 101. 170. 177. 223.
Angelſachſen 101. 238.
Angilbert 210 ff. 271.
Angriwarier 52.
Anno von Köln 357 ff.
Anſegiſel 177. 179.
Anſegiſus 272.
Anſelm von Juſtingen 475.
Anſelm v. Lucca 356.
Antiochia 408. 452.
Antiqua 259.
Antruſtjonen 150, 246.
Aquae 127.
Aquä Sextiä 29.
Aquileja 68 ff. 301 ff.
Aquitanien 56. 80. 180 ff.
Ara Ubiorum 41. 44.
Arauſio 28.
Arbogaſt 73.
Arcadius 74 ff.
Arduin von Ivrea 326.
Arianer 80. 92. 161. 168.
Arianismus 73. 94. 165.
Aribert von Mailand 336. 341.
Aribo von Mainz 333. 346.
Arier 17.
Ariowiſt 20. 31 ff. 120.
Arkebuſg 231.
Arkona 394.
Armenier 17.
Armgard, Tochter des Pfgr. Konrad bei Rhein 461.
Arminius 27. 41. 43 ff. 51 f. 121. 152.
Armring 145. 162.
Arnold von Breſcia 414. 419 f.
Arnulf von Bayern 169. 283 ff.
Arnulf von Kärnten 280 ff.
Arnulf von Metz 176 ff.
Arpad 284.
Asbad 98.
„Aſchmänner" 313.
Aſen 217. 223.
Asgard 217.
Askanier 392.
Athalarich 95 f.
Athanagild 173.
Athanarich 71.
Athaulf 80.
Äthelitan 292.
Athen 75.
Attalus 79.
Atigny 201.
Attila 83 ff.
Attilas Schwert 358.
Audeflada 90.
Audulf 212.
Auerochſen 38.
Augsburg 37. 303.
Auguſtinus 203.
Auguſt 59
Auguſta Rauracorum 59.
Auguſta Trevirorum 35. 64.

Augusta Vindelicorum 37.
Augustus, Kaiser 36. 47.
Aurelian 70. 104.
Aurillac 317.
Ausonius 106.
Austrasien 174 ff.
Austrigild 224.
Auvergne 81.
Avitus, Bischof 164.
Awaren 99. 172. 196 f.
Äxte aus Eisen 151.
Azzo von Este 360.

B (Initial) 217.
Baar 280.
Babenberg 307.
Babenberger 283. 405.
Babylonien 19.
Bacenis Gebirge 34.
Baden 127.
Baden-Baden 63.
Badenweiler 63. 423.
Baderich 170.
Badhaus 141.
Badwila 97.
Baetica 81.
Bajowaren 2. 21. 102. 218.
Balder 223.
Balduin von Flandern 378.
Balduin II., König von Jerusalem 378.
Balduin III. 412.
Balthasar 225.
Balthen 74.
Bamberg 283. 328 ff. 405. 414. 473.
Bannge walt 244.
Barbaren 112.
Barden 102.
Bardengau 99.
Bardowiek 99. 253. 405. 441. 444. 455.
Bären 8. 17.
Bari 311. 402.
Basel 254.
Basilika 263.
Basin 170.
Basken 192.
Bastarnen 21. 24.
Batawer 25 37.
Batawerkrieg 56.
Batu 494.
Bauern 251 f.
Bauernunruhen 270.
Bautasteine 12.
Bayern 102 ff. 171. 177. 180 ff. 439.
Beatrix, Gemahlin Friedrichs I. 421.
Beatrix, Tochter Philipps v. Schwaben 473.
Beatrix von Provence 502.
Beatrix von Tuszien 353.
Befestigungen 153.
Beirut 466.
Bela von Ungarn 358.
Bela IV. von Ungarn 494.
Beleuchtung 142.
Belgen 25.
Belgien 56. 110.
Belisar 96.
Benedikt VIII., Papst 328. 332.
Benedikt IX., Papst 341. 349.
Benediktbeuern 243.
Benedictus Levita 273.
Benevent 374. 502.
Benzingerode 13. 14.
Beowulf 101.
Berchta 227.
Berchtenläufer 227. 228.
Berengar von Friaul 280 ff.
Berengar von Ivrea 300 ff.
Bergbau 308.
Berig 83.
Bern 439. 447.
Berner Klause 421.
Bernhard aus Aosta 254.
Bernhard von Askanien 444.
Bernhard von Clairvaux 399.
Bernhard, Sohn Pipins 206. 265 f.
Bernhard von Sachsen 456. 468.
Bernstein 13. 70. 137.
Bernward von Hildesheim 313 ff.
Berta, Mutter Karls des Großen 187.
Berta, Schwester Karls des Großen 192.
Berta, Tochter Karls des Großen 212 f.
Berta, Gemahlin Heinrichs IV. 359. 376.
Berthachar 170. 171.
Berthar 178.
Bertold von Alamannien 285.
Bertold von Bayern 294.
Bertold von Herbolzheim 465.
Bertold von Kärnten 361.
Bertold, Sohn Rudolfs von Schwaben 373.
Bertold von Vohburg-Hohenberg 501.
Bertold von Zähringen 357. 371.
Bertold II. von Zähringen 373. 397.
Bertold IV. von Zähringen 416.
Bertold V. von Zähringen 447 ff. 480.
Bertrada 187.
Berufstände 424.
Besançon 32. 430.
Bessarabien 60.
Bettelorden 478.
Bezbrim 338.
Bier 136.
Bifrost 217.
Bildung 255.
Bingen 36, 106.
Biscaya 80.
Bischöfe 179.
Bison 112.
Bissula 107.
Bistümer 234.
Blasinstrument 150.
Bleda 83.
Blocksberg 225.
Blondel 460.
Blutrache 127.
Bobbio 317.
Böckelheim 380.
Bodensee 280.
Bodfeld am Harz 354.
Bodman 280.
Boëthius 92. 95.
Bogen 152.
Bohemund, Sohn von Robert Guiscard 374. 412.
Böhmen 31. 40. 53. 204. 344.
Böhmerwald 66.
Bojer 26. 31.
Bojerheim 102.
Bojocalcus 55.
Bojodurum 57.
Bojorix 30.
Boleslaw von Böhmen 298 ff.
Boleslaw Chrobry 325. 329. 335.
Boleslaw III. von Polen 396.
Boleslaw der Rothaarige 325.
Bologna 431.
Bolsena 96.
Bonifaz, Statthalter 82.
Bonifaz von Modena 336.
Bonifatius 121. 181. 184. 238.
Bonifaz von Tuszien 353.
Bordeaux 106.
Bornhövd 486.
Boso von Vienne 281. 300.
Bourbonen 281.
Bouvines 476.
Brandenburg 291.
Braunschweig 282. 441.
Breisach 38. 297. 469. 476.
Breitenwang 403.
Bremen 399.
Brennabor 291.
Bremen 29. 37. 102. 306. 326. 383. 400. 418. 430.
Bretislaw von Böhmen 338 ff.
Brindisi 482.
Brinno 56.
Britannien 60. 101.
Brixen 371.
Bronze 12.
Bronzeschnalle 107.
Bronzezeit 150 ff. Abb. 12.
Bruch (Schenkelbeinkleid) 142.
Brücke 64.
Brukterer 49. 56.
Bukinobanten 103.
Brun, Herzog von Engern 198.
Brun, Sohn Ludolfs von Sachsen 282.
Brun von Köln 303.
Brunhild, Tochter des Athanagild 173.
Brunhild, Königin 237.
Brunhildenbett 175.
Brunnen 350
Bruno, Papst 314.
Bruno von Querfurt 329.
Bruno von Toul 350.
Buchonia 167.
Buchstaben 146.
Buchstabenformen 258.
Bulgarien 71.
Bullen 318.
Bünde 132 ff.
Bundesversammlungen 133.
Burchard, Graf von Oldenburg 490.
Burchard von Rätien 283.
Burchard von Schwaben 285 ff.
Burchard II. von Schwaben 303 f.
Burchard von Urlperg 467.
Burchard von Würzburg 183.
Burckhardt, Jakob 478.
Burdigala 106.
Buren 66.
Burg 153.
Bürgertum 362. 382.
Burg Scheidungen 170.
Burgund 164 ff. 281. 288. 332 ff. 339. 397. 418.
Burgunden 21. 82 ff. 161. 300.
Burzenland 494.
von Busbeck 98.
Busento 80.
Butilin 98 172.
byzantinisch 74.
Byzanz 88.

Cäcina 50.
Cadaus von Parma 356.
Caliburn, Schwert des Artus 457.
Calixtus II., Papst 386.
Camaldoli 323.
Cambrai 180.
Cambray 160.
Campagna 97.
Cannae 332.
Canossa 302. 368 ff.
Canuntum 41. 60.
Carroccio 342. 493.
Cäsar 25 ff. 128 ff. 218. 230. 247.
Caspar 225.
Cassiodorus Senator 90.

Castello del Monte 491.
Castra Vetera 37. 56 f.
Catalaunische Felder 84. 87.
Catilina 31.
Cato 34.
Catulus 29.
Catumerus 54.
Cesorix 30.
Chalons 84. 172.
Chalpaida 180.
Chamawenrecht 157.
Chararich 167.
Charibert 172.
Charietto 159.
Charuden 31.
Chatten 25. 36. 49. 55 ff. 103. 162.
Charybdis 479.
Chauken 41. 56. 67. 101.
Cherusker 36. 41. 52. 198.
Chiavenna 437.
Childebert 169 ff.
Childerich 160 ff. 184.
Chilperich, Sohn Gundioks 85.
Chilperich, Sohn des Chlotar 172 f.
Chinesen 71.
Chioggia 438.
Chladjo 160.
Chloderich 167.
Chlodomer 169.
Chlodwig (Name) 24.
Chlodwig (Merowinge) 90. 105. 108. 159. 161 f. 168 f. 234.
Chlotar, Sohn Chlodwigs 122. 169 ff.
Chlotar II. 174 ff.
Chnodomar 106.
Chowaresmir 83. 494.
Christentum 71. 80. 235 ff. 396.
Christian von Buch 434.
Christian von Mainz 437. 453.
Chrotechildis 161.
Claudius 36
Claudius Civilis 56. 87.
Clemens II., Papst 349.
Clemens III., Papst 378.
Clemens IV., Papst 502.
Clementia, Gemahlin Heinrichs des Löwen 411.
Cluny 328. 332. 346 ff.
Codex Aureus 273.
Cölestin, Papst 456.
Colonia Agrippina 36. 127.
Commodus 69.
Connubium 115.
Conradino 501.
Constantin d. Gr. 71. 105.
Constantius Chlorus 105 f. 158.
Corbinian 237.
Corradino 501.
Cortenuova 493.
Cotiner 66.
Cotrone 311.
Crema 431.
Crescentius von Rom 311. 318.
Cypern 465 f.
Czar 394.

D (Initial) 178. 333.
Dagobert, Sohn Chlotars 176 f. 234.
Dagobert II. 178.
Dakien 67 ff.
Daleminzier 291. 395.
Dalmatien 76. 78.
Damaskus 192. 412.
Damasus II., Papst 350.
Damiette 481.
Dämonen 229.
Dänen 204. 291. 511.
Danewirk 204.
Danielische Weissagung 86. 166. 202.
Dankwarderode 441.
Dannenberg 486.
Dante 478. 503.
Dekumatenland 62. 69. 104. 127.
Denkstein 47.
Derenburg 13. 14.
Desenberg 222.
Desiderius 187. 195.
Detmold 154. 200.
Deutsch (Name) 110.
Deutsch-Altenburg 42.
Deutschorden-Ritter 458. 466. 482. 487.
Diana Abnoba 68.
Dichtung 146.
Diepold von Vohburg 464.
Dietrich von Bern 83. 87. 132. 167. 222.
Dietrich von Wettin 339.
Disputà 347.
Ditmarsen 413.
Doberan i. M. 442. 509.
Dobin 411.
Dobrudscha 60.
Domitian 58 ff.
Donar 219.
Donareiche 239.
Donatus 260.
Doornik 160.
Dörfer 139.
Dorpläum 411.
Dove, Alfr. 479.
Drivels 423.
Drogo 350. 356.
Druden 225.
Druiden 37 ff.
Drususdenkmal 38.
Dungal 209.
Düren 56.
Dürer, Albrecht 211.
Dürrnstein 459.

E (Initial) 251.
Eberhard von Franken 287 ff.
Ebruin 178.
Eburonen 34.
Eckard von Meißen 324.
Edda 217.
Edelinge 290.
Edessa 408.
Edictus Langobardorum 249.
Edictum Theoderici 91.
Ediko 83 ff.
Edikt des Rothari 257. 258.
Edith (Eadgyth), Gemahlin Ottos d. Gr. 293. 307.
Edmund, Sohn Heinrichs III. von England 500.
Eger 424. 476.
Egino 360.
Ehe 115. 120. 122. 126.
Eichstädt 360.
Eigelstein 38.
Eigennamen 124.
Eigilewi 266.
Einbäume 92. 154 f.
Einhard 207. 210. 214. 264.
Einherier 217.
Eisen 13.
Eiserne Krone 326.
Eisleben 361.
Ekbert von Braunschweig 358.
Ekbert von Meißen 376.
Ekkehard von Aura 376. 378.
Ekkehard II. 309.
Eleonore von Frankreich 412. 457. 460.
Elfenbein 13.
Elfenbeintafel 265. 305.
Elfgifa 293.
Elisabeth von Thüringen 488 ff.
el Kamil, Sultan 481.
Ellak 84 f. 99.
Ellingen-Kalldorf 58.
Elsloo 278.
Emma, Tochter Karls d. Gr. 214.
Emmeran 237 f. 282.
Enenkel 499.
Engelbert von Köln 481.
Engelsburg 97. 318. 374 f. 399. 414.
Engeltrud 281.
Engern 198.
Engili 177. 514.
Enzio, Sohn Friedrichs II. 479. 493. 496. 508.
Epidaurus 465.
Er 218.
Erarich 97.
Erchanger 285.
Ereliva 87.
Eresburg 198. 218 f. 294.
Erfurt 253. 292. 444.
Ermanarich 70. 83. 120.
Erminonen 134.
Ernst von Schwaben 337.
Erstgeburt 295.
Erzämter 293.
Erziehung 115.
Eschwege 361.
Eskil von Lund 430.
Eskimos 119.
Etheler 413.
Etrusker 17.
Etsch 326. 421.
Etzel 167.
Eudo 180.
Eudokia 84.
Eugen III., Papst 409. 414. 418.
Eustachius von Boulogne 363.
Eutharich 90.
Evangeliarium 259. 298. 327. Abb. 191.
Ewa Chamavorum 157.
Exarch 98.
Ezzelino da Romano 493.

Falkenstein (bei Schramberg) 338.
Fallingbostel 11.
Familie 117. 118 ff.
Familien-Namen 357.
Fara 96. 225.
Faröer 399.
Fastrada 210. 212.
Fäsulä 76.
Favianae 85.
Fehde 114. 127. 492.
Feldbau 135.
Feldzeichen 153.
Felsberg 104.
Fenriswolf 217.
Ferdinand I., Kaiser 98.
Feste 231.
Feuerstatt 140.
Fewa 85 f.
Fibel 142. 145.
Fiesole 76.
Fimbulwinter 217.
Findlingsteine 6. 7.
Finnen 17.
Fiorentino 496.
Fischfang 136.
Flamersheim 274.
Flarchheim 371.
Flatey-Handschrift 401.
Flavus 41. 51. 54.

Flevo 38.
Flochberg 414.
Florenz 76.
Fodrum 431. 445.
Folter 12. 1.
Fontenay 270.
Forchheim 253. 284. 369.
Forum Julii 54.
Fosite 218.
Fossa Drusi 37.
francisca (Streitaxt) 168.
Frangipani 399. 507.
Franken 21. 69 134. 157 ff.
Frankfurt a. M. 280. 298. 416.
Frankreich 275 f. 310.
Frascati 457.
Frau (Wort) 124.
Frauen 117. 120.
Frauenarbeit 137.
Frauentracht 144.
Frauenwörth 243.
Fredegunde, Gemahlin Chilperichs 173 ff. 234.
Freiburg i Br. 439.
Freie 251.
Freiheitlichkeit 113.
Freising 237. 420.
Fréjus 54.
Fremdwörter 137.
Friaul 301. 303.
Fridolin 237.
Friedrich I. Barbarossa 222. 406. 415 ff. 500. Abb. 268
Friedrich II. Roger 462. 465. 475. 477 ff.
Friedrich, Sohn des Fewa 87.
Friedrich der Freidige 499.
Friedrich von Mainz 296. 303.
Friedrich, Herzog von Rothenburg 415.
Friedrich II. von Schwaben 393.
Friedrich von Schwaben 451. 458.
Friedrich von Staufen 371 386.
Friesen 21. 37. 56. 101 f. 134. 179 ff. 254.
Friesenfeld 177.
Frija 99 222.
Frithigern 27. 71 f.
Fritzlar 287.
Fructuaria 328.
Fulda 241 f. 259.
Fulrad von St. Denis 183.
Fürsten-Stand 444.
Fürstenberg, Grafen von 481.
Fürstentum 129 ff.

Galaecia 81.
Galater 17.
Galla Placidia 78 ff.
Gallien 17. 25. 80.
Gallus 237.
Galswinth 173.
Gans 136.
Garibald 172.
Garibaldi 191.
Gastlichkeit 149.
Garten 252.
Gau 134. 246.
Gauten 100. 511.
Gefolgswesen 149.
Gebaud 162.
Gebhard von Eichstadt 352.
Gebhard von Konstanz 373. 379.
Gefolgswesen 149.
Geige 147.
Geisa II. von Ungarn 494.
Geiserich 81 ff. 95. 169.
Geld 137.
Gelimer 96.
Gelnhausen 424 ff.
Gemeinfreie 290.
Gemengelage 139.
Gemse 8.
Gemüse 136.
Genelun 193.
Genua 419.
Gepiden 70. 99. 173.
Ger 151.
Gerbert 317.
Gerhard II. von Bremen 490.
Gerhoh von Reichersberg 452.
Gerichtswesen 127.
Germanen 16 ff. 510 ff.
— (Name) 110.
— (Erscheinung) 111. 115. 117. 141 f.
Germanentum, Charakteristik 73.
Germanicus 36. 48 f.
Gernrode 294. 295. 296.
Gero 294. 298.
Geroldseck 222.
Gerste 135.
Gerstungen 362.
Gerstwind 212.
Gertrud, Gemahlin Heinrichs des Stolzen 406.
Gertrud von Sulzbach 389.
Geselligkeit 146 ff.
Gesetzbuch Kaiser Friedrichs II. 485.
Gesinde 150
Getreide 135.
Getreidespekulation 424.
Gewanne 138.
Gewerbe 253.
Ghibellinen 406. 478.
Gibuld 162.
Giebichenstein 337. 349. 361. 392.
Giesebrecht, Wilhelm 415.
Gießen 61.
Gilde 232.
Gisa 85 ff.
Gisela, Schwester Karls des Großen 212.
Gisela, Tochter Ludwigs des Frommen 280.
Gisela, Gemahlin Konrads II. 334. 337.
Giselbert von Lotringen 289 ff.
Glas 13.
Glycerius 85 f.
Gnesen 320.
Godegisel 82. 85. 164.
Godomer 169.
Gold 13.
Goldschmuck 88. 398.
Gorm 299.
Goslar 222. 350 ff. 354. 405. 418. 440. 444.
Goten 21. 24. 53. 67 ff. 70. 98.
Gotische Zerstörungswut 75.
Göten 100. 511.
Götter 18. 64.
Gottesfriede 348. 376.
Gottesgnadentum 95.
Gottesurteil 250. 331. 333. 424. 481.
Gottfried der Bärtige 348 353. 359.
Gottfried von Bouillon 363. 378.
Gottfried von Brabant 381.
Gottfried der Höckrige 363.
Göttrik von Dänemark 204.
Gottschalk (Obotrit) 396.
Gozelo von Lotringen 339.
Gozelo der Feige 348.
Grabdenkmal 65.
Gräber 223 f.
Grabkapellen 79. 81.
Grabmale 35. 156. 349. 461.
Grabplatten 371. 504.
Grabstein 55. 153 ff.
Grafschaften 246.
Gran 320.
Gratian 73. 106.
Gregor II., Papst 181.
Gregor III., Papst 181.
Gregor V., Papst 316.
Gregor VI., Papst 349.
Gregor VII., Papst 238. 363 ff.
Gregor VIII, Papst 449
Gregor IX., Papst 482 ff. 489.
Gregor von Tours 159. 166.
Greutungen 70.
Griechen 17.
Griechenland 74.
Grifo 182.
Grimaldi 191.
Grimoald 178.
Grönland 399.
Grona (Pfalz) 332.
Großgrundbesitz 251.
Groß-Kotzenburg 61.
Großvölker 132 ff.
Gualdo Tadino 98.
Guarrazar 173.
Gudrunsage 121. 167. 278.
Guelfen 406. 478.
Guido von Jerusalem 465.
Guido von Praeneste 471.
Guido von Vienne 385.
Gundikar 82.
Gundiok 83 ff.
Gundobad 85. 164 ff. 248.
Gunhild 224.
Gunhild von Dänemark 340. 345.
Gunter von Bamberg 357.
Gunthamund 95.
Guntramnus 172 ff. 224.
Gunzenlee 397.
Gürtel 145.
Gutenberg 260.

Haar 145.
Hadrians-Mausoleum 97.
Hadrian I., Papst 189.
Hadrian IV., Papst 419. 430.
Hafer 135.
Hagenau 460.
Haimo von Tarantaise 470.
Hainburg 196.
Hakenkreuz 77. 220.
Hakon Jarl 224.
Halberstadt 243. 363.
Halbfreie 251.
Halbunziale 258.
Hallstatt 13.
Halsschmuck 145.
Haltern 39.
Hamburg 8.
Hamburger Stadtrecht 122.
Hammer 245.
Hanau 61.
Handel 136. 253.
Hanno von Köln s. Anno.
Harald Blatand (Blauzahn) 299 ff.
Harfe 147. 148.
Harisliz 195.
Hartmann von Aue 466.
Hartnid 213.
Haruden 31.
Harun al Raschid 193. 194. 254.
Harz 3. 172. 308.
Harzburg 360. 481.
Hasenburg bei Nordhausen 361.
Hatheburg 287.
Hattin 449.

Hatto von Mainz 282. 284. 286.
Haus 139 ff.
Hausherr 119.
Häuslichkeit 135 ff.
Hausmarken 138.
Hausmeier 174 ff.
Haustiere 9.
Hausurnen 139. 140.
Havel 69
Heddernheim 66.
Hedwig von Schwaben 303. 308.
Heer 150 f.
Heerhorn 147. 149.
Heerstraße 254.
Hegau 309.
Heidelberg 63. 106. 423.
Heidentum 217 ff.
Heiligtümer 231.
Heimburg 361.
Heimdall 217.
Heimsteuer 123.
Heinrich I. 222. 287 ff.
Heinrich II. 322. 324 ff.
Heinrich III. 338. 340. 344 ff.
Heinrich IV. 355 ff.
Heinrich V. 248. 378. 382 ff.
Heinrich VI. 446. 454 ff.
Heinrich VII. 480. 487.
Heinrich von Augsburg 357.
Heinrich von Brabant 458.
Heinrich, Herzog von Brabant 490.
Heinrich III, König von England 500.
Heinrich Jasomirgott 406.
Heinrich von Kalden 456. 465. 473.
Heinrich der Jüngere von Kärnten 310.
Heinrich, Graf von Limburg 381.
Heinrich der Löwe 406 ff. 437 ff. 446. 454. 462.
Heinrich, Sohn Heinrichs des Löwen 461.
Heinrich von Neuffen 475.
Heinrich von Niederbayern 501.
Heinrich von Niederschlesien 494.
Heinrich, Bruder Ottos des Gr. 293 ff.
Heinrich, Sohn Ottos des Gr. 301.
Heinrich Plantagenet 457.
Heinrich Raspe 494.
Heinrich, Pfalzgraf bei Rhein 466.
Heinrich von Sachsen 285.
Heinrich der Schwarze 391. 397. 473.
Heinrich von Schwerin 486
Heinrich der Stolze von Bayern 397 ff.
Heinrich von Veldeke 415 f.
Heinrich von Waldburg 473.
Heinrich der Zänker 309 ff.
Hel 217.
Helgoland 218.
Hellebarden 99.
Helm 152.
Helveter 31 f.
Hemd 145.
Hemming 206.
Hemmelskamper Wald 490.
Hengist 101.
Herkules 220.
Hermanfried 90. 170.
Hermann von Alamannien 297.
Hermann von Billungen 298. 307.
Hermann von Lützelburg 372.
Hermann von Salza 482 ff 492.
Hermann, Herzog von Schwaben 288.
Hermann II. von Schwaben 324.
Hermann von Stahleck 423.
Hermann von Thüringen 458. 466.
Hermann, Markgraf von Verona 377.
Hermannstadt 494.
Hermunduren 40. 54 f. 67 f. 170.
Herrenwörth 243.
Hersfeld 242.
Herthasee 396.
Heruler 21. 97 ff. 170.
Herzöge 131.
Hessi 198
Heunen 62.
Hünenpäulen 103. 104.
Heveller 291.
Hexen 225.
Hiddensöe 394. 395.
Hieronymus 166.
Hildebad 88. 97.
Hildebold 210.
Hildebrand (Gregor VII.) 350. 352. 355. 363.
Hildegard, Gemahlin Karls des Gr. 188. 193. 212.
Hilderich 95.
Hildesheim 314.
Hildesheimer Silberfund 231.
Hildiko 84.
Hiltrud 212.
Himiltrud 187. 216.
Hinkmar 272.
Hirsau 372 f.
Hirse 135
Hlothar 193.
Hludana 223.
Hludowig 193.
Hochgräber 283. 286.
Hochstraße 254.
Hochzeit 123.
Hofstätten 139.
Hohenems 462.
Hohenstaufen 61. 390 f.
Hohentwiel 310.
Höhlenwohnungen 10.
Hoiko 314.
Holde (Holle) 227.
Holmrugier 102.
Holstein 100.
Holzgerlingen 221.
Honorius 74 ff. 81.
Honorius II., Papst 356 396.
Honorius III., Papst 479. 481.
Hörige 125.
Horsa 101.
Hosen 142.
Hrabanus Maurus 259.
Hruodhaid 212.
Hruodland 182.
Hruodtrud 212.
Hube (Hufe) 138.
Hug-Dietrich 132. 171.
Hugo von Arles 300. 302.
Hugo von Cluny 366.
Hugo von Francien 300.
Hugo Kapet 310.
Humanisten 273.
Humbert von Maurienne 339.
Hundertschaften 118. 127 ff. 246.
Hund 9.
Hünen 62.
Hünengräber 12. 225. 509.
Hünenstein 12 ff.
Hunerich 95.
Hunigais 83.
Hunnen 71 f. 76. 82 ff.
Hunwulf 83.
Hut 145
Hvitramannaland 400.

Iberer 17.
Idistaviso 51. 112. 152.
Idole 231.
Igeler Säule 65.
Ikonium 451.
Illyrien 76.
Illyriker 17.
Imadeddin Zenki 409.
Indianer 110 509.
Indogermanen 16.
Ingelheim, Pfalz 188 ff. 266. 270. 298. 300. 381.
Ingwäonen 134.
Ingwiomer 44. 52.
Innocenz II. Papst 399.
Innocenz III. Papst 470 ff. 479.
Innocenz IV. Papst 495.
Inquisition 478.
Investitur 364 ff. 382.
Irene, Tochter des Isaak Angelos 462 ff 473.
Irische Missionare 236.
Irmengard von Ivrea 300.
Irmingard 266.
Irminsul 198. 231.
Irnerius 431.
Irokesen 112.
Isaak Angelos, Kaiser 450. 462 ff. 472.
Isabella von Jerusalem 481.
Isabella, Gem. Friedrichs II. 491.
Islam 180. 194.
Island 399.
Isirien 303.
Istwäonen 134.
Italicus 54.

Jadeit-Geräte 11.
Jagd 136.
Janustempel 74.
Jaromir von Böhmen 325.
Jazygen 68.
Jerusalem 194. 408 484.
Jodute 218. 219.
Johann VIII., Papst 276.
Johann XII., Papst 305 ff.
Johann XIII., Papst 307.
Johann von Brienne 482.
Johann von England 476.
Johann „ohne Land" 460.
Johann Crescentius von Rom 313.
Jolanthe von Jerusalem 481.
Jordanes 87. 90.
Jötunheim 217.
Juden 254.
Judith, Gemahlin Ludwigs d. Fr. 266 f.
Judith von Bayern 302. 308.
Judith, Mutter Kaiser Friedrichs I. 416.
Julfest 232.
Julian, Cäsar 105. 159.
Julin (Wollin) 394.
Julius Civilis 56.
Julius Nepos 85 f.
Jumne 394.
Justinian, Kaiser 95 ff. 171.
Jüten 101. 512.
Juthungen 103.
Jütland 100. 511.

Kaiserkrönung 202. 264. 306. 316. 325. 328. 336. 349. 374. 399. 419. 434. 457. 474. 481.
Kaiserpalast 63.
Kaisersage 222. 497.
Kaiserslautern 222. 424.
Kaiserstuhl in Aachen 204.
Kaiserstuhl aus Goslar 354.
Kaiserswerth 357. 447.
Kalykadnos 451.
Kamba am Rhein 334.
Kambryk 160. 180.
Kameen 42. 53.

Kammerich 167.
Kamp (Fourteil) 138.
Kanninefaten 38 56.
Kannstadt am Neckar 183.
Kanossa 302. 368 ff.
Kanzel 329.
Kapetingen 281.
Kapitane 341 428.
Kapitularien 248. 252. 259. 272.
Karl III, der Dicke 276. 278.
Karl von Anjou 500. 502.
Karl der Dicke 275 ff.
Karl der Einfältige 279 281. 289.
Karl der Große 120 167. 187 ff. 222. 243. 252 254. 258 f 278. 433.
Karl der Kahle 167. 266 ff. 274.
Karl Martell 167. 169. 180. 182. 238. 247.
Karlmann, Sohn Karl Martells 167. 182 ff.
Karlmann, Sohn Pipins 187 ff.
Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutschen 275.
Karlmann, Sohn Ludwigs d. Stammlers 279.
Karlsburg 198.
Karolinge, ältere 178 ff.
Karpathen 70 f.
Karthago 82.
Käse 135.
Kasimir von Polen 344.
Katwalla 53.
Katwijk 25.
Kaufehe 122.
Kehlheim 61.
Kelten 15. 17. 22 f. 25. 32. 62.
Kerbholz 8.
Ketzerverfolgungen 481. 488 f.
Keulen 151.
Kilian 237.
Kilidsch Arslan 449.
Kimbern 25. 27 ff.
Kirche 94. 95. 235 ff.
Kirchenbuße 321.
Kirchenstaat 100. 186. 306.
Kjökkenmöddinger 9.
Kläven 437.
Kleidung 142 ff.
Kleinasien 411.
Klostergärten 252.
Klostergründungen 241.
Klosterreform 347.
Klosterschulen 259.
Knees (Zupan) 394.
Knud VI. von Dänemark 472.
Koblenz 404.
Kojonix 26.
Kolmar 267. 487.
Köln (Name) 36. 127.
Köln 56 f. 461. 473.
Kolumban 236.
Königschutz 244.
Königslutter 403.
Königtum 129 ff. 245 ff.
Konkordat, Wormser 386. 474. 476. Abb. 233.
Konrad I., Kaiser 284 ff.
Konrad II., Kaiser 333 ff
Konrad III., Kaiser 404 ff.
Konrad IV., Kaiser 492. 500 ff.
Konrad von Burgund 300.
Konrad, Herzog von Franken 283.
Konrad, Sohn Friedrichs II 491.
Konrad, Sohn Heinrichs IV. 376.
Konrad von Hochstaden 494. 495.
Konrad von Lotringen 303.
Konrad von Lützelhardt 432. 462.
Konrad von Mainz 466.
Konrad von Marburg 488.
Konrad von Montferrat 449. 459.
Konrad von Querfurt 462.
Konrad, Pfalzgraf bei Rhein 461.
Konrad der Rote 297 ff.
Konrad von Schwaben 467.
Konrad von Speyer 473 ff.
Konrad von Staufen 398.
Konrad von Urslingen 433. 462.
Konrad von Wettin 400.
Konrad von Zähringen 397. 406.
Konradin von Schwaben 506 ff.
Konradiner 283.
Konstantin der Große 158. 264.
Konstantinische Schenkung 186. 356.
Konstantinopel 72.
Konstanz 444. 476.
Konstanze von Aragonien 475.
Konstanze, Gemahlin Heinrichs VI., 446.
Konstanze, Tochter Manfreds 502.
Konzil zu Orleans 168.
Kolenza 492.
Knud der Große von Dänemark 335 f.
Krakow 15.
Kral (Fürst) 394.
Krems Münster 195.
Kreuzzüge:
der erste Kreuzzug 377 f. 408
der zweite Kreuzzug 449.
der dritte Kreuzzug 449 ff. 458.
der Kreuzzug Heinrichs VI. 461. 466.
der fünfte Kreuzzug 481 f.
der Wenden-Kreuzzug 410.
Krieg 146 ff.
Krimgoten 98.
Krimhild 167.
Krodo-Altar 353.
Krok, der Alamanne 105.
Krol (Fürst) 394.
Krypta 239. 288. 292.
Kumanen 494.
Kunigunde, Gemahlin Kaiser Heinrichs II. 330 ff
Kunigunde, Gemahlin Heinrichs III. 340. 345.
Kunimund 100.
Kupfer 12.
Kupfermünzen 43. 52.
Kur-Fürsten 390.
Kursivschrift 258.
Kutbeddin 451.
von Kyburg 481.
Kyffhäuser 222. 415.
Kyffhäuser-Sage 498 ff.

Ladenburg 63.
Ladiner 107.
Lagerkrankheiten 436. 457. 458. 482.
Lambert von Spoleto 280 f. 300.
Lamprecht, Pfaff 465.
Landesherren 487.
Landfried, Herzog von Alamannien 182. 183. 285.
Landfriede 423. 492.
Langensalza 362.
Langobarden 2. 40. 52. 55. 67. 99 f. 109. 172. 187 ff. 257.
Langobardenhelm 98. 99.
Langschwert 152. 161.
Lateinisches Kaisertum 472.
Laeten 126.
La-Tène 14.
Laterankonzil 477.
Lausitz 338.
Lausitzer 291.
Lavello 500.
Lazzen 290.
Lechfeld 195. 284. 304. 306. 336. 418. 430.
Legnano 437.
Lehnswesen 247 f. 290. 340. 343.
Leibgedinge 123.
Leichenverbrennung 224 f.
Leifr Erikson 400.
Lentienier 103.
Lenzen a. Elbe 291. 486.
Leo I. Papst 84.
Leo III., Papst 202. Abb. 127.
Leo VIII., Papst 306.
Leo IX., Papst 350.
Leo von Vercelli 326. 332.
Leon II. 401.
Leon von Armenien 465 f.
Leopold von Österreich 390.
Leopold V. von Österreich 458.
Letten 17.
Leuchter 443.
Leutari 172.
Leuthari 98.
Levantehandel 409.
Lex Ribuaria 248.
Lex Salica 248.
Leyden 60.
Lieder 147.
Liegnitz 494.
Ligurer 17.
Limburg a. d. Haardt 341. 343.
Limes 37. 58 ff. 193 ff.
Limfjord 299.
Litauer 17.
Liten 126.
Lintberga 195.
Liutgard 212.
Liutizen 291. 325. 339. 354. 394.
Liutprand von Cremona 452.
Liutprand, König der Langobarden 181. 184.
Livia 53.
Loki 217.
Lollius 37.
Lombarden 493.
Lombardische Krone 326. 335 f.
Lombardischer Städtebund 435. 464.
Lorch 253. 389. 393.
Lorsch (Kloster) 183 195. 275.
Lotar, Sohn Ludwigs des Frommen 265 ff.
Lotar II. 272 ff.
Lotar, Sohn des Hugo von Arles 301.
Lotar, Ludwigs IV. Sohn 310.
Lotar von Supplinburg 385.
Lotar von Sachsen 391 ff.
Lotringen 272. 303.
Löwen 7. 17. 68.
Löwen an der Dyle 281.
Lübeck 408. 441. 444.
Lucius III., Papst 446.
Ludolf, Herzog 282
Ludolf, Ottonenstammvater 275.
Ludolf, Sohn Ottos des Großen 293. 298. 301. 305.
Ludwig (Name) 24.
Ludwig I., der Fromme 194. 206. 263 ff. 274.
Ludwig I. von Bayern 197.
Ludwig II., der Deutsche 103. 105. 265. 267. 271 ff
Ludwig III., Sohn des Stammlers 276. 278. 279.
Ludwig IV. von Frankreich 296.
Ludwig IV., Landgraf von Thüringen 482.

Ludwig VII. von Frankreich 409. 411. 457.
Ludwig IX., der Heilige, von Frankreich 491. 495.
Ludwig XIV 270.
Ludwig, Sohn Karls des Einfältigen 300.
Ludwig d. J., Sohn Ludwigs des Deutschen 275. 276. 278.
Ludwig das Kind 282 ff.
Ludwig, König von Niederburgund 300.
Ludwig „der Springer" 392.
Ludwig der Stammler 276.
Ludwig der Strenge von der Pfalz 561.
Ludwig von Thüringen 385.
Ludwig Transmarinus 300. 301.
Ludwig von Vienne 281.
Ludwigslied 278.
Lugdunum Batavorum 60.
Lügenfeld 267.
Lugier 67.
Lugius 30.
Luitpold von Babenberg 309.
Lüneburg 405.
Lüneburger Heide 11.
Lupicin 71.
Lupodunum 63.
Lusitania 81.
Lutgard 275.
Luther 121.
Lüttich 381. 399.
Luxeuil 178. 237.
Lyö 486.
Lyon 36. 495.

Madjaren 284.
Magd (Wort) 124.
Magdeburg 253. 293. 301 ff. 363. 399. 410.
Magnus von Sachsen 361.
Mähren 281.
Maibäume 232.
Maifeld 248.
Mailand 306. 335. 419. 428 ff. 446.
Main 61. 69.
Main-Donau-Kanal 197.
Mainz 37 f. 56. 62. 210. 240. 254. 316. 380. 390. 492.
Majordomus 178.
Malik el-Adil 466.
Malmedy 180.
Mammut 7. 8.
Manegold 338.
Manfred, Sohn Kaiser Friedrichs II 500 f.
Mann (Hausherr) 118. 119.
Mantua 358.
Manuel, Kaiser 409. 411. 434.
Marbod 40. 46. 48. 52 ff.
Marburg 488. 489.
Marcodurum 56.
Marcus Aurelius 67 ff.
Margarete von Österreich 492.
Marius 29.
Mark Aureliäule 68.
Marken 298.
Markgrafen 247.
Markland 400.
Mark Meißen 338.
Mark Schleswig 340.
Markomannen 31. 36. 40. 66. 80.
Markomannenkriege 67.
Märkte 253.
Markward von Annweiler 464. 471.
Marozia von Rom 302.
Marschall 246.
Marsen 223.
Marser 49.
Marsigner 66.
Marsilie 193.
Martin von Tours 165.
Martinsgans 232.
Martorano 492.
Märzfeld 134. 244. 248.
Matoswintha 97.
Mathilde, Gemahlin Heinrichs I. 287.
Mathilde, Gemahlin Heinrichs V. 385.
Mathilde, Gemahlin Heinrichs des Löwen 461.
Mathilde von Tuszien 353. 365. 367. 384. 386.
Mattiaker 36 f. 103.
Mattium 50.
Mäuseturm 286.
Maximilian II. von Bayern 568.
Mecklenburg 3. 11. 16.
Medeos 96.
Mediomatriker 34.
Meerssen 274.
Meginfried 212.
Meißen 291.
Melchior 225.
Memleben 292. 308.
Menapier 34.
Menschenopfer 46. 97. 112. 129. 230.
Merkur 221.
Merowech 174.
Merowingen 159 ff.
Merseburg 291. 320 ff. 339. 370 f.
Merseburger Zauberspegen 223. 226.
Mesco II. von Polen 329. 335. 338.
Mesopotamien 19.
Meßbuch 265.
Messer 152.
Messina 466.
Met 136.
Metall 12.
Metz 67. 169. 270.
Michael (Erzengel) 219.
Michelstadt 263.
Middelsee 38.
Midgard 217.
Mieczyslaw 298. 307.
Milon 192.
Miltenberg 61. 103.
Milzener 395.
Minne 122.
Minnesänger 491.
Ministeri (fränkisch) 238.
Missale Abb. 205.
Mission 233 ff.
Mitgift 123.
Mithras 64. 66.
Mithridates 31.
Mittilagart 223.
Molise 464.
Mölln 486
Mölsen 371.
Mommsen 46.
Mondsee 243.
Mongolen 493.
Monogramm 89.
Mont Cénis 29. 254. 367. 436.
Montecassino, Kloster 183 f. 374.
Montesiascone 467.
Moorfunde 143.
Morgengabe 123.
Mosaik 92.
Mosaikbild 97. Abb. 127.
Mosel 64.
Moselle 106.
Muhen 138.
Mühlhausen 444. 468. 487.
Mummerei 147.
München 3. 440.
Mundzuk 83.
Münster 243.
Munt 18.
Muntherr 179.
Muntmannen 197.
Muntschaft 121.
Muntschatz 122.
Münzen 43. 52. 58. 69. 89. 95. 151. 271. 245.
Murmeltier 8.
Musik 94.
Muspel 217.
Muspilli 218. 223.
Mutterrecht 123.

Namengebung 124. 169.
Namen der Völkerschaften 129.
Namen auf -rix und -rich 23.
Narod 394.
Naries 98.
Nashorn 8.
Nästved 509.
Neandertalschädel 8.
Neapel 462. 486. 507.
Neckar 61.
Neckarau 106.
Neckarburken 59.
Neger 110.
Neidingen 280.
Nemeter 25.
Nephrit-Geräte 11.
Nero 56.
Nerthus 222. 231.
Nervier 25.
Neumagen 154.
Neuß 471.
Neustrien 176.
Neustrier 180.
Neuwied 34.
Nibelungenlied 82.
Nicaea 73. 411.
Niklot (Obotrit) 408. 410 f. 441.
Nikolaitismus 377.
Nikolaus I., Papst 272. 302.
Nikolaus II., Papst 355.
Nithard 213. 271.
Norbert von Magdeburg 399.
Nordalbinger 198.
Nordendorf 146. 147.
Nordhausen 444.
Noreja 27.
Noricum 26. 37. 76. 78. 85. 102.
Normandie 281.
Normannen 266. 272. 276 ff. 281. 332 ff. 352. 356. 374. 446.
Nornen 226.
Norwegen 511.
Nureddin 449.
Nürnberg 395. 397. 413.
Nydamer Moor 155.
Nymwegen 214.

Oberfladht 148.
Oberfranken 162.
Obotriten 201. 291. 394. 408 ff.
Ochsenfurt 372.
Octavianus von Rom 306.
Odal 245.
Odenwald 220.
Oder 80.
Odgrenzen 154.
Odilienberg 462.
Odilo von Bayern 182 f.
Odilo von Cluny 346.
Odin 217.
Odo von der Champagne 337 ff.

Odo von Cluny 346.
Odo von Paris 279 f.
Odowakar (Odowakar) 85 ff. 166.
Ogotai 494.
Ohrenbeichte 478.
Omaijaden 192. 194.
Onyx-Kamee 42.
Opferfeste 228 f.
Oppenheim 367.
Ordnungsinn 115.
Ordulf von Sachsen 360 f.
Orestes 85.
Orleans 168 f. 172. 281.
Ortsnamen auf -ach, -bach usw. 6.
Ortsnamen auf -dunum 154.
Ortsnamen auf -heim 163.
Ortsnamen auf -ingen 127. 163.
Ortsnamen auf -itz 195.
Ortsnamen mit Wall, Damm usw. 62.
Oser 66
Osnabrück 243.
Ostara 223.
Österreich 283. 422.
Ostfalen 198.
Ostgoten 70 ff. 87 ff. 166. 170.
Ostrogotho 90.
Otbert von Lüttich 381.
Oetting 276.
Otto I., der Große 38. 292 ff.
Otto II., der Rote 305. 307. 308 ff.
Otto II. von Brandenburg 458. 466.
Otto III., Kaiser 312 ff. 321. Abb. 191.
Otto IV. 467 ff.
Otto von Bamberg 396.
Otto von St. Blasien 447.
Otto von Braunschweig 492.
Otto der Erlauchte 283. 285. 501.
Otto von Freising 411. 452.
Otto, Ludolfs von Schwaben Sohn 309.
Otto von Meran 473.
Otto von Northeim 357 ff.
Otto von Wittelsbach 420 f. 430. 444. 473 f.
Ottokar von Böhmen 470.
Ottokar II., König von Böhmen 492.
Ovo von Ungarn 345.

Paderborn 198. 243.
Palästina 194.
Palermo 462. 497.
Pannonien 42. 66 ff. 76 ff.
Panzer 152.
Papirius Carbo 26.
Papstwahl-Dekret 355.
Paris 169. 279. 310.
Parma 496.
Partenkirchen 437.
Paschalis II., Papst 378.
Paschalis III., Papst 433.
Passau 57.
Patarener 356.
Paterlingen 339.
Paterno 324.
Patriziat 428.
Patricius Romanorum 186 f.
Patrik 236.
Patrimonium Petri 471.
Paulus Diakonus 99. 209.
Pavia 189. 302. 326 f. 335.
Pechlarn 85.
Pelzwerk 137.
Perchtentag 227.
Perseus von Makedonien 24.
Peter von Aragonien 502.
Peter Orseolo 323.
Peter von Ungarn 345.
Petersberg 220.
Peterskirche 312.
Petilius Cerealis 56 f.
Petrossa Abb. 48 und 49.
Petrus Damiani 356.
Petrus de Ebulo 450 ff.
Petrus von Pisa 209.
Petrus de Vinea 491. 496.
Petschenegen 329.
Pfahlbauten 10.
Pfahlbronn 61.
Pfalzen 188. 214. 246. 270.
Pfalzgrafen 294.
Pfarrschulen 260.
Pfeil 152.
Pferd 10. 23.
Pferdefleisch 135.
Philipp I. von Frankreich 382.
Philipp III. von Makedonien 24.
Philipp, Bruder Heinrichs VI. 464.
Philipp von Heinsberg 436.
Philipp von Köln 448. 456.
Philipp von Schwaben 467 ff.
Philipp August 457.
Philipp August von Frankreich 476.
Piacenza 377.
Pierleoni 399.
Pilgrim von Köln 334. 338. 346.
Pippin d. Ä 176.
Pippin d. Mittl. 178.
Pippin (König) 182 ff. 203. 206.
Pippin, Sohn Ludwigs des Frommen 265. 267.
Pippinsburg 231.
Pirmin 237.
Plektrudis 180.
Plinius 134. 135. 137.
Plytenberg 133.
Po 29. 76.
Pöhlde am Harz 324.
Poitiers 165. 176. 181.
Polen 298. 320 ff. 335.
Pollentia 76. 78.
Pommern 394.
Pomponius Mela 142.
Popperode 229.
Poppo von Brixen 350.
Poppo, Friese 182.
Poppo von Stablo 347.
Porta decumana 60.
Porta nigra 63.
Porta praetoria 102.
Praetorium 61.
Prag 316.
Pragedis, Gemahlin Heinrichs IV. 376.
Preußen 17. 316. 487.
Pribislaw von Brennabor 408.
Pribislaw, Sohn des Niklot 442.
Priester 130. 230.
Priesterehe 179. 347. 377.
Priscus 83.
Probus, Kaiser 104. 158.
Provence 166 ff. 188.
Prum 179. 272.
Psalter, Abb. 119.
Pseudoisidorische Dekretalen 273.
Ptolemäus von Alexandrien 70.
Puglia 466.

Quaden 54. 66 ff.
Quadrivium 260.
Quedlinburg 282 ff. 297 ff. 380. 404 ff.
Quierzy 184. 190.

Rabenschlacht 88.
Radagais 76. 109.
Radegast 394.
Radegund 171.
Radulf 177.
Raffael Santi 347.
Ragnachar 167.
Ragnarök 217.
Raimund von Poitou 412.
Rainald von Burgund 397.
Rainald von Dassel 426 ff. 436.
Ramnolf 281.
Ranen 394. 411. 441.
Ratbod 180. 182.
Räter 17.
Räter-Etrusker 2.
Ratibor, Herzog 411.
Rätien 37. 61. 102. 105.
Rätoromanen 107.
Raudische Felder 30.
Rauhe Alb 61.
Ravenna 54. 69. 76 ff. 88 ff. 171. 214. 318 ff. 336. 487.
Reate 96.
Recht, Römisches 431.
Rechtswesen 244 ff.
Redarier 291. 394.
Regalien 431. 488.
Regalien Recht 447, 480
Regensburg 101 f. 196. 253. 282. 308. 383.
Reggio 302.
Reginhar, Graf 283.
Reichenau 103. 259. 309.
Reichenhall 417.
Reichsadler 397. 469.
Reichsapfel 328. 400.
Reichshofgericht 492.
Reichssteuer 387.
Reims 172 f. 264. 272. 317.
Reinhardsbrunn 392.
Reinhart, der Fuchs 283.
Reismühle 187.
Reiterei 151.
Rekuperationen 471 ff.
Reliquien 234.
Remigius 162.
Renntier 7.
Rheinbrücke 34. 35. 158.
Riade 291.
Ribuarier 162. 167.
Ribuarisches Recht 157.
Richard von Cornwallis 505 ff.
Richard Löwenherz 455. 457.
Richarius 167.
Richenza, Gemahlin Lothars 404.
Richenza von Supplinburg 392.
Riemenzungen 107.
Riesen 230.
Riesensäule 104.
Rieß 37.
Rignomer 168.
Rikimer 85.
Rimini 79.
Rinder 9.
Ring 123.
Ringwälle 396.
Ritterstand 412. 427. 439. 445.
Robert Guiscard 356. 374.
Rodenstein 222.
Rodulf 332.
Rodungen 138.
Roger II. von Sizilien 399. 408.
Roger, Sohn des Tankred 462.
Roggen 135.
Roland 192.
Roland aus Parma 366.
Roland, Kardinal-Kanzler 430.
Rom 27. 78. 84 f. 97. 189. 202. 384. 434.
Romagna 464.
Romuald, St. 322.

Romulus Augustulus 85.
Roncesvalles 192 f.
Roncalische Felder 383. 400. 418. 431.
Ronneberge 170.
Rosamunde 100.
Rossano 311.
Rostock 442.
Rotfeld 267.
Rotharis Edikt 257. 258.
Rotraud 212.
Rua 83.
Rückert 500.
Rudolf von Aversa 350.
Rudolf von Hochburgund 281.
Rudolf II. von Hochburgund 288. 300.
Rudolf III. von Burgund 332 ff.
Rudolf von Habsburg 506.
Rudolf von Ems (Hohenems) 465.
Rudolf von Rheinfelden 357.
Rudolf von Schwaben 361. 370.
Rudpurch 282.
Rufach 487.
Rufinus 75.
Rugier 85. 88.
Rugsäule in Braunschweig 442.
Rumuburg (Rom) 394.
Runddörfer 395.
Rundwall 231.
Runen 146.
Runensteine 232. 233.
Rupert 237.
Rurik 394.
Ruthard von Mainz 381.

S (Initial) 233.
Saalburg-Kastell 60. 61.
Saalfeld 296.
Sabaudia 83.
Saben 144.
Sachs (Kurzschwert) 100. 148. 161.
Sachsen 21. 69 100. 134. 218. 270. 440.
Sachsenkriege 197.
Sachsenstein 361.
Sachsnot 197. 218.
Safraks 72.
Sage und Geschichte 166.
Saladin 449.
Salef 451.
Salem 475.
Salerno 374. 462. 464.
Salische Franken 167.
Salisches Volksrecht 122. 157.
Salomo von Konstanz 282. 285.
Salomo von Ungarn 358.
Salona 86.
Salzstätten 55.
Salzwerke 440.
Sambre 28.
Samo 177.
S. Germano 485.
St. Bernhard 254. 383. 430.
St. Denis 186.
St. Emmeran 273.
St. Gallen 216 260. 373.
St. Georg 220.
St. Hubert 224.
St. Leonhard 220.
St. Martin 222.
St. Nikolaus 222.
St. Oswald 222.
St. Switbertswerth 357. 447. 448.
Saragossa 192
Sarazenen 192. 272 ff. 311. 374.
Sarazenentürme 181.
Sardonyx-Kamee 53.
Sarg 224.
Sarkophage 77. 81. 101.
Sarmaten 68.
Saucourt 278.
Savoyen 83.
Schaf 10.
Schaffhausen 469.
Scharfenberg 422. 460.
Schaustellungen 147.
Scheffel, J. V. 309. 460.
Schedungen 218.
Schessel 253.
Schiff 155.
Schiffahrt 154.
Schilde 152.
Schillers „Taucher" 479.
Schlachta 344.
Schleswig 291.
Schlettstadt 487.
Schleudern 1. 2.
Schmiedegewerbe 136.
Schmuck 162.
Schnaderhüpferl 147.
Schnalle 167.
Schöffen 250.
Schottische Missionare 236.
Schreibgriffel 163.
Schrift 13 146 f.
Schulen 259.
Schussenried 8.
Schwaben 69. 103.
Schwabengau 77.
Schwarzes Meer 70.
Schwarzwald 62. 64. 372 f.
Schweden 511.
Schwein 10. 136. 253.
Schweinezins 171. 325.
Schweiz 70.
Schwert 100. 148. 152. 161.
Schwertertanz 147.
Schwertleite 445.
Scurcola 506.
Secundinier 65.
Sedan 311.
Seeland 223.
Seelenglaube 224.
Seewesen 154 ff.
Segestes 41 43.
Segimer 41.
Segimund 41 44.
Seguhank 44. 130.
Seide 137
Seldschuken 411.
Seleukia 451.
Seligenstadt 264. 346.
Selvaggia 493.
Selz 313.
Semnonen 40 f. 52. 67. 103.
Seneschall 246.
Sentius Saturninus 41.
Septimanien 166. 186.
Sequaner 30 ff.
Serapion 106.
Sette communi 30.
Severin 85.
Shakespeare 226.
Sidon 466.
Siebenbürgen 71. 494.
Siegel 276. 280. 284. 293. 385. 397. 409. 416. 419 469. 475. 500. 507.
Siegelring Childerichs 163.
Siegfried 222.
Siegfried von Mainz 361.
Siegfried III. von Mainz 494. 504.
Siegfried-Sage 44.
Sigambrer 34 ff.
Sigerich 80.
Sigibert 167. 172 ff.
Sigiburg 198.
Sigifrid, Dänenkönig 199.
Sigismund von Burgund 90. 169.
Silingen 81 f.
Silvester II., Papst 318. 320.
Silvester III., Papst 349.
Simonie 346. 348 349.
Singthgunt 223.
Sinibald Fiesco von Lavagna 495.
Sippe 95. 115. 118 ff 126 ff. 138 f.
Sizilianische Vesper 508.
Sizilien 79. 479.
Skandinavien 99. 511.
Skiren 21 24. 85.
Skrama achs 152.
Stridifinnen 99.
Slawen 17. 67. 177. 194. 201. 274 ff. 290. 312. 393 ff.
Slowenen 195.
Sobeslaw von Böhmen 436.
Soest 448.
Soissons 161. 169. 172 f. 180. 183. 267.
Sondershausen 363.
Sonnwendfeuer 232.
Soracte (Kloster) 183. 324.
Sorben 200. 204.
Spangen 142. 145. 146.
Spanien 17. 73. 80. 192.
Spatenberg 361.
Speer 151.
Speereisen 157.
Speyer 342 f. 382. 409.
Splügen 430
Spoleto 305.
Spolien-Recht 447. 464. 474 ff.
Spree 69.
Staatswesen 244 ff.
Stade 444.
Stadel 18.
Städtebund, Lombardischer 435. 464.
Städtebund Rheinischer 503.
„Städtegründer" 299.
Städtgründungen 439.
Städtewesen 488.
Stadtmauer 36. 57.
Stahleck 461.
Stammbaum der Karolinger 179. 261.
Stammbaum der Salier, Staufer, Welfen, Babenberger, Askanier, Supplinburger 388.
Stammbaum der Zähringer 398.
Staroſten 394.
Staufer 389 ff. 404 ff.
Stedinger 490.
Stefan II., Papst 184. 187.
Stefan V., Papst 264.
Stefan IX., Papst 355.
Stephanus 320.
Steinamanger 196.
Steinbeck 8.
Steinsarg 224.
Steinsarkophag 101.
Steinwaffen Abb. 5.
Steinwerkzeuge 8.
Stellinga 270.
Sterling (Pfund) 460.
Stettin 410.
Steuern 164.
Stiftsschulen 259.
Stilicho 74 ff. 77. 101.
Strabo 44. 52.
Straßburg 271.
Straßburger Eide 214. 269. 271.
Streitaxt 162 168.
Stuhlweißenburg 345. 358.
Sturm, Schüler Winfrieds 241.
Sumerer 19.
Sunna 223.

Sunigilt 89.
Süsteren 282.
Sutri 319.
Swanahild 182.
Swantewit 94.
Swatuplok 281.
Sweben 25. 32 ff. 66. 69. 80. 85. 218.
Swen, König von Dänemark 418.
Swiber swerth 357.
Swidger von Bamberg 349.
Swionen 155.
Syagrius 85. 161.
Symmachus 95.
Szekler 83.

Tacitus 43. 51 ff. 62 ff. 103. 114 ff. 164. 218 ff. 231 ff. 510 ff.
Tagliamento 98.
Taifalen 70.
Taufana 49. 223. 231.
Tankred von Lecce 456 ff.
Tapferkeit 113.
Tarent 311.
Tarsus 452.
Tassilo von Bayern 183 ff. 194 f. 243.
Taubach 7.
Taufe 243.
Taunus 61.
Taurisken 26.
Teck, von 481.
Tegernsee 243.
Teja 98.
Tempel 231.
Tempelgeräte, jüdische 85.
Tenkterer 33. 56.
Terra di Lavoro 464.
Tertri 178.
Terwingen 70.
Terzien 83. 86. 91.
Teutberga 272.
Teutobold 29.
Teutonen 28 ff. 111.
Teutoburger Wald 46.
Thankmar 287. 294.
Thenenbach 475.
Theodahad 96.
Theodegotho 166.
Theoderada 212.
Theoderich I., der Große 84. 87 ff. 163 ff. 214.
Theoderich II. 92 ff.
Theoderich Strabo 87.
Theodora von Rom 302.
Theodosius der Große 72. 73 ff.
Theodulf 209. 212.
Theophano, Kaiserin 307. 311 ff. Abb. 191.
Theotmalli 200.
Thessalien 74.
Thessalonich 465.
Theudebald 172.
Theudebert 171 f.
Theudebert II. 174. 196.
Theudelinde 172. 326.
Theuderich 132. 169 f. 184.
Theuderich II. 174. 237.
Theudo 196.
Thidrek 87.
Thietmar von Merseburg 320. 329.
Thinggemeinde 70. 71. 96. 112. 115. 129. 136. 146.
Thiudemer 87.
Thomasin von Zirkläre 499.
Thorfinnr Karlsefne 409.
Thorismund 84. 92.
Thraker 17.
Thrakien 72.
Thrasamund 90. 95.
Thronfolgegesetz 95.
Thumelicus 49. 54.
Thunar 219.
Thüringer 51. 169 ff.
Thusnelda 44. 52. 116. 121.
Tiberius 37. 39 ff. 48. 53.
Tie (Versammlungsstätte) 219.
Tiguriner 27.
Tilleda am Kyffhäuser 461.
Tio 218.
Tiodute 218.
Tisch 140.
Tiu 197. 218.
Tiudigotho 90.
Tivoli 320.
Tiwas 129. 218.
Todesstrafe 129.
Tokay 83.
Tortur 112.
Totenbäume 15. 224.
Totenkult 224.
Totila 97.
Toulouse 84. 165.
Tournai 160.
Tours 181. 258. 279.
Tracht 142.
Trajan 67 f.
Treiemaur 85.
Treue 113. 114. 120. 124. 150.
treuga Dei 348.
Trevirer 25. 34. 56.
Triarius 87.
Triboker 25. 34. 56.
Tribur 359. 366.
Tricktrack 94.
Trient 326.
Trier 35. 63 f. 76. 106. 158. 300.
Triest 73.
Trifels 422 f. 460.
Triodute 231.
Tripolis 4 8.
Triumphzüge 52. 68. 90. 96.
Trivium 260.
Troubadours 412.
Tschechen 195. 291. 395. 432.
Tugener 27.
Tung 140.
Tungern 56. 110.
Turkilingen 21.
Turniere 446.
Turpin, Erzbischof 193.
Tusculum 456.
Tuszien 464 474. 476.
Tuto von Regensburg 282. 283.
Twiel 285. 309.
Tyrus 452. 453.

Ubier 33 ff. 56.
Udvarhely 83.
Ulrich von Augsburg 303.
Uneheliche Kinder 169.
Unfreie 125 f. 251.
Ungarn 284. 289. 303. 320. 338. 345. 352.
Unstrut 362.
Unterricht 255.
Untersberg 222.
Upsala 100.
Ur 9
Urach, von 481.
Urban II., Papst 375. 377.
Urban III., Papst 447.
Urban IV., Papst 502.
Urnen 139 f. 223.
Usiper 33. 49. 55.
Utrecht 254. 387.

V (Initial) 255.
Valens 72.
Valentinian I. 106.
Valentinian III. 78. 84.
Valvassoren 341. 428.
Vannius 54.
Varus 42 ff.
Varusschlacht 45 f. 230 f.
Vasallen 247.
Vasbye (Angeln) 12.
Vettehöchheim 495.
Veleda 56 f. 120.
Vellejus 131
Vellejus Paterculus 40. 41.
Venantius Fortunatus 171 ff.
Vendig 203. 323. 437.
Venus 227.
Vercelli 30.
Vercingetorix 35.
Verden 200.
Verdun 271.
Verkehr 253.
Verlöbnis 122.
Verona 76. 92. 190. 303. 312.
Vespasian 56.
Vestalinnen 73.
Viehbestand 135. 252.
Viktor II., Papst 352.
Viktor IV., Papst 433.
Villingen 439.
Vindeliker 37.
Vineta 394.
Vitry 174.
Vitzenburg 170.
Vogelherd 287.
Voltio 33.
Vol 223.
Volker 22.
Völkerschaft 127 ff.
Volksrechte 248 f.
Volmer 222.

Wadomar 111.
Waffen 151 f.
Währung 245.
Waiblingen 389.
Waifar 186.
Waik 320.
Walafried Strabo 103.
Walamer 87.
Walbeck 339.
Walchen 22. 102.
Waldemar I., d. Gr., von Dänemark. 441.
Waldemar II. von Dänemark 472 ff.
Waldenser 478.
Waldrada 272.
Waldürn 61.
Walfadir 220.
Walhall 113. 217.
Walja 80.
Walküren 217.
Wallburgen 441.
wälsch 65.
Waltariilied 346.
Walther von der Vogelweide 464. 467. 470 ff.
Wandalen 21. 67. 80 ff. 95 f.
Wanderungen 20.
Wangjonen 25. 36. 56. 82.
Wappen 389. 397.
Warnefried 99.
Warnen 170. 177.
Wartburg 392.
Wasserleitung 62. 67. 97.
Wege 254.
Weib (Wort) 124.

Weichsel 8. 70.
Weide 138.
Weihgeschenke, westgotische 173.
Weihnachtsbaum 232.
Weihwasser 234.
Wein 104. 136.
Weinsberg 406.
Weißenburg a. S. 59.
Weißensee 444.
Weistümer 249.
Weizen 135.
Welf, schwäb.-bayer. Graf 266. 337. 354. 360. 376.
Welf VI. 413. 416. 458.
Welfen s. Heinrich.
Welfesholz 386.
Wendelin 222.
Wenden 194. 200. 392 ff.
Wendenkreuzzug 410.
Wenzel von Böhmen 494.
Wenzel der Heilige 298.
Werbung 122.
Wergeld 194. 197. 246 f.
Werinofeld 177.
Wernher von Kiburg 337.
Werwolf 225.
Wessex 293.
Wessobrunner Gebet 240 f.
Westfalen 197.
Westgoten 70 ff. 161. 165. 180.
Wettiner 392.
Wibald von Stablo 415.
Wibert von Ravenna 371.
Widemer 87.
Wido von Spoleto 280. 281.
Widukind 199 f. 222.
Widukinds Grab 199. 200.
Wien 338. 458.
Wieselburg 358.
Wiesenthaler Fund 107.
Wigrid 217.
Wikinger 20. 110. 158. 206 279. 313. 324.
Wikingerschiffe 277. 278.
Wilhelm I., König der Normannen 420.
Wilhelm II. (Normanne) 446.
Wilhelm von Hirsau 372.
Wilhelm von Holland 496. 503.
Wilhelm von Mainz 304.
Willibrord 238.
Willa 301.
Willebriefe 476.
Willigis von Mainz 313. 316 f. 324.
Wilzen 201. 291. 325.
Winfried 181. 184. 238.
Winiler 99.
Winland 400.
Wipo 333. 344.
Wirtschaft 135 ff.
Wisent 9.
Wismar 509.
Witichin 280. 300.
Witiges 96 ff. 171.
Witwentod 124. 224.
Wizelin 396.
Wladislaw von Böhmen 430.
Wochentagsnamen 218. 220.
Worms 25. 82. 175. 365. 491.
Wormser Konkordat 386. 474. 476. Abb. 233.
Wormser Reichsgesetze 487.
Wörth 61.
Wotan 87. 99. 136. 218. 220 ff.
Wotansberge 500.
Wukraner 291.
Wulfila 23. 70 f.
Würfelspiel 94.
Wyk-te-Durstede 180. 254.

Xanten 37. 47. 50.

Zabern 107.
Zacharias, Papst 183.
Zahlbach 153.
Zähringer (Stammbaum) 398. (s. a. Berthold.)
Zähringer 481.
Zara 472.
Zehntland 62.
Zeige 138.
Zeno 88.
Zentgraf 250.
Zepter 207.
Ziege 10.
Zirzipaner 394.
Ziu 218.
Ziu waren 218.
Zölibat 377.
Zosimus 75.
Zug 27.
Zuidersee 39.
Zülpich 170.
Zünfte 488.
Zupan 394.
Zürich 27. 339. 439.
Zweikampf als Gottesurteil 250.
Zwentibald, Sohn Arnulfs 281 ff.
Zwerge 216.
Zwölften 225. 227.

Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

DD 89 .H4 1905 v.1 IMS
Heyck, Eduard,
Deutsche Geschichte
47087958

PONTIFICAL INSTITUTE
OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK
TORONTO 5 CANADA